

Alfred Kühn.

5. Schulj. 4 Kn. Kl.

Alfred Kühn. 6. Schulj.
3. Kn. Kl.

Muttersprache III. Teil

24. Auflage

Ausgabe C.

Vorstadtgrabenstraße N. 8



Die Muttersprache.

Ausgabe C.

Lesebuch in drei Teilen.

III. Teil.

Neu bearbeitet und mit Abbildungen versehen

von

Baron, Junghanns und Schindler.

24. Auflage.

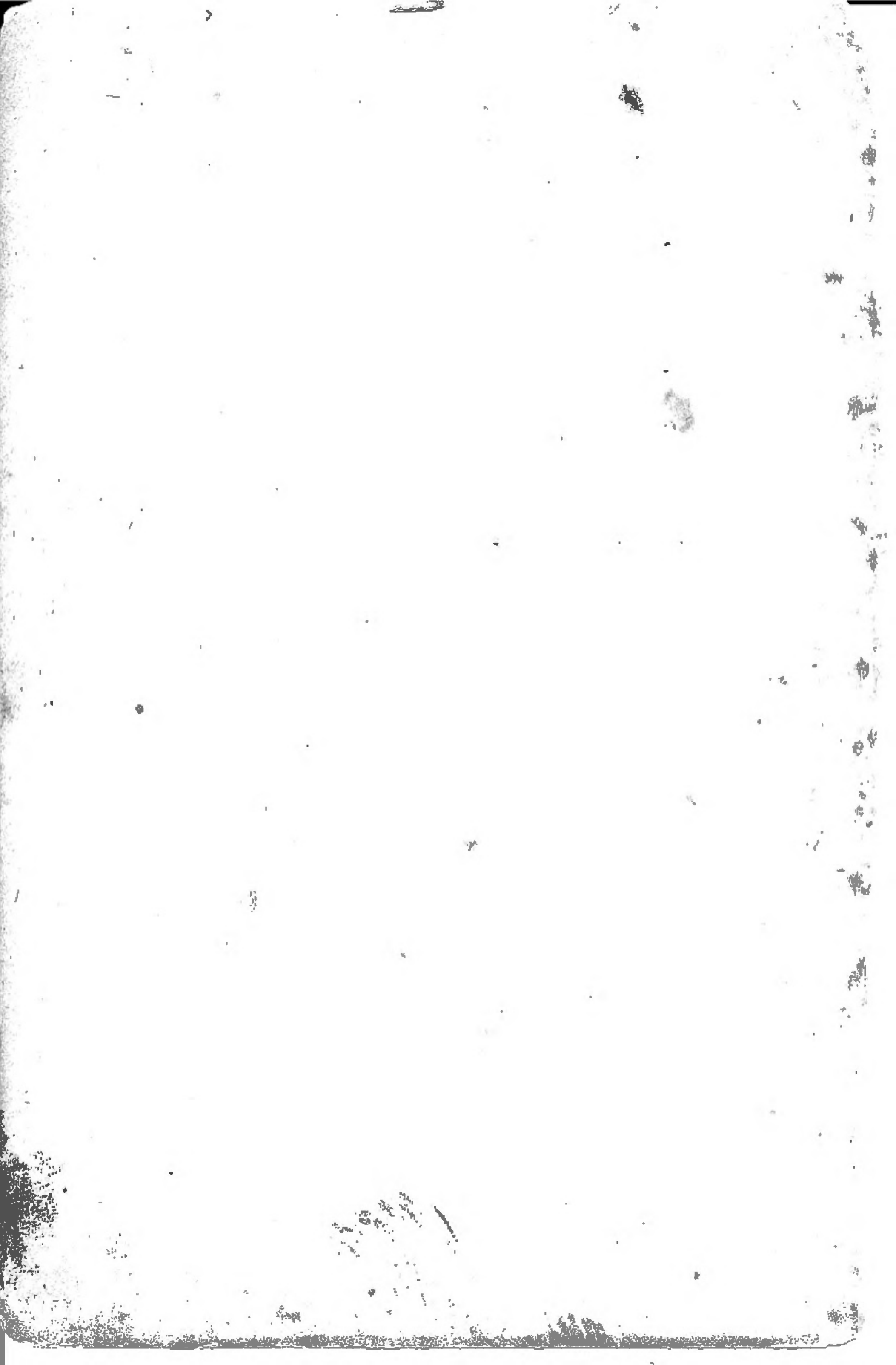
Preis gebunden mit Anhang 1 Mark 80 Pfg.



Leipzig

Verlag von Julius Klinkhardt

1905.



Allgemeines Vorwort.

Das vorliegende für einfache und wenig gegliederte Volksschulen bestimmte Lesebuch zerfällt — mit Einschluß der Fibel — in drei Teile, von denen der erste Teil den Lesestoff für die Elementarschüler, der zweite den für die Schüler von 7—10, beziehentlich 11 Jahren und der dritte den für die Schüler der Oberklassen enthält.

Bei der Abfassung desselben sind dieselben Grundsätze maßgebend gewesen, welche uns bei Bearbeitung der „Muttersprache" für mehrfach gegliederte Volksschulen geleitet haben.

Wir haben uns auch hier vor Augen gehalten, daß das Lesebuch seinen Zweck in sich selbst hat, und daß es in erster Linie zur Erzielung eines geläufigen, den Forderungen der Logik und Ästhetik entsprechenden Lesens und damit auch zur Bildung des Sprachgefühls der Schüler und zur Förderung eines guten Gedankenausdruckes bestimmt ist. Das ideale und das reale Element sind gleichmäßig betont worden, da das Lesebuch einen sittlich belehrenden, Herz und Sinn veredelnden Einfluß ausüben und in die klassische Literatur unserer Muttersprache, soweit dies in der Volksschule möglich ist, einführen, zugleich aber auch im Anschluß an den Unterricht in den realistischen Lehrfächern zur Belebung und Ergänzung oder zur Wiederholung und Befestigung des Sachunterrichts dienen soll. Der gesamte Lesestoff ist dementsprechend in bestimmte Gruppen gebracht worden, so daß es dem Lehrer nicht schwer fallen kann, die Stücke schnell aufzufinden, welche er gerade braucht.

Bei der Auswahl der Lesestücke waren wir bestrebt, nur sprachlich mustergültige Darstellungen aufzunehmen, und es ist von uns formeller und sachlicher Wert derselben jederzeit gleichmäßig ins Auge gefaßt worden.

Bei der Verteilung des Stoffes auf die verschiedenen Altersstufen war uns maßgebend, daß die betreffenden Stücke nach Inhalt und Form dem Schüler völlig verständlich sein müssen.

Dem Texte ist eine Anzahl guter Abbildungen eingefügt worden, welche dem Buche nicht nur zur Zierde gereichen, sondern auch bei Behandlung der Lesestücke naturkundlichen, geographischen und geschichtlichen Inhalts veranschaulichend und interesseerweckend wirken sollen.

Da diese Ausgabe des Lesebuchs nur zum Gebrauche in sächsischen Schulen bestimmt ist, so haben die vaterländischen Verhältnisse ganz besondere Berücksichtigung gefunden.

Die dreiteilige Ausgabe der „Muttersprache“ steht in engster Beziehung zu der für mehrfach gegliederte Schulen bestimmten Ausgabe in fünf Teilen. Da es nicht selten vorkommt, daß Kinder aus Schulen, in denen die fünfteilige Ausgabe gebraucht wird, in solche übergehen, wo die dreiteilige eingeführt ist, und umgekehrt, so haben wir durch Hinweise im Inhaltsverzeichnisse die Möglichkeit geboten, daß solche Kinder ohne große Störungen die in ihrem Besitze befindlichen Lesebücher noch weiter fortgebrauchen können.

Dresden, den 1. März 1894.

Die Herausgeber.

Vorwort zum „III. Teile der Muttersprache.“

Dieser Teil ist für die oberen Klassen, für die Schuljahre 5 bis 8, beziehentlich 6 bis 8 bestimmt.

Er zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste Lesestücke allgemein sittlichen, der andere aber Stücke realistischen Inhalts darbietet. Der letztere hat folgende Unterabteilungen: Bilder aus der Geschichte, Bilder aus der Erdkunde, Bilder aus der Naturkunde und Volkswirtschaftliches.

In den oberen Klassen solcher Schulen, denen nur wenig Zeit für die Behandlung der Realien zur Verfügung steht, soll das Lesebuch auch auf diesem Gebiete eine wesentliche Unterstützung sein; es ist daher eine verhältnismäßig reiche Auswahl von Lesestücken realistischen Inhalts vorhanden; aus gleichem Grunde ist der realistische Teil auch mit einer Anzahl guter Abbildungen versehen worden. Die besten Erzeugnisse unserer bekanntesten deutschen Dichter haben Aufnahme gefunden; sie sind an denjenigen Stellen eingefügt, an welche sie ihrem Inhalte nach hingehören.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

Bemerkungen:

1. Die in Klammern stehenden Nummern geben an, wo das entsprechende Lesestück in der neubearbeiteten Ausgabe B (in 5 Teilen) zu finden ist.
2. Die mit * bezeichneten Lesestücke sind Gedichte.
3. Ein † hinter der Überschrift des Lesestückes zeigt an, daß das Stück von den Verfassern der „Muttersprache" herrührt.

I. Abteilung.

Alles mit Gott!

Vom Feiertage.

Eltern und Kinder.

Herr und Diener.

Obrigkeit und Untertanen. Vaterland.

Nächstenliebe.

Wert der Gesundheit.

Nr. Seite

Verhalten gegen Tiere und Pflanzen.

Im Hause.

Redlichkeit und Treue.

Fleiß, Sparsamkeit und Ordnungsliebe.

Gott, unser Vater.

Leben und Tod.

Die Tages- und Jahreszeiten.

II. Abteilung.

Bilder aus der Geschichte.

Bilder aus der Erdkunde.

Bilder aus der Naturkunde.

Volkswirtschaftliches.*)

*) Die Artikel 444—448 sind entnommen aus: Volkswirtschaftliches Lesebuch v. H. Mahraun.

Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
wenn ich in der Fremde bin,
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
steig empor aus tiefen Grüften,
längst verschollnes altes Lied;
leb aufs neu in heil'gen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken,
sprech' ich wie der Mutter Mund!

Schenkendorf.



I. Abteilung.

Alles mit Gott!

1. Das walte Gott! 1*

1. Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich mein' Arbeit an,
mit Gott nur geht es glücklich fort,
drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott!

2. All' mein Beginnen, Tun und Werk
erfordert Gottes Kraft und Stärk'.
Mein Herz sucht Gottes Angesicht,
drum auch mein Mund mit Freuden spricht:
Das walte Gott!

3. Er kann mich segnen früh und spat,
bis all' mein Tun ein Ende hat.
Er gibt und nimmt, macht's, wie er will,
drum sprech' ich auch fein in der Still':
Das walte Gott!

Betichius.

2. Mit Gott!

Ich weiß zwei Wörtlein, wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du Ruh im Leben, Trost am Grabe und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen: „Mit Gott!"

Mit Gott steh auf, so wird der Tag ins Buch des Lebens geschrieben. Mit Gott schlaf ein, so schlummerst du sanft und kummerlos. Mit Gott zur Schule, so lernst du Worte des Lebens. Mit Gott in die Fremde, so kehrst du fröhlich und wohlbehalten heim. Mit Gott fang an, so gelingt dein Werk. Mit Gott hör auf, so folgt es dereinst dir nach. Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß. Mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich. Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater. Mit Gott ins Grab, so ruhst du im Herrn bis zur fröhlichen Auferstehung.

Colshorn.

---

*) Diese Ziffer gibt die Seite an, auf welcher das Lesestück in den früheren Auflagen (bis Auflage 13) zu finden ist.

3. Der rechte Steuermann.

Ein Geistlicher in einem Seestädtchen fuhr auf einem kleinen Schifflein vom Ufer nach der gegenüberliegenden Insel. Am Hinterteile des Schiffes stand der Steuermann; vorn saßen zwei Matrosen, Vater und Sohn, und handhabten die Ruder. „Ihr seid heute wieder traurig, Jack," sagte der Geistliche zu dem Vater. „Freilich," antwortete der Matrose; „der Winter ist vor der Tür, und wie wird's werden mit meinen fünf Kindern? Ich bin den ganzen Tag voller Sorge." — „Das sollt Ihr aber nicht sein; denn der Heiland sagt: ‚Sorget nicht!'" — „Den Spruch versteh ich nimmer und nimmer. Also soll ich mich jetzt auf die faule Haut legen, von meinen paar ersparten Groschen mir einige gute Tage machen und es darauf ankommen lassen, ob der liebe Gott etwas beschert für Weib und Kind, oder ob sie hungern und frieren müssen?"

„Das nicht, aber — holla, Jack! was ist denn das?" rief plötzlich der Geistliche; „wir fahren eben durch die Klippen, und Ihr schaut Euch nicht einmal um danach? Tut Eure Schuldigkeit!" — „Ei," sagte der Matrose gleichgültig, das ist Sache des Steuermanns." — „Tut Eure Schuldigkeit, Jack! sage ich noch einmal, und dämmert nicht so vor Euch hin! Seht ihr denn die Klippen nicht? Wir gehen zugrunde, wenn Ihr's so leichtsinnig mit Eurer Arbeit nehmt." — „Schuldigkeit tun — leichtsinnig nehmen?" erwiderte der Matrose; „Herr, wie kommt Ihr mir vor? Arbeite ich nicht aus Leibeskräften? Soll ich vielleicht steuern helfen?" — „Freilich," sagte der Geistliche, „damit es glücklich vorwärts geht." — „Ach, das wäre ja eine unnütze Geschichte, Herr. Jeder tut eben das Seine; dann wird schon alles recht werden. Der Steuermann steuert, und ich führe das Ruder. So ist's Schiffsbrauch!"

„Nun, nehmt's nur nicht übel, Jack!" erwiderte lächelnd der Geistliche; „im Reiche Gottes ist's eben auch so Brauch. Das Arbeiten ist Eure Sache, das tut aus Leibeskräften und seht dabei nicht rechts, noch links! — Die Sorge aber, daß Ihr bei Eurer Arbeit zugrunde gehen und nicht vorwärts kommen möget, die erspart Euch und laßt sie dem, der am Steuer sitzt, und von dem geschrieben steht: „All' Eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch." Stöbert.

4. Gott lebt noch.

Bei Meister Martin war die Not zu Haus,
aus jedem Winkel guckte sie heraus,
sie machte sich in Küch' und Keller breit,
sie saß am leeren Tisch zur Mittagszeit
und legte selbst am Abend schadenfroh
sich mit dem Müden auf die Schütte Stroh.
Und ob's der Meister noch so emsig trieb,
arbeitend halbe Nächte munter blieb,

umsonst, es wuchs die Not mit jedem Tag,
und mutlos ward der Meister allgemach,
ließ ruhn die fleiß'ge Hand und seufzte schwer
und wankte wie ein Schatten bleich umher.
Und mahnte ihn sein Weib, auf Gott zu trau'n,
zog er zusammen finstrer noch die Brau'n
und brummte: „Weib, laß mir das Trösten sein;
uns kann vom Elend nur der Tod befrei'n!"
Da schwieg die Frau und sprach kein Wörtlein mehr
und wankte wie ein Schatten bleich umher,
saß müßig an dem Rocken stundenlang,
tief in Gedanken still, und seufzte bang.
Da sprach der Mann: „Was fehlt dir nur, Marie?"
Und als sie schwieg, drang er noch mehr in sie,
sie solle ihm ihr Leiden doch gestehn,
er könne sie nicht mehr so traurig sehn.
Und sie darauf: „Ach in verwichner Nacht
hat mir ein Traum das Herz so schwer gemacht;
ja, bester Mann, ich will dir's nur gestehn,
ich hab' im Traum den lieben Gott gesehn.
Er lag im Sarg, sein Haar war silberweiß,
und weinend standen Engel rings im Kreis.
Der Helfer starb, nie endet unsre Not;
Der liebe Gott — der liebe Gott — ist tot!"
Da lächelte der Mann nach langer Zeit
zum erstenmal und sprach mit Freundlichkeit:
Ei, ei, Marie, wie du so töricht bist!
Weißt du denn nicht, daß Gott unsterblich ist,
daß er, erhaben über Raum und Zeit,
regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit?"
„Wie," sprach die Frau, „so glaubst du, lieber Mann,
daß Gott im Himmel niemals sterben kann,
daß er derselbe bleibet fort und fort,
und wählest ihn doch nicht zu deinem Hort
und setzest deine Hoffnung nicht auf ihn,
des Hilfe stets zur rechten Zeit erschien?"
Da fiel's wie Schuppen von des Mannes Geist.
„Ja, Gott ist treu, er hält, was er verheißt!
Dank, liebes Weib, du weckest mein Vertrau'n,
auf Gottes Hilfe will ich freudig bau'n.
Und zag' ich jemals wieder in der Not,
dann frage nur: „Ist denn der Herrgott tot?'"

Sturm.

5. Das Haus Gruit van Steen.

217.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbe-

gründetsten in Hamburg. Das Oberhaupt des Hauses war damals Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück mit überkommen hatte, einen goldtreuen Diener. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit so von Grund aus wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst. Der Dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem Ende zum andern. Städte und Dörfer waren zu Hunderten verwüstet und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Kriegsleute zu retten. Unter diesen Umständen und namentlich auch bei der Unsicherheit der Straßen in allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der ins Innere von Deutschland. Das fühlte man auch im Kontor des Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten, und drinnen war's oft wochenlang so still wie in einer Kirche.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem der alte Jansen im Kontor lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braun getäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wollte er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nacheinander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief von oben bis unten mit Tintenflecken marmorierte und auf einmal fertig machte. Hermann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Jansen, haben wir denn heute St. Veitstag, oder seid Ihr vielleicht zum ersten Male in Eurem Leben so früh schon in den Ratskeller geraten und habt von einem spanischen Fäßchen gekostet?" — „Nein, Herr," antwortete Jansen mürrisch, „aber so geht's nimmer. Bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf dem gewöhnlichen Wege bei dem verwetterten Kriege. Was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündteuren Waren von den geizigen Kaufherren aus Holland herbeizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben können von ihren Nachbarn, den Engländern, und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waren als möglich und laßt mich nach der Neuen Welt fahren. Ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram." Da standen die beiden Herren auf, gingen lange im Zimmer auf und ab und beratschlagten.

Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen war, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen solle. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Ratsherrngewande mit Jansen dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der

Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von alt und jung, vornehm und gering. Einige Ratsherren, Freunde der beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der ältere, ein Mann mit greisem Haar und Bart, sprach: „Freund Hermann, Euer Schiff ist schier schwer bepackt und beladen. Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr!" Aber Jansen antwortete munter: „Laßt's Euch nicht anfechten, ihr Herren, es ist das dritte Mal, daß ich die Fahrt mache, und aller guten Dinge sind ja drei; drum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen — und den alten Jansen nun schon gar nicht — drum lebt wohl!" Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände. Ein paar Tränen träufelten ihm in den grauen Bart. Dann stieg er in das Boot, das ihn ans Schiff bringen sollte. Die Musik ertönte lebhafter. Bald langte das Boot am Schiffe an. Hinauf stieg Jansen, und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt. Alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde. Vom Verdeck winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar.

Drei Vierteljahre waren verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neuamsterdam gescheitert seien, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn Hermann, und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser in Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen, drum war's auf der Schreibstube so still wie im Grabe. Kaum hörte man atmen und das leise Schnarren der Federn der emsig schreibenden Gehilfen, die nur manchmal ängstlich die Augenlider hoben, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn wie ein klagender Geist durchs Zimmer klang oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hängenden Bilde seines Vaters, und eine große, schwere Träne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da schrak er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus einem schweren Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Ratsherr, küßte seine Frau und seine munteren drei Knaben und ging mit der Äußerung, daß heute Sitzung sei, hinunter. Die Grüne Gasse entlang schritt er dem Rathause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Ratssaale legte er vor den erstaunten Kollegen

die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als zahlungsunfähig an. Die Herren erschraken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein solle als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen, Jansen war nicht gekommen. Hermanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert. Da drangen die schon durch die Fristverlängerung erbitterten Gegner so ungestüm auf den strengsten Vollzug des Gesetzes, daß der Magistrat notgedrungen dem Rechte seinen Gang lassen mußte. Alles war versiegelt worden, und dem armen Gruit nebst Familie war nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingange des Hauses geblieben.

Die Versteigerung begann. Sie geschah in dem geräumigen Kontor, jenem Stübchen gegenüber. Gedrängt voll Menschen war das Zimmer. Laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz. Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirts zum Westindienfahrer, an, als wolle er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rotgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, unbekümmert um alles, mit der großen Angorakatze spielten. Fritz, der älteste, aber hielt den quer vor der Tür liegenden zottigen Boll, den Haushund, an beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Türe knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen!“ Stephan, der Ratsdiener, trat herein, ein gutmütiger Alter, der früher so oft mit freundlichem Bücklinge Herrn Hermann die Türe des Ratssaales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen.“ Da wandte Hermann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das Härteste; doch dein Wille, o Gott, geschehe!“ Es war der mit grünem Samt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, in dem er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen erteilt hatte, und welcher bis dahin als unberührbares Heiligtum im Hause gehalten worden war. Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht von ihm trennen. Der Auktionator rief: „Nr. 120, ein noch gut gehaltener Lehnsessel mit Sammet beschlagen!“ und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!“ — „Also vier Mark zum ersten,“ rief der Auktionator mißmutig.

In diesem Augenblicke riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang freudig bellend

vors Haus, und zum offen stehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „40 Mark zum ersten!“ Einen Augenblick darauf trat hastig ins Zimmer ein von der Eile ganz erhitzter Mann mit sonnenverbranntem Gesicht in Schiffertracht und wiederholte mit Donnerstimme: „400 Mark zum andern, zum dritten- und letztenmal!“ Dabei schlug er mit seinem spanischen Rohre dergestalt auf den Tisch, daß des Auktionators Papiere umherflogen und dieser wie die ganze Menge zusammenschrak. „Herr Gott, unser Jansen!“ rief Hermann und fiel ihm um den Hals. Der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's, unser Schiff liegt voll Waren, worunter auch Goldbarren, im Hafen. Aus ist die Auktion. Jetzt alle fort!“ Dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin. „Morgen kommt aufs Rathaus, da soll alles samt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: Unser alter Herrgott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Gruit van Steen blüht noch! Und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimat, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth, von eurem alten Jansen!“

Schubert.

6. Die Gottesmauer.

6.

1. Drauß' vor Schleswig an der Pforte
wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen aus zu Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
brechen ein mit wilder Macht.
Drauß' vor Schleswig, weit vor allen,
liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

2. Drauß' vor Schleswig in der Hütte
singt ein frommes Mütterlein:
„Herr in deinen Schoß ich schütte
alle meine Sorg' und Pein!“
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
zwanzigjährig, neuster Zeit,
hat, den Bräutigam zu schauen,
seine Lampe nicht bereit.
Drauß' vor Schleswig in der Hütte
singt das fromme Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!“
singt das fromme Mütterlein,
„daß dem Feinde davor graue;
nimm in deine Burg uns ein!“ —
„Mutter,“ spricht der Weltgesinnte,
„eine Mauer uns ums Haus
kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus.“ —
„Eine Mauer um uns baue!“
singt das fromme Mütterlein.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen.
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
kann er uns die Mauer bauen;
was er will, ist wohl bestellt.“ —
Trommeln rumdidum rings prasseln,
die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
ach, nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue!“
singt das fromme Mütterlein.

5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
fluchen, lärmen, toben, zechen,
doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied!“
Aber sieh, das Heer vom Morgen
bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue!“
singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!"
spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
nur Kosakenpulke 'ran,
rings in allen Hütten liegen
sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue!"
singt das fromme Mütterlein.

7. „Eine Mauer um uns baue!"
singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still. „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Türe,
nimmer käm' er sonst heraus.
Daß er Gottes Allmacht spüre,
liegt der Schnee wohl haushoch drauß'.
„Eine Mauer um uns baue!"
sang das fromme Mütterlein.

8. „Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!"
spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
als der Herr die Mauer baut';
in der fünften Nacht des Jahres
hat's dem Feind davor gegraut!
„Eine Mauer um uns baue!"
sang das fromme Mütterlein.

Brentano.

7. Harre, meine Seele!

1. Harre, meine Seele, harre des Herrn! Alles ihm befehle, hilft er doch so gern. Sei unverzagt! Bald der Morgen tagt, und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach. In allen Stürmen, in aller Not wird er dich beschirmen, der treue Gott!

2. Harre, meine Seele, harre des Herrn! Alles ihm befehle, hilft er doch so gern. Wenn alles bricht, Gott verläſst uns nicht; gröſser als der Helfer ist die Not ja nicht! Ewige Treue, Retter in Not, rett' auch unsre Seele, du treuer Gott! Malan.

8. Sprichwörter vom Gottvertrauen.

1. An Gottes Segen ist alles gelegen. 2. Der alte Gott lebt noch. 3. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. 4. Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut. 5. Was Gott tut, das ist wohlgetan. 6. Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf. 7. Je gröſser Not, je näher Gott. 8. Tue nur das Deine, so tut Gott das Seine. 9. Der Mensch denkt, Gott lenkt. 10. Mir genügt, wie Gott es fügt. 11. Gott läſst wohl sinken, aber nicht ertrinken. 12. Wen Gott nicht hält, der fällt. 13. Wen Gott naſs macht, den macht er auch wieder trocken. 14. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Wohltat sagen, du hättest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen. (Rückert.)

9. Das Vaterunser.

Einst ward ein Geistlicher gerufen, um einen Mann, der vor Gericht stand, zum Eide vorzubereiten. Ich weiſs nicht, in welcher Angelegenheit es war, um einer Erbschaft oder um eines Verbrechens willen. Der Geistliche kennt den Mann und weiſs, daſs auf seine Treue wenig zu geben ist. Er läſst sich die Sache berichten und sieht seinen Mann darauf an. „Willst du schwören?"

fragt er. „Ja!“ war die Antwort. Aber in diesem Ja und in dem angstvollen Blicke des Auges und den zusammengepreſsten Lippen merkt er, es ist, wie er gefürchtet, der Mensch will einen Meineid schwören. „Bedenke, was du tun willst!“ redet er ihm zu. „Der heilige Gott ist dir nahe!“ Doch jener bleibt dabei, er will schwören. Und je ernstlicher der Geistliche sein Gewissen faſst und ihm Gottes Wort vorhält, desto kälter bleibt der Mann bei seiner Sache.

Den Geistlichen ergreift eine Bangigkeit. Er hat kein Wort mehr, und der Mensch steht da, bereit den heiligen Gott zu lästern. Da faſst es ihn, er weiſs nicht wie; er hebt seine Hände auf und betet über dem Sünder ein inbrünstiges Vaterunser. — Der steht wie vom Donner gerührt, leichenblaſs, zitternd am ganzen Leibe; er will reden, und das Wort stirbt ihm in der Kehle. Auf einmal schreit er: „Nein, nein! ich schwöre nicht!“ Und der Geistliche spricht: „Herr Gott, ich danke dir, daſs du mich erhöret hast!“

Ahlfeld.

10. Der Stock auf dem Rathause zu Stendal.

Vor dreihundert Jahren lebte in Stendal ein Bürger, der viel geerbt hatte. Aber weil es ihm nicht sauer geworden war, Vermögen zu erwerben, überlieſs er sich der Trägheit und dem Müſsiggange und lebte alle Tage herrlich und in Freuden wie der reiche Mann im Evangelium. Da traf aber gar bald das Sprichwort ein: „Wie gewonnen, so zerronnen.“ Sein Reichtum ging zur Neige. Er sah sich öfters genötigt, seine Zuflucht zum Borgen zu nehmen. So kam er einst zu einem Freunde aus der Jugendzeit und bat ihn um ein Darlehen von zweihundert Goldgülden; nach Jahr und Tag wollte er sie ihm pünktlich wieder zustellen. Der Freund zählte ihm die blanken Gulden auf den Tisch; der Prasser schob sie in seinen Säckel und ging fröhlich von dannen.

Es verstrichen darauf drei Jahre. Der Schuldner dachte nicht an Rückerstattung des Darlehns. Da kam der Gläubiger ihm eines Tages ins Haus und mahnte ihn an seine Schuldigkeit. Der arge Schalk erwiderte: „Wie kannst du mir so etwas sagen? Hab' ich dir nicht schon längst als ehrlicher Mann die ganze Summe zugestellt?“ — „Das lügst du!“ sprach der Gläubiger, „und ich werde dich darum verklagen.“

Er ging hin und reichte seine Klage ein. Die beiden Männer wurden entboten, vor Bürgermeister und Rat sich zu gestellen. Als sie nun in der Ratsstube dastanden, fragte der Richter den Verklagten: „Habt Ihr wirklich diesem Manne da die Euch geliehene Summe wieder zugestellt, und könnt Ihr das beschwören?“ — „Ja,“ sagte der Schuldner, „das kann und will ich, hochweiser Herr!“ — „Nun, dann hebt die Finger auf und schwört!“ sprach der Richter. Der Verklagte machte sich dazu

bereit und sprach zum Kläger: „Sei doch so gut und halte so lange meinen Stock in deiner Hand, bis ich die heilige Handlung vollbracht habe.“

Solches geschah, und der Bösewicht schwur, er habe seinem Gläubiger die Summe wahr und wahrhaftig in dessen Hand zurückgestellt. Nachdem der Eid geleistet war, sprach der Bürgermeister: „Die Schrift sagt: Der Eid macht ein Ende alles Haders. Ihr könnt nun beide gehen.“

Und sie gingen, der Schuldner voller Freuden, der Gläubiger voll Leides. Als sie aber mitten auf der steinernen Rathaustreppe waren, fügte es Gott, der Rächer des Meineids, daſs der Schuldner ins Stolpern kam und über seinen Stock fiel. Siehe, da brach der Stock mitten entzwei, und kling! kling! fielen lauter Goldgülden daraus hervor, die Stufen der Treppe hinunter. Da erkannte man nun, aus welcher Ursache der Gottlose dem braven Manne seinen Stab beim Schwören in die Hand gegeben hatte; er hatte sich selber vorgelogen, daſs er solchergestalt keinen falschen Eid schwöre, da er ja nun mit Recht sagen könne, er habe das geborgte Geld dem Gläubiger wieder in die Hand gestellt. Es folgte jedoch die Strafe auf dem Fuſse. Beim Fallen über den Stock zerbrach er sich das rechte und linke Bein, und so muſste er fortan auf Krücken durchs Leben hinken, und wo man ihn sah, da rief man ihm seine Sünde nach: „Da geht der Meineidige, den Gott gerichtet hat.“ Der ehrliche Gläubiger sammelte seine Goldgülden und trug sie heim. Den zerbrochenen Stock aber verwahrte man zum ewigen Andenken an dieses Gottesgericht auf dem Rathause.—„Irret euch nicht, Gott läſst sich nicht spotten. — Einmal verschworen, ewig verloren.“ Bäßler.

11. Lob Gottes am Abende in den Alpen.

In einigen Alpenbezirken von Piemont und Savoyen, in denen die Bewohner zerstreut als Hirten wohnen, herrscht eine schöne, fromme Sitte, welche den Hirten einigen Ersatz für das gesellige Leben in ihrer Einsamkeit verschafft. Wenn die Sonne das Tal verlassen hat und ihre letzten Strahlen noch schwach die schneeigen Gipfel der Berge vergolden, nimmt der Hirte, dessen Hütte auf dem höchsten Punkte liegt, sein Alpenhorn und ruft wie durch ein Sprachrohr: „Lobet den Herrn!“ Alle benachbarten Hirten, an der Tür ihrer Hütte stehend, wiederholen der Reihe nach den Schall, so wie sie ihn vernehmen, und so ertönt eine Viertelstunde lang von Fels zu Fels, von Tiefe zu Tiefe, sich in immer weiterer Ferne verlierend, das Echo: „Lobet den Herrn!“ Eine feierliche Stille folgt den letzten Tönen des Horns, und dann fallen alle Hirten mit entblöſstem Haupte in frommer Andacht auf die Knie nieder. Und wenn endlich Finsternis die Berge umhüllt, so erschallt das Horn von neuem mit einem vertraulichen

„Gute Nacht!“ und in Frieden ziehen sich nun die Hirten in ihre einsamen Wohnungen zurück, um auszuruhen von den Mühen des Tages.

Krummacher.

Vom Feiertage.

12. Schäfers Sonntagslied.

209.

1. Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
noch eine Morgenglocke nur,
nun Stille nah und fern.

2. Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
als knieten viele ungeseh'n
und beteten mit mir!

3. Der Himmel nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Uhland.

13. Altes Gold.

„Wo ein Kirchturm ist, da reckt der liebe Gott den Finger in die Höhe; denn es ist eine Kirche und ein Kirchhof dabei!“ Also läßt sich ein uraltes deutsches Sprichwort vernehmen, und das ist ein goldenes, echtes und zeugt für den frommen Sinn unserer Voreltern.

Du lieber Gott! für viele in unseren Tagen reckt da der Herr den Finger umsonst in die Höhe. Sie sehen ihn und denken dabei höchstens an das Zifferblatt der Uhr, ob's bald Mittag oder Feierabend sein möchte. An ein Aufwärtsrichten des Herzens im Gebete denkt selten einer, noch seltener daran, daß am Sonntage der Herr mit dem aufgereckten Zeigefinger mahnt: „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen, wie etliche pflegen!“ nicht, daß ein Kirchhof dabei ist, wo die Gräber sind, darinnen wir einst unser leiblich Teil zur Ruhe legen, während die Seele vor ihren Herrn und Richter tritt.

O du, der du dieses Sprichwort hier vielleicht zum ersten Male liesest, schreib dir's in die Seele! Gottes Finger ist der hohe Turm, von dem die Glocke als ein Mahnruf dir in Ohr und Herz dringen soll. Er erinnert dich: „Hier ist eine Kirche, darin haben dein Vater und deine Mutter für dich gebetet. Komm und bete auch, daß deine Seele den Herrn finde, der vom Tode errettet!“ — „Es ist ein Kirchhof dabei,“ mahnt er dich, „darauf auch du deine Ruhestätte finden wirst, wenn's Gottes Wille ist.“ Denk an den Tod, daß dir das Leben zu teil werde!

Horn.

14. Der Sonntag im Sprichworte.

1. Ohne Sonntag kein Werktag. 2. Am Werktag schaffe alle Dinge, am Sonntag höre, bet und singe. 3. Kirchengehen säumet nicht. 4. Was der Sonntag erwirbt, schon vor dem Montage verdirbt. 5. Vorbei an Kirch' und Schulhaus geht der nächste Weg ins Zuchthaus. 6. Wer dem Herrn nimmt seinen Tag, der macht die andern zu lauter Plag'.

15. Du sollst den Feiertag heiligen.

a.

Ein ehrlicher Schmiedegesell kam auf seiner Wanderschaft in eine Werkstatt, wo es recht tapfer herging mit Hämmern und Feilen bis abends, und es war ihm eben recht; denn er arbeitete gern. Als aber der Sonntag kam und das Hämmern nicht aufhörte und keine andere Orgel zu hören war als der Blasebalg, war's ihm nicht ganz recht; denn er wäre gern in die Kirche gegangen, ein geistliches Lied mitzusingen. Aber der Meister wollte aus seinem Eisen alle Taschen voll Geld schmieden und dachte: „Warum soll mein Handwerk bloß am Sonntag keinen goldnen Boden haben?"

Eine Weile hat sich's der Gesell gefallen lassen, weil er dem Meister nicht wollte zuwider sein. Allein ohne den Sonntag schmeckte ihm das Leben wie eine Wassersuppe, in der kein Salz ist. Also faßt er sich ein Herz, geht zum Meister ins Haus und sagt: „Meister, ich kann ohne Gottes Wort nicht länger bestehen, und wenn ich mich den Sonntag in der Werkstatt abarbeite, bin ich in der Woche nur ein halber Mensch; darum seid so gut und gebt mir am Sonntag meine Freiheit!" Der Meister sagt: „Nein, das geht nicht an; denn du hast die Aufsicht in der Werkstatt, und außerdem, wenn einer fortginge, könnten sie alle fortgehen, und dann stünde das Geschäft still." — „Aber ohne Gottes Wort verkomm' ich," sagt der Gesell, „und es geht einmal nicht mehr. Ihr wißt, faul bin ich nicht, aber was nicht geht, das geht nicht; und wofür bin ich ein Christ, wenn ich keinen Sonntag habe?"

Dem Meister kam das wunderlich vor, und er hatte schon ein Wort von Narrenspossen und dergleichen auf der Zunge. Wie er aber dem ehrlichen Gesellen ins Gesicht sah, besann er sich und sagte: „Nun, meinethalben geh in die Kirche, soviel du willst. Aber eins beding' ich mir aus: Wenn viel zu tun ist, mußt du auch am Sonntag auf dem Platze sein!" — Wer war froher als unser Gesell! Am nächsten Sonntag zieht er seinen blauen Rock an, nimmt das Gesangbuch unter den Arm und geht in die Kirche. Solch einen schönen Tag hat er lange nicht gehabt, ihn hat die Predigt und der Gesang ganz aufgeweckt, und unser Schmied ist so munter wie ein Vogel. Nun vergeht die Woche, und wie der Sonnabend kommt, sagt der Meister: „Gesell, es ist viel zu tun, morgen mußt du in der Werkstatt sein." — „Gut," sagt der Gesell, „wenn's nicht anders sein kann." — Den nächsten Sonnabend sagt der Meister wiederum: „Es ist viel zu tun," und so auch den dritten.

Als aber nach dem dritten Sonntag der Gesell den Wochenlohn bekommt, siebzehn Mark und fünfzig Pfennige, wie's ihm zukam, da spricht er: „Das ist zu viel!" und schiebt ihm zwei Mark fünfzig Pfennige zurück. „Warum?" sagt der Meister, „es ist für die sieben Tage." — Aber der Gesell spricht: „Nein, ich hab's mir bedacht, für den Sonntag nehme ich kein Geld mehr; denn der Sonntag ist nicht

zum Geldverdienen, und wenn ich am Sonntag arbeite, so geschieht's Euch zulieb, und Geld will ich nicht."

Da sah der Meister den Gesellen groß an, und seit dem Tage war die Schmiede jeden Sonntag verschlossen und kein Hammer, noch Blasebalg mehr zu hören.

Fliegende Blätter.

16. Ein Gesang über den Wassern. 211.

Nach Amerika geht die Straße weit, und wer dahin will, muß mehr als einen Sonntag unterwegs bleiben. Dorthin zogen zwei Bauersleute, denen es in der Heimat nicht mehr wohl gefiel. Und sie waren schon eine Woche lang mitten auf dem Weltmeere, wo man keinen grünen Wald sieht und keinen Kornacker, und des Morgens kräht kein Hahn, und des Mittags bläst kein Hirte; und wenn manchmal ein Vogel sich zeigt, so ist's keine Schwalbe, die den lieben Sommer verkündigt, auch keine Lerche, die einem auf dem Felde singen hilft im goldenen Sonnenscheine, sondern ein Sturmvogel, der ein bös und brausend Wetter ansagt. Auch hat man da keinen festen Boden unter den Füßen wie hinter dem Pfluge, sondern das wankt und schwankt in einem fort, und es wird einem an Leib und Seel' sterbensweh dabei. So geht's alle Tage, und droben sieht man nur den unendlichen Himmel und drunten das weite, weite Gewässer; und die Sonne hat kein trocken Plätzchen, wo sie abends sich hinlegen kann, sondern geht ins Meer zu Bett und steht aus dem Meere wieder auf.

Nun gefielen zwar anfänglich unsern zwei Landsleuten die Meereswunder nicht wenig; denn alles Neue lockt und reizt des Menschen Herz. Aber wie es alle Tage dasselbe gab und kein Ende nehmen wollte, ward ihr Mut gar geringe. Und sie saßen oft bei einander oben auf dem Schiffsboden und sahen mit trübseligen Blicken hinunter in die See und hinaus, wo sie hergekommen waren.

Also saßen sie einstmals auch wieder beisammen droben auf dem Verdecke an einem Sonntagsmorgen. Da sagte der eine: „Jetzt ist's daheim im Dorfe auch Sonntag; die Glocke ist neun, und es läutet zur Kirche, und alle Menschen gehen hinein; unser Pfarrer hat den Chorrock an, und der Lehrer sitzt an der Orgel." Da sagte der andere: „Ich hätt's mein Lebtag nicht geglaubt, daß einem der Sonntag so weh tut und die Seel' drückt, wenn man ihn nicht hat." Und nun schwiegen beide und dachten an ihre Heimat, und es stand ihnen ihr Dorf vor der Seele mit den blauen Bergen weit hinaus und die grünen Wälder und Felder; und hier und dort wird geläutet, und über die Wiesen und durch die Gebüsche gehen die Kirchleute, und nachher wird alles still draußen, nur die Hirten und die Herden und die Vögel sind noch da, und die Sonne scheint friedlich.

Dies ging eins nach dem andern den beiden durch die Gedanken. Aber unter ihnen rauschten und plätscherten die Wellen an den Seiten des Schiffes. Und wie sie so daran in ihrem Herzen gedachten, ward's ihnen inwendig heiß zum Weinen. Da stand der eine auf, ging an seine Kiste, schloß sie auf und nahm eine Bibel und ein Gesangbuch

heraus und kam wieder zu seinem Kameraden. Und er las die Epistel und das Evangelium desselben Sonntags vor, und darauf betete der andere den Glauben. Und danach schlugen sie das Gesangbuch auf und huben an mit lauter Stimme zu singen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn allezeit“ ꝛc. — Es waren aber noch andere Auswanderer aus Deutschland mit auf dem Schiffe. Wie die das deutsche Kirchenlied hören mitten auf dem Meere, geht ihnen das Herz auf, und sie kommen herzu und stellen sich im Kreise um unsere beiden Bauersleute, entblößen ihr Haupt und singen mit:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
und hoffet auf ihn allezeit,
den wird er wunderbar erhalten
in aller Not und Traurigkeit.“

Und der Gesang kam immer kräftiger aus Herzensgrund und schallte weithin in die See hinaus, und das Meer rauschte darein wie eine Orgel. Da schwebte der Geist Gottes auf den Wassern. Die beiden Bauersleute aber und alle die andern, die dabei waren, hatten sich das Trauern aus der Seele herausgesungen, und es war ihnen selig zumute, als wären sie daheim im teuren Vaterlande.

Drum merke: „Wenn du wandern gehst, so nimm deinen heiligen Glauben mit und deine Bibel und dein Gesangbuch; denn in diesen dreien liegen die echten Herrlichkeiten des deutschen Vaterlandes. Wer aber ohne die auszieht, der kann wandern bis ans Ende der Welt und findet nimmer eine Heimat.“ „Fliegende Blätter“.

17. Das Kirchenjahr.

Vor den Prachtbauten christlicher Gotteshäuser, wie z. B. der Peterskirche zu Rom, den Domen zu Köln, Strafsburg u. s. w. stehen wir mit Bewunderung stille, aber nicht weniger bewunderungswert ist der geistliche Bau unseres Kirchenjahres. Das ist ein Bau, an dem die Christenheit jahrhundertelang gearbeitet hat.

Wir unterscheiden ein bürgerliches und ein Kirchenjahr. Jenes richtet sich nach der Sonne am Himmel, dieses dagegen hat zum Mittelpunkte den, der sich das Licht der Welt nennt: Jesus Christus. Das Kirchenjahr ist nichts anderes als ein Bild des Lebens Jesu, das uns jedes Jahr aufs neue vorgehalten wird, damit wir unser Leben nach dem Leben des Herrn richten, seinem Beispiele nachfolgen und uns von ihm vom Zeitlichen ins Ewige emporheben lassen.

Man kann das christliche Kirchenjahr vergleichen mit einem Wege, der über vier heilige Berge führt. Der Weg hebt an mit den Adventssonntagen. Viermal wird uns da verkündigt: „Siehe, dein König kommt,“ und die Kirche singt: „Wie soll ich dich empfangen?“ oder: „Mit Ernst, o Menschenkinder“ u. s. w. Endlich ist der erste heilige Berg erstiegen, das Weihnachtsfest bricht an. Der Engel predigt: „Siehe, ich verkündige euch grofse Freude!“ und die himmlischen Chöre antworten: „Ehre sei Gott

in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Die Christenheit aber singt mit Frohlocken: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her.“ Weihnachten ist ein liebliches Fest; denn es ist so reich an schönen Sitten und Gebräuchen, so sinnig geschmückt mit Sinnbildern wie kein anderes Fest. Durch Geschenke suchen Eltern den Kindern das Christkind lieb und wert zu machen, und der Christbaum mit seinen Lichtern, Früchten und Gaben bildet den Mittelpunkt der Christfeier im Hause.

Von dem Berge herab führen das Neujahrsfest, das Epiphanienfest und die Epiphaniensonntage. Aber schon winkt in der Ferne der zweite heilige Berg, den wir in den sechs Fasten- und Passionssonntagen ersteigen. Unmittelbar vor dem Gipfelpunkte liegen Gründonnerstag und Karfreitag. Wehmütig hallen dann in den Gotteshäusern die sanften Gesänge wieder: „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ u. s. w. Zwei Tage später wird die eigentliche Höhe erstiegen, nämlich Ostern, das Fest der Auferstehung des Herrn, das älteste aller christlichen Feste.

Noch ist die Talebene nicht erreicht, da geht es abermals bergauf. Himmelfahrt ist die Höhe, die zu dem dritten heiligen Berge emporführt, dessen Gipfel das Pfingstfest bildet, das Fest der Ausgiefsung des Heiligen Geistes und das Geburtsfest der christlichen Kirche.

Es folgt nun der vierte und letzte Berg des Heils und des Glaubens, das Trinitatisfest, das uns erinnern soll an den Vater, der uns erschaffen, an den Sohn, der uns erlöst, und an den heiligen Geist, der uns geheiligt hat. Mit dem Trinitatisfeste hat die festliche Hälfte des Kirchenjahres ihre höchste Höhe erreicht. Es beginnt nun die festlose Hälfte, welche sich durch 22 bis 27 Trinitatissonntage hinzieht. Nur drei kleinere Hügel erheben sich, nämlich Erntefest, Reformationfest und Totenfest. Mit der Ankündigung der Geburt Jesu begann das Kirchenjahr und mit dem Rufe: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben!“ und mit der Erinnerung an unsern Todestag schliefst es. So ist das Kirchenjahr zwischen die Marksteine alles Lebens, zwischen Geburt und Tod (Weihnachtsfest und Totenfest) gestellt.

Als Christus geboren wurde, ging ein Licht auf in langer, dunkler Geistesnacht; darum fällt das Christfest in die lange, dunkle Winterzeit. Das Auferstehungsfest ist dagegen gelegt in die Zeit, in der auch die Natur ihr Auferstehungsfest feiert und zu neuem Leben erwacht. Aber es sind nur erst Keime und Knospen, die hervorsprossen. Erst mufs in der Natur der Pfingstregen und Pfingstsegen kommen, wenn Blätter und Blüten hervorbrechen sollen. Und ist's nicht im Christentume ebenso? Erst mit Pfingsten wird das reiche, volle Leben sichtbar, und mit Jubel begrüfsen wir darum die neue Zeit des neuen Geistes. Siehe, so köstlich harmonieren Natur- und Kirchenjahr.

Aber noch köstlicher erscheint es uns, wenn wir es benützen zu dem, wozu es uns gegeben ist, und wenn wir an uns und in uns das alles sittlich durchleben, was den Sonn- und Festtagen zugrunde liegt. Wenn z. B. die Adventglocken rufen: „Der Herr kommt!“ so sollen wir uns rüsten zu seinem Empfange, auf dafs er auch seinen Einzug halte in unser Herz. Wenn die Weihnachtsbotschaft ertönt: „Euch ist heute der Heiland geboren,“ dann sollen wir uns ernstlich prüfen, ob er auch in uns geboren ist. Und wenn dann später verkündet wird: „Das Kindlein nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen,“ dann sollen wir uns prüfen, ob auch wir zunehmen nicht allein an Alter, sondern auch an Weisheit und an Gnade. Und wenn später der Tag der Kreuzigung kommt, dann sollen wir uns erinnern, dafs auch wir unser Fleisch kreuzigen sollen mit allen Lüsten und Begierden, damit zu Ostern ein neuer Mensch auferstehe, der in Unschuld und Gerechtigkeit einst ewiglich lebe. Es soll kein Pfingstfest vorübergehen, an dem sich der Christ nicht aufs neue mit dem Heiligen Geiste erfüllen liefse; kein Erntefest, an dem er nicht dem Herrn Dank darbrächte; kein Totenfest, an dem er nicht abstürbe der Sünde.

18. Die drei hohen Feste.

1. O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren:
Freue, freue dich, o Christenheit!

2. O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden:
Freue, freue dich, o Christenheit!

3. O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
heiligt die Geister:
Freue, freue dich, o Christenheit!

19. Weihnachtsfest.

1. Der Winter ist gekommen
und hat hinweggenommen
der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blütenkeimen,
kein Blatt ist an den Bäumen,
erstarrt die Flüsse weit und breit.

2. Da schallen plötzlich Klänge
und frohe Festgesänge
hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
ist rings in grünen Ästen
ein bunter Frühling aufgewacht.

3. Wie gern doch seh' ich glänzen
mit all den reichen Kränzen
den grünen Weihnachtsbaum,
dazu der Kindlein Mienen,
von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude gibt es kaum!

4. Da denk' ich jener Stunde,
als in des Feldes Runde
die Hirten sind erwacht,
geweckt vom Glanzgefunkel,
das durch der Bäume Dunkel
ein Engel mit herabgebracht.

5. Und wie sie da nach oben
die Blicke schüchtern hoben
und sah'n den Engel steh'n,
da standen sie im Strahle,
wie wenn zum ersten Male
die Kinder einen Christbaum seh'n.

6. Ist groß schon das Entzücken
der Kinder, die erblicken,
was ihnen ward beschert:
Wie haben erst die Kunde
dort aus des Engels Munde
die frommen Hirten angehört!

7. Und rings ob allen Bäumen
sang in den Himmelsräumen
der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh' soll werden
der Ruhm und Fried' auf Erden
und Wohlgefallen immerdar!"

8. Drum pflanzet grüne Äste
und schmücket sie aufs beste
mit frommer Liebe Hand,
daß sie ein Abbild werden
der Liebe, die zur Erden
solch' großes Heil uns hat gesandt.

9. Ja, laßt die Glocken klingen,
daß wie der Engel Singen
sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' soll werden
der Ruhm und Fried' auf Erden
und Wohlgefallen immerdar!"

Reinick.

20. Stille Nacht, heilige Nacht!

Es war am heiligen Abend des Jahres 1818. Über dem bayrischen Hochgebirge verglomm der letzte Tagesschein in roter Glut, während tiefe Schatten sich über das Tal hinlegten. Hoch oben auf einem schmalen Fußpfade, der sich aus einer Felsenschlucht hervorwand, schritt ein Wanderer; es war der Hilfsgeistliche von Oberdorf bei Arnsdorf, Joseph Mohr. Die einsame Wanderung auf stiller Bergeshöhe war ihm heute wohl besonders lieb; denn in seiner Seele sang und klang es von Weihnachtsfreude und Weihnachtsfrieden. Daher beeilte er sich nicht, sondern schritt nur langsam talwärts, während die Nacht sich immer mehr ausbreitete und nun auch die hohen, weißen Bergspitzen bedeckte. Am dunkeln Himmel zog ein Stern nach dem andern herauf, bis das ganze Heer beisammen war in funkelnder Pracht.

Mohr schaute bewundernd über die Gegend hin. Er faltete die Hände zum Gebet; dann riß er sich los von der stillen Gegend und stieg ins Tal hinunter, wurde er doch im Schulhaus zu Arnsdorf erwartet.

Sein Freund, der Organist Franz Gruber, kam ihm unter der Tür entgegen. „Willkommen! rief er, „wir warten auf dich zur Christfeier. Sieh, welch lieben Besuch wir haben!" Freudig begrüßte Mohr die Geschwister Straßer aus dem Zillertale, zwei Brüder und zwei Schwestern, deren Gesang ihn schon oft erfreut hatte. „Wie schön, daß ihr da seid!" sagte er, „nun können wir singen und spielen dem Christkind zu Ehren."

Während Gruber sich noch allerhand zu schaffen machte mit fest-

lichen Vorbereitungen, zog sich Mohr in ein Nebenzimmer zurück, und als bald darauf sein Freund zur Weihnachtsbescherung hereinrief, legte er diesem ein kleines Papier in die Hand und sagte: „Das ist mein Christgeschenk für dich, lieber Freund; ein anderes habe ich nicht. Du weißt ja, daß ich nicht reich bin an Erdengütern."

Gruber trat mit dem Zettel zu dem Kreuz von Wachslichtern, das unter Tannenzweigen aufgebaut war. „Aber an Himmelsgütern bist du um so reicher!" rief er freudig. „Hört, lieben Freunde, was er uns allen zum Christfest schenkt!" Mit inniger Betonung las er: „Stille Nacht! Heilige Nacht! Alles schläft, einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar. Holder Knabe im lockigen Haar, schlafe in himmlischer Ruh'!"

Alle schüttelten dem Geistlichen die Hand mit freudigem Danke. „Es ist nur ein einfaches Liedlein," sagte er abwehrend, „wie es mir diesen Abend grade ins Herz gekommen ist, aber ihr könnt es vielleicht einmal singen; bei euch wird ja gleich alles zu Sang und Klang. — Jetzt aber muß ich in die Kirche zur Christmette; hernach wollen wir noch ein wenig zusammenbleiben und singen."

Spät in der Nacht erst trennten sich die Freunde, nachdem sie manches schöne Lied zusammen angestimmt hatten. Mohr begab sich in sein Schlafgemach, aber er mochte sich nicht gleich zur Ruhe legen; durch sein Herz zogen noch alle die Lieder, die sie gesungen hatten, und bewegten ihn. Er trat ans Fenster und schaute noch einmal in die stille, feierliche Nacht hinaus; so still und feierlich war es auch in seiner Seele von Lob und Dank; denn „Christ, der Retter, ist da!" wiederholte er immer wieder.

Da tönten plötzlich weiche, liebliche Klänge an sein Ohr. War das nicht sein eignes Lied? Wie von Hirtenflöten getragen, bewegte sich die Melodie im Rhythmus, von vier wundervollen Stimmen gesungen: „Stille Nacht! Heilige Nacht!"

Mit tiefer Bewegung hörte Mohr zu, bis der letzte Ton verklungen war; dann eilte er hinaus, den Freunden zu danken.

„Nicht wahr, es ist schon zu Sang und Klang geworden?" rief ihm Gruber entgegen; „man kann auch gar nicht anders, als es sofort singen, dein liebes Lied! Darum sind mir die Töne dazu gleich erklungen, und während du fort warst, hab' ich's den Freunden Straßer vorgespielt, und wir haben's zusammen eingeübt." —

Mohrs Lied fand seinen Weg nach und nach in die weitesten Kreise. Von viel tausend Kindern der Christenheit wird es alljährlich gesungen, und wo es erklingt, versetzt es uns nach Bethlehems heiligen Fluren, wo uns Himmelsglanz und Engelsgesang umgibt, und freudigen Herzens stimmen wir ein in den Kinderchor:

„Stille Nacht! Heilige Nacht!"

21. Zum neuen Jahre.

1. Zum neuen Jahr den alten Vater,
des starker Arm die Welten hält!
Er hat sein Volk seit grauen Tagen
auf Adlers Flügeln treu getragen,
ihm sei die Zukunft heimgestellt.

2. Zum neuen Jahr ein neues Hoffen,
die Erde wird noch immer grün;
auch dieser März bringt Lerchenlieder,
auch dieser Mai bringt Rosen wieder,
auch dieses Jahr läßt Freuden blüh'n.

3. Zum neuen Jahr den alten Glauben,
in diesem Zeichen siegen wir;
Glück zu, mein Volk, auf allen Bahnen
entrolle kühn der Zukunft Fahnen;
doch Christus bleib' das Reichspanier.

4. Zum neuen Jahr ein neues Herze,
ein frisches Blatt im Lebensbuch!
Die alte Schuld sei ausgestrichen,
der alte Zwist sei ausgeglichen
und ausgetilgt der alte Fluch. Gerok. (Gekürzt.)

22. An die Konfirmanden.

1. Seid eingedenk! O teure Kinderschar, vergiß die Stunde nicht,
wo du gekniet am festlichen Altar im heil'gen Morgenlicht,
wo fromm geneigt mit glüh'nden Wangen den Segen du aufs Haupt empfangen!
Seid eingedenk!

2. Seid eingedenk! Ein gut Bekenntnis klang aus eurem Kindermund;
Gott hat's gehört; o stehet lebenslang auf diesem Felsengrund!
Was ihr in göttlich schönen Stunden so laut bezeugt, so tief empfunden —
Seid eingedenk!

3. Seid eingedenk, wie euch der gute Hirt so treu bei Namen rief,
daß keins hinfort, aus seiner Hut verirrt, zur Wüste sich verlief.
Er hat die Schäflein all' gezählet, o daß dereinst nicht eines fehlet!
Seid eingedenk!

4. Seid eingedenk! Nicht weit mehr geh'n wir mit, die euch hierher gebracht;
bald schläft das Aug', das euren Kindertritt so liebreich hat bewacht.
Denkt an des treuen Vaters Lehren, denkt an der frommen Mutter Zähren!
Seid eingedenk!

5. Seid eingedenk! Wenn die Versuchung naht und Welt und Sünde lockt,
wenn ungewiß auf blumenreichem Pfad der Fuß des Pilgers stockt:
dann denkt, was ihr so fest gelobet, dann sorgt, daß ihr die Treu' erprobet!
Seid eingedenk!

6. Seid eingedenk! — O großes Hirtenherz, du hast sie dir erkauft;
du bluteteſt um sie im Todesschmerz, auf dich sind sie getauft.
Wir lassen sie in deinen Händen, du wollst das gute Werk vollenden!
Seid eingedenk! Gerok. (Gekürzt.)

23. Osterlied.

1. Osternacht, Osternacht,
hast der Welt das Licht gebracht!
Da aus blut'gen Grabgewanden
in der Früh' der Herr erstanden,
glühst du auf in Morgenpracht,
Osternacht, Osternacht!

2. Ostertag, Ostertag,
wecke, was im Grabe lag!
Blumen sprossen, Quellen springen,
Kinder jubeln, Engel singen;
jauchze, was noch jauchzen mag,
Ostertag, Ostertag!

3. Osterlicht, Osterlicht,
das durch trübe Wolken bricht!
Silberschäfchen zieh'n im Blauen,
Sonnenschein beglänzt die Auen;
leucht auch mir ins Angesicht,
Osterlicht, Osterlicht!

4. Ostergrün, Ostergrün
bricht aus allen Ritzen kühn!
Schnee zerschmilzt in allen Ecken,
goldnes Grün umsäumt die Hecken;
Hoffnung laß auf Gräbern blüh'n,
Ostergrün, Ostergrün!

5. Osterluft, Osterluft,
leis gewürzt mit Veilchenduft!
Weckst mit deinem süßen Weben
Greise wieder neu ins Leben,
zauberst Blumen aus der Gruft,
Osterluft, Osterluft!

6. Osterklang, Osterklang,
Glockenton und Lerchensang!
Schwinge deine Silberflügel
festlich über Tal und Hügel;
tröstend geh die Welt entlang,
Osterklang, Osterklang!

7. Osterheld, Osterheld!
Siegreich kommst du aus dem Feld;
jauchzend klingt's in allen Landen:
Christ, der Herr, ist auferstanden!
Segnend wandle durch die Welt,
Osterheld, Osterheld! Gerok.

24. Pfingstlied.

1. Pfingsten ist kommen! Nun schmückt sich der Wald und die Heide,
Garten und Wiese, sie prangen im festlichen Kleide;
nieden die Flur, droben der blaue Azur
glänzet im Frühlingsgeschmeide.

2. Pfingsten ist kommen! So komm auch, der alles belebet,
Odem des Höchsten, der einst auf den Wassern geschwebet,
der mit Gebraus vormals zu Salem durchs Haus
und durch die Herzen gebebet!

3. Komm auf die Fluren, durchrausche des Waldes Geäste,
jegliches Blatt mach zur preisenden Zunge beim Feste;
jeglicher Halm stimm' in den fröhlichen Psalm,
leise durchsäuselt vom Weste!

4. Sammle im Feld und im Wald die beschwingte Gemeine,
daß sie die Stimmen zum Preise des Schöpfers vereine;
Lerche bei Tag, abends der Nachtigall Schlag
juble wie trunken vom Weine!

5. Komm in die Kirchen! Schon klingen die Glocken in Chören;
mächtig ertönt's durch der Orgel gewaltige Röhren.
Nahe wie fern soll man die Taten des Herrn
festlich verkündigen hören.

6. Rühre den Lehrern die Zungen, gewaltig zu zeugen;
rühre den Hörern die Herzen, vor Gott sich zu beugen,
wie auf der Flur, drüber der Morgenwind fuhr,
nickende Halme sich neigen!

7. Komm in die Häuser, durchlüfte, was dumpfig und düster;
sammle am friedlichen Tisch die entzweiten Geschwister;
linde und leis geh durch den häuslichen Kreis,
sanft wie mit Engelsgeflüster!

8. Mahne die Greise, wie treulich der Herr sie getragen;
sage den Gatten von bräutlichen, seligen Tagen;
heilige Lust laß in der Jünglinge Brust
mächtige Fittiche schlagen!

9. Komm in die Kammer des bleichen, verlassenen Kranken;
säusl' ihm durchs Fenster, das blühende Reben umranken;
sprich ihm ins Herz, himmlischer Tröster im Schmerz,
göttliche Friedensgedanken!

10. Weh um des Sterbenden Stirne mit kühlenden Palmen,
öffn' ihm den Blick nach der Ewigkeit-sonnigen Almen;
flüstr' ihm ins Ohr Töne vom oberen Chor,
Klänge von himmlischen Psalmen!

Gerok.

Eltern und Kinder.

25. Luther als Vater.

Luther war ein liebherziger Vater seiner Kinder. Als er einst sehr krank war, brachte ihm die Kinderfrau sein kleines, erstgeborenes Söhnchen, sein Hänschen, ans Krankenbett. Das Kind lächelte den kranken Vater an und streckte die Ärmchen nach ihm aus. Da wurde der Vater traurig, aber doch auch fröhlich in seinem Geiste, segnete das Kindlein und sprach: „Gehe hin und werde fromm! Geld will ich dir nicht lassen, aber einen reichen Gott, der auch dich nicht verlassen wird. Werde nur fromm! Da helfe dir Gott zu, Amen!"

Luther war aber auch ein strenger Vater und erzog seine Kinder in der Zucht des Herrn. Sein zwölfjähriger Sohn hatte einst ein Unrecht begangen. Da ließ ihn sein Vater drei Tage nicht vor sich, bis er sich demütigte und Abbitte tat. Als die Mutter und einige

Hausfreunde für den Sohn baten, sprach Luther ernst: „Ich wollte lieber einen toten als einen ungeratenen Sohn haben.“ Matthesius.

26. Königliche Kinderzucht.

Der kleine Prinz von Wales, ältester Sohn der mächtigen Königin Viktoria von England, stand eines Tages in einem Zimmer des königlichen Landsitzes am Fenster, dessen Scheiben bis hinunter auf den Fußboden reichten. Er sollte seine Lektion auswendig lernen, schaute aber hinaus in den Garten und spielte mit seinen Fingern an den Scheiben. Seine Erzieherin, Fräulein Hillyard, bemerkte das und bat ihn freundlich, an das Lernen seiner Aufgabe zu denken. Der kleine Prinz sagte: „Ich mag nicht.“ — „Dann muß ich Sie,“ sagte das Fräulein, „in die Ecke stellen.“ — „Ich will nicht lernen,“ antwortete trotzig der Kleine, „und ich muß nicht in der Ecke stehen, denn ich bin der Prinz von Wales.“ Indem er dies spricht, stößt er mit dem Fuße eine Fensterscheibe hinaus. Da erhebt sich Fräulein Hillyard von ihrem Stuhle und sagt: „Prinz, Sie müssen Ihre Lektion lernen, oder ich muß Sie in die Ecke stellen.“ — „Ich will nicht,“ sagte der Kleine und stößt eine zweite Fensterscheibe hinaus. Das Fräulein klingelt, der Kammerdiener kommt. Durch diesen läßt sie dem Vater, dem Prinzen Albert, sagen, sie bäte, daß er sich hierher bemühen möchte, weil sie in dringenden Angelegenheiten des Sohnes mit ihm zu sprechen habe.

Der treugesinnte Vater kommt sogleich und läßt sich alles, was soeben vorgegangen war, erzählen. Er wendet sich hierauf an seinen kleinen Sohn, und indem er auf einen kleinen Schemel deutet, sagt er: „Setze dich jetzt einmal hierher und bleibe da, bis ich wiederkomme.“ Darauf geht er in sein Zimmer und holt sich von dort eine Bibel. „Höre nun,“ spricht er zu dem kleinen Prinzen, „was der heilige Apostel Paulus dir und andern Kindern von deiner Art sagt.“ Darauf liest er Galater 4, 1. 2: „Ich sage aber, solange der Erbe ein Kind ist, so ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied, obwohl er ein Herr ist aller Güter, sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern bis auf die bestimmte Zeit vom Vater.“ — „Es ist wahr,“ fährt der Vater fort, „du bist der Prinz von Wales, und wenn du dich gebührend aufführst, kannst du einmal nach dem Tode deiner Mutter, die uns Gott noch lange erhalten möge, König von England werden. Aber jetzt bist du noch ein kleiner Knabe, der seinen Vorgesetzten und Pflegern gehorchen muß. Überdies muß ich dir noch ein anderes Wort eindringlich machen, das der weise Salomo Sprichwörter 13, 24 sagt: „Wer seine Rute schonet, der hasset seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald.“ Darauf zog der Vater eine Rute hervor und züchtigte den künftigen Thronerben in einer wohl fühlbaren Weise, stellte ihn dann in die Ecke und sagte: „Hier bleibst du so lange stehen und lernst deine Lektion, bis Fräulein Hillyard dir erlaubt, wieder hervorzutreten. Und vergiß nie wieder, daß du jetzt unter Vormündern und Pflegern, sowie künftig unter einem von Gott gegebenen Gesetze stehst“. „Fliegende Blätter.“

27. Monika.

Vor mehr als vierzehnhundert Jahren lebte in einer christlichen Gemeinde in Afrika eine fromme Mutter, die hieß Monika. Gott hatte ihr einen Sohn gegeben, den sie Augustin nannte. Schon frühzeitig fiel derselbe in die Netze der Sünde; sein Herz wurde verfinstert und sein Leben verderbt. Die Mutter meinte, er würde ihre grauen Haare mit Leid hinunter in die Grube bringen.

In ihrer Not rief sie zu Gott und brachte viel Gebet und Tränen vor ihn. Desgleichen suchte sie auch Rat und Hilfe bei frommen Menschen. Als der Kummer um den verlorenen Sohn ihr das Herz brechen wollte, klagte sie die Not dem Bischof ihrer Gemeinde. Der sprach das tröstliche Wort: „Gehe nur hin und fahre fort, für deinen Sohn also zu beten; ein Kind so vieler Tränen kann nicht verloren gehen.“ Dem Weibe deuchten die Worte, als wären sie vom Himmel geredet.

Und über eine lange Zeit geschah, wie sie geglaubt und gebetet hatte. Augustins Seele wandte sich ab von der Lust dieser Welt und suchte Ruhe und Frieden bei Gott. Nun konnte seine Mutter mit Freuden sprechen: „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden worden.“ Augustin wurde später einer der treuesten Diener der Kirche Christi.

Krummacher.

28. Wenn du noch eine Mutter hast. 241.

1. Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden;
nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen,
daß sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zur Ruhe legen.

2. Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen,
sie brachte abends dich zur Ruh' und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein, den sie mit tiefem Schmerz geboren,
und gaben alle dich schon auf, die Mutter gab dich nicht verloren.

3. Sie lehrte dich den frommen Spruch, sie lehrte dich zuerst das Reden,
sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn, sie wachte über deiner Jugend;
der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

4. Und hast du keine Mutter mehr, und kannst du sie nicht mehr beglücken,
so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig' Grab! für dich die ewig heil'ge Stelle!
O wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle!

Kaubisch.

29. Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

1. Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt,
die heiligste der Blumen, die da blüht,
die heiligste der Flammen, die da glüht,
ihr findet sie allein, wo, fromm gesinnt,
still eine Mutter betet für ihr Kind.

2. Der Tränen werden viele hier geweint,
solange uns des Lebens Sonne scheint,
und mancher Engel, er ist auserwählt,
auf daß er unsre stillen Tränen zählt —
doch aller Tränen heiligste, sie rinnt,
wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

3. O schaut das Hüttchen dorten, still und klein,
nur matt erhellt von einer Lampe Schein,
es sieht so trüb', so arm, so öde aus,
und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus;
denn drinnen betet, fromm gesinnt,
still eine Mutter, betet für ihr Kind.

4. O nennt getrost es einen schönen Wahn,
weil nimmer es des Leibes Augen sahn;
ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht,
daß Engel Gottes stets versammelt sind,
wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

Stolle.

30. Der Löwe in Florenz.

27.

1. „Der Löw' ist los! Der Löw' ist frei! Die eh'rnen Bande sprengt' er entzwei! Zurück, daß ihr den sträflichen Mut nicht schrecklich büßet mit eurem Blut!"

2. Und jeder sucht mit scheuer Eil' im Innern des Hauses Schutz und Heil. Auf Markt und Straßen, allumher, ward's plötzlich still und menschenleer.

3. Ein Kindlein nur, sein unbewußt, verloren in des Spieles Lust, fern von der sorglichen Mutter Hand, saß auf dem Markt am Brunnenrand.

4. Wohl viele sahen von oben herab, sie schauten geöffnet des Kindleins Grab; sie rangen die Hände und weinten sehr und blickten zagend nach Hilf' umher.

5. Doch keiner wagt, das eigne Leben um des fremden willen dahin zu geben; denn schon verkündet ein nahes Gebrüll das Verderben, das jedermann meiden will.

6. Und schon mit der rollenden Augen Glut erlechzt der Löwe des Kindleins Blut. Ja, schon erhebt er die grimmigen Klau'n; o, qualvoll, herzzerreißend zu schau'n! —

7. „So rettet nichts das zarte Leben, dem gräßlichen Tod dahingegeben?" — Da plötzlich stürzt aus einem Haus mit fliegenden Haaren ein Weib heraus.

8. „Um Gottes willen, o Weib, halt ein! Willst du dich selbst dem Verderben weihn? Unglückliche Mutter, zurück den Schritt! Du kannst nicht retten, du stirbst nur mit!"

9. Doch furchtlos fällt sie den Löwen an, und aus dem Rachen mit scharfem Zahn nimmt sie das unversehrte Kind in ihren rettenden Arm geschwind.

10. Der Löwe stutzet, und unverweilt mit dem Kinde die Mutter von dannen eilt. Da erkannte gerührt, so jung wie alt, des Mutterherzens Allgewalt.

11. Und des Löwen großmütigen Sinn zugleich. Doch manche Mutter, von Schrecken bleich, sprach still: „Um des eignen Kindes Leben hätt' ich auch meines dahingegeben!" Bernhardi.

31. Das Erkennen.

1. Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
kommt wieder heim aus dem fremden Land.
2. Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?
3. So tritt er ins Städtchen durchs alte Tor;
am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
4. Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund;
oft hatte der Becher die beiden vereint.
5. Doch sieh, Freund Zollmann erkennt ihn nicht;
zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
6. Und weiter wandert nach kurzem Gruſs
der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuſs.
7. Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm.
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"
8. Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht;
die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.
9. Und weiter geht er die Straſs' entlang;
ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang'.
10. Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.
„Gott grüſs' Euch!" so spricht er und sonst nichts mehr.
11. Doch sieh, das Mütterlein schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.
12. Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt. Vogl.

32. Ein Friedhofsbesuch.

1. Beim Totengräber pocht es an:
„Mach auf, mach auf, du greiser Mann!

2. Tu auf die Tür und nimm den Stab,
mufst zeigen mir ein teures Grab!“
3. Ein Fremder spricht’s, mit strupp’gem Bart,
verbrannt und rauh nach Kriegerart.
4. „Wie heifst der Teure, der Euch starb
und sich ein Pfühl bei mir erwarb?“ —
5. „Die Mutter ist es, kennt Ihr nicht
der Martha Sohn mehr am Gesicht?“ —
6. „Hilf Gott, wie grofs, wie braun gebrannt!
Hätt’ nun und nimmer Euch erkannt.
7. Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
nach dem gefragt mich Euer Wort.
8. Hier wohnt, verhüllt von Erd’ und Stein,
nun Euer totes Mütterlein.“
9. Da steht der Krieger lang und schweigt,
das Haupt hinab zur Brust geneigt.
10. Er steht und starrt zum teuren Grab
mit tränenfeuchtem Blick hinab.
11. Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht!
12. Wie schlöfs ein Raum, so eng und klein,
die Liebe einer Mutter ein!“

Vogl.

33. Enkelin und Grofsmutter.

1. „Grofsmutter, du mahnst mich: Geh gerade ja!
und sitzest so krumm auf dem Stuhle da!“ —
2. „Mein Kind, auch ich ging einst gerade einher,
doch — siebzig Jahre — die drücken schwer.“ —
3. „Dein Haar ist so weifs, so sah ich noch keins;
war es nicht auch so braun wie meins?“ —
4. „Mein Haar war wie deines so braun und weich,
der Schnee des Alters machte es bleich.“ —
5. „Grofsmütterchen, ziehst ja die Stirne so kraus;
ich denke, die meine sieht anders aus. —
6. Fühl her, meine Stirn ist weich und glatt;
wie kommt’s, dafs deine viel Falten hat?
7. Wohl hundert von kleinen Falten sind hier
und dann noch die grofsen, eins, zwei, drei, vier.
8. Grofsmütterchen, sage mir doch genau,
wer zog dir die Furchen, so tief, so rauh!“ —
9. „Die Furchen, mein Kind, so grofs und klein,
die fügte das Leben so scharf hinein.
10. Die kleinen Furchen um Mund und Kinn,
die zogen die kleinen Sorgen dahin.
11. Die Furchen am Auge so wirr und kraus,
die höhlten die salzigen Tränen aus.“ —

12. „Doch sage mir nur, liebes Mütterlein,
wer grub denn die grofsen Furchen ein?" —
13. „Die erste grub mir mit einem Schlag
einst deines Grofsvaters Todestag.
14. Dann blieb dein Vater in heifser Schlacht;
das hat mir den zweiten Strich gemacht.
15. Dann starb deine Mutter und liefs dich allein;
davon mag der dritte Strich wohl sein." —
16. „Und der vierte, du arme Grofsmama —
der scheint mir der tiefste, der schlimmste ja!" —
17. „Ja wohl! — Das Schwert durch die Furche schnitt;
es schnitt einen Teil meines Herzens mit.
18. Mein andrer Sohn war ein Bösewicht —
nun, Kind — nun frage mich ferner nicht." Harrer.

34. An meinen Sohn Johannes. 228.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, dafs ich den Weg geh'n mufs, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzt; und ich habe manchen Stern am Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verliefs, brechen sehen.

Es ist nichts grofs, was nicht gut ist. — Halte dich zu gut, Böses zu tun! — Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding! — Was du sehen kannst, das sieh und brauche deine Augen; und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort! — Bleib der Religion deiner Väter getreu, scheue niemand so viel als dich selbst! Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt. Nimm es dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun — und was du sinnst und vorhast, schlage zuvor an deine Stirn und frage ihn um Rat! — Denke oft an heilige Dinge und sei gewifs, dafs es nicht ohne Vorteil für dich abgehe.

Lerne gern von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend u. s. w. geredet wird, da höre fleifsig zu! Doch traue nicht flugs und allerdings; denn es gibt mancherlei Weise. — Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so sieh in sein Angesicht! Dünket er sich hoch, und sei er noch so berühmt, lafs ihn. Der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden.

Lehre nicht andre, bis du selbst gelehrt bist! — Tue das Gute und bekümmre dich nicht, was daraus werden wird! — Wolle nur einerlei und das wolle von Herzen! — Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre!

Gehorche der Obrigkeit und lafs die andern über sie streiten! — Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich

schwerlich! — Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen tue mit Fleiſs! — Schmeichle niemand und laſs dir nicht schmeicheln! — Ehre einen jeden nach seinem Stande!

Werde niemand nichts schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären! — Wolle nicht immer groſsmütig sein, aber gerecht sei immer! — Mache niemand graue Haare!

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr; und wenn du nicht hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke dich darum nicht weniger!

Sage nicht alles, was du weiſst, aber wisse immer, was du sagst! — Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendsten unter allen Kreaturen! — Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und geh ihnen nach! Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.

Tue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen! — Wenn du Not hast, so klage sie dir und keinem andern! — Habe immer etwas Gutes im Sinn!

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht! — Steh deiner Mutter bei und ehre sie, solange sie lebt, und begrabe sie neben mir!

Sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben!

Dein treuer Vater.

Claudius.

35. Rat des Vaters an seinen Sohn.

1. Du wanderst in die Welt hinaus
auf dir noch fremden Wegen;
doch folgt dir aus dem stillen Haus
der treusten Liebe Segen.

2. Ein Ende nahm das leichte Spiel,
es naht der Ernst des Lebens;
behalt im Auge fest dein Ziel,
geh keinen Schritt vergebens!

3. Nimm auf die Schultern Last und Müh'
mit frohem Gottvertrauen
und lerne, wirkend spät und früh,
den eignen Herd dir bauen!

4. Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
den kann kein Schalk verführen;
gerader Weg, gerades Wort
soll dich zum Ziele führen.

5. Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
und werde nie zum Knechte;
brich mit dem Armen gern dein Brot
und wahre seine Rechte!

6. Treib nie mit heil'gen Dingen Spott
und ehr auch fremden Glauben
und laſs dir deinen Herrn und Gott
von keinem Zweifel rauben!

7. Und nun ein letzter Druck der Hand
und eine letzte Bitte:
„Bewahr dir treu im fremden Land
des Vaterhauses Sitte!"

Storm.

36. Bei dem Grabe meines Vaters.

1. Friede sei um diesen Grabstein her, sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann, wie ein milder Stern aus bessern Welten! Und ich kann's ihm nicht vergelten, was er mir getan.

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein. Leiser, süſser Trost, von Gott gegeben, und ein Ahnen von dem ew'gen Leben weh' um sein Gebein,

4. Bis ihn Jesus Christus, groſs und hehr, freundlich wird erwecken! Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.

Claudius.

37. Der Rittmeister Kurzhagen. 25.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Ziethen stand auch ein Rittmeister, mit Namen Kurzhagen. Er war klug, tapfer und hatte ein kindliches Gemüt. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust, rückte er nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges in Parchim ein.

Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Wie er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudentränen. Bald aber mußten sie zu ihm ziehen und aßen allezeit mit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Wie sollte ich nicht die ersten Wohltäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort. „Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“

Der brave General von Ziethen hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des letzteren wünschten dieses Mal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber, Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich denke, sie essen mit Ihnen am Tische?“ Der Rittmeister lächelte und wußte nicht gleich zu antworten.

Da stand Ziethen auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister.“

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kind-

lichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin kam, ward er zur königlichen Tafel gezogen. „Höre Er, Rittmeister," sagte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?" — „Majestät," antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück teile, das ich Ew. Majestät verdanke."

„So ist's recht," sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht geboren zu sein."

Pustkuchen-Glanzow.

38. Schönes Beispiel kindlicher Liebe. 24.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Witwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können, aber von seinem Gehalte ließ sich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemache des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dies zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern einem andern. Der arme Page fing an, diese Wachen für andere zu übernehmen; sie wurden ihm vergütet, und das Geld, welches er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen; allein er war während des Schreibens eingeschlafen. Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, die ich für Geld Wache halte. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indes freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Taler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke."

Gerührt über das gute Herz des Jünglings, ließ der König ihn schlafen, ging in sein Zimmer, holte zwei Rollen mit Dukaten, steckte ihm in jede Tasche eine und legte sich wieder zu Bett. Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen sei. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter besser unterstützen konnte, doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum Könige kam, bat er wegen seines Dienstfehlers demütig um Vergebung und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der

gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, damit er sich alles anschaffen könnte, was er zu seiner neuen Stellung brauchte. Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter. — Sir. 3, 16. Der Wohltat, den Eltern erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden.

Pustkuchen-Glanzow.

39. Kindesdank. 241.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Tagelöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite.

Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrocke erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte! Mir muß ein Dritteil davon genügen; mit einem Dritteil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Kapitalien an."

Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden."

War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet. Hebel.

40. Wenn du noch eine Heimat hast. 245.

1. Wenn du noch eine Heimat hast,
so nimm den Ranzen und den Stecken
und wandre, wandre ohne Rast,
bis du erreicht den teuren Flecken.

2. Und strecken nur zwei Arme sich
in freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
fließt eine Träne nur um dich,
spricht dir ein einz'ger Mund den Segen, —

3. Ob du ein Bettler, du bist reich;
ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
gesunden wirst du allsogleich,
hörst du das süße Wort: „Willkommen!"

4. Und ist verweht auch jede Spur,
zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
ist grün berast ein Hügel nur
von allem, was du einst verlassen, —

5. O nirgend weint es sich so gut,
wie weit dich deine Füße tragen,
als da, wo still ein Herze ruht,
das einstens warm für dich geschlagen.

Träger.

41. Brief Schillers an seine Schwester.

243.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Luise ernstlich krank geworden und unsere arme, liebe Mutter alles Trostes beraubt ist. Verschlimmerte es sich mit der Luise oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen und glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte Dich ja begleiten, oder wenn er das nicht wollte, so lange zu mir kommen, wo ich ihn brüderlich aufnehmen werde.

Überlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solcher bedrängten Lage den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie tun als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden tue. Bedenke, daß die liebe Mutter, die sich bisher so standhaft gezeigt, endlich unter so vielen Leiden zusammenstürzen muß. — Ich kenne Dein kindliches, liebevolles Herz; ich kenne die Billigkeit und Rechtschaffenheit meines Schwagers. Beide werden Euch lehren, besser als ich, was unter diesen Umständen nötig ist. Grüße ihn herzlich. Dein treuer Bruder

Schiller.

42. Die Teilung.

Ein reicher Vater war gestorben.
Drei Söhne hatten, was sein Fleiß erworben,
sich gleich geteilt. Nach kurzer Zeit
kam Krieg ins Land. Da sah man weit und breit
Brandstätten, Blutgefilde, Wüsteneien.
Zwei Brüder von den dreien
verloren durch der Feinde Wut
in wenig Jahren Hab und Gut.
Der dritte hörte dies und sprach: „Ich will den Segen,
den ich, seit unser Vater starb,
durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
zu dem geerbten Dritteil legen.

Ihr beide sollet elend sein?
ihr, meine Brüder? Ich allein
der Glückliche? — Verarmte Brüder,
kommt, teilt von neuem!" Und sie teilten wieder.

Götz.

43. Die treuen Brüder.

26.

Zur Zeit der Ernte kamen zwei rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauer: „Wir beide wollen Euch die ganze Erntezeit hindurch helfen, Euer Getreide hereinzubringen, wenn Ihr uns die Kost und zehn Taler Lohn gebt!"

„Zehn Taler ist zu viel," sagte der Bauer, „ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug." — „Nein," sagten die Jünglinge, „es müssen gerade zehn Taler sein, mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollt Ihr uns nicht so viel geben, so bieten wir unsre Dienste einem andern an."

„Wozu habt Ihr denn so viel Geld notwendig? fragte der Bauer. „Seht," sagten sie, „wir haben zu Hause einen jüngeren Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Taler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwei älteren Brüder uns denn verabredet, dieses Geld zu verdienen."

„Nun wohl," sagte der Bauer, „wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Taler geben, wenn ihr so fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden sein kann."

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Erntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichts; sie waren morgens am frühesten auf und legten sich abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Ernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Taler und sprach: „Ihr habt euren Lohn redlich verdient, und da gebe ich jedem von euch noch einen halben Taler darüber."

Chr. Schmid.

44. Jungfer Margaret.

1. Das war die träge Margaret, die wollte die Hand nicht regen.
Da mußte die alte Mutter allein wischen, waschen und fegen.

2. Das war die eitle Margaret, die putzte sich schon am Morgen.
Da mußte die alte Mutter allein Keller und Küche besorgen.

3. Das war die schöne Margaret, die tät den Burschen gefallen.
Sie tanzten und scherzten gern mit ihr; doch nahm sie keiner von allen.

4. Das war die verlassene Margaret; es kamen und gingen die Jahre.
Vorbei war Putz und Spiel und Tanz, die Mutter lag auf der Bahre.

5. Das ist die hungrige Margaret, sie mag die Hand nicht rühren.
Dort kommt sie mit dem Bettelsack und bettelt vor den Türen.

Sturm.

45. Sechzig Ernten.

Ein frommer Landmann mit silberweißem Haar wandelte mit seinem Enkel, einem Jünglinge, auf dem Felde zur Zeit der Ernte. Da scherzte der Greis mit den Schnittern, wie sie nur Kinder gegen ihn seien, der mehr denn sechzig Ernten bewältigt habe. Da reichte einer der Schnitter ihm eine Sense; der Greis aber nahm sie und mähte einen Schwaden zu Boden wie ein rüstiger Jüngling. Und die Schnitter jauchzten und strichen die Sensen ihm zu Ehren. Der Jüngling, sein Enkel, aber sprach zu ihm: „Mein Großvater, woher hast du solch ein gutes Alter?"

Da antwortete der Greis und sprach: „Siehe, mein Sohn, ich habe von Jugend an auf Gott vertraut in guten und bösen Tagen; dadurch habe ich mir den frischen Mut bewahrt. Ich habe fleißig meines Berufs gewartet und treu gearbeitet; dadurch gewann ich des Leibes Stärke und Gottes Segen. Ich wandelte fromm vor Gott und friedsam mit den Menschen; dadurch habe ich mir Friede und Freudigkeit bereitet. Und mit den Jahren ist solches alles durch Gottes Gnade in mir befestigt und gegründet worden. Tue desgleichen, mein Sohn, so wird dein Alter sein wie eine volle Garbe, die der Herr der Ernte mit Freuden in die Scheune sammelst."

Krummacher.

Herr und Diener.

46. Der freundliche Herr.

Was der Tau des Morgens für die Pflanzen ist, das ist das herzliche Wort, der freundliche Blick für die Arbeiter in ihren sauren Stunden.

An einer Stätte im Harzgebirge heben die Kohlenbrenner noch heute einen Karren mit großer Sorgfalt auf. Sie baten nämlich in teurer Zeit ihren Herrn, einen Grafen, er möchte ihnen den Lohn erhöhen. Der Oberaufseher meinte, es sei nicht nötig, die Arbeit der Leute sei hinlänglich gelohnt. Da schlug ihm der Graf vor, sie wollten beide einmal selbst prüfen, wie schwer die Arbeit sei. So spannte er sich selbst samt dem Oberaufseher in einen beladenen Karren, und jeder fuhr den seinen hin bis an die bestimmte Stätte. Als sie da waren, meinten beide, es sei doch eine recht saure Arbeit, und es könne wohl den Leuten ein Mehreres an Lohn gegeben werden. So geschah es auch.

Lange ruht der Graf in der Erde; aber so oft der Fremdling an den Ort kommt, zeigen ihm die Arbeiter den einen Karren und sagen ihm: „Den hat unser seliger Herr Graf gezogen!" Noch heute erscheint ihnen diese Teilnahme als ein Licht in den Mühen ihres Lebens.

Ahlfeld.

47. Die fromme Magd.

1. Die fromme Magd vom rechten Stand geht ihrer Frauen fein zur Hand, hält Schüssel, Tisch und Teller weiß zu ihrem und der Frauen Preis.

2. Sie trägt und bringt nicht neue Mär, geht still in ihrer Arbeit her, ist treu und eines keuschen Muts und tut den Kindern alles Gut's.

3. Sie ist stets munter, hurtig, frisch, vollbringet ihr Geschäfte risch und hält's der Frauen wohl zu gut, wenn sie um Schaden reden tut.

4. Sie hat dazu fein die Gebärd', hält alles sauber auf dem Herd, bewahrt das Feuer und das Licht und schlummert in der Kirche nicht.

Ringwaldt.

48. Rat einer Mutter an ihre Tochter.

Meine liebe Tochter!

Es freut mich recht sehr, Dich bei einer Herrschaft zu wissen, von der Du nicht nur gut bezahlt, sondern auch gut behandelt wirst. Es wird nun an Dir sein, dafür zu sorgen, daß Deine Herrin auch immer mit Dir zufrieden ist.

Glaube ja nicht, daß Du schon alles weißt und kannst. Wenn Dir also Deine Herrin etwas sagt, so wolle es nicht besser wissen, sondern höre aufmerksam zu und befolge ihre Worte. Sei immerdar freundlich und gefällig gegen sie, auch wenn sie etwas tadelt. Tue alles, was Du ihr an den Augen absehen kannst, und ich bin sicher, Du wirst es recht gut haben.

Wenn Du des Morgens geweckt wirst, so drehe Dich nicht, wie es die faulen Mägde tun, im Bette um und schlafe ruhig weiter, sondern stehe sogleich auf und mache Dich frisch an die Arbeit, damit die Hausfrau sich freut, wenn sie in die Küche tritt. Wirst Du ausgeschickt, so halte Dich auf dem Wege nicht lange auf und bleibe nicht hier und dort ein Weilchen bei einer Bekannten stehen. Habe auch immer Deine Gedanken beisammen, damit Du nichts vergißt und den Weg nicht noch einmal machen mußt. Dadurch wirst Du Dir und Deiner Herrin viel Verdruß ersparen.

Halte Dich auch stets recht sauber und gehe niemals auf die Straße, ohne das Haar gekämmt und die Schuhe geputzt zu haben. Nur wenn Du recht sauber bist, wird Deine Herrin Dir Anleitung zum Kochen geben, da sie ja sonst nicht mit Appetit essen kann, was Du auf den Tisch bringst. Deine Arbeit verrichte mit Lust und Liebe. Sei flink, aber poltere nicht, besonders wenn Du mit zerbrechlichem Geschirr zu tun hast. Ist Dir dennoch etwas zerbrochen, so gestehe es offen und ehrlich. Der Zorn Deiner Herrin wird sich dann bald legen. Leugnest Du aber, so wird sie Dir überhaupt nicht trauen; denn sie hält Dich — und das mit Recht — für eine Lügnerin.

Manche Mädchen haben die üble Gewohnheit, von den Vorräten

und Resten in der Speisekammer zu naschen. Tue es niemals! Es ist ja doch nichts anderes als stehlen. Und wer im Kleinen nicht treu ist, der ist es im Großen auch nicht.

Ganz besonders aber möchte ich Dir anraten, immer den Vorteil Deiner Herrschaft im Auge zu haben. Im Abfallkasten bei Doktors hier hat man neulich nicht nur eine Menge unverbrannter Kohlen, sondern sogar ein Messer und einen silbernen Löffel gefunden. Sei also in allen Dingen recht sparsam und achte so auf die Sachen, als ob sie Deine eigenen wären!

Gehe auch mit Feuer und Licht, wie ich Dir schon immer gesagt habe, recht vorsichtig um. Wie oft ist nicht schon Feuer dadurch entstanden, daß die Dienstmädchen die Lampe in der Kammer umgeworfen haben! Manche sind sogar selbst schon in den Flammen umgekommen.

Gegen die Kinder Deiner Herrschaft sei stets freundlich und suche sie an Dich zu gewöhnen. Wenn sie Deiner Aufsicht anvertraut sind, so laß sie nicht aus den Augen; denn schon manches Kind ist durch die Nachlässigkeit seiner Wärterin zum Krüppel geworden oder wohl gar im nahen Graben oder Bach ertrunken.

Das sind, liebe Tochter, einige Ratschläge, wie sie mir gerade einfallen. Beachte sie, und Du wirst sehen, daß sie gute Früchte tragen. Ein braves Mädchen findet auch immer eine gute Herrschaft; und wenn heutzutage die Dienstmädchen über ihre Herrschaften so viel klagen, so bedenken sie nicht, daß die Schuld größtenteils an ihnen selber liegt. Hiermit sei für heute dem lieben Gott befohlen. Mit innigem Gruße

Deine Dich herzlich liebende Mutter.

K. u. Sch.

49. Herr und Diener.

255.

1. Wie der Herr, so der Knecht. 2. Dreimal selig ist der Mann, der Herrendienst entbehren kann. 3. Mit großen Herren muß man seidene Worte reden. 4. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. 5. Wer zu früh will Herr sein, muß lange Knecht sein. 6. Des Herrn Auge macht die Pferde fett. 7. Des Herrn Fuß düngt den Acker wohl. 8. Der Herr sieht mit einem Auge mehr als der Diener mit vieren. 9. Willst du's im Hause haben recht, so sei dein eigner Herr und Knecht. 10. Wenn die Herren vom Rathause kommen, sind sie am klügsten. 11. Gestrenge Herren regieren nicht lange. 12. Wenn der Diener reich und der Herr arm wird, taugen sie beide nichts. 13. Treuen Dienst lohnet Gott. 14. Fleißiger Hausvater macht hurtig Gesinde.

Obrigkeit und Untertanen und Vaterland.

50. Was sagt Luther von der Obrigkeit?

Es muß Obrigkeit in der Welt sein, damit Recht und Ordnung erhalten werde. Denn was meinst du, würde aus einem Lande werden, wo keine Obrigkeit wäre? Ich halte dafür, sie würden sich allesamt die

Hälse brechen, und wer den andern vermöchte, der träte ihn mit Füßen, — Obrigkeit ist eine göttliche Ordnung, und durch diese göttliche Ordnung erhält Gott zeitlichen Frieden, den Ehestand, Kinderzucht, Religion und alles, was unter der Sonne geschieht. — Wo Obrigkeit aufgehoben wird, da werden die ärgsten Buben regieren, die nicht wert sind, daß sie die Schüssel sollten waschen. — Ein guter Fürst ist nicht mit Geld zu bezahlen, und ist gar nicht genug dafür zu danken. Und Summa, nach dem Evangelio ist auf Erden kein besser Kleinod, kein größerer Schatz denn Obrigkeit, die das Recht schaffet und hält den Gottesfürchtigen und steuert den Gottlosen, die den elenden Waisen und Witwen zum Recht hilft und ihre Sache fördert, die da schützt und schirmt wider Frevel und Gewalt und Frieden schafft. Was kann in diesem Leben Edleres und Herrlicheres sein, denn daß man fromme Obrigkeiten habe, und daß auch die Untertanen ihre Fürsten und Regenten lieb und wert halten? Wo es also zugehet, da ist wahrhaft das rechte Paradies, und hat Gott daselbst verheißen, seinen Segen zu geben. Wenn aber die Obrigkeit blind und böse und das Volk auch böse und unbändig ist und sich nicht will zwingen und regieren lassen, da muß alles Unglück sein.

Die Untertanen sollen fleißig für die Obrigkeit beten und bitten, auf daß Gott sie nicht irren noch fallen lasse, sondern daß er ihr Herz also regiere, daß sie ihr Amt recht führe und ausrichte. Untertanen sollen ferner ihren Fürsten den schuldigen Gehorsam leisten und treulich dienen: dann werden sie einen gnädigen Gott, ein friedsam Herz und einen Herrn haben, der sie segnet. Sie sollen ihnen Steuer und Zoll geben als den Engeln des Friedens, die uns schützen und für uns wachen. Oder meinst du, daß man dir umsonst dazu dienen müsse, daß du in dieser oder jener Stadt wohnest, des Friedens, Rathauses und der Kirche ohne deine Unkosten brauchst? Kostet es denn nichts, Leute und Städte in Friede und Ordnung zu erhalten, davon du doch auch Ruhe und Gebrauch hast?

Wenn du Mängel siehst an der Obrigkeit, so rase und tobe nicht dawider, wie der gemeine Pöbel zu tun pflegt, sondern lerne, daß du sie geduldig leidest und zugute halten könntest; sonderlich, so die, welche regieren, fromme Leute sind, nicht mit Willen unrecht tun, sondern gern allem Schaden wehren wollten und es doch nirgends fortbringen könnten. Derselbigen sollen wir schonen, nicht schelten, noch verfolgen. Kannst du zu deinen Lastern stille schweigen und sie zudecken, warum siehst du nicht auch durch die Finger, wenn du der Regenten Laster siehst, so du doch solches von wegen Gottes Gebot schuldig bist?

Durchleset alle Historien, so werdet ihr finden, daß alle Regenten einen Mangel gehabt haben. Es ist hier keiner, der nicht oftmals unrecht getan hätte. Auch ist es kein Wunder, daß die Leute in der Landregierung irren und Unrecht tun. Denn es ist ja in diesem Leben kein schwerer Werk, denn Land und Leute regieren. Siehe deine Haushaltung an, ob dein Weib, Kind, Knecht, Magd alles so ausrichten, wie du es ihnen zu tun befohlen hast. Summa, Unrecht leiden verdirbt niemandem die Seele, wohl aber unrecht tun.

51. Vom Vaterlande.

Es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

„Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit."

Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von den Wehen des himmlischen Geistes. —

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

„Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kalte Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Arndt.

52. Hans Euler.

253.

1. „Horch, Marthe, draufsen pocht es!
Geh, lafs den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger,
der sich verirrte, sein. —

2. Grüfs Gott, du schmucker Krieger;
Nimm Platz an unserm Tisch;
das Brot ist weifs und locker,
der Trank ist hell und frisch!" —

3. „Es ist nicht Trank, nicht Speise,
wonach es not mir tut;
doch, so Ihr seid Hans Euler,
so will ich Euer Blut!

4. Wifst Ihr, vor Monden hab' ich
Euch noch als Feind bedroht;
dort hatt' ich einen Bruder,
den Bruder schlugt Ihr tot.

5. Und als er rang am Boden,
da schwur ich es ihm gleich,
dafs ich ihn rächen wollte,
früh oder spät, an Euch!" —

6. „Und hab' ich ihn erschlagen,
so war's im rechten Streit,
und kommt Ihr, ihn zu rächen,
— wohlan, ich bin bereit!

7. Doch nicht im Hause kämpf' ich,
nicht zwischen Tür und Wand;
im Angesichte dessen,
wofür ich stritt und stand!

8. Den Säbel, Marthe, weifst du,
womit ich ihn erschlug;
und sollt' ich nimmer kommen —
Tirol ist grofs genug!" —

9. Sie gehen miteinander
den nahen Fels hinan,
sein gülden Tor hat eben
der Morgen aufgetan.

10. Der Hans voran, der Fremde
recht rüstig hinterdrein,
und höher stets mit beiden
der liebe Sonnenschein.

11. Nun steh'n sie an der Spitze.
Da liegt die Alpenwelt,
die wunderbare, große,
vor ihnen aufgehellt.

12. Gesunkne Nebel zeigen
der Täler reiche Lust.
mit Hütten in den Armen
und Herden an der Brust.

13. Dazwischen Riesenbäche,
darunter Kluft an Kluft,
daneben Wälderkronen,
darüber freie Luft.

14. Und, sichtbar nicht, doch fühlbar,
von Gottes Ruh' umkreist,
in Hütten und im Herzen
der alten Treue Geist.

15. Das seh'n die beiden droben —
dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter
aufs liebe Vaterland.

16. „Für das hab' ich gefochten,
dein Bruder hat's bedroht;
für das hab' ich gestritten,
für das schlug ich ihn tot!"

17. Der Fremde sieht hinunter,
sieht Hansen ins Gesicht;
er will den Arm erheben,
den Arm erhebt er nicht.

18. „Und hast du ihn erschlagen,
so war's im rechten Streit;
und willst du mir verzeihen,
komm, Hans, ich bin bereit!"

Seidl.

53. Vaterlandsliebe.

Als die Franzosen im Jahre 1809 gegen Wien vordrangen, sollte ein Bauer der Führer einer Truppenabteilung werden. Mit ihr gedachte der Feind durch einen Nachtmarsch einen wichtigen Plan auszuführen. „Gott bewahre mich," sagte der Bauer, „das tu ich nun und nimmermehr!" Heftig drang der französische Offizier, der den Vortrab befehligte, in ihn. Aber der Bauer blieb ruhig bei seiner Weigerung. Der Offizier bestürmte ihn mit Versprechungen, er bot ihm einen vollen Beutel mit Gold an; alles vergebens.

Inzwischen langte der Hauptzug der Feinde an, und ihr General war sehr erzürnt, den Vortrab noch hier anzutreffen. Als er erfuhr, daß der einzige des Weges kundige Mann sich durchaus nicht bewegen lasse, ihr Wegweiser zu sein, ließ er den Bauer vorführen. „Entweder," rief er ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich totschießen!" — „Ganz gut!" erwiderte der Bauer, „so sterb' ich als rechtschaffener Untertan und brauche nicht Landesverräter zu werden." Da bot ihm der erstaunte General die Hand und sprach: „Geh heim, wackerer Mann! Wir wollen uns ohne Führer behelfen." Arndt.

54. Der reichste Fürst.

256.

1. Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl, saßen viele deutsche Fürsten einst zu Worms im Kaisersaal.

2. „Herrlich," sprach der Fürst von Sachsen, „ist mein Land und seine Macht, Silber hegen seine Berge wohl in manchem tiefen Schacht."

3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle," sprach der Kurfürst von dem Rhein, „gold'ne Saaten in den Thälern, auf den Bergen edlen Wein."

4. „Große Städte, reiche Klöster," Ludwig, Herr zu Bayern, sprach, „schaffen, daß mein Land den euren wohl nicht steht an Schätzen nach."

5. Eberhard, der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr, sprach: „Mein Land hat kleine Städte, trägt nicht Berge silberschwer;

6. Doch ein Kleinod hält's verborgen: daß in Wäldern, noch so groß, ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Unterthan in' Schoß!"

7. Und es rief der Herr von Sachsen, der von Bayern, der vom Rhein: „Graf im Bart! Ihr seid der Reichste, Euer Land trägt Edelstein!"

Kerner.

55. Die Glieder des menschlichen Körpers. 61.

Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, einander zu dienen, und faßten den Vorsatz, dies nicht mehr zu tun. Die Füße sagten: „Warum sollen wir allein für andere tragen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt!" — Die Hände sagten: „Warum sollen wir allein für andere arbeiten? Schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht!" — Der Mund brummte: „Ich müßte wohl ein großer Narr sein, wenn ich immer für den Magen Speise käuen wollte, damit er nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge. Schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nötig hat!" — Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig Wache halten und für ihn sehen sollten. Und so sprachen alle Glieder des Leibes, und eins kündigte dem andern den Dienst auf.

Was geschah? Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, so fing der ganze Körper in allen seinen Gliedern an zu welken und nach und nach abzusterben. Da sahen sie ein, daß sie töricht gehandelt hatten, und wurden einig, daß es künftig nicht wieder geschehen sollte. Da diente wieder ein Glied dem andern, und alle wurden wieder gesund und stark, wie sie vorher gewesen waren.

Campe.

56. Fliege und Biene.

Eine Fliege sprach einst zu einer Biene: „Auch wir wollen uns ein Oberhaupt erwählen und einen geordneten Staat bilden wie ihr." — „Und wie lange?" antwortete die Biene, „wird eine Genossenschaft dauern, in der jeder nur seinen eigenen Vorteil verfolgt?" Lessing.

57. Aus „Schillers Glocke". 248.

Segen der staatlichen Ordnung.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
frei und leicht und freudig bindet,
die der Städte Bau gegründet,
die herein von den Gefilden
rief den ungesell'gen Wilden,
eintrat in der Menschen Hütten,
sie gewöhnt zu sanften Sitten
und das teuerste der Bande
wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
helfen sich in munterm Bund,
und in feurigem Bewegen
werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heil'gem Schutz;

T. Fritz

jeder freut sich seiner Stelle,
bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
süße Eintracht,
weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!

Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Tal durchtoben;
wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!

Fluch des Aufruhrs.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann sich kein Gebild gestalten;
wenn sich die Völker selbst befrei'n,
da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte
der Feuerzunder still gehäuft,
das Volk, zerreißend seine Kette,
zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
der Aufruhr, daß sie heulend schallt
und, nur geweiht zu Friedensklängen,
die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
die Straßen füllen sich, die Hallen,
und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
und treiben mit Entsetzen Scherz;
noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
sich alle Bande frommer Scheu;
der Gute räumt den Platz dem Bösen,
und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
verderblich ist des Tigers Zahn,
jedoch der schrecklichste der Schrecken,
das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
und äschert Städt' und Länder ein.

58. Befehl, Gesetz und Recht.

Prinz Heinrich, der nachmals seinem Vater, dem König Heinrich IV., auf dem Throne von England folgte, hatte einen Kammerjunker, der ihm sehr lieb war. Einst wurde der Junker vor dem höchsten Gerichtshofe angeklagt, und da er für schuldig befunden wurde, alsbald verhaftet. Als Prinz Heinrich dieses hörte, wurde er höchlich aufgebracht. Er stürmte sogleich in den Gerichtssaal und sprach zornig zu den Richtern: „Ich befehle, daß mein Diener auf der Stelle in Freiheit gesetzt werde!“ Aber ruhig erhob sich der Präsident des Gerichtshofes und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurteilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König; denn das Gesetz gibt dem Könige das Recht der Begnadigung.“ Der Prinz beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungebärdig, schimpfte und drohte. Da rief der Präsident: „Halt, Sie sind strafbar, Prinz, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Königs, Ihres Vaters. Nach beiden Seiten hin sind Sie mir unbedingten Gehorsam schuldig. Prinz, ich befehle

Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Ihren künftigen Untertanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor den Gesetzen zu geben. Jetzt aber werden Sie wegen Verletzung dieser schuldigen Ehrfurcht sich sofort in Gefangenschaft begeben und so lange darin verbleiben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund tun wird."

Der Prinz stutzte und wurde von der gesetzlichen Hoheit und Ruhe des Richters so betroffen, daß er freiwillig seinen Degen abgab, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort zu sagen, in Verhaft führen ließ. — Der Vorfall wurde sogleich dem Könige berichtet. Die Höflinge äußerten einen heftigen Zorn gegen die Anmaßungen des Richters und flüsterten schon von Majestätsverbrechen. König Heinrich aber hob Hände und Augen gen Himmel und sprach im freudigen Tone: „Gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich durch keinen Befehl und durch keine Drohung von der Treue gegen Recht und Gesetz abbringen läßt, und du gabst mir einen Sohn, der seinen Willen dem Rechte und dem Gesetze aufgeopfert hat."

Zschokke.

59. Der Gericht haltende Löwe. 45.

Der Löwe hat zu allen Zeiten für den König der vierfüßigen Tiere gegolten, wie der Adler für den der Vögel. Dieser König Löwe kam einst in Begleitung seines ganzen Hofstaates in eine Gegend seines Reiches, wo seit kurzem viele Verbrechen begangen worden waren. Er ließ also verkündigen, er werde am andern Tage ein feierliches Gericht halten, wobei jeder, selbst der Schwächste und Kleinste, seine Klagen vorbringen könne; die Schuldigen aber sollten bestraft werden, und wenn es die Vornehmsten wären.

Zahlreiche Scharen von Tieren aller Gattungen hatten sich eingefunden und standen um den Thron des Königs her, als dieser das Gericht begann. „Wer hat zu klagen?" rief der Fuchs, der des Königs Schreiber war. Alles war still. Da trat die Kuh vor und erzählte mit kläglichem Gebrüll, daß ein schändlicher Räuber ihr in der verwichenen Nacht ihr Kalb geraubt und wahrscheinlich zerrissen habe; denn sie habe nicht weit von ihrem Stalle Blutspuren gesehen.

„Hast du auf niemanden Verdacht?" fragte der Löwe. „Sieh dich um in diesem Kreise, ob vielleicht der Mörder deines Kalbes gegenwärtig ist." Und damit sah er selbst sich grimmig und mit feurigen Augen um. Als er mit seinem zornigen Blicke den Wolf traf, schwieg dieser nicht still, sondern sprach: „Herr König, ich bin's nicht gewesen, du brauchst mich nicht in Verdacht zu haben." — „Habe ich dich denn in Verdacht?" fragte der König. „Es schien mir so," antwortete der Wolf, „als du mich ansahest. Auch weiß ich, daß ich viele Feinde habe, die mir Böses nachsagen. Aber ich kann dir versichern, Herr König, daß ich unter allen der Unschuldigste bin; denn ich habe mir schon vorige Woche den Magen verdorben und esse deshalb durchaus kein Fleisch, am allerwenigsten Kalbfleisch."

„Jetzt habe ich wirklich Verdacht," brüllte der Löwe, „du verteidigst dich, ehe du angeklagt bist; das zeigt ein böses Gewissen an. — Bär," sprach er weiter, „untersuche seinen Bauch, ob er wirklich gefastet hat!" Der Wolf wollte die Untersuchung nicht leiden, indem er immer lauter versicherte, daß er unschuldig sei. Aber niemand glaubte es, weil sein dicker Bauch ihn Lügen strafte. „Panther," befahl jetzt der zornige Löwe, „hilf dem Bären! Wenn der Bösewicht nicht gehorcht, so zerreißt ihn!" Der Panther ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie zerrissen den Wolf, und die ganze Versammlung sah, daß der Löwe recht gehabt hatte; denn das Kalb fand sich in dem Magen des lügnerischen Wolfes. Curtman

60. Der Wolf und das Lämmlein. 45.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen von ungefähr beide an einen Bach, um zu trinken. Der Wolf trank oben am Bache, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr ward, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübst du mir das Wasser, dafs ich nicht trinken kann?" Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben? Trinkst du doch über mir und möchtest es mir wohl trüben." Der Wolf sprach: „Wie, fluchst du mir noch dazu?" Das Lämmlein antwortete: „Ich fluche dir nicht." Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater fügte mir vor sechs Monden auch ein Leid zu." Das Lämmlein antwortete: „Bin ich doch dazumal noch nicht geboren gewesen, wie kann ich entgelten, was mein Vater getan haben soll?" Der Wolf sprach: „Du hast aber meine Wiesen und Felder abgenagt und verderbt." Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich? Ich habe ja noch keine Zähne." — „Ei," sprach der Wolf, „du weifst ja eine ganze Menge Ausreden! Du kannst nicht ungefressen bleiben!" Also würgte er das unschuldige Lämmlein und frafs es. Äsop.

61. Der kluge Richter. 283.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu tun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung und zwar von hundert Mark an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! Nimm dein Eigentum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blicke eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geglaubtes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren

eigentlich 800 Mark in dem Tuche eingenäht; ich finde aber nur noch 700 Mark. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure 100 Mark Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch."

Das war nicht schön, aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Mark als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu tun war, versicherte, dafs er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung: der eine, dafs 800 Mark seien eingenäht gewesen, der andere, dafs er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe.

Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an. Er liefs sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und tat hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Mark verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Mark gefunden hat, so kann auch das Geld des letztern nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Mark verloren hat. Und dir da weifs ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Mark findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es. Hebel.

62. Kaiser Rudolf als Richter. 57.

In Nürnberg trat ein Kaufmann mit einer Klage gegen einen Gastwirt vor den Kaiser. „Ich habe dem Wirte", sagte er, „einen ledernen Beutel, mit Gold gefüllt, in Verwahrung gegeben, und nun leugnet er frech den Empfang des Goldes und will es nicht mehr herausgeben." Als der Wirt, ein angesehener Mann in Nürnberg, desselben Tages mit anderen Abgeordneten der Stadt vor dem Kaiser erschien, unterhielt sich Rudolf, leutselig wie er war, mit einem jeden, und auch den Wirt fragte er nach Namen, Gewerbe und Familie. Dann, wie von ungefähr, fuhr er fort: „Sieh, du hast ja da einen prächtigen neuen Hut, wie ich nie einen besessen. Wie wär's, wenn wir tauschten? Du erhältst freilich nur einen alten Hut, aber den Hut des Kaisers, und ich bekomme bei dieser Gelegenheit einen neuen, der mich keinen Heller kostet."

Natürlich ging der Wirt auf den Tausch ein, und Rudolf setzte den eingetauschten Hut wohlgefällig auf. Dann ging er hinaus und sandte einen Bürger zu des Wirtes Frau, der zeigte

ihr den Hut ihres Mannes vor und sprach: „Sehet da, von wem ich komme. Ihr sollt mir für den Eigentümer dieses Hutes sogleich den ledernen Beutel mit dem Golde übergeben." Die Frau, keine List ahnend, gab ohne Bedenken den Beutel her. Als nun der Kaiser das Gold empfangen hatte, trat er mit dem Hute wieder in den Saal. Der bestohlne Kaufmann wurde gerufen und mufste die Anklage wiederholen, der Wirt aber leugnete hartnäckig. Da zog Rudolf den Beutel hervor und fragte, mit ernstem Auge den Wirt anblickend: „Kennst du diesen Beutel?" Darüber erschrak der Dieb heftig, fiel auf die Knie nieder und bat um Gnade, mufste aber seine Schalkheit am Galgen büfsen. Andrä.

63. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich II. von Preufsen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschlofs und war gern darin, wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstens stehen ein königliches Schlofs und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weifsbrot auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Aufserdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal liefs der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läfst sie niederreifsen?"

Der König wufste, warum; denn eines Tages liefs er den Müller zu sich kommen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „dafs wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer mufs weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlöfslein?" Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?" Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, dafs Ihr mir mein Schlofs abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?" Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt Ihr auch nicht so viel Geld, dafs Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil." Der König tat gern ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinem Vater übergeben worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und mit ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben."

Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an. „Wifst Ihr auch, guter Mann, dafs ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab.

Nehmt alsdann das Geld oder nicht!" Da lächelte der unerschrockene Müller und erwiderte dem Könige: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht zu Berlin nicht wäre!" Er meinte nämlich, daſs er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daſs ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht miſsfällig war, sondern wohlgefiel. Er lieſs von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft.

Hebel.

64. Das Recht im Sprichworte. 284.

1. Wer recht tut, wird Recht finden. 2. Wer Recht fordert, muſs auch Recht pflegen. 3. Wer Scherz ausgibt, muſs Scherz einnehmen. 4. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. 5. Eintracht das Kleine mehrt, Zwietracht das Groſse verheert. 6. Vergleichen und vertragen ist besser als zanken und klagen. 7. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeſs. 8. Lieber klein Unrecht gelitten als vor Gericht gestritten. 9. Wer da hadert um ein Schwein, nehm' eine Wurst und laſs es sein. 10. Manche streiten um ein Ei und lassen die Henne fliegen. 11. Wer rechten will, muſs drei groſse Beutel haben: voll Rechts, Langmuts und Geldes. 12. Wenn man einen Streit mit Wein begieſst, richtet man mehr aus als durch einen Prozeſs. 13. Besser gewisser Frieden als ungewisser Sieg. 14. Rechten und borgen macht Kummer und Sorgen. 15. Das Recht hat eine wächserne Nase. 16. Rechten scheidet wohl, aber es freundet nicht. 17. Wenn Krieg wird, macht der Teufel die Hölle weiter. 18. Zu viel Recht ist Unrecht. 19. Besser Unrecht leiden als Unrecht tun. 20. Was einmal Unrecht gewesen ist, das bleibet Unrecht zu aller Frist. 21. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Nächstenliebe.

65. Das brave Mütterchen. 43.

Es war im Winter, und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer, ein großes Fest zu feiern. Sie schlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt, versammelte sich draußen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren in Schlitten, und in den Zelten erscholl Musik; Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum, und die Alten saßen an den Tischen und tranken eins. So verging der ganze Tag, und der helle Mond ging auf, aber der Jubel schien erst anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre

Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette aus aufs Eis hinaussehen und die Freude sich betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaussah, im Westen ein kleines, weißes Wölkchen, das eben am Horizonte aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst. Sie war in früheren Tagen mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach, in einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren. Da rief und jammerte sie so laut, als sie konnte, aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise. Niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen.

Da rafft sie ihr bißchen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen. Glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand augenblicklich in hellen Flammen; und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturme, und als eben die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung. Müllenhoff.

66. Der gerettete Handwerksbursche. 36.

Ein Handwerksbursche ging unweit Preßburg in Ungarn in der grimmigsten Kälte mit seinem Bündel auf dem Rücken über die Heide. Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe zerrissen. Er weinte vor Frost, und die Tränen wurden zu Eis und blieben an den Augenwimpern hängen. „Lieber Gott,“ seufzte er, „weit und breit kein Dorf und keine Stadt, nicht einmal eine Köhlerhütte! Ich werde erfrieren. Ach, was wird meine arme Mutter anfangen! — Mein Vater ist schon tot, dann hat sie niemand mehr, der für ihren Unterhalt sorgt!“ Er wollte laufen, um sich zu erwärmen, aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf sein Bündel und schlief ein. — Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn starr da liegen. Da er indes noch einige Lebenszeichen an ihm bemerkte, ritt er schneller und zeigte es unter dem Tore der nächsten Stadt an. — „Was hilfts? Bis wir hinauskommen, ist er längst tot,“ sagten die Gefühllosen.

Ein armer Tagelöhner aber, welcher gerade in der Wachtstube war, um sich zu erwärmen, hörte es, und ihm brach das Herz vor Mitleid. Ohne ein Wort zu sagen, eilte er auf die Landstraße, trug den erstarrten Handwerksburschen in das nächste Dorf, rieb ihn mit

Schnee, brachte ihn der Wärme immer näher und erweckte ihn endlich wieder. Darauf nahm er ihn mit in die Stadt und teilte sein Holz und seinen Tisch, ob er gleich selbst nicht viel hatte, mit ihm so lange, bis er im stande war, weiter zu reisen.

67. Die Pfirsichen. 38.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsichen mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum ersten Male, deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den rötlichen Backen und dem zarten Flaume. Darauf verteilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?"

„Herrlich, lieber Vater," sagte der Älteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt und will mir daraus einen Baum ziehen."

„Brav!" sagte der Vater, „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt."

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen," rief der Jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O, das schmeckte so süß und zerschmilzt einem in dem Munde!"

„Nun," sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben."

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß wie eine Nuß. Aber meine Pfirsiche habe ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann."

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest!"

„Und du, Edmund?" fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsiche dem Sohne unseres Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da habe ich sie ihm auf das Bett gelegt und bin hinweggegangen."

„Nun," sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsiche gemacht?"

Da riefen alle drei: „Das hat Bruder Edmund getan!" — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn, mit einer Träne im Auge.

Krummacher.

68. Ein braver Mann.

Als im Jahre 1892 in Hamburg die Cholera so heftig wütete, wurden viele Kinder elternlos. Unter den kinderlosen Leuten, die den armen Waisen eine neue Heimat bieten wollten, befand sich auch ein Schiffer, ein sogenannter Ewerführer. Unter Führung des Waisenhausdirektors hatte er bald einen kleinen rotwangigen Knaben herausgefunden, den er seiner kinderfreundlichen Frau zuführen wollte. Der kleine Junge von vier Jahren faßte seinen neuen Vater vergnügt an der Hand und sagte dann treuherzig zu ihm: „Nimm doch meine kleine Schwester Anna auch mit!" Der Ewerführer, gerührt von dieser treuen Anhänglichkeit, willigte sofort ein, und die kleine dreijährige Anna wurde denn auch alsbald herbeigeschafft.

Als der brave Mann mit den beiden Kindern fortgehen wollte, rief jedoch das kleine zarte Geschöpf weinend nach seiner lieben Marie. Es stellte sich heraus, daß noch ein drittes Schwesterchen von sechs Jahren im Waisenhause war. Der Mann stutzte. Bald aber siegte sein gutes Herz, und mit den Worten: „Wo zwei satt werden, kann auch noch die dritte essen," zog er mit den drei Kindern heimwärts.

Die Frau des Ewerführers wurde zwar im ersten Augenblick über den reichen Kindersegen etwas stutzig, empfing aber alle drei mit gleicher Liebe. In wenigen Stunden war dieser Vorfall in der Umgegend — am Hafen — bekannt geworden, und von allen Seiten trug man Betten, Kleider und Wäsche herbei, um die Kleinen in dem neuen Heim bestens unterzubringen.

Das neue Elternpaar sowie die Nachbarn hatten ihre helle Freude an den drei Kindern. — Die wirklichen Eltern aber waren in einer Nacht ein Opfer der schrecklichen Seuche geworden.

69. Heldenmut.

278.

„Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitän zieht den Atem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht alles durch und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich, in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!" — „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu!" rief dieser und schlug sich vor die Stirn; denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßt sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Knie und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein!" Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein

Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wut der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel.

Alle Reisenden hatten sich auf dem Vorderteile zusammengedrängt; denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualme wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitain und die Matrosen taten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil mit Wasser zu begießen, aber das tat dem wütenden Brande keinen Einhalt. — Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden, aber er weicht nicht von seinem Posten; denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff auch dahinsaust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt sein Steuerruder, und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen. Aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnet die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran während seines ganzen Lebens zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

Sterns Lesebuch.

70. Der Lotse.

274

1. „Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
und muß am Vorgebirg' zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein.

2. Ich muß hinaus, daß ich sie leite!" —
„Gehst du ins offne Wasser vor,
so legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor." —

3. „Allein ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt.

Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben wert.

4. Gib mir das Sprachrohr! Schifflein, eile,
es ist die letzte, höchste Not!" —
Vor fliegendem Sturme, gleich dem Pfeile,
hin durch die Schären eilt das Boot.

5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Kieloben treibt das Boot zu Lande,
und sicher fährt die Brigg vorbei.

Giesebrecht.

71. Das Lied vom braven Mann. 276.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Mut's sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
und schnob durch Welschland trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Wassern scholl;
das Wiesental begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
lag eine Brücke drüber her,
und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und
Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
von beiden Ufern, hier und dort,
von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
an beiden Enden, hier und dort,
zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!" —

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
und jeder schrie und rang die Hand;
doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und
Wind. — —

9. Rasch galoppiert' ein Graf hervor,
auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen
wagt." — —

10. Und immer höher schwoll die Flut,
und immer lauter schnob der Wind;
und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

11. „Hallo! Hallo! Frisch auf, gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

12. Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
mit grobem Kittel angetan,
an Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
und schaute das nahe Verderben dort.

13. Und kühn in Gottes Namen sprang
er in den nächsten Fischerkahn;
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
um Retter von allen zugleich zu sein.

14. Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
so rollte das letzte Getrümmer fort. —

15. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
doch tat er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

16. „Hier,“ rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!“ —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn! —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

17. „Mein Leben ist für Gold nicht feil;
arm bin ich zwar, doch eß ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu teil,
der Hab und Gut verloren hat!“
So rief er mit herzlichem Biederton
und wandte den Rücken und ging davon. —

18. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solchen Muts sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann.

Bürger. (Gekürzt.)

72. Eine Hand wäscht die andere.

62.

So sagt man wohl, wenn ein Schelm dem andern durchhilft, und mancher unehrliche Mensch sagt's einem andern, dem er einen kleinen Gefallen getan hat. Pfui! So meint es das Sprichwort nicht. Denk einmal nach! Wenn ihr euch die Hände waschet, so wird, wenn ihr auch die eine nach allen Seiten im Wasser herumschlenkert, sie dennoch nicht rein; die andere mufs wischen und waschen, streichen und kneten helfen, dann geht es. Was lehrt euch das? Nun — einer, der allein steht, ohne den treuen Beistand seiner Nachbarn und Freunde, bringt nichts fertig. Wenn aber diese sagen: „Warte, Nachbar, ich komme und helfe,“ dann wäscht eine Hand die andere. Wenn nun aber der Nachbar deiner Hilfe bedarf? Ei nun, dann mufs wieder deine Hand der seinen waschen helfen, und es geht rein und herrlich ab. Verstanden? Der liebe Gott will, dafs wir einander unterstützen und einander helfen und dienen sollen mit der Gabe, die wir empfangen haben. So soll eine Hand die andere waschen.

Horn.

73. Der grofsmütige Löwe. 46.

Auf dem Rücken eines schlafenden Löwen lief eine Maus hin und her. Der Löwe wachte darüber auf und erwischte sie glücklich mit seinen Tatzen. „Ach, gnädiger, lieber Herr Löwe," bat das Mäuschen, „lafst mich leben! Ich bin ein schlechter Bissen für Euren Magen! Und für den grofsmütigen Löwen würde es sich auch schlecht schicken, ein so geringes Tier zu erwürgen." — „Lauf, kleines Närrchen," sagte der Löwe, der eben gute Laune hatte, „aber beunruhige mich nicht wieder." Nach einiger Zeit war der Löwe in das Netz eines Jägers gefallen, aus welchem ihn alle seine Stärke nicht retten konnte. Ein fürchterliches Brüllen verriet seine Angst. Die Maus hörte es und lief eiligst hinzu, und als sie sah, woran es lag, fing sie sogleich an, an dem Netze zu nagen. Als einige Knoten zerbissen waren, bekam der Löwe seine Klauen frei und konnte nun seine ganze Stärke brauchen und sich völlig aus dem Netze helfen.

Äsop.

74. Die Macht des Gewissens.

Ein Diener hatte seinen Herrn, einen holländischen Juwelier, auf der Reise hinterrücks erschossen und den Leichnam des Ermordeten in einen abgelegenen Sumpf versenkt. Er bemächtigte sich des Geldes und der Juwelen, die jener bei sich geführt hatte, schiffte sich mit seinem Schatze nach England ein und wählte daselbst unter fremdem Namen eine kleine Landstadt zu seinem Aufenthalte.

Hier fing er sehr geschickt und vorsichtig erst im kleinen an, einen Handel zu treiben, den er nach und nach vergrößerte, so daß jedermann seinen Reichtum für den Erwerb seines Fleißes ansehen mußte. Er nahm ein Weib aus einer reichen, angesehenen Familie, und weil er sich übrigens im Handel und Wandel als ein rechtlicher, höchst ehrenhafter Mann bewies, ward er endlich zum Bürgermeister der Stadt und zum Vorsitzer bei Gerichtsverhandlungen erwählt.

Auch dieses Amt verwaltete er zur größten Zufriedenheit seiner Mitbürger; aber in und mit sich selbst konnte er dadurch nicht zufrieden werden. Es war vergebens, daß er einen großen Teil seines Vermögens zu Wohltaten verwendete; es gewährte ihm nur Ruhm vor den Leuten, aber keine Ruhe vor seinem Gewissen. Gerade in solchen Augenblicken, wo ein anderer sich freut und seines Lebens froh ist, trat ihm das gräßliche Bild jener unseligen Stunde am lebhaftesten vor die Seele, der blutende Leichnam seines Herrn und das öde Grab im Sumpfe. Je glücklicher er in seiner Lage hätte sein können, um so ängstlicher fürchtete er jene andere Stunde, die noch kommen sollte, die Stunde der Rechenschaft — die Stunde der Entdeckung. Und sie kam; sie kam durch ihn selbst!

Einstmals hatte er den Vorsitz im Gerichte zu führen über einen Menschen, der seinen Herrn ermordet haben sollte. Die Zeugen waren verhört, die Schuld erwiesen; die Beisitzer des Gerichtes hatten ein-

stimmig der Reihe nach ihr „Schuldig" über ihn ausgesprochen. Jetzt war es an ihm, dem Vorsitzer, das Todesurteil zu verkündigen. — Alles schwieg und war auf diesen Augenblick gespannt. Es war ein fürchterlicher Augenblick, als ihm die Stimme versagte, als er, von seinem Gewissen überwältigt, sich dennoch erhob, um einen Menschen zu verurteilen, mit dem er selbst in gleicher Schuld und Verdammnis war. Er ward blaß und bleich wie das Bild des Todes; er zitterte und sank ohnmächtig in seinen Stuhl zurück. Dann plötzlich ermannte er sich wieder, sprang auf und stellte sich neben den Angeklagten. Nun erst kam ihm Besinnung und Sprache wieder.

„Ihr sehet hier," sagte er, „ein Beispiel der gerechten Strafe des Himmels! Dreißig Jahre lang habe ich geheuchelt und mein Verbrechen und die Höllenangst in meinem Herzen zu verhehlen gewußt. Wehe, wehe über mich, daß ich es so lange vermocht habe!"

Und nachdem er vor den Richtern und der ganzen Versammlung sein Verbrechen offen und mit Darlegung aller Umstände bekannt hatte, fuhr er fort:

„So habe ich denn dreißig Jahre lang mit mir gerungen und mein Gewissen durch gute Werke zu beschwichtigen gesucht; umsonst! — In diesem Augenblicke, wo ich über mein Verbrechen an diesem Manne hier das Todesurteil aussprechen soll, hat mir Gott den einzigen, letzten Weg zur Rettung gewiesen. Länger darf ich ihm nicht widerstreben; ich fühle, daß ich dadurch seine Gnade auf immer und ewig verlieren würde. Demnach bezeuge ich vor Gott, dem Allgegenwärtigen, und vor dieser ganzen Versammlung, daß ich des absichtlichen Mordes schuldig bin an meinem Herrn, wie dieser hier, und daß ich hier stehe, mit ihm die gleiche Strafe zu erleiden!"

Die Richter und alle Anwesenden waren außer sich vor Erstaunen. Einige seiner Freunde wollten ihn für wahnsinnig erklären, aber der Zusammenhang seiner Reden bewies das Gegenteil. Andere wollten für ihn nach einem dreißigjährigen unsträflichen Lebenswandel das Recht der Verjährung in Anspruch nehmen; er aber blieb standhaft auch gegen diese Versuchung und bat um sein Urteil als um eine Gnade; er flehte um Gottes willen.

Es ward ihm gewährt. — Die Tränen der Richter, die ihn verurteilen mußten, die Tränen seiner Freunde, der Armen, die ihren Wohltäter auf seinem letzten Gange nicht verlassen wollten, erleichterten ihm die schwere, bange Stunde des Todes. Er starb in Zuversicht auf Gottes Gnade, die sich auch des Sünders erbarmet, wenn er Buße tut mit reuevollem Herzen.

75. Die Posaune des Gerichts. 237.

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde, wurde in einer Frühjahrsnacht zur Zeit des Vollmondes eine schreckliche Tat verübt. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes; die Nachti-

gall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesange, als der Kniende den Dahingestreckten aussuchte und alles, was er fand, zu sich steckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der ferne rauschte, um ihn dort zu versenken. Plötzlich blieb er stehen, keuchend unter der toten Last. Der Mond war herausgetreten und warf sein sanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzergreifenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Posthorn die Weise des Liedes: „Denkst du daran!" Der Widerhall in Tal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und Bäume sängen: „Denkst du daran!" Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf seinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Last ab und sprang davon, immer weiter und weiter. Endlich, am Strome, blieb er stehen und lauschte hin; alles war still, und nur die Wellen flossen schnell dahin, als eilten sie fort von dem Mörder. Dieser ärgerte sich jetzt, daß er die Spuren seiner Tat nicht vertilgt hatte und sich von sonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab; der Schweiß rann ihm von der Stirn; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hätte. Mancher Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er so durchs Dickicht drang; aber nirgends fand er das Gesuchte. Er hielt an, um sich zurechtzufinden, um sich die Gegend genauer zu vergegenwärtigen: aber kaum, daß er drei Schritte gegangen war, und es war ihm, wie wenn die Bäume auf und nieder wandelten und ihm den Weg verstellten. Der Morgen brach endlich an, die Vögel schwangen sich auf und sangen ihre hellen Lieder, vom Tale und aus den Bergen hörte man Peitschen knallen. Der Mörder machte sich eiligst davon.

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in dessen Gemarkung sie lag. An der rechten Schläfe trug der entseelte Körper Spuren eines Schlages wie von einem scharfen Steine. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entseelten ersehen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an dessen Fuß die in Felsen gehauene Landstraße vorüber zieht, sollte nun des andern Tages der tote Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menschen folgte dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen. Jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Teilnahme bekunden. Still, ohne Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach:

„Auf dem Wege bist du gefallen. Wer weiß, wohin dein Herz sich sehnte, welches Herz dir entgegenschlug! Möge der, der alles kennt und alles heilt, Ruhe und Frieden in die Seelen der Deinigen senden. Unbekannt bist du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher du kamst, wohin du gingst; aber er, der deinen Eingang und deinen Ausgang kennt, hat dich Bahnen hinansteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche du gehörtest, welche Sprache du redetest, wer

mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen." — „Erhebet mit mir eure Hände," fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und alle hoben die Hände empor. Dann sprach er wieder: „Wir heben unsere Hände empor zu dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir: Wir sind rein von dieser Tat. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo du auch weilest, der du deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst, das Schwert schwebt unsichtbar über deinem Haupte, und es wird fallen und dich zerschmettern. Kehr um, solange es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel; denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts — — —"

Da hörte man plötzlich von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst du daran!" Alles schwieg und hielt den Atem an. — Aus der Mitte der Versammelten aber stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!"

Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumütig seine Tat, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen und berauben wollte, ermordet habe, wie die Töne des Posthorns ihn verwirrt, wie er seine Hand brennen gefühlt, wie er sie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständnis abpreßten. — Still, ohne Klage, nur mit einem leisen Weh im Herzen, hatte sich der Zug den Berg hinab bewegt. Mit zitternder Seele, Tränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten viele heim. Zwei Menschen waren auf ewig aus der Genossenschaft der Menschen geschieden. Auerbach.

76. Erzählung aus dem Morgenlande. 43.

In der Türkei trieb ein sehr reicher und vornehmer Mann einen Armen, der ihn um eine Wohltat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von sich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Steine. Alle, die es sahen, verdroß es; aber niemand konnte erraten, warum der arme Mann den Stein aufhob und, ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche steckte; und niemand dachte daran, daß er ihn von nun an so bei sich tragen würde. Aber das tat er wirklich. Nach Jahr und Tag verübte der reiche Mann einen Spitzbubenstreich und wurde deswegen nicht nur seines Vermögens verlustig, sondern mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts auf einen Esel gesetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem rätselhaften Steine in der Tasche stand unter den Zuschauern eben auch da und erkannte seinen Beleidiger. Jetzt fuhr er schnell mit der Hand in die Tasche, jetzt griff er nach dem Steine, jetzt hob er ihn schon in die Höhe, um ihn nach seinem Beleidiger zu werfen. Aber wie von einem guten Geiste gewarnt, ließ er ihn wieder fallen und ging mit bewegtem Gesichte davon.

Daraus kann man lernen erstens: Man soll im Glücke nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein; denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war; und: Wer dir als Freund nicht nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir schaden. Zweitens: Man soll seinem Feinde keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den seinen auf die Erde fallen ließ und davon ging, sprach er zu sich selber so: „Rache an diesem Feinde auszuüben, solange er reich und glücklich war, war töricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich.“ Hebel.

77. Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich, teilt einst ein Vater sein Vermögen und den mit Müh' erworbnen Segen selbst unter die drei Söhne gleich. „Ein Diamant ist's,“ sprach der Alte, „den ich für den von euch behalte, der mittels einer edlen Tat darauf den größten Anspruch hat.“

Um diesen Anspruch zu erlangen, sieht man die Söhne sich zerstreu'n. — Drei Monden waren schon vergangen, da stellten sie sich wieder ein. Drauf sprach der älteste der Brüder: „Hört! Es vertraut' ein fremder Mann sein Gut ohn' einen Schein mir an, dem gab ich es getreulich wieder. Sagt, war die Tat nicht lobenswert?“ — „Du tatest, Sohn, wie sich's gehört,“ ließ sich der Vater hier vernehmen. „Wer anders tut, der muß sich schämen; denn ehrlich sein, heißt uns die Pflicht. Die Tat ist gut, doch edel nicht.“

Der andre spricht: „Auf meiner Reise fiel einst ganz unachtsamerweise ein armes Kind in einen See; ich aber zog es in die Höh' und rettete dem Kind das Leben; ein Dorf kann davon Zeugnis geben.“ — „Du tatest,“ sprach der Greis, „mein Kind, was wir als Menschen schuldig sind.“

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen war einst mein Feind fest eingeschlafen an eines tiefen Abgrunds Rand. Sein Leben stand in meiner Hand. Ich weckt' ihn und zog ihn zurücke.“ — „O,“ rief der Greis mit holdem Blicke, „der Ring ist dein: Welch edler Mut, wenn man dem Feinde Gutes tut!“

78. Der alte Löwe. 51.

Ein alter Löwe lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete den Tod. Die Tiere, deren Schrecken er bisher gewesen war, bedauerten ihn nicht, sie freuten sich vielmehr, daſs sie seiner los wurden. Einige von ihnen, die er einst verfolgt hatte, wollten nun ihren Haſs an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beiſsenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgerlichsten Schimpfworte; der Ochse stieſs ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern; und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd

allein blieb schweigend stehen und tat ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht,“ fragte der Esel, „dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben?“ Das Pferd antwortete: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann.“ Lessing.

Wert der Gesundheit.

79. Der Reichtum. 69.

Ein armer Jüngling kam einst mit seinem früheren Lehrer wieder zusammen und klagte ihm bitter, wie es ihm so übel erginge, und wie es dieser und jener seiner ehemaligen Schulgenossen weit besser hätte; sie wären reich begütert, er dagegen litte Mangel an allem. „Bist du denn wirklich so arm?“ sprach der Lehrer, „du stehst ja in voller Gesundheit vor mir! Diese Hand,“ fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff, „kräftig und geschickt zur Arbeit, würdest du sie wohl um tausend Mark dir abnehmen lassen?“ — „Bewahre mich Gott!“ sprach der Jüngling, „wie könnte mir das einfallen!“ — „Und deine Augen,“ fuhr der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hineinschauen, um wieviel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir dringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?“ — „Gewiß nicht,“ antwortete der Jüngling. „Nun denn,“ versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist; du hast Güter, die alles Geld überwiegen!“ Jäger.

80. Der geheilte Patient. 305.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob! der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langeweile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagsessen aufhörte, und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollten ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank. Wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere.

Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen, wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand.

Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben." Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauche, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurme muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schusters Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu und nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, wohl aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im nächsten Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Tut, was Ihr wollt!"

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sogleich am andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß just eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber bereits am zweiten und dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heute, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den anderen Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief' mir!"

Als er zum Doktor kam, nahm ihn der bei der Hand und sagte:

„Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob! nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rate gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen; so könnt Ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich verstehe Euch wohl,“ und ist nachher dem Rate gefolgt und hat 87 Jahre 4 Monate 10 Tage gelebt wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzte 20 Dublonen zum Gruß geschickt. Hebel.

81. Sprichwörter.

Essen und Trinken. 1. Hunger ist der beste Koch. 2. Gut gekaut, ist halb verdaut. 3. Wohlschmack bringt Bettelsack. 4. Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muß nehmen, was übrig bleibt. 5. Salz und Brot macht Wangen rot. 6. Wenn's am besten schmeckt, soll man aufhören. 7. Viele Köche verderben den Brei. 8. Mäßigkeit ist die beste Arznei. 9. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. 10. Allzuviel ist ungesund. 11. Eine fette Küche macht einen magern Beutel. 12. Die Karte und die Kanne machen manchen zum armen Manne. 13. Im Becher ertrinken mehr Leute als im Meere. 14. Trunkenheit hat drei S: Sünde, Schaden, Schande.

Gesundheit und Krankheit. 1. Gesund Geblüt, frisch Gemüt. 2. Denkst du dein Leben hoch zu bringen, so halte Maß in allen Dingen: in Essen, Trinken, Freud und Leid, in Arbeit und in Schlafenszeit! 3. Arbeit, Mäßigkeit und Ruh schließt dem Arzt die Türe zu. 4. Gesundheit ist der größte Reichtum. 5. Ein frohes Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut. 6. Geduld ist die beste Arznei. 7. Nur in einem gesunden Körper kann eine gesunde Seele wohnen. 8. Frische Wunden sind gut zu heilen. 9. Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer. 10. Frisch und gesund sein ist besser als Gold und ein gesunder Leib besser als großes Gut.

Verhalten gegen Pflanzen und Tiere.

82. Von der Beschädigung der Bäume.

Wenn Tiere die Bäume zerstören, so müssen wir das in Geduld hinnehmen. Aber empörend ist es, wenn menschlicher Mutwille junge Obst- oder Waldbäume vernichtet. Ein Bäumchen zu beschädigen, das noch nach vielen Jahren reiche Früchte bringen kann, — ist Sünde. Der es pflanzte, hoffte so viel von ihm; er freute sich, daß Gott dasselbe hat grünen lassen, und nun kommt ein leichtsinniger Bube und

vernichtet mit einem Schnitte aus bloßem Mutwillen seine Hoffnungen und seine Freude! Denkt euch nur, daß ihr das Bäumchen gepflanzt hättet und es auf einmal vertrocknet fändet, dann werdet ihr gewiß vor einer solchen Tat zurückschrecken. Euer Gewissen sagt euch ja schon, daß es schändlich und sündlich ist, einen jungen Baum zu zerknicken, den Gott zum Nutzen der Menschen aufwachsen läßt, in dessen Schatten noch so mancher Ermüdete einst ausruhen könnte. Merket auf seine Stimme!

Fix.

83. Das treue Roß.

51.

1. Ich hab' mein Roß verloren,
mein apfelgraues Roß.
Es war so treu im Leben,
kein treueres kann es geben
im ganzen Zug und Troß.

2. Und als es wollte sterben,
da blickt' es mich noch an,
als spräch's mit seinen Mienen:
„Kann dir nicht weiter dienen, —
ade, mein Reitersmann!"

3. Und als es war gestorben,
da grub ich's ehrlich ein —
wohl unter grünen Matten
in eines Lindenbaums Schatten,
das soll sein Denkmal sein!

4. Da sitzen die kleinen Vögel
und halten das Totenamt.
Ihr braucht nicht erst zu lesen,
wie treu mein Roß gewesen —
sie singen's insgesamt.

Hoffmann von Fallersleben.

84. Das blinde Roß.

Auch gegen Tiere soll der Mensch nicht undankbar sein, wie jener Kaufmann in der Stadt Wineta, den sein Schimmel wegen Undank verklagte. — Der Schimmel hatte dem Herrn schon viele Jahre treu gedient und ihm einmal sogar durch seine Schnelligkeit das Leben gerettet, als er in einem Walde von Räubern überfallen wurde. Der Kaufmann tat deshalb ein Gelübde, er wolle den Schimmel niemals verstoßen und ihn aufs beste verpflegen, solange er leben werde. Weil aber der Schimmel auf seiner Flucht vor den Räubern sich sehr erhitzt hatte, so ward er bald darauf erst steif und lahm und endlich auch blind, und der Kaufmann vergaß seiner Dienste, sowie seines eigenen Gelübdes. Erst ließ er das Pferd bei kärglichem Futter darben, und weil ihm eine Metze Hafer täglich zu viel schien für ein Pferd, das ihm zu nichts mehr nützte, so befahl er seinem Knechte, den Schimmel wegzujagen. Der nahm einen Stock, weil das Pferd nicht weichen wollte, und trieb es aus dem Stalle. Da blieb es sieben Stunden am Tore stehen mit niedergebeugtem Kopfe und spitzte die Ohren, wenn etwas im Hause sich regte. Die Nacht schlief es auf den harten Steinen, obgleich es kalt war und schneiete. Endlich trieb der Hunger das Tier wegzugehen; aber weil es blind war, stieß es überall an. Mit seiner Nase roch es links und rechts, ob nicht ein Hälmchen Stroh da läge; doch es fand nur wenig.

Es war aber in selbiger Stadt ein Glockenhaus, das stand Tag und Nacht offen. Man hatte es gebaut, um Unrecht zu verhindern. Denn wenn jemand meinte, es geschehe ihm Unrecht von einem andern,

so ging er hin ins Glockenhaus, faßte an den Glockenstrang und läutete. Sogleich kamen die Richter der Stadt zusammen und richteten. Zufällig tappte auch der Schimmel in dieses Glockenhaus hinein, und da er alles mit seinen Lippen berührte und aus Hunger mit den Zähnen alles benagte, so fand er auch den Strang, faßte ihn mit den Zähnen und fing an zu läuten. Sogleich kamen die Richter und sahen den Schimmel als Kläger. Da sie wohl wußten, wie große Dienste der Schimmel seinem Herrn geleistet hatte, so ging ihnen die Sache zu Herzen. Sie ließen den Kaufmann sogleich herbeirufen, der sich nicht wenig wunderte, als er an der Klageglocke seinen Schimmel sah. Er wollte seine Hartherzigkeit rechtfertigen. Allein die Richter sprachen mit strengem Ernste: „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Viehes, aber der Gottlosen Herz ist unbarmherzig." Und sie verurteilten den Kaufmann, den Schimmel zu pflegen bis an sein Ende. Es ward auch ein Mann gesetzt, der bisweilen nachsah, ob der Schimmel keine Not litte. An dem Glockenhause bildete man aber zum Andenken die ganze Geschichte in Stein ab.

Schulz.

85. Der gute Knecht.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er brav war, erfuhr er zuerst durch eine kleine Tatsache, an die sich später viele andere anreihten.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Acker heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt; denn jeder, der es wissen will, weiß, daß auch ein Tier nicht zur rechten Ruhe kommt, solange es das Geschirr auf dem Leibe hat; aber manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe des Ab- und Aufschirrens zu ersparen. Das tat aber Vormanns Knecht nicht, und es kann wohl sein, daß ihm selber darum auch das Essen drin am Gesindetisch um so besser schmeckte.

Nach dem Essen rauchte Konrad gewöhnlich seine Pfeife. Eines Tages saß er auf dem Stein an der Stalltür und reinigte seine Pfeife mit einem Strohhalm. Den runden Pfeifenkopf hatte er auf den Sims des kleinen Stallfensters gelegt. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopfe griff, rollte er hinunter und ganz unversehens hinein in den Stall auf einen Strohbüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Tür in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen; aber plötzlich hielt er inne; er sah, daß die Pferde sich niedergelegt hatten, und er wußte, daß sie alsbald aus der ihnen so nötigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte. Er setzte sich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Wassersack rauchlos im Munde.

Vormann, der alles von seinem Fenster aus mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?"

„Nein, sie ist nur da hinabgerutscht; aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder ins Feld geht."

„Du bist ein braver Knecht," sagte Vormann und reichte ihm die eigene silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Dank dafür! Es wird dir gut gehen. Denn wer die Tiere schont, der ist auch rechtschaffen gegen die Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang beieinander." Und so geschah es auch.

Auerbach.

Im Hause.

86. Regeln für den Hausstand.

1. Bete und arbeite! Bete! heißt's zuerst. Das ist der Morgensegen und der Tagessegen und der Abendsegen. Wo das Gebet das Tagewerk beginnt, fortsetzt und endet, da hilft Gott arbeiten. Da geht es frisch und freudig von der Hand, da ist das Arbeiten keine Last und Bürde, sondern eine Lust und Würde. Das Beten allein tut's nicht, aber das Arbeiten ohne Beten tut's gar nicht; denn dem fehlt der Segen Gottes. Drum beides zusammen und nicht getrennt, das ist das Rechte und Echte. Die Alten wußten recht gut aus Erfahrung, warum sie das Morgengebet „Morgensegen" und das Abendgebet „Abendsegen" nannten.

2. Halt zu Rat, früh und spat, so jeder etwas übrig hat! Was man mit Gebet und Arbeit treu und ehrlich erworben hat, das bleibt dann im Hause und wandert nicht mit Saus und Braus ins Wirtshaus oder mit Seufzen ins Leihhaus oder zum Schornstein hinaus.

3. Klein und rein! — Klein, das will sagen: einfach, bescheiden, demütig. Rein, das will sagen: frei von Unrecht und ohne Schulden. Am Hochmut und am Borgen gehen gar viele zugrunde. Sie wollen Herren sein, sich dienen lassen, aber nicht dienen.

4. Behalte die Freude im Hause! Das klingt seltsam, und doch ist's gar viel wert. Es ist keine Freude erquickender als die, an welcher Frau und Kinder teilnehmen. Auch der Handwerksmann und der treue Arbeiter soll und muß seinen fröhlichen Tag einmal haben, aber nur keinen blauen Montag. Wenn man am Sonntag in der Kirche gewesen ist, gebetet und in Gottes Wort gelesen hat, so ist der Nachmittag nicht entweiht, wenn der Hausvater sich mit Frau und Kindern eine unschuldige Freude gönnt im Hause oder durch einen Gang ins Freie. Geht er aber allein ins Wirtshaus, so trägt er die Freude aus dem Hause fort.

Horn.

87. Die beiden Weiber.

76.

Peter und Rudi hatten in gleichem Jahre Hochzeit. Beide besaßen ungefähr gleiches Vermögen, und beide waren brave, fleißige Männer. Weibergut gab es bei beiden nicht viel. — Aber Rudi steht sich heute noch wohl, und Peter ist verarmt. Woher das?

Rudis Frau verstand ihre Sache. Sie hatte nähen gelernt. War irgendwo die Naht aufgegangen, hatte es irgendwo einen Riß gegeben,

mit zwei Nadelstichen war alles gut gemacht. Man sah es nicht. Die alten Kleider schienen immer neu, weil nie das mindeste daran zerrissen war; und weil die Kleider immer in gutem Zustande waren, wurden sie auch säuberlich gehalten. Da ward mit Nadel und Zwirn mancher Rock gespart, und Vater, Mutter und Kinder gingen allezeit reinlich wie vornehme Leute. — Aber Peters Frau verstand davon nichts. War die Naht aufgegangen oder ein Riß da, so ließ man es hängen. Das Loch ward bald groß und dann aus dem neuen Kittel bald ein alter. Das Loch im Strumpfe ward weit, bis es unheilbar wurde. Da gingen die Leute immer zerfetzt mit ihren Kindern, und weil man der Fetzen nicht schonte, hielt man sie auch nicht sauber. Da mußte oft Neues angeschafft werden, und das kostete Geld.

Rudis Frau verstand ihre Sache. Sie hatte gärtnern gelernt und wußte im Garten mit dem Gemüse umzugehen. Sie hatte allezeit gesunde Kost, und alles war reinlich und kostete wenig. — Aber Peters Frau verstand von dem nichts. Ihr Garten sah liederlich aus, und ihre Küche glich einem Stalle. Wenn sie kochte, brauchte sie dreimal mehr Zutat als Rudis Frau, und es blieb doch ein elendes Essen und machte verdorbenen Magen und ungesundes Blut. Zum Essen brauchte sie Geld und zum Doktern auch. — Wie es denn geht; eins greift ins andere. Wer sich im Hause um den Nagel nicht kümmert, dem fallen endlich die Sparren, und wo das Dach rinnt, fällt die Hütte ein. Mit Peters Hauswesen ging's den Krebsgang. Das ärgerte ihn, er wußte nicht, woran das lag. Aus Verdruß fing er an zu trinken. Im Wirtshause gefiel es ihm besser als daheim im Stalle. Er machte Schulden und dachte: „Ich will's schon wieder einbringen.“ Aber seine Frau konnte nicht kochen und nähen und verstand die Haushaltung nicht. Da ward dem Peter alles versteigert, aber aus seinen Lumpen ward nichts gelöst.

Rudi hatte Segen im Hause. Er schaffte wenig Neues an und behielt das Geld; aber das Alte bei ihm war allezeit reinlich, sauber, ausgebessert, wie neu. Und jedermann hielt ihn daher noch für reicher, als er war; das machte den Leuten Vertrauen zu ihm, und Kredit ist oft besser als Geld.

Zschokke.

88. Die alte Waschfrau.

283.

1. Du siehst geschäftig bei dem Linnen
die Alte dort in weißem Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen
im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
und ausgefüllt mit treuem Fleiß
den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
geliebt, gehofft und sich vermählt;

sie hat des Weibes Los getragen,
die Sorgen haben nicht gefehlt.
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
sie hat drei Kinder ihm geboren;
sie hat ihn in das Grab gelegt
und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
sie griff es an mit heiterm Mut;
sie zog sie auf in Zucht und Ehren;
der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
entließ sie segnend ihre Lieben;
so stand sie nun allein und alt;
ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
und Flachs gekauft und nachts gewacht,
den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
das Garn dem Weber hingebracht;
der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Schere brauchte sie, die Nadel
und nähte sich mit eigner Hand
ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
es ist ihr erstes und ihr letztes,
ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
am Sonntag früh sich einzuprägen;
dann legt sie's wohlgefällig fort,
bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
ich hätte, diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte
in meinen Grenzen und Bereich;
ich wollt', ich hätte so gewußt,
am Kelch des Lebens mich zu laben,
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

89. Die drei Hausräte.

295.

„Wie fangt Ihr's denn an, lieber Nachbar, daß Euer Hauswesen so wohl bestellt ist, und man sieht doch nichts Besonderes an Euch und an dem, was bei Euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und geben acht auf das Unsrige und halten es zu Rat, so gut es gehen mag, und doch bettet's nicht." Der Nachbar antwortete: „Ich wüßte

nicht, was schuld daran sein sollte, es wären denn nur meine drei Hausräte, denen ich wohl das alles zu verdanken habe." — „Eure drei Hausräte? Wer sind denn die?" — „Der Haushund, der Haushahn und die Hauskatze." — „Ihr spottet!" — „Es ist mein barer Ernst; denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeischleicht, und da heißt es denn: Aufgeschaut! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt es denn: Aufgestanden! Und die Hauskatze putzt sich, wenn ein werter Gast kommt, und da heißt es denn: Aufgerichtet!" — „Ich versteh', Nachbar, was Ihr damit sagen wollt. Ihr meint, daß drei Dinge nötig seien, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Vorsorge gegen alles, was schaden kann, Tätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wohlwollen und wohltun." — „Wenn Ihr's so nehmen wollt, so ist mir's recht; aber meine Hausräte lob' ich doch drum, daß sie mich jederzeit mahnen, was zu tun ist; ich könnt's sonst leicht vergessen." Auerbach.

90. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm von Jahr zu Jahr ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübenden Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wißt Ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelfen?" — Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über eine Weile ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag, dreimal bei Nacht, in Küche, in Keller, in Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück!"

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät in der Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, fand sie die Kühe unversorgt, und die Pferde hatten anstatt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage Fehler zu sehen und abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zu dem Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästchen noch ein Jahr, es enthält ein gar treffliches Mittel." — Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich Euch nicht lassen; das Mittel aber, das darinnen verborgen ist, sollt Ihr haben." Er öffnete das Kästchen, und siehe, es war nichts darin als ein weißes Blättchen Papier, darauf geschrieben stand:

„Soll alles gut im Hause stehen,
so mußt du selber wohl nachsehen." Chr. Schmid.

91. Selber essen macht fett. 73.

Es sagt ein altes Sprichwort: „Selber essen macht fett.“ Ich will noch ein paar hinzusetzen: „Selber Achtung geben macht verständig,“ und „Selber arbeiten macht reich.“ Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nötig ist, sondern andere tun läßt, was er selber tun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

Hebel.

92. Aus „Schillers Glocke“. 246.

Mann und Frau.

Der Mann muß hinaus
ins feindliche Leben,
muß wirken und streben
und pflanzen und schaffen,
erlisten, erraffen,
muß wetten und wagen,
das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
die züchtige Hausfrau,
die Mutter der Kinder,
und herrschet weise
im häuslichen Kreise
und lehret die Mädchen
und wehret den Knaben
und reget ohn' Ende
die fleißigen Hände
und mehrt den Gewinn
mit ordnendem Sinn
und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein
und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
und ruhet nimmer.
Und der Vater, mit frohem Blick,
von des Hauses weitschauendem Giebel
überzählet sein blühend Glück,
siehet der Pfosten ragende Bäume
und der Scheunen gefüllte Räume
und die Speicher, vom Segen gebogen,
und des Kornes bewegte Wogen,
rühmt sich mit stolzem Mund:
„Fest wie der Erde Grund
gegen des Unglücks Macht
steht mir des Hauses Pracht!“
Doch mit des Geschickes Mächten
ist kein ew'ger Bund zu flechten,
und das Unglück schreitet schnell.

Das Feuer.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft;
doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn sie der Fessel sich entrafft,
einhertritt auf der eignen Spur,
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
wachsend ohne Widerstand,
durch die volkbelebten Gassen
wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
quillt der Segen,
strömt der Regen;
aus der Wolke, ohne Wahl,
zuckt der Strahl.

Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut
ist der Himmel;
das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
durch der Straße lange Zeile
wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
unter Trümmern.
Alles rennet, rettet, flüchtet,
taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer; hoch im Bogen
spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
fällt sie, in des Speichers Räume,
in der Sparren dürre Bäume,
und als wollte sie im Wehen
mit sich fort der Erde Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
wächst sie in des Himmels Höhen
riesengroß!
Hoffnungslos
weicht der Mensch der Götterstärke,
müßig sieht er seine Werke
und bewundernd untergehn.
Leergebrannt
ist die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein.
Einen Blick
nach dem Grabe
seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück —
greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
ein süßer Trost ist ihm geblieben:
er zählt die Häupter seiner Lieben,
und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

Der Tod der Mutter.

Von dem Dome
schwer und bang
tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,
ach! es ist die treue Mutter,
die der schwarze Fürst der Schatten
wegführt aus dem Arm des Gatten,
aus der zarten Kinder Schar,
die sie blühend ihm gebar,
die sie an der treuen Brust
wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
sind gelöst auf immerdar;
denn sie wohnt im Schattenlande,
die des Hauses Mutter war;
denn es fehlt ihr treues Walten,
ihre Sorge wacht nicht mehr;
an verwaister Stätte schalten
wird die Fremde, liebeleer.

Der Abend.

Munter fördert seine Schritte
fern im wilden Forst der Wandrer
nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
und der Rinder
breitgestirnte, glatte Scharen
kommen brüllend,
die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
schwankt der Wagen,
kornbeladen;
bunt von Farben
auf den Garben
liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitter
fliegt zum Tanz.

Markt und Straße werden stiller;
um des Lichts gesell'ge Flamme
sammeln sich die Hausbewohner,
und das Stadttor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
sich die Erde;
doch den sichern Bürger schrecket
nicht die Nacht,
die den Bösen gräßlich wecket;
denn das Auge des Gesetzes wacht.

Redlichkeit und Treue.

93. Der alte Landmann an seinen Sohn. 14

1. Üb immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

2. Dann wirst du wie auf grünen Au'n
durchs Pilgerleben gehn;
dann kannst du sonder Furcht und Graun
dem Tod ins Auge sehn.

3. Dann wird die Sichel und der Pflug
in deiner Hand so leicht;
dann singest du beim Wasserkrug,
als wär' dir Wein gereicht.

4. Dem Bösewicht wird alles schwer,
er tue, was er tu';
das Laster treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.

5. Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Ährenfeld;
er ist auf Lug und Trug erpicht
und wünscht sich nichts als Geld.

6. Der Wind im Hain, das Laub am Baum
saust ihm Entsetzen zu;
er findet nach des Lebens Traum
im Grabe keine Ruh'.

7. Üb immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

8. Dann suchen Enkel deine Gruft
und weinen Tränen drauf,
und Sommerblumen, voll von Duft,
blüh'n aus den Tränen auf.

Hölty. (Gekürzt.)

94. Redlichkeit ist das beste Einkommen.

Dem Spitzenhändler Jakob Häuser fiel es einst schwer aufs Herz: „Du hast bisher bei deinen Preisen immer eine etwas höhere Summe angesetzt, als die war, für welche du die Ware lassen konntest und auch wirklich ließest, wenn Leute da waren, die das Handeln verstanden. War das auch recht? Ein Christ soll weder lügen, noch betrügen; das war aber beides. Wohlan, mein Gott, es soll nicht mehr geschehen!"

Er geht nach Kassel zur Messe. Gleich am ersten Tage kommen viele Leute, die seine Ware besehen, nach dem Preise fragen und dann handeln wollen. Da er aber erklärt, das sei wirklich der äußerste Preis, so verkauft er an diesem Tage nicht einen Meter. Abends im Wirtshause kann er vor Traurigkeit nicht essen. „Das ist also," denkt er, „der Lohn christlicher Treue. So ist dir's doch nicht gegangen, als du, wie man sagt, bei der Welt warest." Dann fand er sich aber doch wieder zurecht und schlief ruhig ein. Aber es ging an den beiden folgenden Tagen wie am ersten. Abends, wenn die anderen Kaufleute fröhlich waren, aß Häuser sein Stückchen trocken Brot heimlich und mit Seufzen.

Noch war aber Hoffnung auf eine Käuferin, die gewöhnlich nicht handelte. Endlich am vierten Tage kommt die Landgräfin und zuerst an Jakobs Bude. Diesem klopft das Herz hoch vor Freude und Erwartung. Sie sucht aus, will aber auch etwas abhandeln. Der arme Jakob muß erklären, er könne keinen Heller zurückgehen, und sie geht schweigend hinweg zu den andern Spitzenhändlern. Bald bemerkt sie aber, daß diese viel teurer sind und viel schlechtere Spitzen haben. Sie spricht das aus gegen ihre Damen und kehrt zur ersten Bude zurück. Hier kauft sie dann reichlich und lobt laut den ehrlichen Mann. Alle Damen des Hofes und der Stadt wollen nun auch bei Jakob kaufen; am Abend hat er nicht einen Viertelmeter mehr. „Konnte ich," erzählt er, „an den ersten drei Abenden vor Kummer und Sorge nicht essen, so konnte ich es nun vor Freude nicht. Meine Seele war voll Lobes und Dankes gegen Gott."

Schubert.

95. Die redlichen Schwyzer.

47.

Im Kanton Schwyz im Lande Schweiz kam eines Abends der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, der auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heuernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen der Wiese haben. Ich habe die Richter in Schwyz zusammenrufen lassen, weil wir beide nicht gelehrt genug sind, um zu wissen, wer von uns beiden recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!" — „Du siehst, Nachbar, daß ich die Wiese gemäht habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmöglich mitgehen." — „Und ich kann die Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben; auch darf das Heu nicht eher weggeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört." — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „Weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schwyz und sage

den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht mit dabei zu sein." — „Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will wie für mein eigenes." — Nach dieser Abrede ging Velten den folgenden Tag nach Schwyz und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar und sagte: „Die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen; ich wünsche dir Glück und bin froh, daß wir nun aufs reine gekommen sind."

96. Die teure Zeche. 74.

In der Zeit der französischen Revolution zogen viele Franzosen bei uns ein. Sie waren froh, daß sie das Leben glücklich aus ihrem unglücklichen Vaterlande herausgebracht hatten. In einem Dorfe in meiner Nähe mußte einmal ein solcher Franzmann zurückbleiben, weil seine zwei kranken Kinder in der Kälte nicht weiter konnten. Er mietete ein Stübchen und wollte Holz kaufen, aber niemand hatte Holz übrig.

Zum Glück kommt ein Bauer, der in die Stadt will, mit einem Führchen Holz durch das Dorf. „Was sik kost?" fragt der Franzose. — „Das ist ein fremder Vogel," denkt der Bauer, „und sieht recht erfroren aus, der soll's bezahlen." — „Drei Louisdor," spricht er, „weil Ihr's seid."

Der Franzose schüttelt den Kopf und handelt, aber vergeblich. Der Bauer bleibt bei seiner Forderung, und will der Vater seine Kinder nicht erfrieren lassen, muß er wohl das Sündengeld zahlen.

Froh über das Gelingen seiner Prellerei, geht der Bauer in die Schenke, um zu frühstücken, und rühmt sich gegen den Wirt, wie hoch er das Holz, das höchstens zwei Taler wert sei, verkauft habe, und tut sich auf seinen Streich etwas zu gut. Der Wirt aber meint, Franzosen wären auch Menschen, und ein Schelmenstreich wäre immer ein Schelmenstreich.

Darüber fährt der Bauer auf und behauptet: „Das Holz war mein, ich konnte es so teuer verkaufen, wie ich wollte." Der Wirt schweigt, und der Bauer trinkt den letzten Tropfen aus und fragt: „Was bin ich schuldig für Käse, Brot und Schnaps?" — „Drei Louisdor," versicherte der Wirt.

Der Bauer glaubt, seinen Ohren nicht trauen zu dürfen oder einen Scherz zu hören, bis der Wirt ganz ernsthaft wiederholt: „Drei Louisdor, ich nehm's auch in Silber. Brot, Käse und Schnaps waren mein, und ich kann dafür verlangen, was ich will; und wollt Ihr nicht zahlen, so ziehe ich Euren dicken Schimmel in meinen Stall und lasse ihn nicht eher wieder in Euren Karren, bis Ihr bezahlt habt. Wollt Ihr das nicht, so verklagt mich beim Amtmann."

Schnell eilt der Bauer ins Amt und klagt. Der Wirt, der gefordert und erst scharf angelassen wird, erzählt die Prellerei des Bauern, und wie er dadurch zu seiner Forderung veranlaßt worden sei, um die Sache auf eine gute Art vor das Amt zu bringen.

„Bauer, Ihr zahlt dem Wirt die drei Louisdor!“ entscheidet der gestrenge Herr Amtmann; und will der Bauer nicht noch ins Loch, so muß er wirklich zahlen. „Nun, ich danke, Herr Amtmann,“ sagt der Wirt, „haben Sie nun auch die Güte, von dem Gelde dem Bauer zwei Taler zurückzugeben und das übrige dem armen Franzosen wieder zuzustellen; für die Zehrung verlange ich nichts.“ So geschah es. Weil man aber nicht alle Tage für drei Louisdor Käse ißt, so ward von der Geschichte noch viel gesprochen. Und so kam sie denn auch zu den Ohren des benachbarten Försters, der bald herausbrachte, daß der Bauer das Holz gestohlen hatte. Da hatte der doppelte Schelm noch einige doppelte Louisdor nötig, um seinen Frevel zu büßen.

Veith.

97. Nützliche Lehren.

99, 256.

1. Einmal ist keinmal. Das ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läfst sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen!“ Und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: „Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal.“ Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B; und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, dafs der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

2. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Dieses Sprichwort hält gar manches warnend vor, das der und die beherzigen könnte. Freilich wär's im Sinne des Sprichworts besser, wenn der Krug gar nicht zum Brunnen ginge. Merk's, Lügner, Betrüger, Dieb! Du lügst dich heute glücklich heraus aus einer unsaubern Geschichte — oder hast heute einmal mit Erfolg gegen andere Leute falsch Zeugnis geredet, verleumdet, verdächtigt, beschimpft —, aber der Krug bricht morgen schon, und Verachtung und Strafe trifft dich. Redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinem Nächsten, dann bricht der Krug nicht! Du übervorteilst andere im Handel und Wandel, und es gelingt prächtig. Du lachst im Herzen über die Toren, die sich anführen liefsen, wenn du dein Profitchen berechnest, und du wirst kecker.

Sieh, dem Kruge wackelt schon der Henkel! Noch ein-, zwei-, dreimal — und er bricht — deine Spitzbüberei ist entdeckt! Schmach und Schande, schuldbelastetes Gewissen — der Arm der Gerechtigkeit und seine wohlverdiente Strafe —, sie haben dich ereilt, und der Krug ist in Scherben. — Du stiehlst. — Alle Diebe, Räuber und Mörder haben mit Kleinem in der Jugend angefangen

und an den Krug gar nicht gedacht. Es gelang, und sie wurden nicht entdeckt. Das war gerade ihr Unglück; denn nun ging immer rascher der Krug zum Brunnen. Der Dieb wuchs am Leibe und an Geschicklichkeit zu stehlen und an Frechheit und Sicherheit. Patsch! da bricht der Krug! Die Gerichte haben ihn, und das Urteil dieser Welt läſst nicht lange auf sich warten — das droben bleibt auch nicht aus.

Hebel.

98. Es war nicht das meinige.

Im Siebenjährigen Kriege wurde einst ein Rittmeister ausgeschickt, um Fütterung für die Pferde zu suchen. In einem einsamen Tale, wo man keinen Menschen, sondern nur Buschwerk erblickte, ward er endlich einer armseligen Hütte ansichtig. Als er anpochte, trat ein alter Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Zeigt mir ein Feld, Alter," redete ihn der Offizier an, „wo meine Leute Futter holen können." „Mit bestem Willen," antwortete der Bauer und ging ihnen als Wegweiser voran. Nach einer Viertelstunde etwa trafen sie ein schönes Gerstenfeld. „So, hier ist, was wir suchen," sagte der Rittmeister. — „Geduldet Euch noch ein wenig!" erwiderte der Bauer und ging vorüber. Sie folgten ihm und kamen endlich bei einem andern Gerstenfelde an, das aber weit geringer stand als das erste. Nachdem die Reiter das Getreide abgemäht, es auf die Pferde gebunden hatten und wieder weiter reiten wollten, sagte der Rittmeister: „Ihr habt uns ganz unnötigerweise weiter reiten lassen, Alter; das erste Feld war besser als dieses." — „Kann wohl sein," versetzte der Alte, „aber es war nicht das meinige."

Ahlfeld.

99. Treue und Ehrlichkeit im Sprichwort.

1. Ehrlich währt am längsten. 2. Was ich denk' und tu', trau' ich andern zu. 3. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. 4. Besser arm in Ehren als reich mit Schanden. 5. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. 6. Unrecht Gut kommt selten an den dritten Erben. 7. Treue Hand geht durchs ganze Land. 8. Vor fremdem Gut bewahr' die Hände, sonst nimmt's einmal ein schlimmes Ende! 9. Der Hehler ist so schlimm wie der Stehler.

Fleiß, Sparsamkeit und Ordnungsliebe.

100. Vom Lernen.

64.

Man hält es öfter für verkehrt, wenn man mehr lernt, als man meint, daß man in Zukunft brauchen werde; und die meisten Menschen wollen eben nur so viel lernen, als sie glauben, daß sie künftig nötig haben werden. Wenn aber einer nicht mehr Rettichkörner stecken wollte, als er künftig Rettiche bekommen wollte, so würde es ihm fehlen, indem nicht alles gerät, was man säet. So geht es auch bei dem

Lernen; es bleibt nicht alles, was man lernt. Daher muß man so viel in seiner Jugend lernen, daß auch etwas davongehen kann. Zudem kann man nicht wissen, was man in Zukunft gerade brauchen werde. Man wird auch keinen vernünftigen Menschen klagen hören, daß er zu viel gelernt habe, sondern vielmehr, daß es ihn reue, nicht mehr gelernt zu haben. Bettelleute haben zu ihrer Haushaltung nicht viel nötig; wenn man aber eine rechte Haushaltung führen will, so wird vieles dazu erfordert. Wenn man ein schlechter Mensch werden will, so braucht man nicht viel zu lernen. Wenn man aber recht brauchbar werden will, so muß man in seiner Jugend so viel lernen, als man kann, zumal selbst der Geschickteste nicht so viel kann, daß er mit Recht sagen könnte, er wäre nur dem geringsten Ämtlein vollkommen gewachsen.

Flattich.

101. Der Fuchs und die Katze. 54.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte, er ist gescheit und wohlerfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie geht's, wie steht's? Wie schlagt Ihr Euch durch in dieser teuren Zeit?“ Der Fuchs, alles Hochmutes voll, betrachtete die Katze vom Kopfe bis zu den Füßen und wußte lange nicht, ob er eine Antwort geben sollte. Endlich sprach er: „O, du armseliger Bartputzer, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Du unterstehst dich zu fragen, wie mir's gehe? Was hast du gelernt? Wieviel Künste verstehst du?“ — „Ich verstehe nur eine einzige,“ antwortete bescheidentlich die Katze. „Was ist das für eine Kunst?“ fragte der Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten.“ — „Ist das alles?“ sagte der Fuchs. „Ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen Sack voll Liste. Du jammerst mich, komm mit mir, ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht.“

Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Wipfel, wo Äste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf! Herr Fuchs, bindet den Sack auf!“ rief ihm die Katze zu. Aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs,“ rief die Katze, „Ihr bleibt mit Euren hundert Künsten stecken. Hättet Ihr heraufklettern können wie ich, so wär's nicht um Euer Leben geschehen.“

Grimm.

102. Jugend ist Saatzeit.

1. Jung gewohnt, alt getan. 2. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. 3. Wer den Kern will, muß die Nuß knacken. 4. Arbeit hat bittere Wurzel, aber süße Frucht. 5. Wer früh ausgeht, kommt früh heim. 6. Zeit bringt Rosen. 7. Nach guten Kirschen steigt man hoch. 8. Wie man sich bettet, so schläft man. 9. Wie die Arbeit, so der Lohn. 10. Wie die Aussaat, so die Ernte. 11. Wer säet, der

mähet. 12. Von einem Streiche fällt keine Eiche. 13. Rom ist nicht an einem Tage erbaut. 14. Im Fluge wachsen die Schwingen. 15. Lehrjahre sind keine Herrenjahre. 16. Wie man die Aussaat hier bestellt, so erntet man in jener Welt. — Mein Kind, du bist schon längst der Mutter aus der Wiegen; der kommt nicht auf den Berg, der nicht hinaufgestiegen. (Rückert.)

103. Meister Hämmerlein. 301.

Vor dreifsig und etlichen Jahren starb in einem preufsischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hiefs er nicht anders als Meister Hämmerlein.

Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Toren, Türen und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand, vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

Wie wäre denn das zugegangen?

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte blofs ein wenig an einer Gartentür und erhielt dafür den Dienst.

Und blofs für ein bifschen Hämmern?

Blofs für ein bifschen Hämmern! An einer Gartentür, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, dafs der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden, aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein paar Stunden darauf ging der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er safs ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei willkommen!“ rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?“ Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wufste nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer,“ fragte der Schulze, „der diesen Abend da draufsen am Wege das Brett einer Gartentür fest gemacht hat?“ — „Ja, der bin ich.“ — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans,“ sagte der Schulze zu dem Eigentümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, „kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdlinge! Er hat im Vorbeigehen Eure zerbrochene Garten-

tür wieder zurechtgemacht." — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben den Schulzen traulich zu dem Fremdlinge, und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mufste bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Tierarzneikunde und im Beschlage gab, so war nur eine Stimme für ihn: „Dieser und kein andrer soll Gemeindeschmied werden." Man schlofs den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedemeister eines grofsen Dorfes, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nur noch einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon."

Zu seiner Besoldung gehörte unter andern ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüsepflanzen bestellte. Da er den Acker zum ersten Male in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen.

„Warum füllt ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?" fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche ihm den Acker zeigten. — „Je," sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen." — Was tat aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, dafs er, der selbst kein Gespann hielt, für andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herwege in die Löcher zu werfen, und in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. — „Seht ihr's," sagte er nun, „hätte jeder von euch, der leer die Strafse fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden."

Schlez.

104. Die Bürger. (Aus „Hermann und Dorothea.") 301.

Was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
jeder gedächte mit Lust, zu erhalten und zu erneuen
und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sei,
wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurteilt.

Denn wo die Türme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrat sich häufet, und Unrat auf allen Gassen herumliegt,
wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
wo der Balken verfault, und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: — der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.

Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
bald begeben und sehen zum wenigsten Strafsburg und Frankfurt
und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehen, die grofsen und reinlichen, ruht nicht,
künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.

Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Tore
und den geweifsten Turm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
wohlverteilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
dafs dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei?
Ist das nicht alles gescheh'n seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rat und habe mir Beifall,
habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
was ich angab, emsig betrieben, und so auch die Anstalt
redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verliefsen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rates.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
fest beschlossen, der uns mit der grofsen Strafse verbindet.

Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur,
andere hocken zu Haus und brüten hinter dem Ofen. Goethe.

105. Die Schatzgräber. 68.

Ein Winzer, der am Tode lag,
rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
grabt nur danach!“ — „An welchem Platz?“
schrie alles laut den Vater an.
„Grabt nur!“ O weh, da starb der Mann.

Kaum war der Alte beigeschafft,
so grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Klofs, der ruhig blieb,
man warf die Erde gar durchs Sieb
und zog die Harken kreuz und quer
nach jedem Steinchen hin und her.

Allein da ward kein Schatz verspürt,
und jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
so nahm man mit Erstaunen wahr,
dafs jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug
und gruben nun jahrein, jahraus
des Schatzes immer mehr heraus.

Bürger.

106. Der Wald und der junge Bauer. 65.

Der Besitzer eines Bauerngutes hatte unter anderm einen ziemlich grofsen Busch, der ihm bei weitem nicht so viel Nutzen trug, als ein gleich grofses Stück Ackerfeld gebracht haben würde. Er trug daher seinem ältesten Sohne auf, die Bäume abzuhauen und auszuroden.

Der Jüngling ging; doch als er die ganze weite Strecke Landes übersah, dachte er unwillig: „Dies ist eine Arbeit, mit welcher ich lebenslang nicht fertig werden kann." Unmutig warf er sich unter einen Baum und brachte diesen und den folgenden Tag mit Murren, Schlafen und Nichtstun zu.

So fand ihn der Vater und sah bald, worin er gefehlt habe. Statt auf den Ungehorsamen zu schmähen, wie der Sohn schon vermutet hatte, sagte er selbst: „Du hast recht, diese Mühe ist für einen einzigen Menschen allzu grofs. Aber, was meinst du? getraust du dich wohl, jenen Winkel von ungefähr zwanzig Schritten im Gevierte ohne Gehilfen zu säubern?"

Der Jüngling war willig dazu, griff das Werk sogleich an und ward nach acht oder zehn Tagen damit fertig.

„Wie, wenn du es noch mit jenem Stücke, das nicht gröfser sein wird, auch versuchtest?" fragte der Vater abermals und fand gleiche Bereitwilligkeit, gleichen Erfolg. So ging es noch sechs- oder siebenmal, und ehe der Sommer verflossen war — lag der Wald danieder.

Meifsner.

107. Die Krähen und der Wasserkrug. 65.

Zwei durstige Krähen flogen umher und fanden ein Gefäfs, auf dessen Boden sich ein gutes Teil Wasser befand, doch das Gefäfs war allzu hoch und allzu enge. Sie versuchten, dasselbe umzustofsen oder zu zerbrechen. Allein ihre Mühe war vergeblich. Eine der Krähen flog mifsmutig davon. Aber die andere blieb, sann weiter nach und versuchte es zuletzt auf eine neue Art. Nicht weit von dem Wasserkruge lagen kleine Kieselsteine hier und da zerstreut. Sie holte viele derselben herbei und warf sie nach und nach ins Wasser. Immer höher und höher stieg nun dasselbe im Kruge. Ehe noch eine halbe Stunde verging, konnte die Krähe ihren Durst bequem und reichlich stillen.

Meifsner.

108. Die Heinzelmännchen.

65.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, man legte sich
hin auf die Bank und pflegte sich;
da kamen bei Nacht,
ehe man's gedacht,
die Männlein und schwärmten
und klappten und lärmten
und rupften
und zupften
und hüpften und trabten
und putzten und schabten;
und eh' ein Faulpelz noch erwacht, —
war all sein Tagewerk bereits gemacht.

2. Die Zimmerleute streckten sich
hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
und sah, was da zu zimmern war,
nahm Meifsel und Beil
und die Säg' in Eil';
sie sägten und stachen
und hieben und brachen,
berappten
und kappten,
visierten wie Falken
und setzten die Balken;
eh' sich's der Zimmermann versah —
klapp, stand das ganze Haus schon fertig da.

3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
und ächzten daher
mit den Säcken schwer —
und kneteten tüchtig
und wogen es richtig
und hoben
und schoben
und fegten und backten
und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor —
da rückte schon das Brot, das neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh',
indessen kamen die Männlein her
und backten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
wie die Mühl' im Wind.
Die klappten mit Beilen,
die schnitzten an Speilen,
die spülten,
die wühlten
und mengten und mischten
und stopften und wischten.
Tat der Gesell die Augen auf —
wapp, hing die Wurst da schon im Ausverkauf.

5. Beim Schenken war es so: Es trank
der Küfer, bis er niedersank;
am hohlen Fasse schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein
und schwefelten fein
alle Fässer ein
und rollten und hoben
mit Winden und Kloben
und schwenkten
und senkten
und gossen und panschten
und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
war schon der Wein geschönt und fein gemacht.

6. Einst hatt' ein Schneider grofse Pein,
der Staatsrock sollte fertig sein;
warf hin das Zeug und legte sich
hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
in den Schneidertisch
und schnitten und rückten
und nähten und stickten
und fafsten
und pafsten
und strichen und guckten
und zupften und ruckten —
und eh' mein Schneiderlein erwacht,
war Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

7. Neugierig war des Schneiders Weib
und macht sich diesen Zeitvertreib,
streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
eins fährt nun aus,
schlägt hin im Haus,
die gleiten von Stufen
und plumpen in Kufen,
die fallen
mit Schallen,
die lärmen und schreien
und vermaledeien.
Sie springt hinunter auf den Schall
mit Licht — husch, husch, husch, husch! — verschwinden all'.

8. O weh! Nun sind sie alle fort,
und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n,
man mufs nun alles selber tun.
Ein jeder mufs fein
selbst fleifsig sein
und kratzen und schaben
und rennen und traben
und schniegeln
und biegeln
und klopfen und hacken
und kochen und backen. —
Ach, dafs es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Kopisch.

109. Der weifse Spatz. 75.

Es war ein Bauer, bei dem ging's den Krebsgang von Jahr zu Jahr mehr. Sein Vieh fiel Stück für Stück, und seine Äcker trugen nicht die Hälfte von dem ein, was sie tragen mufsten; die Ellenbogen fingen bereits an, durch das Wams zu sehen, während der Steuerpfänder und Pfandverleiher fast wöchentlich zum Fenster hineinsah und höflich grüfsend zu ihm sprach: „Es tut mir leid, Herr Rückwärts, Euch inkommodieren zu müssen, aber ich mufs meine Schuldigkeit tun.“ Ihre Schuldigkeit mit Bitten und Raten und Helfen hatten auch bereits die Hausfreunde getan, aber einer nach dem andern war mit der Erklärung daheim geblieben: „Dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen.“ Da war aber einer, der hatte das Herz auf dem rechten Flecke. Wie der mit dem Rückwärts einmal hinter dem Glase safs, so brachte er wie durch Zufall die Rede auf die Spatzen, erzählte von diesem Gevögel dies und das, wie gar erstaunlich sie sich mehrten, und wie sie schlau und gefräfsig wären. Der Rückwärts nickte dazu und meinte, seine Weizenäcker trügen seit lange nicht mehr so gut, zweifelsohne wäre der Spatzenfrafs daran schuld. Der Hausfreund liefs es dahingestellt und fuhr fort: „Aber, Nachbar, habt Ihr denn schon einen weifsen Spatz gesehen?“

„Nein,“ gab der Rückwärts zur Antwort, „die hier herumfliegen, sind alle grau.“

„Glaub's wohl,“ sagte darauf der Nachbar, „mit den weifsen Spatzen hat es sein eigen Bewenden. Alle Jahre kommt nur einer zur Welt, und weil er gar absonderlich ist, so beifsen ihn die andern, und er mufs sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Neste gehen.“

„Das wäre!“ sagte der Rückwärts, „den muſs ich sehen, und gelingt's, so fang' ich ihn auch.“

Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Bauer auf den Beinen und ging um seinen Hof herum, auch ein Stücklein ins Feld hinein, ob der weiſse Spatz nicht bald vom Neste käme. Aber er wollte nicht kommen, und das verdroſs den Bauer, aber noch mehr, daſs auch sein Gesinde nicht aus dem Neste wollte, und die Sonne stand schon hoch. Dazu schrie das Vieh in den Ställen, und es war niemand da, der ihm Futter gab.

Indem sieht er einen Knecht aus dem Hofe kommen, der trägt einen Sack auf der Schulter und will schnell zum Hoftore hinaus; dem eilt er nach und nimmt ihm die Last ab; denn in die Mühle sollte sie nicht, sondern ins Wirtshaus, wo der Knecht stark auf der Kreide stand.

Nach dem weiſsen Spatzen sehend, schaut der Bauer in den Kuhstall hinein, wo eben die Milchmagd einer Nachbarin durchs Fenster die Milch zum Morgenkaffee reicht, und die Milch war nicht mit des Herrn Maſs gemessen. „Eine saubere Wirtschaft das!“ denkt der Bauer und weckt scheltend sein Weib und erklärt, das lange Schlafen müsse ein Ende haben, oder er wolle nicht Rückwärts heiſsen. Und bei sich selber denkt er: „Stehe ich früh auf wie heute, so muſs auch das Packvolk auf dem Hofe heraus; und dabei sehe ich am Ende doch den weiſsen Spatz, und will's das Glück, so fange ich ihn auch.“

Wie aber der Bauer das etliche Wochen so getrieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weiſsen Spatzen, sondern dachte allein an seinen Vorsatz, und aus dem Rückwärts ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wieder kam und ihn fragte: „Wie steht's, Gevatter, habt Ihr den weiſsen Spatzen gesehen?“ Da lächelte der Bauer und drückte dem Freunde die Hand und sagte: „Gott lohn's Euch!“

Glaubrecht.

110. Schwert und Pflug. 297.

1. Einst war ein Graf, so geht die Mär, der fühlte, daß er sterbe.
Die beiden Söhne rief er her, zu teilen Hab' und Erbe.

2. Nach einem Pflug, nach einem Schwert rief da der alte Degen.
Das brachten ihm die Söhne wert, da gab er seinen Segen:

3. „Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß, du sollst das Schwert behalten,
die Berge mit dem stolzen Schloß, und aller Ehren walten.

4. Doch dir, nicht minder liebes Kind, dir sei der Pflug gegeben.
Im Tal, wo stille Hütten sind, dort magst du friedlich leben.“

5. So starb der lebensmüde Greis, als er sein Gut vergeben.
Die Söhne hielten das Geheiß treu durch ihr ganzes Leben.

6. Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl, dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Tal, was aus dem stillen Pflüger?

7. O fragt nicht nach der Sage Ziel, euch künden rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel, das Schwert ist längst zerhauen.

8. Doch liegt das Tal voll Herrlichkeit und lichten Sonnenschimmer,
da wächst und reift es weit und breit. Man ehrt den Pflug noch immer.

Wolfgang Müller.

111. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. 64.

„Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden.“ Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen: Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet und nicht abgelassen, bis es fertig war. So ist Rom entstanden. — Was du zu tun hast, mach's auch so!

Hebel.

112. Altes Gold. 800.

Ein Heute ist besser als drei Morgen, sagt ein altes Sprichwort. „Freilich,“ sagt da der Bruder Leichtfuß, „drum will ich es auch genießen, ins Wirtshaus gehen und guter Dinge sein mit meinen Spielgenossen!“ Wie steht's aber, wenn dann die drei Morgen kommen? Dann ist der Kopf wüste, die Hand laß, der Geldbeutel leer; im Schranke ist kein Brot und — im Gewissen kein Friede. Denk du nur so, dann wird das Ende die Last tragen! So meint's aber das Sprichwort nicht! Es meint vielmehr, ein Heutgetan sei besser als drei Morgenwillichstun. Es mahnt dich daran, nichts aufzuschieben. Es ruht — und wer wüßte das nicht aus eigener Erfahrung — ein absonderlicher Fluch auf dem Aufschieben. Aufgeschoben, sagt zwar das Sprichwort auch, ist nicht aufgehoben; aber die Erfahrung lehrt, daß allerdings und tausendmal für einmal aufgeschoben aufgehoben ist. Man kommt eben nicht mehr dazu. Das ist so recht ein Lotterbett für die Faulen, daß sie immer sagen: „Morgen! ja, morgen!“ — „Auf Nimmerlebstag:“ sagen die Schwaben und haben, bei meiner Treue, recht. Nein, mein lieber Geselle, schieb nichts auf morgen auf, was du heute tun kannst; denn erstlich weißt du ja nicht, ob du morgen noch lebst; zweitens hat jeder Tag seine Arbeit und auch seine Plage, wie der Herr selber sagt. Denk immer: „Ein Heute ist besser als drei Morgen,“ und schaff mit Gottesfurcht, was du nur immer heute noch fertig bringen kannst. Und prägst du dir das in die Seele und schreibst's mit Kreide an die Stubentür unter den Kalender, den du dir da anschreibst, so weiß ich sicherlich, daß du mir dankst. Und wenn du dann noch eben am Schreiben bist, so bitt' ich dich, schreib noch eins dazu, nämlich das goldene Sprüchlein: „Bete und arbeite!“ Denn siehst du: Das Beten allein tut's nicht; aber das Arbeiten ohne Beten tut's gar nicht; denn dem fehlt der Segen Gottes. Drum beides zusammen und nie getrennt, das ist das Rechte und Echte.

Die Alten wußten recht gut aus Erfahrung, warum sie das Morgengebet Morgensegen und das Abendgebet Abendsegen nannten. Probier's nur einmal recht! Du lernst dann auch, warum es so heißt.

Horn.

113. Die Arbeit im Sprichworte.

1. Morgen, morgen, nur nicht heute, sprechen alle faulen Leute. 2. Morgenstunde hat Gold im Munde. 3. Müßiggang ist aller Laster Anfang. 4. Wie die Saat, so die Ernte. 5. Wer im Sommer nicht arbeitet, muß im Winter Hunger leiden. 6. Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie. 7. Wie die Arbeit, so der Lohn. 8. Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. 9. Man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist. 10. Gut Ding will Weile haben. —

11. Am besten machst du gleich dein Ding im Anfang recht,
Nachbesserung macht oft Halbgutes völlig schlecht.

12. Der Hunger guckt dem Fleiß zuweilen wohl ins Haus
allein die Tätigkeit wirft ihn zur Tür hinaus. (Rückert.)

114. Das Handwerk und das Lehrlingswesen.

1. Lehrjahre sind keine Herrenjahre. 2. Handwerk hat einen goldnen Boden. 3. Anfang ist kein Meisterstück. 4. Den Geschickten hält man wert, den Ungeschickten niemand begehrt. 5. Wer da bauet an der Strafsen, mufs die Leute reden lassen. 6. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. 7. Schuster, bleib bei deinem Leisten! 8. Das Werk lobt den Meister. 9. Lust und Liebe zum Dinge macht Mühe und Arbeit geringe. 10. Wer die Leiter hinauf will, mufs bei der untersten Sprosse anfangen. 11. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. 12. Besser zweimal messen als einmal das Rechte vergessen. 13. Pfuscher sind früh Meister. 14. Wer viel anfängt, endet wenig. 15. Übung macht den Meister. 16. Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin. 17. Anfangen ist leicht, Beharren ist Kunst. 18. Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt keinen.

19. Fang alles an nur mit Bedacht, führ alles mit Verstand;
was drüber dir begegnen mag, da nimm Geduld zur Hand! (Logau.)

115. Das Schlaraffenland.

Eine Gegend heifst Schlaraffenland,
den faulen Leuten wohl bekannt,
die liegt drei Meilen hinter Weihnachten.
Ein Mensch, der da hinein will trachten,
mufs sich des grofsen Dings vermessen
und durch einen Berg von Kuchen essen,
der ist wohl drei Meilen dick;
alsdann ist er im Augenblick
in demselbigen Schlaraffenland.
Da hat er Speis' und Trank zur Hand;
da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
von Lebkuchen Tür und Fensterladen.
Um jedes Haus geht rings ein Zaun,
geflochten aus Bratwürsten braun;
vom besten Weine sind die Bronnen,
kommen einem selbst ins Maul geronnen.
An den Tannen hängen süfse Krapfen,

wie hier zu Land die Tannenzapfen;
auf Weidenbäumen Semmeln stehn,
unten Bäche von Milch hergehn,
in diese fallen sie herab,
dafs jedermann zu essen hab'.
Auch schwimmen Fischlein in den Lachen,
gesotten, gebraten, gesalzen, gebacken,
die gehen bei dem Gestad' so nahe,
dafs man sie mit den Händen fahe.
Auch fliegen um, das mögt ihr glauben,
gebratene Hühner, Gäns' und Tauben;
wer sie nicht fängt und ist zu faul,
dem fliegen sie von selbst ins Maul.
Die Schweine, fett und wohl geraten,
laufen im Land umher gebraten;
jedes hat ein Messer im Rück',
damit schneid't man sich ab ein Stück
und steckt das Messer wieder hinein.
Käse liegen umher wie die Stein'.
Ganz bequem haben's die Bauern;
sie wachsen auf Bäumen an den Mauern;
sind sie zeitig, so fallen sie ab,
jeder in ein Paar Stiefel herab.
Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
mit dem ist es also bewandt:
Wer da häfslich ist oder alt,
der badet sich jung und wohlgestalt't.
Bei den Leuten sind allein gelitten
mühelose, bequeme Sitten.
So zum Ziel schiefsen die Gäst',
der am weitsten fehlt, gewinnt das Best';
im Laufen gewinnt der letzte allein.
Das Schlafrocktragen ist allgemein.
Auch ist im Land gut Geld gewinnen;
wer Tag und Nacht schläft darinnen,
dem gibt man für die Stund' einen Gulden;
wer wacker und fleifsig ist, macht Schulden;
dem, welcher da sein Geld verspielt,
man alles zweifach gleich vergilt;
und wer seine Schulden nicht gern bezahlt,
auch wenn sie wär'n eines Jahres alt,
dem mufs der andre doppelt geben.
Der, welcher liebt ein lustig Leben,
kriegt für den Trunk ein' Batzen Lohn.
Für eine grofse Lüge gibt man eine Kron'.
Verstand darf man nicht lassen sehn,
aller Vernunft mufs man müfsig gehn;
wer Sinn und Witz gebrauchen wollt',
dem wär' kein Mensch im Lande hold;
wer Zucht und Ehrbarkeit hätte lieb,
denselben man des Landes vertrieb';
und wer arbeitet mit der Hand,
dem verböt' man das Schlaraffenland.
Denn wer träg' ist und will nichts lern'n,
der kommt im Land zu grofsen Ehr'n;
und wer der Faulste wird erkannt,
derselbe ist König im Land.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
grob, unverständig zu aller Frist,
aus dem macht man im Land einen Fürsten.
Wer gerne ficht mit Leberwürsten,
aus dem ein Ritter wird gemacht;
und wer auf weiter gar nichts acht't
als auf Essen, Trinken und Schlafen,
aus dem macht man im Land einen Grafen.
Wer also lebt wie obgenannt,
der ist gut im Schlaraffenland,
in einem andern aber nicht.
Drum ist ein Spiegel dies Gedicht,
darin du sehest dein Angesicht.

Hans Sachs.

116. Eine nützliche Lehre.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und

die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur einen Groschen unnötigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, tut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in dreißig Jahren 10950 Groschen oder 365 Taler weggeworfenes Geld, und das ist doch viel.

Ein anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahre zu 730 Stunden und in dreißig Jahren zu 21900 Stunden, macht 912 verlorne Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 365 Taler, wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen, oder 10800 Stunden im Umkreise. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäfte jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wieviel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

Hebel.

117. Wo nichts ist, kommt nichts hin. — Was nicht ist, das kann werden.

63.

Das sind zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hineinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder „Wonichtsist“, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen.

So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnis, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat.

Hebel.

118. Der Hufnagel. ^{77.}

Wer im kleinen nicht Sorge trägt, muß im großen Schaden leiden. Das erfuhr einst ein Kaufherr, der um eines schlechten Nagels willen ein schönes Roß verlor. Er ritt vom Markte nach seiner Heimat zurück, wohlbepackt mit Geld und Geldsorgen. In einem Städtchen hielt er Mittag, und der Knecht, als er ihm sein Pferd vorführte, sagte: „Herr, es fehlt dem Rosse ein Nagel am Hufeisen, am linken Hinterfuße.“ — „Ei was!“ sagte der Kaufherr, „Nagel hin, Nagel her! Die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl noch halten. Ich habe Eile.“ Und damit ritt er fort.

Nach etlichen Stunden, als er wieder einkehrte und dem Rosse Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, es fehlt Eurem Pferde ein Hufeisen am linken Hinterfuße, soll ich's wohl zum Schmiede führen?“ — „Hm!“ sagte der Kaufherr, „Hufeisen hin, Hufeisen her! Die paar Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Pferd wohl noch aushalten. Ich habe Eile.“ Und er ritt wieder fort. Er ritt aber nicht lange, so fing das Pferd an zu hinken, und das Pferd hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es endlich und brach ein Bein und stand nicht wieder auf.

Da sagte der Kaufherr freilich nicht mehr: „Pferd hin, Pferd her!“ sondern er kratzte sich hinter den Ohren, schnallte die Geldkatze und den Mantel ab und setzte seinen Weg fort zu Fuße, wohlbeladen mit Geld und Geldsorgen, und er hatte nun keine Eile mehr. Unterwegs aber dachte er wohl: „An dem ganzen Unglücke ist doch nur der fatale Nagel schuld.“

Auerbach.

119. Das Loch im Ärmel. ^{208.}

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, namens Albrecht, erzählte einst Herr Marbel seinem Neffen Konrad. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsre Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause, aber es blieb beim alten. Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generalleutnant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibt's im Leben nichts!“ sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weißgepuderter Perücke, der hinter unserer Bank stand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschraken. Albrecht fragte: „Warum nicht?“

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es an euren Röcken; aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euren Ärmeln dulden?“ Dabei faßte er jeden von uns an die Ellenbogen und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich, Albrecht auch. „Wenn's

euch," sagte der alte Herr, „zu Hause niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt; jetzt ist's zu spät, und ihr lauft umher wie Bettelbuben. Wollt ihr Generalleutnant und Generalsuperintendent werden, so fangt an beim Kleinsten. Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes!"

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Schlimmes über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellenbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend; denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wollte. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinlichkeit leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte: „Der alte Herr in der schneeweißen Perücke hatte so unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock, mit einer Hand voll Kalk ein Haus, mit einem Glase Wasser löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus roten Pfennigen werden Taler, aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß."

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es war sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns, dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrocke ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Prinzipal nachher. „Ich sehe es Ihm an," sagte er, „Er hält das Seine zu Rat; aus dem andern wird kein Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden, sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten, noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft; das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben und ich ein Zänker und gallsüchtig und unverträglich wie der Herr Prinzipal werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich, recht zu tun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andre Stellung. Gewöhnt, mit wenig Bedürfnissen des Lebens froh zu sein — denn wer viel hat,

ist nie ganz froh —, sparte ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechttun und Rechtdenken wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. „Wozu denn?" fragte ich, „du brauchst ja nicht den zwanzigsten Teil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Torheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? — Hilf andern, wie dir Gott durch andre geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichtum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perücke; hüte dich vor dem ersten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht wie mein Kamerad Albrecht! Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika totschießen."

Zschokke.

120. Von Kleidern.

388.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleide oder irgendwo einen Riß hast, denkst du oft: „Pah, das sieht man nicht, und die Leute haben anderes zu tun, als immer alles an mir auszumustern." — Du gehst dann frank und frei umher, und es kann oft sein, du hast recht, es sieht niemand den Flecken und den Riß.

Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nur ein schönes Halstuch oder ein frisch Hemd mit weißer Brust oder gar eine goldene Nadel und dergleichen, da gehst du oft mit herausforderndem Blicke hinaus und schlägst die Augen nieder, um nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen lassen und gar nichts tun als deine Herrlichkeit betrachten. — So meinst du, aber das ist auch gefehlt; kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht.

Das eine Mal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das andere Mal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt.

Gerade so ist es auch mit deinen Tugenden und Lastern.

Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch, und keiner sieht sich nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge aber sieht alles, das ist Gottes.

Drum halte dich selber vor deinem Gotte über dir und deinem Gewissen in dir in Ehren; dann brauchst du nicht das eine Mal zu

fürchten, daß dich alles siehet, und dir dabei etwas vorzulügen, und das andere Mal zu zürnen, daß dich niemand sieht. Auerbach.

121. Geiz ist die Wurzel alles Übels.

Die Jahre 1779, 1780 und 1781 stehen uns noch als Wasser- und Hungerjahre im Gedächtnis, uns freilich nur durch Hörensagen; unseren Großvätern standen sie aber aus Erfahrung darin. In jenen Jahren lebte in den Odergegenden ein Mann, dessen Feld war Höhenland und hatte gut getragen. Und sein Feld war groß, so daß er eine gewaltige Masse Roggen in der Scheuer und endlich auf dem Boden hatte. Hoch waren die Preise schon im Herbste. Mit dem Winter und Frühjahre stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Tür des Reichen, mancher Handwerker bat, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen. Alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir meinen Satz gemacht; der Boden wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel vier Taler kostet. Dabei bleibe ich!" Und zum Zeichen hatte er an die Bodentür eine große schwarze Vier mit Kohle gemalt. Der Winter verging, der Mai kam heran, und die Preise waren noch gestiegen; denn die gewaltigen Fluten hatten großen Schaden getan.

Am 7. Mai kam ein armer Leineweber, ein ehrlicher Meister, aus dem Orte. Sein Gesicht sah vor Hunger und Grämen selber aus wie graue Leinwand. Er zahlte ihm, damit der reiche Mann Geld sähe, 3 Taler 22 Groschen auf den Tisch. Die 22 Groschen bestanden aus Dreiern, Vierlingen und Groschen und Sechsern vom alten Fritz; denn der Mann hatte alles zusammengesucht. Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft Euch nichts; vier Taler, das ist mein Satz. Eher tue ich meinen Boden nicht auf. Und dann muß es ordentlich Kurant sein." Des Bauern Söhnchen, ein Bürschchen von zehn Jahren, zupfte den Alten am Rocke: „Vater, gebt's ihm doch!" Aber sein Vater prägte ihm mit einem Rippenstoße bessere Grundsätze ins Herz. Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heimwandern.

Den 8. Mai in der Abenddämmerung kam die Zeitung an. Der Bauer tat einen Blick hinein und fand, was er finden wollte: „Roggen vier Taler." Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er nahm ein Licht, ging auf den Boden und wollte übersehen, wieviel er wohl verkaufen könnte, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre. Indem er durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschreitet, strauchelt er an einem umgefallenen und fällt selber; das Licht fliegt ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh, der daneben liegt. Ehe er sich aufraffen kann, steht das Stroh in hellen Flammen. Ehe an Hilfe zu denken ist, hat das Feuer Dachstuhl und Dielen ergriffen. Um Mitternacht an demselben Tage, wo der Roggen vier Taler galt, wo er auf seinen Satz gekommen war, wo er seinen Boden geöffnet hatte, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann.

Ahlfeld.

122. Die Pfeife. 288.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Tasche mit Kupfermünzen. Ich wufste nun nichts Eiligeres zu tun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem anderen Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, dafs ich ihm freiwillig all' mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel eilte ich wieder heim und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, dafs ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie wert sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wieviel schöne andere Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können; und da sie sich auch noch über meine Torheit lustig machten, so fing ich vor Ärger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdrufs, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall hatte aber das Gute, dafs er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückliefs, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung geriet, etwas Unnötiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: „Gib nicht zu viel für die Pfeife!“ und so sparte ich mein Geld.

Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben.

Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, andern Gutes zu tun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: „Armer Mann, du bezahlst in der Tat viel für deine Pfeife!“

Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu mehren, blofs sinnlichen Genüssen hintenansetzte, so sagte ich: „Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden statt Lust, du gibst zu viel für deine Pfeife!“

Sah ich einen in schöne Kleider, schönes Hausgerät und schöne Equipagen, die all' sein Vermögen überstiegen, vernarrt, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschliefsen, so sagte ich: „O weh! der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt!“

Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, dafs die Menschen sich den gröfsten Teil ihres Elends dadurch selbst zuziehen, dafs sie den Wert der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und dafs sie zu viel für ihre Pfeife bezahlen.

Franklin.

123. Das Glück durch die Gelbwurst. 295.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gern folgende Geschichte zu erzählen: „Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück und hatte

mein eigenes, kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse, und ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speziestaler mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrte, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speziestalern machen zu können! Ich reise also nach Leipzig und gebe meinen Kreditbrief im Hause „Frege und Komp." ab. Der alte Frege läſst meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich sehe aber bald, daſs sich mit tausend Talern nicht viel machen läſst. Was tut's? „Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern als feiern", sagt das Sprichwort. Ich suche mir also eine Partie Wolle aus und gehe hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, daſs ich komme; er habe nicht gewuſst, wo ich wohne. Ich hatte das gerne nicht gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun," sagte der Herr Frege, „essen Sie morgen Mittag bei mir; Sie werden da noch groſse Gesellschaft finden." Ich konnte nichts Rechtes darauf erwidern und ging weg.

Ich erkundigte mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu tun hat, und was dabei herauskommt. Man sagte mir, daſs es Sitte sei, daſs jedes groſse Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert, und daſs nicht viel mehr herauskommt, als daſs man das Essen teuer bezahlen muſs, da es mindestens $1^1/_2$ Taler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daſs mir von 1000 Talern nur noch $998^1/_2$ blieben, und für ein Mittagessen konnte ich nicht so viel aufwenden. Andern Mittags war ich kurz entschlossen. Ich kaufte mir für 20 Pfennige Gelbwurst, für sechs Pfennige Brot, steckte es zu mir und ging hinaus vor das Tor in das sogenannte Rosental. Mein Tisch war schnell gedeckt. Ich setze mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus; ich zerschneide die Gelbwurst in sechs Teile und lege sie neben mich hin. Das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüs' mit Beilage, das sind meine Fische und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daſs sie drinnen in der Stadt bei Frege mehr haben, und daſs es ihnen besser schmeckt. Ich war eben an der süſsen Schüssel — sie war sehr gut zubereitet — da sehe ich einen Mann auf einem schönen Braunen daherreiten. Der, denke ich, macht sich noch ein biſschen Bewegung vor dem Essen, daſs es ihm besser schmeckt. Ich wünsche ihm meinen gesunden Magen, ich brauche kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dies sage und denke, ist der Reiter bei mir und — zu meinem Schrecken sehe ich — es ist der Herr Frege selber! In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen aus der Hand, und der vorausspringende Hund schnuppert's gleich auf; ich wickle schnell mein Papier zusammen und weiſs mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!" sagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?"

Was soll ich darauf sagen? Ich denke, du bleibst bei der Wahrheit. Ich sagte ihm nun, daſs es bei mir nicht auslangen will, gegen zwei

Taler Trinkgeld für ein einziges Mittagessen zu geben, und so und so, und dafs ich mir vorgenommen habe, mich heute abend oder morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen könne. — Da lachte er ganz laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie tun, sonst werde ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht; wünsche gesegnete Mahlzeit!" und fort war er mit seinem Braunen. Ich weifs nun gar nicht, was ich machen soll; ich denke aber: „Nun, fressen wird er dich nicht, er mufs um fünf Uhr noch genug haben von Mittag her."

Wie es also fünf geschlagen hat, gehe ich hin. Man weist mich in sein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Kabinettchen und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10000 Taler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen und auch noch mehr, sagen Sie mir's nur offen." — Ich sage: „Sie irren sich, ich habe nur für 1000 Taler." Da sagt er zu mir: „Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe; Sie sind ein Mann, der zu sparen weifs, und heute abend essen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie." Und so ist es auch geschehen, und das hat mir noch besonders gefallen, dafs er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fortgewesen bin. Er hat wohl bemerkt, dafs es mir leid täte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. — So ist es mir durch eine Gelbwurst möglich geworden, eine der gröfsten Tuchfabriken anzulegen, und solange der alte Frege gelebt hat, habe ich jede Messe einmal bei ihm zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.

Auerbach.

124. Sparsamkeit und Ordnung im Sprichwort. 79.

1. Spare in der Zeit, so hast du in der Not. 2. Sparen ist verdienen. 3. Wer nicht spart zur rechten Zeit, der mufs darben zur Unzeit. 4. Sparen ist zu spat, wenn's geht an den Hausrat. 5. Erspart ist so gut wie erworben. 6. Erwerben und sparen zugleich macht am gewissesten reich. 8. Sparschaft gibt Barschaft. 8. Frau Sparmundin kauft dem Herrn Wohlleben das Haus ab. 9. Ein Pfennig, den die Frau erspart, ist so gut wie der Taler, den der Mann verdient. 10. Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter. 11. Borgen macht Sorgen. 12. Vorgegessen Brot bringt Not. 13. Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter. 14. Ordnung hilft haushalten. 15. Ordnung, Ordnung, liebe sie; sie erspart dir Zeit und Müh'. 16. Rein und ganz gibt schlechtem Kleide Glanz. 17. Wie gewonnen, so zerronnen.

125. Zufriedenheit. 70.

1. Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur gesundes Blut,
so hab' ich frohen Sinn
und sing' mit dankbarem Gemüt
mein Morgen- und mein Abendlied.

2. So mancher schwimmt im Überflufs,

hat Haus und Hof und Geld
und ist doch immer voll Verdrufs
und freut sich nicht der Welt.
Je mehr er hat, je mehr er will,
nie schweigen seine Klagen still.

3. Da heifst die Welt ein Jammertal
und deucht mir doch so schön,
hat Freuden ohne Mafs und Zahl,
läfst keinen leer ausgehn.
Das Käferlein, das Vögelein
darf sich ja auch des Maien freun.

4. Und uns zu Liebe schmücken ja
sich Wiese, Berg und Wald,
und Vögel singen fern und nah,
dafs alles widerhallt.
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
die Nachtigall bei süfser Ruh'.

5. Und wenn die goldne Sonn' aufgeht
und golden wird die Welt,
wenn alles in der Blüte steht
und Ähren trägt das Feld,
dann denk' ich: „Alle diese Pracht
hat Gott zu meiner Lust gemacht."

6. Dann preis' ich Gott und lob' ich Gott
und schweb' in hohem Mut
und denk': „Es ist ein lieber Gott
und meint's mit Menschen gut!"
Drum will ich immer dankbar sein
und mich der Güte Gottes freu'n.

Miller.

126. Johann, der muntre Seifensieder. 287.

Johann, der muntre Seifensieder,
erlernte viele schöne Lieder
und sang mit unbesorgtem Sinn
den Tag bei seiner Arbeit hin.
Zu beißen hatt' er oft sehr wenig;
doch war er froher als ein König,
und seiner hellen Stimme Kraft
durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: „Wer singt schon wieder?
Wer ist's?" — Der muntre Seifensieder."

Es wohnte neben diesem an
ein reicher, fauler, feister Mann,
der prassend oft die halbe Nacht durchwachte
und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.
Doch schloß er kaum die Augen zu,
da stört' ihn schon in seiner Ruh'
durch seine frohen Morgenlieder
Johann, der muntre Seifensieder.

Drob zürnt der reiche, faule Mann
und hebt, wenn jener singt, voll Unmut an:
„Der Geier hole deine Lieder,
vermaledeiter Seifensieder!
Ach! wäre doch zu meinem Heil
der Schlaf hier wie die Austern feil!"

Den Sänger, den er früh vernommen,
läßt er des Mittags zu sich kommen
und spricht: „Mein lustiger Johann,
wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Ein jeder rühmt mir Eure Ware.
Sagt, wieviel bringt sie ein im Jahre?" —

„Im Jahre? Herr, mir fällt nicht bei,
wie groß im Jahr mein Vorteil sei.
So rechn' ich nicht. Ein Tag bescheret,
was der, so auf ihn folgt, verzehret.
Das kömmt im Jahr, ich weiß die Zahl,
dreihundertfünfundsechzigmal." —
„Schon recht; doch könnt Ihr mir nicht sagen,
was pflegt ein Tag wohl einzutragen?" —
„Mein Herr, Ihr forschet allzusehr;
der eine wenig, mancher mehr." —

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
ob dieser guten Nachricht, beut

dem liederreichen Nachbarsmann
viel schöne, blanke Taler an,
nur daß er künftig nicht mehr singe
und um den Morgenschlaf ihn bringe.
Johann verspricht's, läuft hocherfreut
mit seinen Talern heim und scheut
wie Diebesaugen aller Blicke,
ist ganz betäubt von seinem Glücke,
zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld
und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
und schnöden Dieben Trotz zu bieten,
verwahrt er ihn bei Tag und Nacht
in einem wohlbeschlagnen Kasten;
doch so auch kann er noch nicht rasten,
weil ihm jetzt alles Argwohn macht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
sobald der Kater sich beweget,
springt er erschrocken auf und glaubt,
man hab' ihn wirklich schon beraubt,
bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zuletzt, je mehr er spart,
daß Sorge sich mit Reichtum paart,
sieht alle Ruhe, alle Freuden
sich unbarmherzig von ihm scheiden.
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
und Seufzer hört man statt Gesang.

Zuletzt erwacht sein vor'ger Sinn;
schnell läuft er zu dem Nachbar hin
und spricht: „Herr, lehrt mich bess're Sachen
als statt des Singens Geld bewachen!
Nehmt Eure Taler wieder hin
und laßt mir meinen frohen Sinn!
Mag Euch, wer will, um Euer Glück beneiden,
ich tausche nicht mit Euren Freuden.
Mir ward statt Gold und Goldesklang
ein froher Sinn und froher Sang.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder."

Hagedorn.

127. Alexander der Große und Diogenes. 174.

Zu Alexanders des Großen Zeiten lebte in Korinth ein sehr merkwürdiger Mann, mit Namen Diogenes; der wollte zeigen, wie wenig der Mensch zum glücklichen Leben bedürfe, ging in einem zerrissenen Mantel, trug einen Bettelsack auf dem Rücken und wohnte in einem Fasse. Einen hölzernen Becher hatte er als überflüssig weggeworfen, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah. Alexander, der von ihm gehört hatte, kam zu ihm. Diogenes lag gerade vor seiner Tonne, um sich in der Sonne zu erwärmen. Kaum richtete er sich ein wenig auf, um den König näher zu betrachten. Alexander redete lange mit ihm und fand seine Antworten so klug und treffend, daß er freundlich zu ihm sagte: „Kann ich dir eine Gunst erweisen?" — „O ja," erwiderte Diogenes, „geh mir ein wenig aus der Sonne!" Die Begleiter des Königs wurden unwillig über diese Geringschätzung der dargebotenen Gnade. Alexander aber sprach: „Wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!"

Andrä.

128. Der Hänfling.

1. Ein Hänfling, den der erste Flug
aus seiner Eltern Neste trug,

hub an, die Wälder zu beschauen
und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb; denn „eigner Herd
ist,“ sagt das Sprichwort, „Goldes wert.“

2. Die stolze Glut der jungen Brust
macht' ihm zu einem Eichbaum Lust.
„Hier wohn' ich,“ sprach er, „wie ein König,
dergleichen Nester gibt es wenig!“
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
und durch den Donnerstrahl verzehrt.

3. Es war ein Glück bei der Gefahr,
daß unser Hänfling auswärts war.
Er kam, nachdem es ausgewittert,
und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
er könne hier nicht sicher sein.

4. Mit umgekehrtem Eigensinn
begab er sich zur Erde hin
und baut' in niedriges Gesträuche,
so scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
zum andernmal davon zu ziehn.

5. Da baut' er sich das dritte Haus
und las ein dunkles Büschchen aus,
wo er den Wolken nicht so nahe,
doch nicht die Erde vor sich sahe,
ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Da lebt er noch und lebt vergnügt.

6. Vergnügte Tage findet man,
woferne man sie finden kann,
nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
so sei dein eigner Herr und Knecht!
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Lichtwer.

129. Der Fischreiher. 71.

Wer das Geringe hochmütig verschmäht, muß zuweilen mit dem Geringsten fürlieb nehmen.

Stolz und hochbeinig ging ein alter Fischreiher auf grüner Wiese an dem Ufer eines Baches hin. Der warme Sonnenschein lockte ganze Züge von Fischen aus dem Grunde in die Fluten hinauf, und die Fische jagten sich in dem hellen Wasser und spielten und scherzten.

Unser Fischreiher sah manchen fetten Hecht, den er sich mit leichter Mühe holen konnte, aber „Hechte!“ sagte er und wendete Hals und

Kopf von einer Seite zur andern, „Hechte? — nein, Hechte mag ich nicht! Es muß ein Karpfen sein!“

Er stand und lauerte auf einen Karpfen. Aber Karpfen wollte nicht kommen, Karpfen ist nicht da! — Indessen, der Hunger war da und wurde größer und immer größer.

„Nun so will ich denn nur einen Hecht nehmen, weil es nicht anders sein soll!“ sagte unser Fischreiher; aber die Hechte waren auf den Grund gegangen, und keiner war mehr da. Aber Schleien, schöne fette Schleien waren noch genug da und schwammen im Wasser dahin. — „Schleien? Schleien?“ sagte der leckere Züngler, „ja, die möchte ich eben! Das wäre gerade eine Speise für eine Zunge, die Geschmack hat! Zieht hin in Frieden! Wenn es fehlt, kann ich ja wohl euresgleichen immer haben.“ Und die Schleien zogen unangetastet dahin, wiewohl der Hunger immer stärker an ihm nagte.

Jetzt ging unser Reiher immer tiefer und tiefer in den Bach hinein, und es zeigten sich zuletzt nur noch Gründlinge.

„Gründlinge nun gar!“ sagte der Reiher zu sich selbst. „Gründlinge? Behüt' uns Gott! Ich werde mich sehr in acht nehmen, einen einzigen nur anzurühren. Gründlinge gehörten eben für Fischreihers Magen!“

Über seinen stolzen Bedenklichkeiten waren alle Fische auf den Grund gegangen, und es ließ sich keiner mehr sehen. Aber der Hunger war nicht mit den Fischen fortgegangen, sondern nagte und plagte ihn so sehr, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Nicht Hecht, nicht Schleie, nicht Gründling war mehr da — nur ein paar Frösche fanden sich, mit welchen er zuletzt fürlieb nehmen mußte. Löhr.

130. Der Maulwurf und das Eichhörnchen. 70.

„Du armer Schelm da unten in deiner finstern Kluft!“ raunte ein Eichhörnchen einem Maulwurfe in sein Loch hinein, „du dauerst mich. Denk nur, wie gut ich es habe! Ich habe ein hübsches Häuschen hoch auf einem Baume, beschattet von seinen grünen Zweigen, und köstliche Früchte die Fülle. Kurz, ich habe es so gut! Du solltest es nur einmal sehen!“

„Kann wohl sein,“ versetzte der Maulwurf, „aber eben weil ich's nicht sehe, kümmert mich das nicht, und ich befinde mich, gottlob! ganz wohl in meiner finstern Kluft bei meinen Erdwürmern.“

„Aber komm' doch einmal heraus aus deinem schmutzigen Loche, finsterer Murrkopf, und nimm wenigstens mein Glück in Augenschein!“ fuhr das Eichhörnchen fort.

Der Maulwurf ließ sich bereden und ging mit. Jetzt stand er unter dem Baume und spähete mit seinen blöden Augen hinauf, sah die hohe Burg, fing an zu bewundern, und allmählich gelüstete ihn nach dem Zustande des Eichhörnchens. „Nun,“ hob er an, „Freund, dein Glück reizt mich. — Sage an, wie kann ich meine Lage verbessern?“ — „Ja, das weiß ich nicht,“ war die Antwort. — „Du weißt es nicht? Kannst du denn nichts für mich tun?“

„Nichts, guter Maulwurf, gar nichts," gab das Eichhörnchen zum Bescheide. „Deine ganze Natur ist ja nicht für meine Lebensart; du kannst ja nicht einmal einen Baum erklimmen. Kurz, ich kann dir nicht helfen, armer Erdbewohner."

Traurig schlich der Maulwurf fort. Und aus war's mit seinem Wohlbefinden in seiner finstern Kluft bei seinen Erdwürmern.

Grimm.

131. Der Arme und der Reiche. 17.

Vor alten Zeiten, als die lieben Engel noch selber auf der Erde unter den Menschen wandelten, trug es sich zu, daß einer eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte der Engel: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen." Der Reiche, als er an seine Tür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suche. Der Engel antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann vom Haupte bis zu den Füßen an; und weil der Engel schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopfe und sprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen; und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Tür klopft, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht Euch anderswo ein Unterkommen!" Damit schlug er sein Fenster zu und ließ den Engel draußen stehen. Also kehrte ihm derselbe den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Hause. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Türchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir," sagte er, „es ist schon finster, und heute könnt Ihr doch nicht weiter kommen." Das gefiel dem Engel, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und fürlieb nehmen; sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der Engel zu ihnen und aß mit ihnen, und die schlechte Kost schmeckte ihm gut; denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Nachdem sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Höre, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wandrer sich in unser Bett legen und ausruhen kann; er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde!" — „Von Herzen gern," antwortete er, „ich will's ihm anbieten," ging hin zu dem Engel und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der Engel wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen; aber sie

ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf der Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und bereiteten dem Gaste ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der Engel aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Tür stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solange wir leben, gesund bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der Engel aber sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ — „O ja,“ sagte der Mann, „wenn ich das noch erhalten kann, so wär' mir's wohl lieb.“ Da erfüllte der Engel ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter.

Es war schon heller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues, reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern abend stand noch die alte, elende Hütte, und heute steht da ein schönes, neues Haus. Lauf hinüber und höre, wie das gekommen ist!“ Die Frau ging und fragte den Armen aus. Er erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschiede hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu — und zuletzt noch statt unserer alten Hütte ein schönes, neues Haus.“ Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen; hätte ich das nur gewußt! Der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen; ich habe ihn aber abgewiesen.“ — „Eil dich,“ sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferde davon und holte den Engel noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möcht's nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden; er hätte den Schlüssel zur Haustür gesucht, derweil wär' er weggegangen; wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ sprach der Engel, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfte wie sein Nachbar. Ja, sagte der Engel, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte, er wolle sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glücke gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Da sprach der Engel: „Reit' heim, und drei Wünsche, die du tust, sollen in Erfüllung gehen.“

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese!“ Aber das Pferd machte aufs neue Männchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief ungeduldig: „So wollt' ich, daß du den Hals brächst!“ Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump! fiel er auf die Erde, und das Pferd lag tot und regte sich nicht mehr. Damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil aber der Reiche von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stiche lassen, schnitt's ab, hing's auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß gehen.

„Du hast noch zwei Wünsche übrig,“ dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun langsam durch den Sand dahin ging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm so warm und verdrießlich zu Mut; der Sattel drückte ihn auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche,“ sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus. Ich will's aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.“

Manchmal meinte er, jetzt hätte er es gefunden; aber hernach schien's ihm doch noch zu wenig. Da kam ihm so in die Gedanken, wie es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sich's wohlschmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn auf dem Rücken schleppe.“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt seine Frau mitten drin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen!“ Sie schalt ihn aber einen Narren und sprach: „Was helfen mir die Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel ledig wäre und herunter steigen könnte, und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlorenes Pferd. Die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende. Grimm.

132. Das kostbare Kräutlein. 69

Zwei Mägde, Brigitte und Wallburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig, Wallburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich."

Wallburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum. Mach es auch so!"

„Ei!" rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt!" Wallburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Denn

leichter trägt, was er trägt,
wer Geduld zur Bürde legt." Chr. Schmid.

133. Kannitverstan. 291.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksale, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft umherfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in die große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keins gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung das kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Tür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dies wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!" und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: „Ich kann Euch nicht verstehen." Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan," dachte er und ging weiter.

Gass' aus, Gass' ein, kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt „Het Ey" oder auf deutsch „das Ypsilon". Da stand nun Schiff

an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, all' diese Merkwürdigkeiten genau zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben." Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein armer Teufel er sei unter so viel reichen Leuten in der Welt.

Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat," kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar an Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hute in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sacht am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein," sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!" rief er aus, „was hast du nun von all' deinem Reichtume? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von all' deinen schönen Blumen vielleicht ein Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute

in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab. Hebel.

134. Die Zufriedenheit im Sprichwort.

1. Mit vielem kommt man aus, mit wenigem hält man haus. 2. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert. 3. Wer zu viel haben will, bekommt gar nichts. 4. Junger Spieler, alter Bettler. 5. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. 6. Wer wohl sitzt, der lasse das Rücken. 7. Samt und Seide löschen das Feuer auf dem Herde aus. 8. Armut und Reichtum liegen nicht im Kasten, sondern im Gemüt. 9. Ein jeder ist seines Glückes Schmied. 10. Ein Habich ist besser als ein Hättich.

11. Wo es drei Heller tun, da wende vier nicht an;
und brauche nicht zwei Worte, wo's mit einem ist getan. (Rückert.)

12. Genieße, was dir Gott beschieden,
entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
ein jeder Stand hat seine Last.

Wohltätigkeit und Uneigennützigkeit.

135. Ein gutes Rezept. 263.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohltätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. — Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet der Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Tränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser war, und dachte: „Ich will's versuchen."

„Gnädiger Herr," sagte er, „wollet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz und denkt: Wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln." — „Tut's ein Käsperlein oder zwei Zwanziger nicht auch?" fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte „Nein" und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heiße, und wo sie wohne; und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau betet

daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam — und es sah recht leer und betrübt darin aus —, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug sei. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch.

Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer dagewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trunk oder ein Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten dran steht „Joseph," wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können." Da tat die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung; und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur; und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert und der Kaiser die arme.

Hebel.

136. Das seltene Gericht. 87.

Ein Kaufmann in Hamburg hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut an der Elbe eingeladen, um sie mit seltenen Seefischen zu bewirten. Es wurden mehrere Schüsseln aufgetragen, und zuletzt kam eine große, verdeckte Schüssel, in der man die Seefische vermutete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich anstatt der erwarteten Fische einige Goldstücke darin. Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde, die Fische, die ich Ihnen vorzusetzen versprach, sind dieses Jahr dreimal so teuer, als ich dachte. Es kostet einer zehn Mark. Da fiel mir denn ein, daß in dem nächsten Dorfe ein armer Tagelöhner krank daniederliegt und mit seinen Kindern Hunger leidet, und ich dachte, daß von dem Gelde, welches dieses einzige Gericht uns kostet, das uns doch nur einen kurzen Genuß gewährt, diese armen Leute manchen Tag leben können. Wollen Sie, meine Herren, nun die Seefische, so

werde ich sie unverzüglich kommen lassen, und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollen Sie aber die Goldstücke dem armen Manne überlassen, so werde ich Sie mit schmackhaften, wiewohl minder teuern Flußfischen bewirten.“ Alle Gäste gaben ihm Beifall, jeder legte noch ein Goldstück hinzu, — und der armen Familie war auf ein ganzes Jahr geholfen. — Gäbe jeder auch nur von dem, was er zu entbehren vermag, es gäbe keine Bekümmerten mehr.

Junker.

137. Geben ist seliger als nehmen.

261.

Ein junger Engländer von achtzehn bis zwanzig Jahren, der in Lausanne studierte, ging eines Abends mit dem Professor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, in der Umgegend der Stadt spazieren. Während sie nun so nebeneinander gingen, sahen sie an dem Wege ein Paar kotige Schuhe liegen, die, wie sie vermuteten, einem armen, auf dem nahen Acker arbeitenden Manne gehören mußten. Der Jüngling wandte sich zum Professor mit den Worten: „Wir wollen dem Manne einen Streich spielen, ihm seine Schuhe verbergen und uns dann hinter das nahe Gebüsch verstecken, um ihn zu belauschen und seine Verlegenheit zu sehen, wenn er seine Schuhe nicht mehr finden wird.“ — „Mein lieber Freund,“ entgegnete der Professor, „man muß nie auf Unkosten der Armen sich lustig machen. Sie sind reich und daher im stande, sich und dem armen Manne zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh ein Geldstück, und dann wollen wir uns verbergen.“

Der Student gehorchte, und jetzt stellte er sich mit dem Professor hinter das Gebüsch, durch welches hindurch sie jedoch den Bauer bequem beobachten konnten. Bald hatte der arme Mann seine Arbeit vollendet und ging den Acker entlang dem Wege zu, an welchem er sein Wams und seine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das erstere anzog, schlüpfte er auch mit dem einen Fuße in einen seiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand das Geldstück. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte; er besah das Geld, kehrte es um und besah es noch einmal und abermals; jetzt wandte er seinen Blick nach allen Seiten hin, sah aber niemand. Nun steckte er es in die Tasche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war seine Überraschung, da er noch ein Geldstück fand. Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Kniee, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott, so ist es doch wahr, daß du diejenigen nicht verlässest, die auf dich trauen! Du wußtest, daß meine Kinder kein Brot haben, und daß mein Weib krank daniederliegt, und daß ich rat- und hilflos war. Da hast du mir, du lieber himmlischer Vater, durch ein zum Wohltun geneigtes Herz dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele deine Güte erkennete, und daß ich dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezeigen könnte! Das Werkzeug deiner barmherzigen Hilfe aber segne reichlich, du Vergelter alles Guten, mit deinem besten Segen!“

Der Jüngling stand da in tiefer Rührung, und Tränen benetzten seine Augen. „Nun," sagte Durand, „sind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es gewesen wären, wenn Sie Ihren Streich ausgeführt hätten?" — „Ach, mein teurer, lieber Herr Professor!" erwiderte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will. Ich fühle jetzt die Wahrheit des schönen, aber bisher nie verstandenen Wortes: Geben ist seliger denn nehmen. Nie sollten wir uns dem Armen nahen als mit dem Wunsche, ihm Gutes zu tun."

Hebel.

138. Aus Gellerts Leben.

269.

In tiefes Nachsinnen versunken, saß Gellert in seinem Zimmer. Gestern hatte er noch dreißig Taler, heute nicht mehr. Sein Holz langte höchstens noch acht Tage. Einnahmen waren nicht zu erwarten. Wo waren denn die dreißig Taler von gestern hingekommen?

In einer abgelegenen, kleinen Gasse der Stadt Leipzig war ein Häuslein, das gehörte dem reichen Geizhals Neidhardt. Es war ein jämmerliches Gebäude, brachte aber doch noch seine Zinsen. Schon seit Jahren wohnte ein armer, gottesfürchtiger Schuhmacher mit Frau und vielen Kindern darin. Die Sorge ums tägliche Brot war hier zur Herberge, und es erging ihnen recht kümmerlich. Im Sommer hatten sie sich noch so ziemlich durchgeschlagen; aber jetzt war es Winter, Kriegszeit, große Kälte und der Verdienst gering, — zudem nahte die Zeit der Hausmiete, die zu dreißig Talern angelaufen war, und schon hatte der geizige Neidhardt mit Hinauswerfen gedroht. — Da ging die Frau noch einmal zu dem Hartherzigen; aber er kannte kein Erbarmen. Kniefällig, unter tausend Tränen bat sie um Geduld; sie hätten ja immer ehrlich bezahlt. Alles war umsonst. — Es nahte der schreckliche Tag. Der Kummer hatte den Ernährer aufs Krankenbett geworfen. Kalte Luft drang durch die zerlöcherten Fenster, und sechs unmündige Kinder standen um den kalten Ofen, frierend, hungernd, weinend. Der Mutter wollte das Herz brechen. Der Vater aber sprach: „Gott hat gesagt: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Kommt, wir wollen beten." Der Vater betete inbrünstig, gläubig. Und als er Amen gesagt hatte, leuchtete ein Strahl frohen Vertrauens ins matte Herz. Die Mutter aber ging nebst zwei Kindern hinaus auf den Zimmerplatz, Späne aufzulesen. Es war ein heller Wintertag; ein kalter Ostwind blies mit schneidender Schärfe durch die dünnen Röcklein der Armen, daß sie zitterten vor Frost und Hunger.

Zu eben dieser Zeit war Gellert ausgegangen, seiner Gesundheit wegen und folgte im warmen Pelzrocke der Mutter und den Kindern nach. Die Kinder waren vorausgesprungen, die Mutter kam langsamen Schrittes nach, und unter hellen Tränen setzte sie sich auf einen Stein nieder. — Gellert kannte Kummer und Not. Bei kärglichem Einkommen und dreizehn lebendigen Kindern waren beide oft in seinem

Vaterhause zu Gaste gewesen. Darum ging er leise zu der Armen und fragte sie so herzinniglich nach ihrer Not, daß seine Worte ihr tief in die Seele drangen und sie all' ihren Kummer und Jammer dem unbekannten Herrn mitteilen konnte: wie Neidhardt sie heute oder morgen zur Herberge hinauswerfen werde, wenn sie dreißig Taler nicht zahlen könnten, und wie das ihres Mannes Tod sein werde, und wie sie und ihre Kinder vor Hunger sterben müßten.

„Frau," rief Gellert, der Herr lebt noch, und wenn Ihr glaubt, werdet Ihr seine Herrlichkeit sehen." Er befahl der Frau, ihm zu folgen, schloß zu Hause sein Pult auf, nahm dreißig Taler heraus und gab sie der Frau. Als die Frau vor Freude niederfallen und seine Knie umklammern wollte, wehrte er ab und sagte: „Danket Gott, der Euer Gebet erhöret hat. Geht jetzt aber nicht früher als um elf Uhr zu Neidhardt, ihm das Geld zu bringen."

Dann wandte sich Gellert im Kämmerlein zum Herrn und ging kurz vor elf Uhr zu dem alten Neidhardt, der eben vor einem Tische mit Geld saß und es ungern hatte, daß er gestört wurde, aber einem so allgemein geachteten Manne gegenüber artiger sein mußte, als es ihm ums Herz war. — Gellert sagt: „Herr Neidhardt, von Ihnen kann man gewiß viel Gutes lernen. Sie werden die Kunst verstehen, mit Ihrem Gottessegen wahrhaft wohlzutun." — Der Geizhals war in Verlegenheit; denn gut deutsch sagte ihm sein Gewissen das Gegenteil, und er wünschte den Professor über alle Berge. Gellert aber fuhr fort von den seligen Freuden des Wohltuns so eindringlich zu reden, daß es dem Wucherer ganz warm ums Herz wurde.

Da schlug es elf, und mit dem Schlage trat die arme Frau herein, mit einem strahlenden Gesichte und rief: „Da bring' ich Ihnen die dreißig Taler, und jetzt geben Sie mir auch das Brieflein wieder, das Ihnen mein todkranker Mann geschrieben, daß Sie uns nicht sollten aus dem Hause werfen." — Und dem Neidhardt war's, als stände er auf Kohlen, und er sagte: „Ach — es hätte nicht so sehr geeilt; es war ja nicht so ernst gemeint. — Ihr seht ja, daß ich jetzt Besuch habe; geht jetzt!" — Unterdessen ergriff er mit seinen knochigen Fingern die Rolle und schob sie in die Tasche. — Gellert aber sagte halblaut: „Es sind dreißig Taler, und es klebt kein Fluch daran." — Und Neidhardt fühlte bei diesen Worten ein sonderbares Frösteln. Die Frau aber fuhr fort: „Ja, ja, jetzt sagen Sie, es sei Ihnen nicht ernst gewesen. Gestern aber sagten Sie: Geld muß her, oder ich werf' Euch mit Eurem Plunder auf die Straße. Wir haben Ihnen nicht geflucht; wohl aber hat mein Mann für Sie gebetet, daß Gott Ihnen das steinerne Herz wegnehmen möchte, und heute morgen hat Gott unser Elend angesehen. Wie ich auf einem Straßensteine weine, hat mich dieser gute Herr da gefunden und mir die dreißig Taler geschenkt." — Gellert winkte, daß sie schweigen sollte; die Frau aber sagte: „Winken Sie nur; ich muß es sagen, sonst drückt's mir das Herz ab." — Neidhardt wurde rot bis über die Ohren. Aber auf einmal nimmt er sich zusammen, gibt der Frau dreißig Taler, streicht

am Pulte einen Posten durch und spricht: „Frau, Eure Schuld ist bezahlt, kaufet Brot und pfleget Euren Kranken!“ — Und zu Gellert sprach er: Vortrefflicher Herr, Sie können nicht nur schön schreiben, sondern auch schön handeln. Wir wollen zusammen zu der armen Familie gehen.“

Gesagt, getan. Und ins elende Stüblein schien ein Sonnenblick göttlicher und menschlicher Hilfe, und des Schuhmachers Gebet wurde über Bitten und Verstehen erhört; denn Neidhardt tat der Haushaltung von dem Tage an viel Gutes.

Horn.

139. Gedenke der Armen!

1. Almosengeben armet nicht. 2. Wer dem Armen gibt, leihet dem Herrn. 3. Arme Leute bringen einen Gruß vom lieben Gott mit. 4 Klopft die Not an, tut die Liebe die Tür auf. 5. Wer gerne gibt, fragt nicht lange. 6. Der Milde gibt sich reich, der Geizhals nimmt sich arm. 7. Besser freundlich versagen, als unwillig gewähren. 8. Hast du der Güter Überfluß, so denk an den, der darben muß. 9. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. 10. Geben ist seliger als nehmen.

140. Der Mäuseturm.

73.

1. Am Mäuseturm um Mitternacht
des Bischofs Hatto Geist erwacht;
er flieht um die Zinnen im Höllenschein
und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

2. Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht.
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
verkehrt in ein nagendes Mäuselein.

3. Du flohst auf den Rhein in den Inselturm,
doch hinter dir rauschte der Mäusesturm.
Du schlossest den Turm mit eherner Tür,
sie nagten den Stein dir und drangen herfür.

4. Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,
sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt;
sie fraßen dich selber zu aller Graus
und nagten den Namen dein überall aus. —

5. Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht;
er flieht um die Zinnen im Höllenschein
und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

Kopisch.

141. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein reicher Ritter. Er verwandte

viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren, den Armen aber tat er wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus!“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gern antworten.“

Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?“ — „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Eurem Vater da?“ — „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nun,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur seine Zeit in diesem Schlosse wohnet und immer einer dem andern Platz macht, was seid ihr denn anderes hier als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel darauf, dasselbe prächtig auszuschmücken, da es Euch nur kurze Zeit beherberget. Tut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohltätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht,
nur was wir Gutes tun, besteht.

Chr. Schmid.

142. Das heitere Mahl.

Ein reicher Gutsbesitzer, der den benachbarten Bauern ansehnliche Summen vorgestreckt hatte, lud während einer Teuerung seine ärmeren Schuldner, als die Jahreszinsen eben fällig waren, zu sich zum Essen ein. Sie erschienen alle mit schwerem Herzen, da sie glaubten, er wolle die Zinsen von ihnen einfordern. Der Wirt empfing sie freundlich und zuvorkommend, und das Mahl ward reichlich und glänzend aufgetragen; aber dennoch war weder Appetit, noch Fröhlichkeit unter den Gästen.

„Ich sehe wohl, ihr lieben Leute,“ sagte der Wirt, „warum euch das Essen nicht schmecken will; aber hier habt ihr ein Mittel, das euren Magen schon stärken wird.“ Er gab darauf jedem einen Zettel, der die unterschriebene Quittung für den Jahreszins enthielt, den sie damals nicht ohne die äußerste Not hätten abtragen können. Die entzückten Schuldner dankten ihrem Wohltäter mit Freudentränen, und nun erst wurde das Mahl heiter und die Speise wohlschmeckend.

Bones Lesebuch.

143. Der Gotteskasten.

260

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, des Name hieß Benediktus, das heißt Segenreich. Solchen Namen führte er mit

Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle, die ihn kannten, segneten ihn desgleichen. So suchte er auch jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Notleidenden. Er tat aber folgendermaßen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: „Es sind viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wäre es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte!" — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihn die Mahlzeit kostete, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewütet habe, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an und ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles stehet bei mir fest und unversehrt!" und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöten und anderen Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskassen. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräte geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrat mehren können," und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichsten Weine, so ein Kranker dessen bedurfte. Also tat er sein Leben lang.

Als er nun daniederlag und sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Witwen und Waisen und sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benediktus von uns scheidet? Solange er lebte, konnte es uns nimmer fehlen; aber was wird's nun werden?"

Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist. Er gehöret den Armen, den Witwen und Waisen; teilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich!" Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Krummacher.

144. Hier ist gegipst! 78.

Benjamin Franklin nützte seinen Landsleuten, den Nordamerikanern, nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Landmann bestrebte er sich, durch sein Beispiel zu wirken. Er benutzte unter anderm den Gips und erhielt dadurch — was jetzt jeder Landmann weiß, damals aber noch wenig bekannt war — viel schöneren Klee als seine Nachbarn. Diese aber wollten nicht glauben, daß das Gipsen die Ursache des schönen Klees sei. Das ärgerte Franklin, und er dachte anfangs: „Nun, wenn ihr's nicht besser haben wollt, so laßt euren Klee ungegipst." Doch über Winter besann er sich anders, und im Frühjahre wählte er sich einen Kleeacker an der Straße aus und streute in aller Stille die Worte: „Hier ist gegipst!" in mannsgroßen Buchstaben mit Gips über den Klee; außerdem ließ er dieses Kleestück ungegipst. Als nun später

die Leute vorbeikamen, sahen sie die dunkeln, fetten Streifen im Klee; sie fingen an zu buchstabieren und brachten bald die drei Worte heraus: „Hier ist gegipst!“ Nun wanderte alles zum Acker hin, sah und las, — und daß von jetzt an die Belehrung wirkte, das brauchen wir eigentlich nicht hinzuzusetzen.

Höflichkeit und Friedfertigkeit.

145. Vom Grüßen.

257.

Es ist eine schöne Sache, daß Menschen, die sich begegnen, einander grüßen, auch wenn sie sich nicht kennen. Sind doch alle Kinder eines Vaters; ist doch das Leben so kurz, so reich an Kummer und Qual, daß keiner den andern, mit dem er die kurze Spanne Zeit auf der Erde wallt, vorübergehen lassen sollte, ohne ihm zu erkennen zu geben, daß er einen guten Wunsch für ihn in der Seele hegt, daß er ihn erfreuen möchte, und sei es auch nur durch den Ausspruch dieses Wunsches.

Da gibt es aber gar viele, die sich um so größer dünken, je stolzer sie tun; sie warten immer mit ihrem Gruße bis der andere beginnt, und nicken dann herablassend und haben verschiedene Grade und Maße des Dankes, je nach Rang und Stand des Grüßenden. Des muß man sich aber nicht viel bekümmern, solche Hochmutsnarren laufen lassen und sich die Menschlichkeit bewahren; denn das Ärgste, was einem die Welt antun kann, ist, daß sie einem die von Gott ins Herz gepflanzte Liebe benimmt, daß sie das Gemüt versauert und verbittert.

Was ist ein Gruß? Gruß ist kein Muß und kein' Buß. Es ist ein Heilwunsch, mit dem man einem andern sagt: „Ich will dir wohl.“ Ein echter Gruß ist wie ein Blütengeruch von euren Reben und Obstbäumen. Es gibt aber auch Zierpflanzen, deren Blüte gut riecht, jedoch keine Frucht gibt, wenigstens keine genießbare. Und es gibt auch solche, die nicht riechen und keine Frucht tragen, wie die Schneeballbäume. So ist's auch mit manchem Gruß.

Das Grüßen läßt sich auch mit einer Münze vergleichen, die überall gäng und gäbe ist, und von der jeder, arm und reich, schon bei der Geburt den herrlichsten Prägstock und Metall im Überfluß dazu nebst unbeschränkter Münzfreiheit auf Lebenszeit bekommen hat, alles echt und gerecht. Aber wie geht man damit um? Wie viel falsch Geld wird geprägt von hoch und nieder? Man macht eine wahre Lügenmühle daraus.

Wie viel Neujahrsgrüße sind heute im Umlauf in Stadt und Land? Fast so viel als Schneeflocken, die draußen durcheinander stöbern. Aber gerade so wie diese Silberlinge zu Wasser werden, so geht's auch im Feuer der Prüfung mit dem größten Teile dieser Grüße.

Wie oft z. B. kommt es das Jahr durch vor, daß man einander die Zeit bietet, und spricht einer den andern um einen Gefallen an, dann heißt's: „Ich habe jetzt keine Zeit.“

Könnte man die Grüße sammeln und säen wie Pflanzensamen, da könnte man sein Wunder sehen an solch einem Grußfeld. Da gäbe es leere Flecke, als ob der Maulwurf darunter gewühlt hätte. Und was für Zeug käme heraus unter dem, was aufgegangen ist? Unkraut aller Art, Dornen und Disteln. Ginge es nur bei der Tat auch so freundlich zu wie beim Wort; wenn nur die Leute sich in der Not auch so willfährig die Hände reichten wie beim Gruß oder Tanz! Da spannt man aber die Schnecken oder gar die Krebse an den Eilwagen. Es kommt beim Gruß darauf an, ob's gar nur ein Schnabelgruß ist. Bei den Grüßen aus dem Kopfe ist der Eigennutz Münzmeister, und die vier Spezies sind Handlanger. Beim Herzensgruß zahlt die Liebe, z. B. wenn eine fromme Mutter ihre schlafenden Kinder in der Stille segnet; das ist ein Anblick, wie wenn der Vollmond in einer schönen Frühlingsnacht auf blühende Gärten scheint. Die Grüße aus dem Magen sind durftige Vergißmeinnicht; es sind aber auch gemeine Blüten der Schmarotzerpflanzen darunter, und die Schnabelgrüße sind Grußschatten oder gefrorene Fensterblumen.

Die gerne einen reichen Vetter oder eine reiche Base beerben möchten, sparen den Grußsamen auch nicht; da hört man immer: „Guten Tag, Herr Vetter" u. s. w. — Neujahrs-, Namens- und Geburtstage werden gewiß nicht versäumt; man schickt ihm wenigstens die Kinder ins Haus und läßt ihm langes Leben wünschen; bei Hochzeits-, Tauf- und Leichenschmäusen stößt man auf seine Gesundheit an. Wenn aber der zähe, zu kräftige Erblasser zur Tür hinaus ist, da heißt's: „Der sieht noch gut aus, Essen und Trinken schmeckt ihm wie einem Drescher; der überlebt uns noch." — So ein Lügner wird dann oft wider seinen Willen zum Propheten.

Die stillen Grüße sind in der Regel mehr wert als die Marktschreier; denn mit einem Paar liebreichen Augen kann man oft viel mehr sagen als mit Wortschwall, Handschlag, Hut oder Mütze, und es geht auch viel geschwinder. Gerade wie der Blitz durch die Wolken zuckt, so blitzt der Blick durch die Wimper in das Herz. Die Augensprache versteht man auch, ohne daß man sie zu lernen braucht; sie wird in der ganzen Welt gesprochen und ohne Dolmetscher verstanden wie die Ohrfeigen und Maulschellen.

Auerbach.

146. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt. 209.

Wenn dich z. B. früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir guten Morgen; wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließt, gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: „Wohl bekomm's!" Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in acht, junges Kind oder altes Kind, und kehre lieber wieder um!" Wenn du am schönen Maitag im Blütenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: „Sei willkommen in meinem Schloßgarten!" Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal

wunderlich im Herzen und naß in den Augen, und du nimmst dir vor: „Ich will doch anders werden, als ich bin,“ so sagt er: „Merkst du, wer bei dir ist?“ Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformiert bist, und sagt: „Gelobt sei Jesus Christ!“ Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt. Hebel.

147. Der beste Empfehlungsbrief.

Auf das Ausschreiben eines Kaufmanns, durch welches ein Laufbursche gesucht wurde, meldeten sich fünfzig Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter denselben und verabschiedete die andern. „Ich möchte wohl wissen,“ sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugtest.“ „Du irrst,“ lautete die Antwort; „dieser Knabe hatte viele Empfehlungen. Er putzte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Tür zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten, lahmen Manne, was seine Herzensgüte und Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm seine Mütze ab, ehe er hereinkam, und antwortete auf meine Frage schnell und sicher; er ist also höflich und hat gute Sitten. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen dasselbe zur Seite stießen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, daß sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht rein waren.

Nennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weiß, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen habe, als auf das, was in schön klingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht.“

148. Nachgeben stillt den Krieg.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlwege, und es war nicht leicht auszuweichen. „Fahre mir aus dem Wege!“ rief der eine. „Ei, so fahre du mir aus dem Wege!“ schrie der andere. „Ich will nicht!“ sagte der eine. „Und ich brauche es nicht!“ sagte der andere; und weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zanke und zu Scheltworten.

„Höre du,“ sagte endlich der erste, „jetzt frage ich dich zum letzten Male: Willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Tust du's nicht, so mache ich's mit dir, wie ich's heute schon mit einem gemacht habe.“ — Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. „Nun,“ sagte er, „so hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig beiseit schieben, ich habe ja sonst nicht Platz, um mit dem meinigen auszuweichen.“ Das ließ sich der erste gefallen, und in wenig Minuten war die Ursache des Streites beseitigt.

Ehe sie schieden, faßte sich der, welcher aus dem Wege gefahren war, noch einmal ein Herz und sagte zu dem andern: „Höre, du

drohtest doch, du wolltest es mit mir machen, wie du es heute schon mit einem gemacht hättest; sage mir doch, wie hast du es mit dem gemacht?" — „Ja, denke dir," sagte der andere, „der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da fuhr ich ihm aus dem Wege!"

Hebel.

149. Die Sonne und die Tiere.

„O Sonne, scheine nicht so heiß!
Ich muß vor Mattigkeit und Schweiß
bei meiner Arbeit schier erliegen!"
so rief der Esel. — „Dank für deinen heitern Schein,
o Sonne!" rief die Schlange. „Mit Vergnügen
leg' ich mich stundenlang hinein." —
Die Eule schrie: „Verschone mein Gesicht
mit deinem mir verhaßten Licht,
o Sonne! Kann ich doch kein Schlupfloch finden,
wohin dein Strahl nicht dringt!
Ich werde noch erblinden." —
„Wohltät'ge Sonne, sei mir lange noch geneigt!"
hub eine Feldmaus an. „Es reifen meine Ähren;
vollauf kann ich mich wieder nähren." —
Die Sonne hört es an, scheint fort — und schweigt.

Willamow.

150. Zeus und das Schaf.

274.

Das Schaf mußte von allen Tieren viel leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern.

Zeus schien willig und sprach zum Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?"

„O nein," sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben."

„Oder," fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?"

„Ach," versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt!"

„Nun, was soll ich denn tun? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben."

„Auch nicht, gütiger Vater, ich könnte ja leicht so stößig werden wie der Bock."

„Und gleichwohl," sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich andere, dir zu schaden, hüten sollen."

„Müßt' ich das," seufzte das Schaf, „o, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin! Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürcht' ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, unrecht leiden als unrecht tun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

Lessing.

151. Der Löwe und der Fuchs.

Zum Löwen sprach der Fuchs: „Ich muß
dir's endlich nur gestehen — mein Verdruß
hat sonst kein Ende —,
der Esel spricht von dir nicht gut.
Er sagt, was ich an dir zu loben fände,
das wiss' er nicht. Dein Heldenmut
sei zweifelhaft. Du gäbst ihm keine Proben
von Großmut und Gerechtigkeit.
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit.
Er könne dich nicht lieben und nicht loben."
Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
dann aber sprach er: „Fuchs! er spreche, was er will;
denn was von mir ein Esel spricht,
das acht' ich nicht."

Gleim.

152. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Hause und läßt seinen Buben nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen. Ihr habt stärkere Glieder." Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. — Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine." Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. — Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand! Zwei Kerle auf einem schwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?" Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und der Sohn und in der Mitte der Esel. — Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?" — Da band der Vater dem Esel die vorderen Beine zusammen und der Sohn die hinteren; dann zogen sie einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Hebel.

153. Eintracht.

Ein Vater schied von seinen Söhnen.
Doch eh' er schied, sucht er durch ein Symbol
zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.
„Ich scheide," sprach er, „Söhne, lebet wohl!

Jedoch zuvor zerbrecht mir diese Pfeile,
gebunden, wie sie sind!“ In größter Eile
will jeder den Befehl vollzieh'n;
jedoch umsonst ist ihr Bemüh'n.
Der Vater löst hierauf das Band,
gibt jedem einen Pfeil besonders in die Hand.
„Zerbrecht mir den!“ spricht er mit trüben Blicken,
und — knack! lag jeder Pfeil in Stücken.
„O Söhne, liebt euch stets wie Brüder!
und merket am zerbrochenen Geschoß:
Durch Eintracht wird man stark und groß,
durch Zwietracht stürzet alles nieder.“

Nicolai.

154. Die beiden Wächter.

Zwei Wächter, die schon manche Nacht
die liebe Stadt getreu bewacht,
verfolgten sich aus aller Macht
auf allen Bier- und Branntweinbänken
und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
einander bis aufs Blut zu kränken;
denn keiner brannte von dem Span,
woran der andre sich den Tabak angezündet,
aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
den Feinde noch den Feinden angetan,
den taten sie einander an,
und jeder wollte bloß den andern überleben,
um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man riet, man wußte lange nicht,
warum sie solche Feinde waren.
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
da mußte sich's denn offenbaren,
warum sie seit so vielen Jahren
so heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brotneid? War er's nicht?
Nein. Dieser sang: „Verwahrt das Feuer und das Licht!“
Allein so sang der andre nicht;
er sang: „Bewahrt das Feuer und das Licht!“
Aus dieser so verschiednen Art,
an die sich beid' im Singen zänkisch banden,
aus dem „Verwahrt“ und dem „Bewahrt“
war Spott, Verachtung, Haß und Rach'
und Wut entstanden.

Gellert.

155. Die Heumacher.

285.

„Wer dem andern Schaden tun will,“ sagt Jesus Sirach, „dem kommt es wohl selber über sein Haupt.“

Nicht weit von Meinau wohnten zwei Pächter. Der eine, rechter Hand, war ein emsiger Mann, stand früh auf und ging spät zu Bett, und den Tag über legte er die Hände auch nicht in den Schoß. Der Nachbar linker Hand aber ließ es an sich kommen und machte sich gern einen guten Tag, und da er beim Nichtstun es nicht so weit brachte

als der andere mit seinem Fleiße, war er voll Neid gegen ihn und fing bald diesen, bald jenen unnützen Handel mit ihm an. Einstmals fiel nun zur Heuernte schlechtes Wetter ein. Es regnete Tag für Tag, und das Gras wuchs gewaltig in die Höhe, aber es konnte nicht gehauen werden, und es war doch die höchste Zeit. Endlich änderte sich der Wind gegen abend, und wer sich auf die Witterung verstand, konnte einen guten Tag erwarten. Der Pachter zur Rechten hatte es gleich weg, bot auf der Stelle Schnitter auf, daß sie den andern Morgen auf seine Wiese kommen sollten, und versprach einen guten Lohn. Der andere aber hatte von dem Wetter nichts gemerkt; denn er saß im Wirtshause und trank, und da er in der Nacht nach Hause ging, sah er auch nicht nach dem Himmel. Erst am Morgen erfuhr er, daß es nicht mehr regnete. „Heute ginge es nun mit dem Heumachen," dachte er bei sich; „wenn ich nur gleich Leute hätte!" Und indem er so dachte, kamen die Schnitter, die sein Nachbar gedungen hatte, mit den Sensen auf den Schultern vor dem Fenster vorüber und sangen ihr Morgenlied. Da rief sie der Pachter an und fragte: „Wohin?" — „Auf die Klosterwiese," antworteten sie, „zum Herrn Andres." — Wie jener das hörte, dacht' er gleich: „Dem Andres will ich einen Possen spielen, daß er an mich denken soll." Dann sagte er laut: „Ihr Leute, bei mir gibt's auch Arbeit; was der Nachbar gibt, das geb' ich auch und noch sechsunddreißig Kreuzer darüber. Besinnt euch nicht lange und kommt mit!"

Da die Leute das hörten, dachten sie: „Das klingt nicht schlecht; die Arbeit ist eins, das Geld aber ist besser!" und gingen den Handel ein, eine Witwe ausgenommen, die sagte: „Ich bin eine arme Frau und habe nichts zu verschenken, und sechsunddreißig Kreuzer auf und ab machen bei mir einen Unterschied. Ich habe aber in der Schule gelernt: Wahrhaftiger Mund bestehe ewiglich, und der Gerechte hat's besser als der Ungerechte. Es ist aber nicht recht, etwas versprechen und das Versprochene nicht tun." — Und so ging sie allein rechts, während die andern sich links schlugen, und kam auf die Klosterwiese, wo der Pachter Andres mit seinen beiden Knechten an der Arbeit war. Da er sich nun wunderte, daß sie von den sechs Gedungenen allein kam, erzählte sie ihm alles, wie es sich begeben hatte. Der Pachter aber sagte: „Es soll Euer Schade nicht sein." Da gingen sie nun rasch ans Werk, und die Frau brachte mehr vor sich als drei andere; denn sie war stark von Körper und unermüdlich und dachte, wie der Prediger Salomo sagt: „Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, und er vergißt seine Sorgen unter der Arbeit."

Wie nun der Pachter ihren Fleiß sah, dachte er: „Der armen Witfrau will ich heute eine Freude machen, wie sie wohl lange nicht gehabt hat, und dem Nachbar, dem Duckmäuser, soll's auch nicht wohl bekommen, was er mir heute antut. So kann ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen." Und als der Abend kam, gab er ihr einen blanken Friedrichsdor und sagte dazu: „Das ist dafür, daß ihr Euer Wort treulich gehalten habt. Geht nun und sagt es den andern!" —

Das hätte nun die Frau auch ungeheißen getan vor großer Freude, und so lief sie spornstreichs zu den andern auf die Jakobswiese und zeigte ihnen, was sie bekommen hatte. Da sagten sie untereinander: „Ist uns nicht versprochen worden so viel, als Herr Andres, der Nachbar, gäbe und sechsunddreißig Kreuzer mehr?“ Und damit gingen sie insgesamt zu dem Pachter und verlangten die Erfüllung seines Versprechens. Der aber lachte sie aus und sagte: „Ihr seid wohl verrückt? Ihr bekommt den gewöhnlichen Tagelohn und sechsunddreißig Kreuzer darüber. Ist das nicht genug?“ — „Mit nichten,“ sagten die Heumacher; „denn Ihr habt heute morgen anders gesagt.“ — Wie nun jener von einem solchen Arbeitslohne nichts wissen wollte und beim Wortwechsel noch arg schimpfte und obendrein drohte, kam die Sache vors Gericht, und das Gericht sprach gegen den Pachter. So mußte dieser jedem der Arbeiter einen Friedrichsdor geben und noch sechsunddreißig Kreuzer obendrein, und er erkannte jetzt zu spät, daß — wer dem andern einen Schaden tun will, ihn auf sein eigenes Haupt bekommt.

Jacobs.

Von der Freundschaft.

156. Das treue Herz.

252.

1. Ein getreues Herze wissen,
hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
denn ich weiß ein treues Herze.

2. Läuft das Glücke gleich zuzeiten
anders, als man will und meint,
ein getreues Herz hilft streiten
wider alles, was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
denn ich weiß ein treues Herze.

3. Sein Vergnügen steht alleine
in des andern Redlichkeit,
hält des andern Not für seine,
weicht auch nicht bei böser Zeit.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
denn ich weiß ein treues Herze.

4. Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichtum, das zerstäubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke,
ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
denn ich weiß ein treues Herze.

Paul Flemming. (Gekürzt.)

157. Die drei Freunde.

42.

Traue keinem Freunde, bevor du ihn nicht geprüft hast. An der Tafel des Gastmahls gibt es mehr derselben als an der Türe des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst war er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet.“

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daſs er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Tür des Richthauses, da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daſs der Richter ihn losließs und beschenkte. —

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläſst ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Tür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaſs, sind seine wohltätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters, sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Herder.

158. Fürst Blücher und sein Jugendfreund. 59.

Held Blücher reiste nach der Erhebung in den Fürstenstand nach seiner Vaterstadt Rostock, wo er seit vielen Jahren nicht gewesen war. Gleich nach seiner Ankunft besuchte er das Grab seiner Eltern und betete bei demselben. Dann ging er in sein väterliches Haus, um als Greis den Schauplatz seiner Knabenjahre noch einmal zu sehen. Als er sich nach seinen Jugendgespielen erkundigte, fand sich's, daſs nur noch ein einziger von ihnen am Leben war. Dieser kam auf Blüchers Bitte und redete ihn bei seinem Eintritte mit „Euer Durchlaucht" an. Da fiel ihm Blücher um den Hals, drückte ihn mit Herzlichkeit an seine Brust und sprach: „Närrischer Kerl, was fällt dir ein? Warum sollen wir uns jetzt anders nennen als in unsern Knabenjahren?"

Engelien.

159. Das Schifflein. 58.

1. Ein Schifflein ziehet leise
den Strom hin seine Gleise,
es schweigen, die drin wandern;
denn keiner kennt den andern.

2. Was zieht hier aus dem Felle
der braune Weidgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet,
das Ufer widerhallet.

3. Von seinem Wanderstabe
schraubt jener Stift und Habe
und mischt mit Flötentönen
sich in des Hornes Dröhnen.

4. Das Mädchen saſs so blöde,
als fehlt' ihr gar die Rede;
jetzt stimmt sie mit Gesange
zu Horn- und Flötenklange.

5. Die Rud'rer auch sich regen
mit taktgemäſsen Schlägen.
Das Schiff hinunterfliegет,
von Melodie gewieget.

6. Hart stöſst es auf am Strande,
man trennt sich in die Lande.
Wann treffen wir uns, Brüder,
auf einem Schifflein wieder?

Uhland.

160. Der Postillon.

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
ob der holden Frühlingspracht
freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
und es zog gelinder
durch das stille Schlafgemach
all' der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich;
denn der Blüten Träume
dufteten gar wonniglich
durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillon,
ließ die Geißel knallen,
über Berg und Tal davon
frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
scholl der Hufe Schlagen,
die durchs blühende Revier
trabten mit Behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
kaum gegrüßt — gemieden,
und vorbei wie Traumesflug
schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
lag ein Kirchhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem Sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch, in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber,
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Roß und Rad,
mag's Euch nicht gefährden;
drüben liegt mein Kamerad
in der kühlen Erden!

12. Ein gar herzlieber Gesell!
Herr, 's ist ewig schade!
Keiner blies das Horn so hell
wie mein Kamerade!

13. Hier ich immer halten muß,
dem dort unterm Rasen
zum getreuen Brudergruß
sein Leiblied zu blasen!"

14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
frohe Wandersänge,
daß es in die Grabesruh
seinem Bruder dränge.

15. Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge wieder,
ob der tote Postillon
stimmt' in seine Lieder. —

16. Weiter ging's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel;
lang' mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel. Lenau.

161. Der kleine Friedensbote.

250.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe; und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgedienten Invaliden eines Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er

darin hatte, eine Pflaume oder einen Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. An Ostern, an Martini und am heiligen Abende kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer, einen großen Korb unter dem Arme, zu den Nachbarsleuten hinüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was ihr der Hase oder der gute Märtel oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatten. Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem Kaffeesatze in ihren Schalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden.

Aber ihre Männer hatten ein jeglicher einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Feldmann und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlechte zu haben. Und da geschah es denn eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete; denn er hatte wahrscheinlich vergessen, daß es nicht gut sei, einem großen Herrn etwas abzuschlagen. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von der grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genicke vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon.

Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster mitten auf den Tisch, an dem er gerade die „Augsburger" las, und machte in den Wiener Kongreß ein Loch. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit den aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig. Kinder und erwachsene Leute liefen zusammen, und — hätte ich ihn nur sehen können! — Satan stand gewiß in einer Ecke der Gasse und blies mit vollen Backen in das Feuer. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbar bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorne der beiden Männer unter, und einige Tage darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Mordax mit einem Reichstaler zu büßen, obschon, wie er sich als Jagdliebhaber ausdrückte, der kleine Schäker nicht einen Groschen wert gewesen sei. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel und das Loch in der Zeitung nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die angelaufenen Sporteln teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts; saß der Bäcker im Posthause außerhalb der

Stube beim Biere, so nahm der Gerber seinen Platz im Kabinett. Für den ganz schuldlosen Teil, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase, noch der gute Märtel, noch das heilige Kind durch die Frau Patin mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Als aber die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! Ich hole das Brot.“ Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heut' aber laufe ich nicht lange umher; und wenn es beim Torbäcker kein Brot giebt, gehe ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn spürte, sagte nicht „ja“ und nicht „nein“ darauf und ließ den kleinen Unmut ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thore herein, laut singend, wie es manchmal lebhafte Kinder mit ihren Gedanken zu machen pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut' geh' ich zum Herrn Paten! Heut' geh' ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein, und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Ölzweigs hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hereinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wiederkommen.“

Noch an dem nämlichen Abende wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit ihren Tränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte; denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in einen Nervenfieberschlaf und aus diesem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todesschlummer. Stöber.

162. Trau, schau, wem!

Das Wort Gottes sagt: „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!“ Hast du dir diesen goldenen Spruch ins Herz geschrieben, so wird an dir nicht erfüllt, was das Sprichwort sagt: „Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten“ — und: „Wer Pech angreift, besudelt sich.“ — Wer ins Wasser springt und nicht schwimmen kann, der ertrinkt. Darum bleib aus dem Wasser! Wenn du an einen fremden Ort kommst, so gesellen sich bald allerlei Genossen zu dir, die

du nicht kennst. Hängst du dich leichtfertig an sie, so gerätst du in Gefahr. Süßer Sang hat manch Vöglein schon ins Netz gelockt, und: Mit dem Strome schwimmt man leicht. Drum merke guten Rat: „Trau, schau, wem!"

Du sagst: „Wenn man unter den Wölfen ist, so muß man mit ihnen heulen." Es gibt aber ein einfaches Mittel, daß du nicht mit ihnen zu heulen brauchst: geh nicht unter sie! Und wenn sie sich zu dir drängen, dann prüfe sie! Oft sieht man dem Vogel an den Federn an, wer er ist. Noch sicherer ist es, wenn du das Sprichwort bedenkst: „Hör' ich den Vogel pfeifen, so weiß ich seine Art zu greifen." Achtest du auf die Reden deiner Genossen, so weißt du bald, wie es um ihre Seele steht. Eine Nachtigall erkennt man am Gesange.

Noch sicherer gehst du, wenn du auch ihr Tun ansiehst. Sind die Worte und Taten unrein, dann meide solche Genossen, und wären sie auch noch so freundlich. Suche dir andere Freunde, die Gott vor Augen und im Herzen haben. Von ihnen lernst du weder böse Reden, noch böse Taten, und dein Herz und dein Leben bleibt unbefleckt. — Freilich sagen manche: „Worte töten nicht"; aber das ist falsch. Gar bald lacht man zu den bösen Reden, und bald ist's dann so weit, daß sie einem gefallen. Nun kommt's, daß man sie selber redet; und endlich ist man nicht weit davon, das Böse zu tun. Da töten also doch schlechte Worte, zuerst das Schamgefühl und zuletzt das gute Gewissen. Drum lieber alleine als in schlechter Gemeine! — Und allein bist du doch nie; denn dein Gott ist bei dir, und wohl dir, wenn du auch bei ihm bist!

Sebastian Frank.

163. Die Bürgschaft.

249.

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich Möros, den Dolch im Gewande; ihn schlugen die Häscher in Bande. „Was wolltest du mit dem Dolche? sprich!" entgegnet ihm finster der Wüterich. „Die Stadt vom Tyrannen befreien!" — „Das sollst du am Kreuze bereuen."

2. „Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit und bitte nicht um mein Leben; doch willst du Gnade mir geben, ich flehe dich um drei Tage Zeit, bis ich die Schwester dem Gatten gefreit; ich lasse den Freund dir als Bürgen, ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

3. Da lächelt der König mit arger List und spricht nach kurzem Bedenken: „Drei Tage will ich dir schenken. Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist, eh' du zurück mir gegeben bist, so muß er statt deiner erblassen; doch dir ist die Strafe erlassen."

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut, daß ich am Kreuz mit dem Leben bezahle das frevelnde Streben; doch will er mir gönnen drei Tage Zeit, bis ich die Schwester dem Gatten gefreit; so bleib' du dem König zum Pfande, bis ich komme, zu lösen die Bande."

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund und liefert sich aus dem Tyrannen; der andere zieht von dannen. Und ehe das dritte Morgenrot scheint, hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint, eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da gießt unendlicher Regen herab, von den Bergen stürzen die Quellen, und die Bäche, die Ströme schwellen. Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab; da reißet die Brücke der Strudel hinab, und donnernd sprengen die Wogen des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand; wie weit er auch spähet und blicket und die Stimme, die rufende, schicket — da stößet kein Nachen vom sichern Strand, der ihn setze an das gewünschte Land; kein Schiffer lenket die Fähre, und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht, die Hände zum Zeus erhoben: „O hemme des Stromes Toben! Es eilen die Stunden, im Mittag steht die Sonne, und wenn sie niedergeht, und ich kann die Stadt nicht erreichen, so muß der Freund mir erbleichen."

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut, und Welle auf Welle zerrinnet, und Stunde an Stunde entrinnet. Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Mut und wirft sich hinein in die brausende Flut und teilt mit gewaltigen Armen den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnet das Ufer und eilet fort und danket dem rettenden Gotte; da stürzet die raubende Rotte hervor aus des Waldes nächtlichem Ort, den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord und hemmet des Wanderers Eile mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich, „ich habe nichts als mein Leben, das muß ich dem Könige geben!" Und entreißt die Keule dem nächsten gleich: „Um des Freundes willen erbarmet euch!" Und drei mit gewaltigen Streichen erlegt er, die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand, und von der unendlichen Mühe ermattet, sinken die Kniee. „O, hast du mich gnädig aus Räubers Hand, aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land und soll hier verschmachtend verderben und der Freund mir, der liebende, sterben?"

13. Und horch! da sprudelt es silberhell ganz nahe wie rieselndes Rauschen, und stille hält er, zu lauschen. Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell, springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell, und freudig bückt er sich nieder und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün und malt auf den glänzenden Matten der Bäume gigantische Schatten; und zwei Wanderer sieht er die Straße zieh'n, will eilenden Laufes vorüberfliehn, da hört er die Worte sie sagen: „Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen."

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß, ihn jagen der Sorgen Qualen; da schimmern in Abendrots Strahlen von ferne die Zinnen von Syrakus, und entgegen kommt ihm Philostratus, des Hauses redlicher Hüter, der erkennet entsetzt den Gebieter:

16. „Zurück! du rettest den Freund nicht mehr, so rette das eigene Leben! Den Tod erleidet er eben. Von Stunde zu Stunde gewartet' er mit hoffender Seele der Wiederkehr; ihm konnte den mutigen Glauben der Hohn des Tyrannen nicht rauben." —

17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht ein Retter willkommen erscheinen, so soll mich der Tod ihm vereinen! Des rühme der

blut'ge Tyrann sich nicht, daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht; er schlachte der Opfer zweie und glaube an Liebe und Treue."

18. Und die Sonne geht unter; da steht er am Tor und sieht das Kreuz schon erhöhet, das die Menge gaffend umstehet. An dem Seile schon zieht man den Freund empor; da zertrennt er gewaltig den dichten Chor. „Mich, Henker!" ruft er, „erwürget! Da bin ich, für den er gebürget!" —

19. Und Erstaunen ergreifet das Volk umher; in den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerzen und Freude. Da sieht man kein Auge tränenleer, und zum Könige bringt man die Wundermär; der fühlt ein menschliches Rühren, läßt schnell vor den Thron sie führen.

20. Und blicket sie lange verwundert an. Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen, ihr habt das Herz mir bezwungen! Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn. So nehmet auch mich zum Genossen an! Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte!" Schiller.

164. Frieden und Freundschaft im Sprichworte.

1. Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot. 2. Freunde in der Not, Freunde in dem Tod, Freunde hinterm Rücken sind drei starke Brücken. 3. Es ist nicht jeder dein Freund, der dich anlacht. 4. Wer alle Welt zum Freund will ha'n, der ist ein Narr bei jedermann. 5. Wer dir als Freund nicht nützt, kann doch als Feind dir schaden. 6. Bei jedem Freunde halte still, der dich nur, nicht das Deine will. 7. Geteilte Freude ist doppelte Freude; geteilter Schmerz ist halber Schmerz. 8. Wer in Frieden will walten, muß leiden und still halten. 9. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. 10. Besser unrecht leiden als unrecht tun. 11. Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. 12. Fliegen und Freunde kommen im Sommer.

13. Willst du fremde Fehler zählen, heb bei deinen an zu zählen. Ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

(Logau.)

Reines Herz und wahrer Mund.

165. Mahnung.

1. Hütet eure Zungen
vor Beleidigungen!
Laßt kein böses Wort hervor!
Stoßt den Riegel vor das Tor! —

2. Hütet eure Augen!
Blendung will nicht taugen.
Laßt sie weg vom Bösen sehn!
Lehrt sie nur das Gute späh'n! —

3. Hütet eure Ohren,
oder ihr seid Toren!
Laßt kein böses Wort darin;
es entehret euren Sinn. —

4. Ohren, Augen, Zungen
hütet, liebe Jungen!
Leider walten diese drei
allzurasch und allzufrei!

Walther von der Vogelweide. (Gekürzt.)

166. Deutscher Trost.

1. Deutsches Herz, verzage nicht!
Tu, was dein Gewissen spricht,
dieser Strahl des Himmelslichts;
tue recht und fürchte nichts!

2. Baue nicht auf bunten Schein!
Lug und Trug ist dir zu fein,
schlecht gerät dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

3. Doch die Treue ehrenfest
und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

4. Wohl steht dir das grade Wort,
wohl der Speer, der grade bohrt,
wohl das Schwert, das offen ficht
und von vorn die Brust durchsticht.

5. Laß den Welschen Meuchelei;
du sei redlich, fromm und frei!
Laß den Welschen Sklavenzier;
schlichte Treue sei mit dir!

6. Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
deutscher Glaube ohne Spott,
deutsches Herz und deutscher Stahl
sind vier Helden allzumal.

7. Diese stehn wie Felsenburg,
diese fechten alles durch,
diese halten tapfer aus
in Gefahr und Todesbraus.

8. Deutsches Herz, verzage nicht!
Tu, was dein Gewissen spricht!
Redlich folge seiner Spur!
Redlich hält es seinen Schwur.

Arndt.

167. Deutscher Rat.

1. Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

2. Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann; —
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

3. Sprich „ja“ und „nein“ und dreh und deutle nicht!
Was du berichtest, sage kurz und schlicht!
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht!
Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!“

5. Dann wach und kämpf! Es ist ein Feind bereit, —
die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit;
du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Reinick.

168. Untreue.

Eine Maus wäre gern über das Wasser gewesen und konnte nicht. Da bat sie einen Frosch um Rat und Hilfe. Der Frosch war ein Schalk und sprach zur Maus: „Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüberziehen!“ Da sie aber aufs Wasser gekommen waren, tauchte der Frosch unter und wollte die Maus ertränken. Indem nun aber die Maus sich wehrt und arbeitet, fliegt eine Weihe daher und erhascht die Maus, zieht den Frosch auch mit heraus und — frißt sie beide.

Untreue schlägt ihren eigenen Herrn, und wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Äsop.

169. Falschheit der Fledermaus.

Die Vögel führten mit den vierfüßigen Tieren einen heftigen Krieg, wobei bald diese, bald jene den Sieg davontrugen. Die Fledermaus achtete jedesmal auf den Ausgang des Kampfes und machte sich dann auf die Seite des Siegers. Bei den Vögeln nannte sie sich einen Vogel und bei den vierfüßigen eine Maus. Endlich aber kam es zwischen den beiden Parteien zu einem friedlichen Vergleiche. Da ward die Falschheit der Fledermaus offenbar; sie wurde von beiden Teilen verachtet und ausgestoßen. Darum muß sie das Licht scheuen und einsam in dunkler Nacht umherflattern.

170. Amynt.

Amynt, der sich in großer Not befand
und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
die hart verpfändet war, zehn Taler schaffen sollte,
bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
doch dieses Mal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
und ihm zehn Taler vorzuschießen.
Der Reiche ging des Armen Bitte ein
sogleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Tränen zu vergießen,
er ließ ihn lange trostlos stehn
und zweimal nach der Türe gehn
und warf ihm erst nach manchem harten Fluche
die Armut vor und schlug hierauf
ihm in dem dicken Rechnungsbuche
die Menge böser Schuldner auf
und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
bei jedem Posten herrisch schnaubend an.
Dann fing er an, sich zu entschließen,
dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
auf sechs Prozent zehn Taler vorzuschießen;
und dies Prozent zog er gleich ab.

Jetzt, während noch der Reiche zählte,
trat grad' ein Handwerksmann herein
und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
er möchte doch so gütig sein
und ihm den kleinen Rest bezahlen.
„Ihr kriegt jetzt nichts!" fuhr ihn der Schuldner an.
Allein der arme Handwerksmann
bat ihn zu wiederholten Malen,
ihm die paar Taler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
fuhr endlich auf: „Geht fort, Ihr Schelm, Ihr Dieb!"
‚Ein Schelm? das wäre mir nicht lieb!
Ich werde geh'n und Sie verklagen;
Amynt dort hat's gehört!" Und eilends ging der Mann.
„Amynt!" fing drauf der Wuchrer an,
‚wenn sie Euch vor Gerichte fragen,
so könnt Ihr mir ja zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will Euch dankbar sein
und Euch statt zehn gleich zwanzig Taler leih'n.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
ihm auf dem Rathaus abzubitten,
das würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.
Kurz, wollet Ihr mich nicht als Zeuge kränken,
so will ich Euch die zwanzig Taler schenken;
so kommt Ihr gleich aus aller Eurer Not!"
„Herr!" sprach Amynt, „ich habe seit zwei Tagen
für meine Kinder nicht satt Brot;
sie werden über Hunger klagen,
sobald sie mich nur wieder sehn;
es wird mir in die Seele gehn;
die Gläub'ger werden mich aus meiner Hütte jagen;
allein ich will's mit Gott ertragen.
Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein
und lernt von mir die Kunst, gewissenhaft zu sein." Gellert.

171. Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter, dummer Bauernknabe,
den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
recht dreist zu lügen, wiederkam,
ging kurz nach der vollbrachten Reise
mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,
log auf die unverschämt'ste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe,

Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
so sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
der . . . . ja, ich bin nicht ehrenwert,
wenn er nicht größer war als Euer größtes Pferd."

„Das," sprach der Vater, „nimmt mich wunder,
wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder
und werden keine Stunde gehn,
so wirst du eine Brücke sehn
(wir müssen selbst darüber gehn),
die hat dir manchen schon betrogen
(denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein).
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
und fällt und bricht sogleich das Bein."

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach!" sprach er, „lauft doch nicht so sehr! —
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
allein das wollt' ich wohl beschwören,
daß er so groß als mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stücke;
doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
so war er doch viel größer als ein Kalb."

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach, Vater", spricht er, „seid kein Kind
und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind." Gellert.

172. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohl-

bestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden; und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht und ist noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Talern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

Hebel.

173. Das Ei des Kolumbus. 258.

Es ging dem Kolumbus, wie es vielen Menschen geht; er erntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen; denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein jeder ebensogut machen können.

Mit einer so überklugen Gesellschaft saß Kolumbus eines Tages zu Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Kolumbus nahm ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann wohl ein Ei auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt?“ — Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Kolumbus das Ei, drückte es an einer Ecke ein, und das Ei stand. „Ja!“ riefen jetzt alle, „so hätten wir es auch machen können!“ — „Aber, meine Herren,“ sagte Kolumbus lächelnd, „warum haben Sie es denn nicht so gemacht? Der Unterschied zwischen uns ist, daß Sie es so machen konnten, und daß ich es so gemacht habe.“

Heinsius.

174. Lüge und Wahrheit im Sprichworte. 46.

1. Junger Lügner, alter Dieb. 2. Ein Lügner hat bald ausgedient. 3. Lügen haben kurze Beine. 4. Wahrheit ist ein selten Kraut; seltner noch, wer sie verdaut. 5. Wahrheit wird wohl gedrückt, aber nicht erstickt. 6. Wer die Wahrheit wollte begraben, müßte viele Schaufeln haben. 7. Wahrheit gibt kurzen Bescheid, Lüge macht viel Redens. 8. Iß, was gar ist, trink, was klar ist, sprich, was wahr ist! 9. Die Lügen sind ein Teufelssamen, aus dem nie gute Früchte kamen. 10. Wer einmal lügt, muß oft zu lügen sich gewöhnen; denn sieben Lügen braucht's, um eine zu beschönen. (Rückert.) 11. Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach andrer Fehlern, und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern. (Rückert.)

Selbstbeherrschung und Geduld.

175. Der Einsiedler.

Vor alters lebte ein Einsiedler, der, so oft sein Vorgesetzter ihn besuchte, immer über Müdigkeit klagte. Der Vorgesetzte fragte ihn einst über die Ursache seiner beständigen Klagen. „Ach," antwortete er, „ich habe jeden Tag sehr viel zu tun, so daß meine Kräfte nicht ausreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte. Ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen und einen Kranken zu pflegen." — „Ei," sagte der andere, „das sind ja törichte Klagen; solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgetragen." — „Dennoch, mein Bruder, ist es bei mir also, wie ich sagte. Die zwei Falken sind meine Augen; die muß ich mit Fleiß bewahren, damit ihnen nicht etwas gefalle, was meiner Seligkeit schaden könnte. Die zwei Hasen sind meine Füße; die muß ich zurückhalten, daß sie nicht nach schändlichem Gewinn laufen und auf den Wegen der Sünde wandeln. Die zwei Sperber sind meine Hände; die muß ich zur Arbeit abrichten und anhalten. Der Lindwurm ist meine Zunge; die muß ich beständig im Zaume halten. Der Löwe ist mein Herz; mit dem muß ich beständig im Kampfe liegen. Der Kranke ist mein eigener Leib, der sich bald heiß, bald kalt, bald hungrig, bald durstig, bald gesund, bald krank, kurz immer in einem Zustande befindet, der meine Aufmerksamkeit und Pflege erfordert. Das alles macht mich müde tagtäglich." — Der Vorgesetzte lobte ihn und sprach: „Wollte Gott, daß wir alle auf diese Weise wachen, arbeiten, kämpfen und dämpfen wollten, — wir würden unsere Seligkeit besser schaffen."

Caspari.

176. Selbstprüfung.

234.

Ein frommer Vater hatte einen ungeratenen Sohn, der, alle Ermahnungen verschmähend, in der Gesellschaft böser Buben seine Tage verlebte und jedem Gelüst seiner Sinnlichkeit frönte. So wurde sein Herz immer mehr verderbt und jegliches Gute in ihm erstickt. Der Vater aber trauerte im stillen über die verkehrten Wege des Jünglings.

Nach einiger Zeit fiel der Vater in eine schwere Krankheit, und als er fühlte, daß er sterben sollte, ließ er seinen Sohn zu sich kommen. Als nun der Sohn an das Bett seines Vaters trat, sprach dieser zu ihm: „Fürchte nicht, mein Sohn, daß ich dir Vorwürfe machen werde über deinen Wandel. Siehe, ich sterbe und lasse dich zum Erben meiner Güter. Dafür erfülle du denn meine letzte Bitte, die ich an dich tun werde. Sie ist leicht zu vollbringen, darum wirst du deren Erfüllung mir gewiß gern versprechen."

Der Sohn antwortete, daß er es gern tun wollte, wofern er irgend vermöchte.

Da sagte der sterbende Vater: „So versprich mir, mein Sohn, daß du zwei Monden lang an jedem Abende eines vollbrachten Tages in diese Kammer gehen und dich daselbst eine halbe Stunde lang in der Einsamkeit mit dir selbst unterhalten willst."

Der Sohn versprach, solches vollkömmlich zu halten, und reichte dem Vater die Hand darauf.

Da segnete ihn der Vater und verschied und ward begraben. Der Sohn kehrte aber zu seinen Gesellen zurück und lebte wie zuvor, lustig und in Freuden.

Wenn nun der Abend kam, so gedachte er seines Gelöbnisses, und das Bild seines sterbenden Vaters mahnte ihn, es zu halten. Im Anfange wurde es ihm lästig, allein zu sein; denn es deuchte ihm still und einsam, und eine Furcht wandelte ihn an. Doch überwand er sich selbst um seines gegebenen Wortes willen und gedachte, zwei Monden werden wohl vergehen.

Aber siehe, wie gingen ihm die Augen auf über seinen Wandel! Sein Herz verklagte ihn, und die Furcht des Herrn ergriff seine Seele, und er schlug in sich und weinte und wurde ein anderer Mensch.

Krummacher.

177. Parabel.

222.

Es ging ein Mann im Syrerland,
führt' ein Kamel am Halfterband.
Das Tier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich anfing, scheu zu werden,
und tat so ganz entsetzlich schnaufen,
der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief, und einen Brunnen sah
von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört' er im Rücken schnauben,
das mußt' ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
aus des geborstnen Brunnens Bauch;
daran der Mann sich fest tat klammern
und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt' er in den Brunnen nieder.
Da sah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
der drunten ihn verschlingen wollte,
wenn er hinunter fallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
da sah er still ein Mäusepaar;
schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
abwechselnd an der Wurzel beißen;
sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
die Erd' ab von der Wurzel spülten;
und wie sie rieselnd niederrann,
der Drach' im Grund aufblickte dann,
zu seh'n, wie bald mit seiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Not,
umstellt, umlagert und umdroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
sah er ein Zweiglein, welches nickte
vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wut
und nicht den Drachen in der Flut
und nicht der Mäuse Tückespiel,
als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen
und unter sich den Drachen lauschen
und neben sich die Mäuse nagen,
griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie deuchten ihm zu essen gut,
aß Beer' auf Beerlein wohlgemut,
und durch die Süßigkeit im Essen
war alle seine Furcht vergessen. —
Du fragst! Wer ist der töricht' Mann,
der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund, der Mann bist du!
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach' im Brunnengrund
des Todes aufgesperrter Schlund;

und das Kamel, das oben droht,
es ist des Lebens Angst und Not;
du bist's, der zwischen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzeln nagen,
dich samt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuse heißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
vom Abend heimlich bis zum Morgen,
es nagt vom Morgen bis zum Abend
die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
lockt dich die Beere Sinnenlust,
daß du Kamel, die Lebensnot,
daß du im Grund den Drachen Tod,
daß du die Mäuse Tag und Nacht
vergissest und auf nichts hast acht,
als daß du recht viel Beerlein haschest,
aus Grabes Brunnenritzen naschest.

Rückert.

178. Der Kuhhirt.

47.

Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in die Höhe sah nach einem Kirschbaume, merkte er, daß einige reife Kirschen darauf hingen, die glänzten ihm rötlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Tier und kletterte auf den Baum.

Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon, brach in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste; anderes zertrat sie mit den Füßen.

Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baume auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind und schlug und schmähte es jämmerlich.

Da trat der Vater, der alles gesehen hatte, zu dem Knaben, sah ihn ernstlich an und sprach: „Wem gebühret solche Züchtigung, dir oder dem Tiere, welches nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt als das Tier, welches du leiten solltest? Und nun übst du solch ein unbarmherzig Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde!“

Da schämte sich der Knabe und errötete vor dem Vater.

Krummacher.

179. Der Zorn.

Vor alter Zeit lebte ein Mann, der war sehr aufbrausend und schnell zum Zorn, und wenn er zornig gewesen war, gereute es ihn. Da dachte er: „Das kommt von den bösen Menschen; ließen mich die in Frieden, würde ich auch wohl sanftmütig sein. Ich will lieber fortgehen in den wilden Wald und ein Einsiedler werden, da werde ich niemanden mehr hören und sehen und werde mich nicht mehr erzürnen.“ So geht er fort in den Wald, sucht sich einen Ort, wo ein Brunnen vom Felsen herabrinnt, und will sich da eine Hütte bauen. Über der Arbeit wird's ihm warm, und er trägt seinen Krug zum Brunnen und stellt ihn unter, daß er voll werde; der Krug aber fällt um, und er muß ihn zum zweiten Male unterstellen. Nach einer Weile fällt der Krug abermals um, und der Einsiedler, statt ihn wieder aufzustellen, wird so zornig, daß er ihn nimmt und zerschlägt. Als er nun den Henkel in der Hand hat und die Scherben auf dem Boden liegen sieht, kommt er auf einmal wieder zu sich, erschrickt und spricht zu sich selbst: „O

ich Tor, ich dachte, daß der Zorn in mich hineinkommt, nun sehe ich, daß er aus mir herauskommt; darum will ich kein Einsiedler mehr sein, sondern zu meinen Brüdern gehen, daß sie mir guten Rat geben und mir beten helfen, mein eigen Herz zu bessern." Caspari.

180. Gehorsam.

Der russische General Suwarow hielt ein sehr strenges Kommando und stellte sich, um zugleich ein Beispiel des verlangten Gehorsams zu sein, selber unter seinen eigenen Oberbefehl, indem er sich von seinen Adjutanten nach ihrem Gutdünken irgend etwas Schwieriges in seinem eigenen Namen befehlen ließ und alsdann das Aufgetragene auf das pünktlichste erfüllte. Einmal war er sehr aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienste etwas übersehen hatte, und fing schon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant, der bei dem Wehgeschrei des Soldaten Mitleid empfand, ein Herz und sagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorne beherrschen lassen." Sogleich ließ Suwarow nach und antwortete: „Wenn es der General befohlen hat, so muß man gehorchen." Hebel.

181. Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein. 224.

Ja, wer sie kennte! denkst du. Freilich verstehe ich sie auch nicht ganz, aber etwas davon habe ich doch in Erfahrung gebracht; probier's einmal, ob's hilft. Also: Nimm dir jeden Morgen vor, heute jemand zu erfreuen und, so viel du kannst, glücklich zu machen. Geh dann an deine Arbeit, und tu vor allem deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich dir Gelegenheit bietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was du den andern schenkst oder bereitest, tu es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder Herz.

Das ist die schönste geheime Verbindung der Menschen, wenn jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem andern zubringt, diesem, so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu tun, was dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zugute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt und den Menschen mit sich und der Welt einig macht — durch die Liebe. Auerbach.

182. Der Engel der Geduld.

1. Es zieht ein stiller Engel
durch dieses Erdenland;
zum Trost für Erdenmängel
hat ihn der Herr gesandt.
In seinem Blick ist Frieden
und milde, sanfte Huld.
O folg ihm stets hienieden,
dem Engel der Geduld!

2. Er führt dich immer treulich
durch alles Erdenleid
und redet so erfreulich
von einer schönern Zeit.
Denn willst du ganz verzagen,
hat er doch guten Mut;
er hilft das Kreuz dir tragen
und macht noch alles gut.

3. Er macht zu linder Wehmut
den herbsten Seelenschmerz
und taucht in stille Demut
das ungestüme Herz.
Er macht die finstre Stunde
allmählich wieder hell;
er heilet jede Wunde
gewiß, wenn auch nicht schnell.

4. Er zürnt nicht deinen Tränen,
wenn er dich trösten will;
er tadelt nicht dein Sehnen,
nur macht er's fromm und still.
Und wenn im Sturmestoben
du murrend fragst: Warum?
so deutet er nach oben,
mild lächelnd, aber stumm.

5. Er hat für jede Frage
nicht Antwort gleich bereit;
sein Wahlspruch heißt: „Ertrage!
die Ruh'statt ist nicht weit."
So geht er dir zur Seite
und redet gar nicht viel
und denkt nur in die Weite,
ans schöne, große Ziel.

Spitta.

183. Tobias Witt.

225.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäfsigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen als mancher, der sein Erbteil in Paris und Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichten, die er sich hier und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, dafs ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

1. Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — „Ei!" fing der alte Witt an und schmunzelte, „wär' ich denn wirklich so klug?" — „Die ganze Welt sagt's, Herr Witt, und weil ich es auch gern würde — —" „Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er mufs nur fleifsig acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen." — „Was? Wie es die Narren machen?" — „Ja, Herr Till! und mufs es dann anders machen als die."

„Als zum Exempel?" — „Als zum Exempel, Herr Till, so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen, der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und

einem ins Gesicht sehen, das tat er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. Wie meint Er wohl, Herr Till, dafs die Leute ihn hiefsen?“ — „Wie? Einen tiefsinnigen Kopf?“ — „Ja, warum nicht gar! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an —, wie der Herr Veit mufs man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da recht?“ — „Ei ja wohl! Allerdings!“

„Aber ich weifs nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, dafs die Leute den wieder hiefsen?“ — „Einen lustigen Kopf?“ — „Beinahe! Sie hiefsen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mufst du's denn machen, um klug zu heifsen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten wie der Herr Flink — und dann insgeheim mit dir selbst wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till, so hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimnis.“ — —

2. Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — „Ei, was!“ fing der alte Witt an und schüttelte ihn. „Er mufs das Glück nur suchen, Herr Flau; Er mufs danach aus sein.“ — „Das bin ich ja lange, aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schofs und bleibe zu Hause.“

„Ach, nicht doch, nicht doch, Herr Flau! Gehen mufs Er immer danach, aber sich nur hübsch in acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.“ — „Was? Wie ich's Gesicht trage?“ — „Ja, Herr Flau! wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Strafse voll Balken und Steine und Sparren, und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Ratsherr; der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, dafs die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plump! lag er da, brach das Bein und hinkt noch heutigestags davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?“ — „Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.“

„Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange danach kam noch ein andrer gegangen, das war der Stadtpoet, Herr Schall; der mufste entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! rifs ein Seil, der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mufste ganze Wochen lang aushalten. —

Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau, wie man's Gesicht tragen muſs?"

„Sie meinen, so hübsch in der Mitte." — „Ja freilich, daſs man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen."

3. Noch ein anderes Mal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — „Viel," fing er an, „wird dabei nicht herauskommen, das seh' ich vorher, aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen." — Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — „Und wieviel, meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daſs Er braucht?"

„Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Einhundert Tälerchen etwa!" — — „Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit er sieht, daſs ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichstaler wert ist. Er kann damit reich werden." —

„Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein?" — „Es ist nichts. Es ist ein bloſses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Tore hinaus."

„Ei, das wäre! die hieſs?" — „Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an, ein fünfzig Tälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: „Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was, sagte er wieder, es ist der Rede nicht wert, eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saſs in schönen Umständen, der Mann: aber, wie gesagt, die einzige schlimme Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er muſste zum Tore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?"

„Ich? — Ich bat um hundert Reichstaler, lieber Herr Witt." — „Ja recht! Mein Gedächtnis verläſst mich. — Aber ich hatte da noch einen anderen Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer andern Redensart das ganze groſse Haus auf mit Hintergebäude und Warenlager. — Was dünkt Ihm dazu?"

„Ei, ums Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieſs?" — „Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie beim Handel verdient? Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte, — ganzer hundert Reichstaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! ganzer fünfzig Reichstaler! — Er hatte klein angefangen, der Mann, aber, wie gesagt, das groſse Haus baute er auf mit

einem ins Gesicht sehen, das tat er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. Wie meint Er wohl, Herr Till, dafs die Leute ihn hiefsen?" — „Wie? Einen tiefsinnigen Kopf?" — „Ja, warum nicht gar! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an —, wie der Herr Veit mufs man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da recht?" — „Ei ja wohl! Allerdings!"

„Aber ich weifs nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, dafs die Leute den wieder hiefsen?" — „Einen lustigen Kopf?" — „Beinahe! Sie hiefsen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mufst du's denn machen, um klug zu heifsen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten wie der Herr Flink — und dann insgeheim mit dir selbst wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till, so hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimnis." — —

2. Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — „Ei, was!" fing der alte Witt an und schüttelte ihn. „Er mufs das Glück nur suchen, Herr Flau; Er mufs danach aus sein." — „Das bin ich ja lange, aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schofs und bleibe zu Hause."

„Ach, nicht doch, nicht doch, Herr Flau! Gehen mufs Er immer danach, aber sich nur hübsch in acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt." — „Was? Wie ich's Gesicht trage?" — „Ja, Herr Flau! wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Strafse voll Balken und Steine und Sparren, und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Ratsherr; der rannte mit von sich geworfenen Armen ins Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, dafs die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plump! lag er da, brach das Bein und hinkt noch heutigestags davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?" — „Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen."

„Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange danach kam noch ein andrer gegangen, das war der Stadtpoet, Herr Schall; der mufste entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! rifs ein Seil, der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mufste ganze Wochen lang aushalten. —

Hintergebäude und Warenlager, — Nun, Herr Wills! Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?“

„Ei, das versteht sich, die letzte!“ — „Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm; denn er sagte auch: Viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab, und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitteninne wohnte, ich habe mir beide gemerkt, und da sprech' ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm.“

„Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Warenlager gefällt mir.“ — Er wollte also?“

„Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichstaler!“ — „Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muſs man sprechen wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Not hilft, so muſs man sprechen wie der Herr Grell.“ Engel.

184. Angereihte Perlen.

1. Wenn dir es übel geht, nimm es für gut nur immer;
wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih's ihm und versteh,
es ist ihm selbst nicht wohl, sonst tät' er dir nicht weh.
2. Das Unkraut ausgerauft, wächst eben immer wieder,
und immer kämpfen mußt du neu das Böse nieder.
3. O blicke, wenn der Sinn dir will die Welt verwirren,
zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.
4. Der Prüfstein trügt dir nie: Gut ist, was wohl dir tut,
und das ist schlimm, o Herz, wobei dir schlimm zu Mut.

Rückert.

Gott, unser Vater.

185. Über das Gebet.

213.

Das Vaterunser ist ein für allemal das beste Gebet; denn du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeint hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer noch immer armseliger als der andere. Das schadet aber nicht, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste tun, und der weiß, wie es sein soll. Weil du's verlangst, will ich dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem Vaterunser mache. Ich denke aber, 's ist so nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines Bessern belehren lassen.

Sieh, wenn ich's beten will, so denk' ich an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell'

ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor, und alle Menschen in Europa, Asien, Afrika und Amerika sind dann in Gedanken meine Brüder und Schwestern, und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhle und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke ist voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen rauchen — und dann fang' ich an:

„Vater unser, der du bist im Himmel!
Geheiliget werde dein Name!"

Das versteh' ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondere Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut sein und wünsche nur, daß das Andenken an Gott und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig sein möge.

„Zu uns komme dein Reich!"

Hierbei denk' ich an mich selbst, wie's in mir hin und her treibt und bald dies, bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und dann denk' ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott all' Fehd' ein Ende machen und mich selbst regieren wollte.

„Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden!"

Hierbei stell' ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen tun, und keine Qual rühret sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten und frohlocken Tag und Nacht; und dann denk' ich: „Wenn es doch also auch auf Erden wäre!"

„Unser täglich Brot gib uns heute!"

Jeder weiß, was täglich Brot heißt, und daß man essen muß, solange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denk' ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen und so flugs und fröhlich bei der Schüssel sind. Und dann bet' ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

„Und vergib uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern!"

Es tut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kommt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio vor die Augen, und mir entfällt das Herz, und ich nehm's mir vor, daß ich meinem Mitknechte vergeben und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

„Und führe uns nicht in Versuchung!"

Hier denk' ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

„Sondern erlöse uns vom Übel!"

Mir sind hier die Versuchungen noch im Sinn, und daß der Mensch so leicht verführt werden und von der ebnen Bahn abkommen kann. Zugleich denk' ich aber auch an alle Mühe des Lebens und

das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist und die armen Menschen martert und quält, und ist niemand, der helfen kann. Und du wirst finden, wenn die Tränen nicht vorher gekommen sind, hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraussehnen und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hilfe wäre. Dann muß man sich aber wieder Mut machen, die Hand auf den Mund legen und wie im Triumphe fortfahren:

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Macht
und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.“ Claudius.

186. Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
wie in der Jugend Rosenhage sei du mit mir!
Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!
Dein Segen ist wie Tau den Reben. Nichts kann ich selbst;
doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir!
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir! Geibel.

187. Ein' feste Burg ist unser Gott.

Das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ ist eine Bearbeitung des 46. Psalms. Die Familienähnlichkeit ist zu auffällig. Wann es entstanden, ob 1529 oder 1530 — das wissen wir nicht, wenigstens nicht mit Sicherheit. Aber es ist das weiter kein großes Unglück. Genug, daß das Lied überhaupt entstanden ist, und daß wir's haben. Es ist das lutherischste unter allen Liedern Luthers. Der ganze Mann, wie er leibt und lebt, tritt uns in diesem Liede entgegen. Es war sein Lieblingslied, „und schnell,“ sagt jemand, „als wären die Engel Gottes selber Boten gelaufen, flog's durch Deutschland.“ 1532 schon wurde es zu Schweinfurt in Franken von den Kindern des Nachts auf der Gasse gesungen, nicht lange danach auf dem Marktplatz zu Bernburg am hellen, lichten Tage, und zwar von dem Fürsten Wolfgang von Anhalt. Das ging aber so zu. Der Fürst, ein guter Lutheraner, ward im Jahre 1537 von dem katholischen deutschen Kaiser Karl V. in die Acht erklärt und seines Landes beraubt. Als der Achtbrief in Bernburg anlangte, setzte er sich zu Pferde, ritt durch die bestürzte Stadt und sang zum Abschied auf dem Marktplatz mit heller

Stimme: „Ein' feste Burg ist unser Gott," namentlich aber die letzten Worte der 4. Strophe:

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
laß fahren dahin,
sie haben's kein' Gewinn,
das Reich muß uns doch bleiben.

Karl V. ist überhaupt in die Geschichte unseres Liedes auf eine merkwürdige Weise verwickelt. 1547 flohen vor ihm drei Glaubenszeugen, unter ihnen der bekannte Melanchthon, aus Wittenberg. Als die drei Männer auf ihrer Flucht in Weimar einzogen, hörten sie ein Mägdlein singen: „Ein' feste Burg ist unser Gott," und wurden dadurch sehr getröstet. Melanchthon aber sprach: „Singe, liebes Töchterlein, singe; du weißt nicht, was du für große Leute jetzo tröstest." 1547 vertrieb derselbe Kaiser die evangelischen Prediger in Augsburg. Bevor sie die Stadt verließen, kamen sie noch zu dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der damals dort vom Kaiser gefangen gehalten wurde. Sie sagten zum Kurfürsten: „Kaiserliche Majestät hat uns das römische Reich verboten." Darauf fing derselbe an zu weinen, daß ihm die Tränen über die Backen zur Erde flossen, stand auf, ging ans Fenster, wandte sich aber bald wieder zu ihnen und sagte: „Hat euch denn der Kaiser das ganze römische Reich verboten?" — „Ja!" — Darauf fragte er weiter: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?" — „Nein!" „Ei!" fuhr er fort, „so hat es noch keine Not, das Reich und der Himmel muß uns doch bleiben; so wird Gott auch ein Land finden, daß ihr sein Wort könnt predigen." Gerade so dachten auch einige Jahre später die sogenannten Hugenotten, d. h. die evangelischen Christen in Frankreich. Zwischen den Jahren 1560 und 1572 wurden diese Leute zu Tausenden von den Katholiken ermordet oder vertrieben, aber mit dem Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott" gingen sie freudig in den Tod und in die Verbannung. Dasselbe geschah im Jahre 1731, aber nicht wieder in Frankreich, sondern nun in Deutschland. Da wurden die Evangelischen in Salzburg von Haus und Hof vertrieben, aus der Heimat und dem Vaterlande. Sie wandten sich nordwärts, größtenteils nach Preußen. Und was sangen sie auf ihren Wanderungen durch Städte und Dörfer? „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Nicht minder ist es aber auch für viele andere eine starke Wehr und Waffe geworden. Das sehen wir an dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Am 17. September 1631 stand er bei Leipzig mit seinem Heere dem katholischen Feldherrn Tilly gegenüber. Es kam zu einer blutigen Schlacht. Aber ehe sie begann, ließ der König sein ganzes Heer das Lied anstimmen: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Als der Sieg gewonnen war, warf er sich mitten unter den Toten und Verwundeten auf seine Kniee, dankte Gott und rief: „Das Feld muß er behalten." Das sehen wir ferner an den Vierhundert von Pforzheim. Um ihren geliebten Landesherrn vor Tod oder Gefangenschaft zu retten, stellten sie sich an der Brücke eines reißenden Baches, dem einzigen Übergangspunkte, auf. Während die Kaiserlichen unter Trommelwirbel und Trom-

petenklang heranrücken, kniet die Schar nieder. Über den Leichen ihrer Brüder und über den Leichen ihrer Feinde steigt ihr Gesang zum Himmel empor: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Der Kampf beginnt. An der Spitze der Pforzheimer steht ihr Bürgermeister Deimling. Ein Musketenschuß zerschmettert ihm das rechte Bein, er stützt sich auf das linke und schwingt die Fahne hoch empor. Eine Traubenkugel zerreißt ihm den rechten Arm, er nimmt die Fahne in die linke Hand. Noch einmal hebt er sich empor und sinkt, von einer Kugel durchbohrt, zu Boden. Ein Jüngling ergreift die Fahne. Furchtbar wütet der Tod. Immer mehr schmilzt die Heldenschar zusammen; aber ihre Fahne hält sie allezeit hoch. Siehe, noch einmal flattert sie, noch einmal blitzt ihre goldene Inschrift: „Ein' feste Burg ist unser Gott," über das Feld des Todes. Da saust ein Schwert durch die Luft, die Fahne sinkt: der letzte der Vierhundert ist gefallen.

188. Nun danket alle Gott!

Der Sänger dieses Liedes, welches so oft, bei Erntefesten wie am Jahresschlusse und an Friedensfesten gesungen worden ist und noch gesungen wird, ist Martin Rinkart, Archidiakonus zu Eilenburg in der Provinz Sachsen. Er hat mit seiner Gemeinde die ganzen, schweren Drangsale des Dreißigjährigen Krieges durchlebt. Die furchtbare Pest, welche zu jener Zeit die deutschen Lande durchzog, wütete auch in Eilenburg. Es starben täglich 40—50 Personen, im ganzen Pestjahre 8000. Dreimal täglich half Rinkart die Pestleichen beerdigen, wobei jedesmal 10—12 Leichen in eine Grube gelegt wurden. Auf solche Weise hat er 4480 Personen beerdigt. Er blieb aber dabei so gesund, daß ihm nicht ein Finger weh tat. Auf die Pest folgte eine ebenso furchtbare Hungersnot, bei welcher viele den Hungertot starben. Man sah dazumal öfter 20—30 Personen einem Hunde oder einer Katze nachlaufen, um sie einzufangen, und hinwiederum 40 Personen sich um eine tote Krähe zanken. Das Aas vom Schindanger wurde sogar nicht verschmäht. In dieser Not gab Rinkart das letzte hin und litt, um andern zu helfen, lieber selber Mangel; vor seiner Tür sammelten sich bisweilen 400—500 Menschen. Später brandschatzte ein schwedischer Oberst Dörffling die Stadt und forderte 30000 Taler; da gelang es nur durch die inständigen Bitten und Vorstellungen Rinkarts, daß er sich mit 2000 Gulden begnügte.

Als nun alle diese Leiden vorüber waren und 1644 die Hoffnung auf das Ende des Krieges immer sicherer wurde, da hat Rinkart genanntes Lob- und Danklied gedichtet; dabei hat er Sir. 50, 24—26 vor Augen gehabt, wo es heißt: Nun danket alle Gott, der große Dinge tut an allen Enden rc. Das Friedensfest nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges hat er den 10. Dezember 1648 mitgefeiert; ein Jahr später starb er.

189. Die Wege der Fürsehung.

10.

Ich dachte, erzählte einst Hans Sachs, abends vor dem Einschlafen über die Wege der Fürsehung nach und sahe darauf in der Nacht folgenden Traum: Ich hatte mich in einem dunklen Walde verirrt und fand keinen Ausweg. Ich rief um Hilfe. Da bot sich mir ein Begleiter dar, der sich für einen Engel Gottes ausgab, gesandt, mir die Wege der Fürsehung zu zeigen. Er brachte mich aus dem Walde in ein Wirtshaus, wo der Wirt uns sehr gut aufnahm. Er sagte, er habe heute einen frohen Tag, sein Feind habe sich mit ihm versöhnt und ihm zum Unterpfande der Versöhnung einen silbernen, inwendig vergoldeten Becher geschenkt. Wir gingen fort, und mein Engel stahl ihm den Becher. Ich zürnte, aber er sprach: „Schweig, und ehre die Wege der Fürsehung!"

Ich schwieg, und wir kamen an ein Haus, dessen grundböser Wirt uns alles zuleide tat. Wir machten uns bald fort, und beim Abschiede schenkte der Engel dem schändlichen Manne den herrlichen Becher. Ich tadelte, ich zürnte. Aber er sprach: „Schweig, und ehre die Wege der Fürsehung!" — Wir kamen zu einem Wirte, in dessen Hause Armut und Not herrschte. Er war ein guter Mann, aber durch Unfälle um das Seinige gekommen. In acht Tagen sollte ihm das Haus genommen werden. Beim Weggehen brannte ihm der Engel das Haus über dem Kopfe an. Ich zürnte. Aber der Engel sprach zum dritten Male: „Schweig, und ehre die Wege der Fürsehung!" — Endlich kamen wir zu einem Wirte, der seine Freude an seinem einzigen Sohne, einem aufblühenden Knaben, hatte. Der Engel sagte, er wisse den Weg nicht. Der Wirt gab ihm den Sohn als Wegweiser mit, und der Engel — ersäufte ihn im vorbeifließenden Strome. „Nein," schrie ich, „keinen Schritt mehr mit dir! Ein Teufel magst du sein, aber kein Engel!"

Da umstrahlte ihn himmlische Glorie, und er rief: „Toren nur tadeln den Ewigen! Der Becher war vergiftet, darum ward er dem Guten genommen zu seinem Heile, dem Bösen gegeben zu seinem Verderben. Unter der Asche seines Hauses findet der Verunglückte einen Schatz, und der Brand verhilft ihm zu Wohlstand und Segen. Vater und Mutter würde der verzogene Knabe bei längerem Leben gemordet haben. Er mußte sterben zum Heile der Eltern und der Menschheit." Schweigend, Sterbliche, und anbetend ehret die Wege der Fürsehung!

Hans Sachs.

190. Trost im Unglücke.

Ein armer Mann reiste barfuß nach einer fremden Stadt, weil er nicht so viel hatte, daß er seine Füße bekleiden konnte. Der heiße Sand, über den er ging, brannte sie wund. Er klagte über die Strenge seines Schicksals und nannte die Vorsehung ungerecht, weil sie ihm nicht einmal so viel geschenkt habe, als sie den Tieren des Feldes gebe.

Als er endlich eine große Stadt erreichte, sah er an einer Kirchtüre einen armen Mann sitzen, dem beide Füße abgenommen waren.

Dieser Anblick machte ihn klug. „Meine Klage über die Vorsehung war verwegen,“ sprach er bei sich selbst. „Womit habe ich es verdient, daß ich glücklicher bin als dieser Elende, der wie ein Wurm der Erde von einem Orte zum andern kriechen muß?“ Er ging in die Kirche, kniete nieder, bereute seine Ungeduld und setzte seine Reise zufrieden fort. Der Weg machte in wenigen Tagen seine Füße hart, und er kam an sein Ziel, ohne zu wissen, daß er mit nackten Füßen über den heißen Sand gewandert sei. Liebeskind.

191. Das vierblättrige Kleeblatt.

Im Jahre 1833 wollte ein junger Mensch nach Amerika auswandern. Er hatte einem Schiffskapitän, der im Hafen lag, das Fahrgeld bereits bezahlt und wartete sehnlich auf die Stunde der Abfahrt. Endlich läßt ihm der Kapitän sagen: „Der Wind ist günstig, und heute abend um 5 Uhr geht's in die hohe See!“ Als es 4 Uhr geschlagen hat, geht unser Auswanderer bereits auf den Hafen zu; denn er denkt: „Besser, eine Stunde zu früh als eine Viertelstunde zu spät, der Kapitän versteht keinen Spaß.“ Wie er gerade durch die Allee geht, die zum Hafen führt, und schon das Schiff vor Augen hat, auf dem die Segel gerichtet sind und die Wimpel lustig im Winde flattern, sieht er neben seinem Wege in der Anlage ein vierblättriges Kleeblatt stehen. „Sieh da!“ spricht er, „das bedeutet Glück, das muß ich mir mitnehmen,“ macht einen Schritt aus dem Wege, bückt sich und bricht das vierblättrige Kleeblatt ab.

Als er wieder auf den Weg zurückgekehrt ist, kommt mit großen Schritten der Soldat auf ihn zu, der nebenan vor dem Schilderhäuschen, Gewehr in Arm, auf und ab geschlendert war, und sagt: „Guter Freund, Ihr müßt mit auf die Wache!“ — „Auf die Wache? Warum denn?“ — „Nun,“ sagt der Soldat, „Ihr könnt doch Geschriebenes lesen; schaut nur hin, was dort auf der Tafel steht: — Fünf Taler Strafe, wer in der Anlage etwas abreißt!“ — „Was geht mich die Tafel an, ich muß auf das Schiff!“ — „Was geht mich das Schiff an,“ erwidert der Soldat, „Ihr müßt mit auf die Wache. In einer Stunde kommt die Ablösung; dann führt man Euch nach dem Stadthaus, und dort bezahlt Ihr Eure fünf Taler!“ — „Lieber Freund, in einer halben Stunde geht das Schiff ab, auf dem ich bezahlt habe; haltet mich nicht auf, ich muß fort!“ — „Geht mich nichts an,“ sagt der Soldat und faßt ihn am Kragen. „Nehmt Vernunft an, lieber Freund, das kann unmöglich die Meinung des Gesetzes sein, daß man wegen eines vierblättrigen Kleeblatts ein Schiff nach Amerika versäumen und sein Fahrgeld verlieren soll!“ — „Geht mich nichts an!“ sagt der Soldat, „hier heißt's: Ordre pariert!“

Der junge Auswanderer gab gute und böse Worte, versprach und drohte, schimpfte und weinte. — „Geht mich nichts an!“ antwortete der unerbittliche Soldat, und fort mußte er auf die Wache.

Ehe er dort die Ablösung erwartet und in dem Stadthause seine fünf Taler bezahlt hatte und schweißtriefend wieder zurück an den Hafen kam, war das Schiff auf und davon, und er fing an, sein Mißgeschick, den Soldaten, das Kleeblatt, den Magistrat und die ganze Stadt zu verwünschen. Da nicht sogleich ein anderes Schiff abging, mußte er noch einige Zeit sich in der Stadt aufhalten. Da fällt ihm eines Tages im Gasthaus die Zeitung mit den Schiffsberichten aus Cuxhafen in die Hände. Sie berichtet von einem großen Sturme; viele Fahrzeuge waren im Angesicht der Küste gestrandet; er liest die Namen der Schiffe und erschrickt — da steht der Name des Schiffes, mit dem er hatte abfahren wollen, und nebenbei: „Mit der Mannschaft gesunken." Da legt er schweigend das Blatt weg, faltet die Hände und spricht beschämt ein Dankgebet zu seinem Gott.

Caspari.

192. Sehet die Lilien auf dem Felde! 20.

1. Du schöne Lilie auf dem Feld,
wer hat in solcher Pracht
dich vor die Augen mir gestellt,
wer dich so schön gemacht?

2. Wie trägst du so ein weißes Kleid,
mit goldnem Staub besät,
daß Salomonis Herrlichkeit
vor deiner nicht besteht!

3. Gott hob dich aus der Erde Grund,
hat liebend auf dich acht,
er sendet dir in stiller Stund'
ein Englein bei der Nacht.

4. Das wäscht dein Kleid mit Tau so rein
und trocknet's in dem Wind,
und bleicht es in dem Sonnenschein
und schmückt sein Blumenkind.

5. Du schöne Lilie auf dem Feld,
in aller deiner Pracht
bist du zum Vorbild mir gestellt,
zum Lehrer mir gemacht.

6. Du schöne Lilie auf dem Feld,
du kennst den rechten Brauch.
Du denkst: „Der hohe Herr der Welt
versorgt sein Blümchen auch."

Spitta.

193. Der Bergsturz bei Schandau. 214

Es war am 25. Januar 1862, als 24 Männer in einem großen, nahe bei dem sächsischen Städtchen Schandau an der Elbe gelegenen Sandsteinbruche fleißig arbeiteten. Bereits seit Tagesgrauen erschollen ihre Eisen im muntern Klingklang auf das harte Gestein. Da gab ein weittönendes Signalhorn das Zeichen zum Frühstück, und das lang nachhallende Echo hatte den letzten halben Takt noch nicht ausgeklungen, als auch schon alle am gewohnten Versammlungsorte eingetroffen waren. Es war dies die mannshohe und 8 Schritt ins Geviert messende „Hohlung" einer 85 Meter langen und 23 Meter hohen Sandsteinwand. 5 Jahre lang hatte man schon unter ihr hinweg gearbeitet, und bereits war man 15 Meter tief eingedrungen, ohne daß auch nur das leiseste Anzeichen ihren baldigen Fall angedeutet hätte. Die 24 Steinbrecher fühlten sich darum auch am Morgen jenes Wintertages in der Hohlung ganz sicher. Lustig knisterte inmitten derselben ein Feuerchen, und ein 14jähriger Knabe bereitete daran den Kaffee. Alle saßen im Kreise

umher, um durch warmen Trank und fette Kost von Brot und Speck die Kälte aus den steifgefrorenen Gliedern zu treiben. Der alte Linke, ein Greis von 68 Jahren und eisenfester Gesundheit, welcher der ganzen Gegend als fromm und bibelfest bekannt war, erzählte von den Erdstößen, die man kurz vorher in Sachsen verspürt hatte, vom Ausbruche des Vesuvs und vom Erdbeben in Lissabon. Man lauscht und hat die Zeit vergessen. Da jagt ein dumpfschwerer, markerschütternder Knall alle empor. Gleich darauf dröhnt ein zweiter, und mächtiges Geprassel folgt. „Ein Erdbeben!“ schreien einige Stimmen. „Ja, helf' uns Gott!“ ruft der alte Linke, „aber von oben.“ Und im selben Augenblicke zittert der Fels um sie her in den Grundfesten. Sie fühlen den Druck der sinkenden Decke. Grabfinster wird's im Nu — und um sie kracht es und donnert und zittert. Dann ist's totenstill. Sie sind alle lebendig begraben. Alle schweigen. Dann beginnen sie mit leiser Stimme zu rufen: „Petters! Heckel! Kühn! Linke! Löser!“ — „Hier! Hier!“ tönt's bei jedem Namensruf aus der dumpfen Finsternis — vierundzwanzigmal.

Alle sind da, alle leben. Jetzt erst löst sich der Schreck in Worte und Tränen. Die steinernen Männer weinen. Aber es ist nichts als Schluchzen in dem gemeinsamen Grabe. Des alten Linke Stimme, die alle kennen, wird zuerst laut: „Kinder, vertrauet Gott! Man wird uns nicht im Stiche lassen. Lasset uns sehen, wie das Gestein liegt, und ob wir uns nicht selbst durcharbeiten können. — Ist kein Kien da, um Lichtspäne zu machen? Die Bank ist kienig.“ Späne werden geschlissen, und eine Minute darauf erhellt die rote, aufflackernde Flamme die furchtbare, niedrige Höhle und die bleichen, angstfahlen Gesichter. Man leuchtet umher — doch da ist alles festgeschlossen, wie vermauert. Eine Platte, von der sie wissen, daß sie mindestens 13 Meter dick und von festem Stein ist, deckt sie von oben, und das ist ihr Glück. Geschlossen ist die Höhle felsentief gegen Leben und Tod von außen. Aber da steht nur ein Krug mit Wasser, da sind höchstens noch 10 Pfund Brot, da sind noch einige Schnitte Wurst und Speck; der Tod braucht nicht erst von außen zu kommen, er ist sicher genug mit ihnen eingeschlossen. Und es ist so todesstill da unten, auch nicht der leiseste Laut dringt von außen her. Sie müssen recht, recht tief begraben sein. — — —

Draußen war der Donner des Sturzes weit und breit gehört worden. Im Nu durchlief die Schreckenspost die ganze Gegend. Schnellsten Laufes eilten die Arbeitsgenossen der Verunglückten herbei. Schon am Mittage umstanden 100 geübte Steinbrecher und eine Anzahl Bergleute den Felstrümmerberg. Auf drei Wegen versuchte man vorzudringen. Da brach die Nacht herein. Unheimlich glühte im Lichte der Fackeln und Kienkörbe die Felsenwand und die gewaltige Grabpyramide in die Gegend hinaus. Der Regen goß in Strömen herab. Aber trotz Kälte und Nässe wich keiner der wackern Arbeiter vom Platze. Endlich graute der Tag. Der Ton der Frühglocken klang aus dem Elbtale herauf. Doch heute rief er nicht zur Sabbathfeier, sondern zu heißer Arbeit. Fünf der allerwackersten und todesmutigsten Steinbrecher arbeiteten in einem dunkeln und engen Schachte in die Tiefe hinab. Mochte auch das Gestein um sie

knirschen und sie jeden Augenblick zu begraben drohen, es kümmerte sie nicht. 20 Stunden lang haben sie schon mit aller Anspannung der Kräfte gearbeitet, und der Mut will ihnen sinken. Die Schläge werden matter. Doch, was ist das? Aus den Spalten des Geklüftes quillt es bläulich empor. Es ist Rauch aus dem Innern der Schuttmassen. Nicht alle sind tot — sie haben Feuer — sie leben! Diese Gewißheit haucht alle Müdigkeit hinweg und kühlt die brennenden Hände. —

Drunten in der Gruft ist es grabesstill. Es ist Sonntagsmorgen. Die Uhr zeigt Kirchgangszeit. Der alte Linke ruft: „Kinder, jetzt beten sie in der Kirche für uns. Laßt uns mit beten!" Und die zitternden, heiseren Stimmen singen: „Befiehl du deine Wege" und: „Auf dich, mein lieber Gott, ich traue." Dumpf klingt der Gesang in der niedrigen Gruft; aber er dringt durch Felsen und turmhohes Gestein hinauf zu dem großen Gott der Liebe, der die Berge aufbaut und versinken macht.

Und kaum ist der Gesang verhallt, als Petters, der mit dem Rücken am Felsen lehnt, aufspringt und ruft: „Kinder, still! still! hört! Es tönt aus dem Berge heraus. Da ist Hoffnung! Gott sei gelobt!" Und wieder sangen sie und hatten schon klingendere Stimmen. —

Von Stunde zu Stunde wird das Nagen lauter. Bald klingt es dumpf, wenn die Arbeit am Gerölle wühlt, bald hell, wenn sie feste Blöcke durchbricht. Mit dem Ohre am Boden, an den Wänden, an der Decke der Höhle lauschen die Lebendigbegrabenen — und nicht vergebens; denn immer deutlicher werden die Töne. Endlich vernimmt man sie in genau zu bestimmender Richtung. Da ruft der alte Linke: „Freunde, jetzt drauf und dran! Kaum 20 Ellen können sie noch von uns sein. Nehmt die letzten Kräfte zusammen! Wir wollen ihnen entgegen!" Und der Knabe schleißt Späne und hält sie in Brand, und unter der Felsplatte hin wühlen sie emsig den Schutt weg. Von außen und innen dröhnt nun Stoß um Stoß, Schlag um Schlag. Jetzt ruhen die wackeren Retter, denen das Blut unter den Nägeln hervorquillt, einen Augenblick aus, und einer ruft in die Tiefe hinab: „Lebt ihr?" Und es antwortet: „Alle vierundzwanzig." Da schreien die Helfer vor Jubel auf, und der Freudenruf hallt aus dem Schachte hinaus und kündet der aus der Nähe und Ferne herbeigeeilten harrenden Menge ein Wunder, ein hohes Wunder Gottes. Eine Felsenlast von 200 000 Zentnern stürzt über 24 Männer herab, begräbt sie 50 Stunden lang, und — — keinem wird ein Haar auf dem Scheitel gekrümmt.

Und drunten schallt wieder Stoß auf Stoß, jedoch nur noch auf kurze Zeit. Plötzlich rollt nämlich Schutt und Sand abwärts, eine Öffnung zeigt sich, und siehe, zwei Menschenhände, die sich in Liebe durch Felsen zueinander gearbeitet haben, fassen sich und drücken sich und wollen nicht wieder von einander lassen. Seile werden herbeigeschafft und in die Tiefe hinabgelassen. Und einige Minuten darauf kniet der erste Gerettete zusammengebrochen unter Gottes Himmel, den er nie wieder zu sehen gehofft hatte. Ihm folgte der alte Linke und so alle übrigen dem Alten nach.

Die Menschenmenge, welche die Halden, das Tal und die Nachbarhöhen bedeckte, schaute stumm zu, und nur dann und wann hörte man einen hellen Aufschrei: „Der Vater! der Bruder! mein Sohn!“ Als aber der letzte der vierundzwanzig gesund und wohl emporgezogen ist, da bricht das Volk in nicht enden wollenden Jubel aus, und Tränen der Freude und des Dankes erglänzen in jedem Auge. Die Geretteten aber sitzen weinend und mit gefalteten Händen im Kreise, und weinend hängen an ihnen die Ihrigen. Da hebt mit einem Male eine Stimme an zu singen: „Nun danket alle Gott!“ und Stimmen auf Stimmen gesellen sich hinzu. Immer voller und voller wird der Gesang, und im Tale und auf den Höhen, am Ufer und auf den Halden, auf den Barken und jenseits des Stromes singen die Menschen alle aus tiefstem Herzensgrunde: „Nun danket alle Gott!“ Nach der „Gartenlaube.“

194. Die Geschichte vom kleinen Schiffsjungen. I.

Das Schiff Kornelia befand sich auf einer Reise im Weltmeere und war bereits weit von der amerikanischen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und das Schiff in eine solche Gefahr brachte, daß die Mannschaft sich schon für verloren ansah. Gerade als das Unwetter am wütendsten tobte und das Schiff wie einen Spielball haushoch hinauf und hinab schleuderte, kam oben das Takelwerk am Hauptmaste in Unordnung. Der Schaden mußte zurechtgebracht werden. Aber in dem Tumulte des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich, es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Der Steuermann befahl kurzweg einem Schiffsjungen, er solle hinauf. Das war ein junger, zarter Bursche, kaum dreizehn Jahr alt, das einzige Kind einer armen Witwe, welche ihr Liebstes hatte in die Welt gehen lassen müssen, weil sie selber kaum satt zu essen hatte.

Als der Junge den Befehl vom Steuermanne empfangen hatte, hob er seine Mütze auf, blickte nach der Spitze des Mastes hinauf und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die, wie mit Ruten gepeitscht, übers Verdeck schlugen und nach ihm die nassen Arme ausstreckten, und dann sah er den Steuermann an. Er schwieg einen Augenblick, darauf sagte er: „Ich komme gleich!“ Und er sprang übers Verdeck fort in die Kajüte. Eine Minute verfloß, dann kehrte er zurück; und nun ging's die Strickleiter hinauf, flink und entschlossen.

Der Mann, welcher die Geschichte erzählt hat, stand unten am Maste, und seine Blicke folgten dem Kinde, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: „Warum schickst du den hinauf? Er kommt nicht lebendig herunter!“ Der Steuermann antwortete: „Männer fallen, Jungen stehen. Der klettert wie 'ne Eichkatze!“

Der andere sah wieder hinauf; noch stand der Junge. Jetzt hing er am Mastkorbe, jetzt stieg er weiter. Der Sturm raste und drohte, den Mast zu zerknicken wie ein dürres Rohr; der Junge hielt sich. In einer Viertelstunde war er wieder unten, wohlbehalten und frisch

und lachte fröhlich. „Gott sei gedankt!“ rief jener. Vor Angst hatte das Herz ihm stille gestanden.

Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen sei. „Ja,“ sagte der Junge. „Ich merkte es wohl,“ sagte der andere, „du hast es dir auch erst in der Kajüte bedacht.“ — „Bedacht nicht,“ sprach der Knabe; „ich wollte erst beten. Ich dachte: ‚Herunter komme ich nicht wieder lebendig‘. Da habe ich beten müssen. Hernach war mir nicht bange.“ — Der Mann fragte ihn, wo er das Beten gelernt habe. „Als ich noch zu Hause war,“ sagte der Junge. „Die Mutter hat es mich gelehrt. Als ich fortging, sagte sie, ich solle es immer tun, damit Gott mich vor Gefahren bewahre; und so kann ich es nun nicht lassen.“

Die Mutter hat's ihn gelehrt! Du lieber Schiffsjunge, erzähle es doch allen Müttern in Deutschland! Auch ihre Kinder müssen ja hinaus in Wetter und Sturm. Wohl ihnen, wenn sie dann beten können.

Fliegende Blätter.

195. Glück und Unglück. 228.

1. Jeder ist seines Glückes Schmied. 2. Das Glück hilft dem Kühnen. 3. Das Glück kommt über Nacht. 4. Wer's Glück hat, dem fliegen die Tauben gebraten ins Maul. 5. Wenn das Glück anpocht, soll man ihm auftun. 6. Wo Glück aufgeht, geht Demut unter. 7. Glück und Unglück wandern auf einem Steig. 8. Glück gibt vielen zu viel, aber niemandem genug. 9. Glück und Glas, wie bald bricht das! 10. Kein Glück ohne Neid, kein Sieg ohne Streit. 11. Glück macht Freunde, Unglück prüft sie. 12. Wem's Glück wohl will, der führt die Braut heim. 13. Glücklich ist, wer vergißt, was einmal nicht zu ändern ist. 14. Wer sich über eines andern Glück freut, dem blüht sein eigenes. 15. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. 16. Kein Unglück so groß, es hat ein Glück im Schoß. 16. Das Wetter schlägt gern in die hohen Türme. 17. Des einen Glück ist des andern Unglück. 18. Die Suppe wird nicht so heiß gegessen, als sie gekocht wird. 19. Die Welt vergeht mit ihrer Lust; drum fasse den Himmel in die Brust.

Leben und Tod.

196. Hoffnung. 240.

1. Es reden und träumen die Menschen viel
von bessern künftigen Tagen.
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung;
doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

2. Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
sie umflattert den fröhlichen Knaben;
den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
sie wird mit dem Greis nicht begraben;
denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

3. Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
erzeugt im Gehirne des Toren.
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

197. Das Bild des Lebens. 222.

Im Osten erhob sich der Mond und schwamm wie ein leichter Nachen in dem Wiederscheine des Abendrotes. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er!" sagte Alwin; „so sieht er nicht immer aus!" — „Er ist in seiner Kindheit," erwiderte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden."

„Ich verstehe nicht, was du meinst!" sagte Theodor. „O ja," fiel Alwin ein, „ich weiß, was du sagen willst. Der Mensch nimmt auch zu und ab, er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen." — „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?" sagte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten." — „Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen," fuhr der Vater fort; „kein Leben ist noch ganz glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen, jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zugrunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich."

Jacobs.

198. Und dann?

Zu einem alten frommen Manne kam einst eilenden Schrittes ein munterer Jüngling und rief: „Freue dich mit mir, mein Vater! Endlich, endlich hat mein Oheim seine Einwilligung gegeben, ich darf nun auf die hohe Schule und ein Rechtsgelehrter werden. Nun ist mein Glück gemacht!"

„Gut, mein Sohn,“ erwiderte der Alte, „nun wirst du also fleißig anfangen zu lernen — doch was dann?“ — „Nach drei Jahren werd' ich meine Prüfung bestehen und sicherlich, mit Ehren gekrönt, die Schule verlassen und meinen Beruf antreten!“

„Und dann?“ — „Dann werd' ich an Fleiß und Gewissenhaftigkeit es nicht fehlen lassen; man wird von mir reden weit und breit, und alle Leute, vornehm und gering, werden mich aufsuchen und ihr Vertrauen mir schenken!“

„Und dann?“ — „Dann werd' ich mir etwas ersparen und ein wohlhabender Mann werden, werd' ein rechtschaffnes Weib nehmen und mir einen eigenen Hausstand gründen!“

„Und dann?“ — „Dann werd' ich meine Kinder heranziehen, daß aus ihnen auch etwas werden kann, aus jedem das, wozu es gerade die Gaben hat; und sie werden wohl geraten und in ihres Vaters Fußtapfen treten!“

„Und dann?“ — „Dann werd' ich mich zur Ruhe setzen, an meiner Kinder Glück mich freuen, ihre Liebe genießen und ein glückseliges Alter haben!“

„Und dann?“ — „Dann — nun — immer kann man nicht auf dieser Erde bleiben, und wenn man's könnte, es wäre nicht einmal gut. — Dann freilich, dann — muß ich sterben!“

„Und dann?“ rief der Alte wieder, faßte ihn an beiden Händen und sah ihm in die Augen. „Mein Sohn! Und dann?“ Da verfärbte sich der muntere Jüngling und fing an zu zittern, und die Tränen stürzten ihm aus den Augen. — „Hab Dank, mein Vater,“ sprach er endlich, „ich hatte die Hauptsache vergessen, daß dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben — und dann — das Gericht. Aber von heut' an soll's nicht mehr geschehen!“ Caspari.

199. Wiege und Sarg. 239.

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben, und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert — und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhete der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstanden aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide wuchsen also einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt und Sturm.

In beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und

Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege! Keine Not ficht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. — Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch. Und auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennot. Zwar ein anderer Schlaf ist es als der Schlaf in der Wiege; denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt; aber sicher und geborgen hält er den Schläfer.

In beide steigen wir nicht selbst. Man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schoße, sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. Man legt uns hinein in den Sarg; denn wir selbst können uns nicht betten. — Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Tränen der Freude, die im Vater- und Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt nicht die Tränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg. Tränen giebt's hier wie da. — Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durchs Leben zu gehen. Durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück, Freude und Wonne in ihnen zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen; aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe wieder dauerhaft befestigt werden. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. — Auch an dem Sarge beten wir. Wir beten für den Toten. Wir beten für ihn um ein gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und das Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen! Oft, ach — stehet ihr nahe aneinander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen; die eine Wiege für die Erde — die andere für den Himmel.

Würckert.

200. Der Wanderer in der Sägemühle. 235.

1. Dort unten in der Mühle
saß ich in süßer Ruh
und sah dem Räderspiele
und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge —,
es war mir wie ein Traum —,
die bahnte lange Wege
in einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend;
in Trauermelodie
durch alle Fasern bebend,
sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde,
o Wanderer, hier ein!
Du bist's, für den die Wunde
mir dringt ins Herz hinein!

5. Du bist's, für den wird werden,
wenn kurz gewandert du,
dies Holz — im Schoß der Erden
ein Schrein zur langen Ruh!"

6. Vier Bretter sah ich fallen,
mir ward's ums Herze schwer;
ein Wörtlein wollt' ich lallen,
da ging das Rad nicht mehr.

Kerner.

201. Wanderung ins Leben.

210.

Wenn du aus dem Vaterhause oder aus dem Hause deines Lehrmeisters die erste Wanderung in die Welt antrittst, so machst du's wie der Vogel, der aus dem Käfig entwischt ist. Er schüttelt sich und rüttelt sich, als wollte er den Staub von den Federn wegwischen. Dann stimmt er sein Liedlein an, und nun geht's fort ins Freie. Auf seinem lustigen Fluge kann er eben so leicht in die Klauen eines Habichts geraten als zu seinesgleichen, die ihn zum Wasserquell und zur Futterstätte führen. — So kann dir's in der Fremde auch gehen. Der Habichte gibt es viele, die wie Tauben aussehen. Darum beherzige, wenn du wandern gehen willst, den Spruch:

„Geh ohne Stab nicht durch den Schnee
und ohne Steuer nicht zur See;
geh ohn' Gebet und Gottes Wort
niemals aus deinem Hause fort!"

Wer ohne Stab auf unbekanntem Wege durch den Schnee geht, der kann leicht ausgleiten und fallen. Wer ohne Steuer in die See fährt, der wird mit seinem Schiffe von Wind und Wellen umhergetrieben, verfehlt sein Ziel und verunglückt wohl gar in der Tiefe. Das Sprichwort meint aber nicht den eigentlichen Schnee und das eigentliche Meer, sondern das Leben in der Welt. Da gerät auch mancher auf Wege, an denen das Verderben lauert; er fällt von einer Sünde in die andere und wird elend an Leib und Seele wie der verlorene Sohn. Er vergißt sein Vaterhaus und das Ziel seiner himmlischen Berufung. Darum mahnt das Sprüchlein an einen kräftigen Stab und an ein sicheres Steuerruder; es sagt: „Geh ohn' Gebet und Gottes Wort niemals aus deinem Hause fort!" Das Gebet und Gottes Wort sind für jeden in der Fremde ein Stab und ein Steuerruder. Das Gebet ist für ihn ein Stab. Wenn er Not leidet, wenn er sich einsam und verlassen fühlt, wenn sein Mut und seine Kraft ihn verläßt, dann hilft ein Gebet zu Gott, der unser Helfer und Begleiter ist. Das Wort Gottes ist ein Steuerruder, das dem Leben Richtung gibt. Wenn die Versuchung dich auf Abwege führen will, dann ruft es dir zu: „Wandle vor mir und sei fromm!" Wenn dein Herz sich

der Lust dieser Welt zuwendet, dann mahnt es: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!“ — Gehst du mit dem Gebet und mit Gottes Wort aus deinem Hause, so geht mit dir wie mit dem jungen Tobias ein leitender Engel Gottes. Gehst du mit dem Gebet und mit Gottes Wort aus deinem Vaterhause, so ist es dir, als ginge das Vaterhaus überall mit dir. Kein Heimweh kommt in deine Seele, und kein Verzagen, kein Wanken und Schwanken ist in dem, was Gottes Wille ist. Die Verführung bekommt dich nicht in ihre Gewalt; Ehre und Gewissen bleiben unbefleckt.

Horn.

202. Die drei Blicke.

209.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, woher es komme, dafs er trotz aller Drangsale des Lebens doch solchen Gleichmut in sich bewahren könne. Er antwortete: „Das kommt daher, dafs ich meine Augen wohl in acht nehme; denn alles Schlimme kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ — Auf die weitere Frage, wie er es mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge. Erstens hebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, dafs mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei. Zweitens senke ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden. Drittens endlich schaue ich um mich und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht als mir. Auf die Art getröste ich mich alles Leidens und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott.“

Auerbach.

203. Haussegen.

209.

Vor Zeiten, sagt man, war ein frommer Mann, der bat Gott oft, er wolle ihn doch wissen lassen, wie man im Hause glücklich leben und der Wirtschaft wohl pflegen möge. Da ward ihm zu einer Zeit ein Gesicht gezeigt von drei Engeln. Der erste kniet und betet: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt.“ Der andere hatte eine Haue und suchte Wurzeln aus der Erde, dafs ihm der Schweifs übers Angesicht lief, und sprach: „Im Schweifse deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Der dritte sammelte die ausgegrabenen Wurzeln in einer Mulde und sprach: „Was man zusammenhält, das wird grofs,“ und trug sie dann in ein Häuslein, da die drei Engel alle beisammen wohnten. — Das ist fein und will bedeuten: „Soll's im Hause wohl zugehen, so mufs man beten, arbeiten, sparen und — in Liebe und Einigkeit nebeneinander wohnen.“

Caspari.

204. Trost.

217.

1. Wenn alles eben käme,
wie du gewollt es hast,
und Gott dir gar nichts nähme
und gäb' dir keine Last,
wie wär's da um dein Sterben,
du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
so lieb wär' dir die Welt!

2. Nun fällt, eins nach dem andern,
manch' süßes Band dir ab,
und heiter kannst du wandern
gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
und deine Seele hofft. —
Dies ward schon oft gesprochen,
doch spricht man's nie zu oft.

Fouqué.

205. Die Boten des Todes.

235.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße. Da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt, keinen Schritt weiter!" — „Was," sprach der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so keck reden darfst?" — „Ich bin der Tod," erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen." Der Riese aber weigerte sich und fing an, mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Steine zusammensank. Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden," sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben, nebeneinander zu stehen."

Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halb Ohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch," fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?" — „Nein," antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht." „Ich bin der Tod," sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole." — „Wohlan," sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin." Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein.

Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tage plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht," sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber." Sobald er

sich gesund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben. Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter; er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen!“ — „Wie,“ antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du kämst, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen.“ — „Schweig,“ erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagst du nicht in der Nacht, als wärst du schon gestorben?“ Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

Grimm.

206. Die Kapelle. 309

1. Droben stehet die Kapelle,
schauet still ins Tal hinab;
drunten singt bei Wies' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Tal.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
dir auch singt man dort einmal!

Uhland.

207. Das Lächeln im Tode. 239

Ein frommer Greis war dem Tode nahe, und seine Kinder und Enkel standen um sein Sterbebett. Er schien zu schlafen und lächelte dreimal mit geschlossenen Augen. Als er die Augen wieder öffnete, fragte einer seiner Söhne, warum er denn dreimal gelächelt habe.

Der fromme Greis sagte: „Das erste Mal gingen alle Freuden meines Lebens an mir vorüber — und ich mußte lächeln, daß die Menschen dergleichen Seifenblasen für etwas Wichtiges ansehen können.

Das zweite Mal erinnerte ich mich an alle Leiden meines Lebens — und freute mich, daß sie nun für mich ihre Dornen verloren haben und die Zeit da ist, wo sie mir Rosen bringen werden.

Das dritte Mal gedachte ich des Todes — und mußte lächeln, daß die Menschen diesen Engel Gottes, der sie von allen Leiden befreien und in die Wohnungen ewiger Freuden einführen will, so gar fürchten und scheuen können.“

Chr. Schmid.

208. Wenn deine Lieben von dir gehn.

1. Wenn deine Lieben von dir gehn,
blick auf in deinen Tränen!
Gott will, du sollst gen Himmel sehn.
und dich nach oben sehnen.
Und schied er durch des Todes Hand
dich von den Lieben allen,
so wirst du nach dem Vaterland
nur um so leichter wallen.

2. Ein Pilger gehst du durch die Welt,
die Heimat aufzufinden.
Bricht ab der Tod dein Wanderzelt,
wird all' dein Kummer schwinden.
Die letzten Tränen sind geweint,
nichts kann dich mehr betrüben,
du bist auf Ewigkeit vereint
mit allen deinen Lieben.

Sturm.

209. O lieb, solang du lieben kannst! 242.

1. O lieb, solang du lieben kannst!
O lieb, solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
und Liebe hegt und Liebe trägt,
solang ihm noch ein ander Herz
in Liebe warm entgegenschlägt!

3 Und wer dir seine Brust erschließt,
o tu ihm, was du kannst, zulieb!
und mach ihm jede Stunde froh,
und mach ihm keine Stunde trüb!

4. Und hüte deine Zunge wohl,
bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint —
der andre aber geht und klagt.

5. O lieb, solang du lieben kannst!
O lieb, solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

6. Dann kniest du nieder an der Gruft
und birgst die Augen, trüb und naß
— sie seh'n den andern nimmermehr —,
ins lange feuchte Kirchhofsgras.

7. Und sprichst: „O schau auf mich herab,
der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint!

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
kommt nicht, daß du ihn froh umfängst.
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
nie wieder: „Ich vergab dir längst!“

9. Er tat's, vergab dir lange schon,
doch manche heiße Träne fiel
um dich und um dein herbes Wort; —
doch still, — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb, solang du lieben kannst!
O lieb, solang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst.

Freiligrath.

210. Das Gewitter.

11.

1. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
in dumpfer Stube beisammen sind.
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet; Urahne, gebückt,
sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

2. Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Wie will ich spielen im grünen Hag,
wie will ich springen durch Tal und Höh'n,
wie will ich pflücken viel Blumen schön;
dem Anger, dem bin ich hold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

3. Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
dann scheint die Sonne wie Gold!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

4. Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Großmutter hat keinen Feiertag;
sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der tat, was er sollt'!“ —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

5. Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag!
Am liebsten morgen ich sterben mag.

Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
ich kann nicht sorgen und schaffen schwer;
was tu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

6. Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
und morgen ist's Feiertag.

Schwab.

211. Sprichwörter und Sprüche vom Tode. 237.

1. Der Tod macht alles gleich, er frißt arm und reich. 2. Der Tod ist das Ende aller Not. 3. Der Tod schleicht den Alten nach, und den Jungen geht er vor. 4. Arm ist, wer den Tod wünschet, aber ärmer, wer ihn fürchtet. 5. Heute rot, morgen tot. 6. Heute tret' ich auf den Stein, morgen deckt er mein Gebein. 7. Heute sind wir frisch und stark, morgen füllen wir den Sarg. 8. Wer da stirbt, eh' er stirbt, der stirbt nicht, wenn er stirbt. 9. Der Tod ist gewiß, ungewiß der Tag; darum sich jeder bereiten mag. 10. Das Weltkind spricht: „Ich lebe und weiß nicht, wie lang'; ich sterbe und weiß nicht, wann; ich fahre und weiß nicht, wohin; mich wundert's, daß ich so fröhlich bin." Dagegen der Christ: „Ich lebe und weiß wohl, wie lang'; ich sterbe und weiß wohl, wann; ich fahre und weiß wohl, wohin; mich wundert's, daß ich noch traurig bin."

Die Tages- und die Jahreszeiten.

212. Sonnenaufgang. 88.

1. Kommt, Kinder, wischt die Augen aus, es gibt hier was zu sehen,
und ruft den Vater auch heraus, die Sonne will aufgehen!
2. Wie ist sie doch in ihrem Lauf so unverzagt und munter,
geht alle Morgen richtig auf und alle Abend unter!
3. Geht immer und scheint weit und breit in Schweden und in Schwaben,
bald kalt, bald warm zu seiner Zeit, wie wir es nötig haben.
4. Von ungefähr kann das nicht sein, das könnt ihr wohl gedenken;
der Wagen da geht nicht allein, ihr müßt ihn zieh'n und lenken.
5. So hat die Sonne nicht Verstand, weiß nicht, was sich gebühret;
drum muß wer sein, der an der Hand gleich als ein Lamm sie führet.
6. Und der hat Gutes nur im Sinn, das kann man bald verstehen;
Er schüttet seine Wohltat hin und lässet sich nicht sehen.
7. Und hilft und segnet für und für, gibt jedem seine Freude,
gibt uns den Garten vor der Tür und unsrer Kuh die Weide.

8. Und hält euch Morgenbrot bereit und läßt euch Blumen pflücken
und stehet, wann und wo ihr seid, euch heimlich hinterm Rücken.
9. Sieht alles, was ihr tut und denkt, hält euch in seiner Pflege,
weiß, was euch freut, und was euch kränkt, und liebt euch allewege.
10. Das Sternenheer hoch in der Höh', die Sonne, die dort glänzet,
das Morgenrot, der Silbersee, mit Busch und Wald umgrenzet,
11. Dies Veilchen, dieser Blütenbaum, der seine Arm' ausstrecket,
sind, Kinder, seines Kleides Saum, das ihn vor uns bedecket;
12. Ein Herold, der uns weit und breit von ihm erzähl' und lehre,
der Spiegel seiner Herrlichkeit, der Tempel seiner Ehre;
13. Ein mannigfaltig groß Gebäu, durch Meisterhand vereinet,
wo seine Lieb' und seine Treu uns durch die Fenster scheinet.
14. Er selbst wohnt unerkannt darin und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn, ob ihr ihn möchtet finden.

Claudius.

213. Morgenwanderung. 308.

1. Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen!
Da ist der Wald so kirchenstill,
kein Lüftchen mag sich regen;
noch sind nicht die Lerchen wach,
nur im hohen Gras der Bach
singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
darin uns aufgeschrieben
in bunten Zeilen manch' ein Spruch,
wie Gott uns treu geblieben.
Wald und Blumen, nah und fern,
und der helle Morgenstern
sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
durch alle Sinnen leise,
da pocht ans Herz die Liebe auch
in ihrer stillen Weise,
pocht und pocht, bis sich's erschließt,
und die Lippe überfließt
von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall
im Busch ihr Lied erklingen,
in Berg und Tal erwacht der Schall
und will sich aufwärts schwingen;
und der Morgenröte Schein
stimmt in lichter Glut mit ein:
„Laßt uns dem Herrn lobsingen!"

Geibel.

214. Abendlied.

1. Der Abend kommt leise hernieder
auf Dorf und Wald und Flur.
Es schweigen der Vöglein Lieder,
und eines hört man nur.

2. In purpurnen Gluten sinket
die Sonne dort zur Ruh',
und droben am Himmel blinket
ein Sternlein schon freundlich mir zu.

3. Die Abendglocken klingen
so lieblich nah' und fern,
und fromme Gebete schwingen
sich leise hinauf zu dem Herrn.

4. Nun herrschet Ruhe und Frieden
wohl in der stillen Nacht,
und alles schlummert hienieden,
nur Gott im Himmel wacht.

Dieffenbach.

215. Der Frühling.

Neu verjüngt wird die Natur nach dem Abzuge des rauhen Winters. Die eisige Kälte verschwindet; der tobende Sturm legt sich, und hervor tritt in heiterm Glanze der lang ersehnte Frühling. Da schmilzt der Schnee, der die trauernde Erde mit einem Totengewande verhüllte; die Eisdecke zerrinnt, welche Bäche und Flüsse überzog, und liebliche Frühlingswärme ruft uns hinaus, die Wonne zu genießen, welche der gütige Schöpfer von neuem über die Erde ausgoß.

In frischem Grün prangen die Wiesen, und viele Blumen, die Erstlinge der wieder erwachten Natur, erfreuen uns schon durch ihren lieblichen Anblick und schmücken von neuem die Fluren. Die im Winter menschenleeren Felder füllen sich mit fleißigen Arbeitern, beschäftigt, dieselben zu bestellen. Öde Stille weicht reger Tätigkeit. Vergnügt treibt der Hirt seine Herde wieder hinaus auf den grünen Teppich der Wiesen, und munter springt sie umher, sich freuend des langentbehrten Genusses. Auf freien Plätzen sammelt sich der Kinder muntere Schar zu geselligen Spielen; auch sie fühlt neues Leben, neue Wonne; auch sie mischt ihren Jubel ein in die Lobgesänge der Natur. Fröhlich kehren heim die Scharen von Singvögeln, welche der rauhe Winter in wärmere Gegenden verscheucht hatte. Die Lerche verkündet zuerst den nahenden Lenz, trillernd zum Himmel emporsteigend und weit umher die Luft erfüllend mit ihrem melodischen Gesange. Am murmelnden Bache und im dichten Gebüsche läßt die Nachtigall ihr seelenvolles Lied erschallen. Wenn auch der Abend längst schon auf die Fluren sich herabgesenkt hat, so erfreut uns noch ihr entzückender Gesang, und höher schlägt unser Herz, dem Schöpfer entgegen.

Noll.

216. Hoffnung.

217.

1. Und dräut der Winter noch so sehr
mit trotzigen Gebärden,
und streut er Eis und Schnee umher,
es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
sich vor den Blick der Sonne,
sie wecket doch mit ihrem Licht
einmal die Welt zur Wonne.

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
mir soll darob nicht bangen,
auf leisen Sohlen über Nacht
kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
weiß nicht, wie ihr geschehen,
und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
und schmückt sich mit Rosen und Ähren
und läßt die Brünnlein rieseln klar,
als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! Und wie es frieren mag,
o Herz, gib dich zufrieden;
es ist ein großer Maientag
der ganzen Welt beschieden!

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
als sei die Höll' auf Erden,
nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Geibel.

217. Frühlingsglaube.

309.

1. Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

2. Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal!
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Uhland.

218. Das Frühlingsmahl.

1. Wer hat die weißen Tücher gebreitet über das Land?
die weißen, duftenden Tücher mit ihrem grünen Rand?

2. Und hat darüber gezogen das hohe blaue Zelt?
darunter den bunten Teppich gelagert über das Feld?

3. Er ist es selbst gewesen, der gute, reiche Wirt
des Himmels und der Erden, der nimmer ärmer wird.

4. Er hat gedeckt die Tische in seinem weiten Saal
und ruft, was lebt und webet, zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüten herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher voll süßer Düfte Schaum!

6. Hört ihr des Wirtes Stimme? „Heran, was kriecht und fliegt,
was geht und steht auf Erden, was unter den Wogen sich wiegt!

7. Und du, mein Himmelspilger, hier trinke trunken dich
und sinke selig nieder aufs Knie und denk an mich!"

Wilhelm Müller.

219. Lied der Landleute zur Saatzeit. 93.

1. Wir pflügen und wir streuen
den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen
steht in des Höchsten Hand.
Er sendet Tau und Regen
und Sonn- und Mondenschein,
von ihm kommt aller Segen,
von unserm Gott allein.
Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn,
drum danket ihm und hofft auf ihn!

2. Was nah ist und was ferne,
von Gott kommt alles her,
der Strohhalm und die Sterne,
das Sandkorn und das Meer.
Von ihm sind Busch und Blätter
und Korn und Obst von ihm,
das schöne Frühlingswetter
und Schnee und Ungestüm.
Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn,
drum danket ihm und hofft auf ihn!

3. Er läßt die Sonn' aufgehen,
er stellt des Mondes Lauf,
er läßt die Winde wehen,
er tut die Wolken auf,

er schenkt uns so viel Freude,
er macht uns frisch und rot,
er gibt dem Viehe Weide
und seinen Menschen Brot.
Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn,
drum danket ihm und hofft auf ihn! Claudius.

220. Mahnruf der Vögel im Frühling.

Die gesamte Vogelschar im deutschen Reiche hat in ihrer ersten diesjährigen Versammlung nachstehenden Mahnruf erlassen:

„Nachdem wir aus fernen, fremden Landen in unsere alte, liebe Heimat zurückgekehrt sind und in Wald und Feld, in Stadt und Land unsere früheren Wohnungen bezogen haben, gedenken wir, hier einen fröhlichen Hausstand zu gründen und ein friedliches, fröhliches Leben zu führen. Wir stellen uns und unsere Nachkommenschaft unter den kräftigen Schutz der Menschen und hegen die Hoffnung, daß sie insgesamt, alt und jung, groß und klein, uns an Leib und Leben weder Schaden noch Leid tun, noch das kostbare Gut edler Freiheit uns rauben werden. Insbesondere bitten wir freundlich und dringend, die mühsam erbauten Nester niemals zu zerstören, unsere Eier nicht wegzunehmen, die junge Brut in unserer Pflege zu lassen und allzeit uns als gute Freunde zu behandeln.

Dagegen wollen wir durch munteres Hüpfen, Flattern und Fliegen, durch Pfeifen, Schnattern und Singen gern Unterhaltung und Vergnügen bereiten, auf Baum und Busch, Strauch und Kraut, Feld und Vieh die lästigen Schmarotzer wegfangen, so daß Wald und Feld, Gärten und Auen lieblich gedeihen und die Menschen an Gottes neubelebter Schöpfungspracht Freude und Wonne finden."

So geschehen zu Waldheim
zwischen Ostern und Pfingsten
dieses Jahres.

Im Namen der Versammlung
die Bevollmächtigten:
Lerche, Star, Nachtigall.

221. Der Sommer.

94.

Am längsten sind die Tage im Sommer. Des Morgens um vier Uhr schon gehen die fleißigen Landleute an ihre Arbeit, und spät abends spielen die Kinder noch im Freien. Ja, gerade in der Abendkühle spielt es sich am besten.

Aber welche Hitze herrscht auch oft den Tag über! Viele Tiere liegen in ihren schattigen Erdlöchern, selbst die Vögel bergen sich im Schatten des dunkelgrünen Waldes, ihren Gesang einstellend, und auch die Menschen suchen die kühlsten Plätzchen ihrer Wohnungen auf. Nur die meisten kaltblütigen Geschöpfe, Eidechsen und Insekten, sind jetzt am vergnügtesten. Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, Bienen summen, Grillen zirpen, und Heuschrecken schwirren in der Mittagszeit durch die Wiese.

Diese prangt jetzt in ihrem höchsten Schmucke. Feine Blütenrispen nicken über dem fußhohen Grase und streuen Blütenstaub aus, wenn ein vorüberschnurrendes Insekt sie berührt. Blumen prangen in allen Farben und versenden weithin ihre Wohlgerüche. Bald aber wird aller dieser Herrlichkeit durch die Sense des Mähers ein Ende gemacht, und dann wird nur kurze Zeit noch das duftende Heu an die vergangene Pracht erinnern.

Glühend brennt die Mittagssonne im weiten Saatfelde zur Freude des Landmannes; denn durch ihre Strahlen wird in wenigen Wochen das Getreide reif sein. Dann gibt es ein fröhliches, wenn auch mühsames Ernten. Sind unter unzähligen Schweißtropfen die schweren Garben endlich auf den Wagen gebracht, dann schmücken sich Schnitter und Schnitterinnen mit Feldblumen und ziehen mit heitrem Gesange des Abends in das Dorf ein.

Da sendet wohl noch der Himmel eine erfrischende Gabe. Dunkle Wolken steigen empor, am fernen Horizonte flammt es hell auf, näher und näher kommt das Gewitter. Unter Donner und Blitz strömt ein herrlicher Regen nieder, und sanft ruhen Menschen und Tiere in der kühlen, würzigen Nachtluft.

Noll.

222. Wie der Wald erwacht.

93.

Wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt es im Walde, sich zu regen. Die Amsel erwacht, sie schüttelt den Tau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft höher hinauf am Ahornbaume. Sie wundert sich fast, daß der Wald noch fortschläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Berge hin. Dann flötet sie mit Macht ihre Weisen, bald lustig, bald klagend. Rasch erwacht nun das Leben im Walde. Der Kuckuck läßt seinen Lockruf hören. — Aus den Schornsteinen im Dorfe erheben sich bläuliche Rauchsäulen. In den Gehöften bellen hin und wieder die Hunde. Eine Kuhglocke ertönt. Nun erheben sich alle Vögel aus ihren dunkeln Büschen. Wie manches arme, kleine Vöglein lebt freudig auf! Hat es doch eine bange, angstvolle Nacht hinter sich. Es saß auf seinem Zweige, den Kopf ins Gefieder gedrückt. Da flog im Sternenscheine eine Eule durch die Bäume und wählte sich eine Beute. Aus seinem Eichhornneste kam der Marder herunter. Durch das Gebüsch schlich der lauernde Fuchs. Das Vöglein sah alle. In der Luft, auf dem Baume, auf dem Boden lauerte das Verderben viele Stunden lang. Angstvoll saß es und wagte nicht, sich zu regen. Ein paar junge Buchenblätter verdeckten und schützten es. Wie fröhlich hüpft es jetzt hervor, da es Tag wird! In klaren Schlägen ruft der Buchfink. Hell singt das Rotkehlchen vom Wipfel des Lärchenbaumes, der Weidenzeisig im Erlengebüsch. Dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Baummeise, jubelt der Distelfink, quiekt der Zaunkönig, piept das Goldhähnchen, trommeln die Spechte.

Wenn aber am Mittage die Sonne heiß auf den Boden scheint, dann kommen auch für den Wald einige Stunden der Ruhe. Leise nur zittern einige Blätter. Hier und da zieht ein Schmetterling durch das sonnige Grün dahin. Dort flirrt eine goldglänzende Fliege oder eine blauschimmernde Libelle. Still nagt die Raupe am jungen Blatte. Sonst herrscht eine ängstliche Stille. Tschudi.

223. Das Gewitter. 310.

Die unermeßliche Bläue des Äthers überzieht ein durchsichtiger Wolkenflor. Bald steigen dichtere Wolken am Horizonte herauf und gleichen übereinander gelagerten Gebirgsmassen. Durch sie werden die Strahlen der Sonne gehemmt. Das Tageslicht verliert seine Helle. Es wird trübe und dunkler.

In der dunkeln Wolke blitzt es. Ein schwaches Donnern wird gehört. Schwül ist die Luft. Regenwolken senken sich in der Ferne nieder. Plötzlich bricht ein Sturm los. Er braust und saust; er führt Staubwolken in die Luft empor. Seen und Ströme schlagen Wellen. Das Wasser schäumt. Die Wipfel der Bäume schwanken hin und her. Die Tiere des Landes und die Vögel verbergen sich und suchen Schutzörter gegen das nahe Ungewitter. Selbst der Mensch kann nicht ohne Furcht sein. Er fragt: „Wen wird der flammende, das Leben im Nu zerstörende Strahl treffen? Kann nicht ein Wolkenbruch, ein Platzregen eine verheerende Überschwemmung anrichten? Wird nicht der Hagel die Früchte des Feldes niederschlagen?“ Von wütenden Wogen wird das Ufer gepeitscht. Oft folgen Blitz und Schlag schnell aufeinander. Es fallen große Regentropfen. In einem Platzregen strömt das Wasser aus den Wolken hernieder.

Aber ohne Schaden ließ der Allmächtige das Gewitter vorüberziehen. Strahlend und leuchtend tritt die Sonne wieder hinter dem Gewölke hervor. Die Natur lacht. Im frischen Grün prangt Wald und Flur. Rein gewaschen vom Staube sind die Gewächse. Munter und fröhlich singt der Chor der Vögel im Haine. Trillernd schwingt sich die Lerche in die Luft. Die schwüle Luft hat sich abgekühlt. Die Brust kann freier atmen. Der Hauch eines erquickenden Lebens weht durch die ganze Natur. Wie wohltätig ist das Gewitter! Preis und Anbetung dem Allmächtigen! Müller.

224. Der Sommerabend. 312.

1. O sieh, wie ist die Sonne müd'!
Sieh, wie sie still nach Hause zieht!
O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
wie sie ihr Tüchelchen da nimmt,
ein Wölkchen, blau mit rot vermischt,
und sich damit die Stirne wischt!

2. Wahr ist es, sie hat schlimme Zeit,
im Sommer gar, der Weg ist weit,
und Arbeit find't sie überall.
Im Haus und Feld, im Berg und Tal
drängt alles sich nach ihrem Schein
und will von ihr gesegnet sein.

3. Manch' Blümlein hat sie ausstaffiert,
mit Farben so scharmant geziert.
Dem Bienchen gab sie seinen Trunk
und sagt' zu ihm: „Hast auch genung?"
Kam noch ein Käferchen in Eil',
gewiß bekam es auch sein Teil.

4. Manch' Samenhülschen sprengt sie auf
und holt den Samen draus herauf.
Wie bettelten die Vögelchen,
wie wetzten sie die Schnäbelchen!
Und keins geht hungrig doch zu Bett,
das nicht sein Teil im Kröpfchen hätt'.

5. Der Kirsche, die am Baume lacht,
hat rote Backen sie gemacht,
und wo im Feld die Ähre schwankt,
und wo am Pfahl die Rebe rankt —
gleich kümmert sich die Sonne drum,
hängt ihnen Laub und Blüten um.

6. Und auf der Bleiche, — seht doch an!
macht sie sich Arbeit, wo sie kann.
Das hat dem Bleicher schon behagt,
doch hat er nicht „Gott's Lohn!" gesagt.
Ist irgend Wäsche wo im Ort,
sie trocknet hier, sie trocknet dort.

7. Und wirklich wahr! Allüberall,
wo irgend nur die Sens' im Tal
durch Gras und durch die Halme ging,
da macht sie Heu. Wie geht das flink!
Es will was sagen, meiner Treu!
am Morgen Gras, am Abend Heu!

8. Drum ist sie jetzt so schrecklich müd'
und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Kein Wunder ist es, wenn sie schwitzt,
sich, wie sie auf dem Berg da sitzt!
„Schlaft alle wohl!" so ruft sie jetzt
und lächelt noch zu guter Letzt.

9. Da ist sie weg! Behüt' dich Gott!
Der Hahn am Kirchturm, seht, wie rot!
Er guckt ihr noch ins Haus hinein.
Du Naseweis, so laß das sein! —
Da hat er es! In guter Ruh
zieht sie den roten Vorhang zu.

10. Die gute Frau, wie schade drum!
Ihr Hauskreuz trägt sie auch herum.
Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut.
Kommt sie nach Haus, nimmt er den Hut.
Paßt auf, paßt auf! Jetzt kommt er bald —
da sitzt er schon im Fichtenwald.

11. Er macht so lang', der närr'sche Wicht,
es scheint, er traut dem Frieden nicht.
So komm! Sie ist ja nicht mehr da —
ein Augenblick, dann schläft sie ja.
Jetzt steht er auf und schaut ins Tal,
da grüßt der Frosch ihn überall.

12. Ich denk', wir gehen auch ins Nest!
Wen sein Gewissen ruhig läßt,
schläft sicher ein auch ohne Lied,
die Arbeit macht von selber müd';
so manches ist doch heut' vollbracht.
Gott geb' uns eine gute Nacht!

Hebel.

225. Predigt der Garben. 311.

Der reiche Erntetag war vorüber; eine schöne Sommernacht breitete sich über die schweigenden Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!" — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann ihre Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der

Herr seinen Tisch, und Millionen werden gesättigt. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet her dem Herrn Ehre und Preis!“

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen ist alles gelegen! Der Landmann rühret seine tätige Hand, pflügt den Acker und streuet Körner in seine Furchen, aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heiſse Sommertage liegen zwischen dem Säen und Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütet das Körnlein im Schoſse der Erde, behütet die grünende Saat und die reifende Ähre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist alles gelegen!“

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten! Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter, denn die harten Gläubiger hatten die Scheuern geräumt. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm den Samen; aber Tränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er hundertfältig; denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!“

Danach fuhr eine vierte fort zu reden: „Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl! Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen! Könnten wir's dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Ährenleser von seinem Acker trieb! — Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand auftun, daſs er gleiche dem redlichen Boas, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht!“ — Und die Wachteln riefen laut hinüber ins Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken.

Und also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet in Segen, der wird auch ernten in Segen. Was wundert ihr euch, daſs Unkraut unter dem Weizen stehet! Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn austreutet! — Wer Unkraut säet, wird Mühe ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird er ernten!“

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: „Amen! Amen!“

Harms.

226. Der Herbst.

95.

Die Tage werden nun immer kürzer, und der Herbst naht heran. Das Laub der Bäume wird gelb und fällt nach und nach

auf die Erde. Die munteren Singvögel ziehen in wärmere Länder und kommen erst im Frühlinge wieder. Nur der Sperling, der Goldammer, der Rabe und wenige andere Vögel bleiben in unserer kälteren Gegend zurück. Einige, wie Rotkehlchen und Drosseln, werden hier und da auf ihrem Zuge in künstlichen Sprenkeln von listigen Knaben oder Jägern gefangen. Die Beeren des schwarzen Holunders und der Vogelkirsche dienen zur Lockspeise.

Nur wenige Blumen, wie die Aster und Goldrute, blühen noch. Das Gras auf den Wiesen ist längst abgemähet. Die Blätter der Kräuter welken und verdorren. Birnen, Äpfel, Nüsse und anderes Obst sind nun reif und werden abgepflückt oder geschüttelt. Fröhlich klettern die Knaben auf die Bäume, brechen die rotwangigen Äpfel und legen sie in die Körbe. Das Obst wird aufgehoben bis zum Winter. Man legt es auf Stroh, damit es mürbe wird und dann noch besser schmeckt.

Der Winzer sammelt jetzt die reifen Trauben. Er schüttet sie freudig in die Kelter. Sie werden gepreſst, und dann quillt jener süſse Saft heraus, der sich später in Wein verwandelt. Wie mancher Kranke hat sich schon durch ihn gestärkt, wie mancher an seinem Wohlgeschmack erfreut!

Wie tot ist bald alles auf dem Felde! Hafer und Gerste sind gemähet worden, und der rauhe Wind weht nun über die Stoppeln. Hier und da nur pflügt ein Landmann und säet Korn und Weizen fürs künftige Jahr, und auf verborgenen Wegen schleicht der Jäger, um das sorglose Wild zu überraschen. Alles ist jetzt eingeerntet. Der Mensch hat nun für den Winter zu leben; er vergesse nicht, Gott zu danken für alles, was er ihm so reichlich wachsen lieſs. Kollner.

227. Der Winter. 96.

Wenn unsere Laubbäume alle ihre Blätter verloren haben, wenn Blumen und Kräuter verschwunden sind, an unsern Fenstern dagegen in den langen Nächten Eisblumen wachsen, dann ist der Winter da.

Hu, wie pfeift der Nordwind über das Feld! Ohren und Nase spüren besonders seine Schärfe, und das Auge wird von der weiſsen Fläche geblendet. Denn so weit man nur sehen kann — nichts als Schnee! Alles Pflanzenleben ist darunter begraben, und nur die kahlen Obstbäume ragen mit weiſsen Häuptern aus ihm heraus. Wie schlimm mag diese Zeit für die Tiere des Feldes sein! Raben und Rebhühner leiden Not, und die Hasen suchen mit den Rinden junger Bäume ihren Hunger zu stillen.

Nicht minder öde ist es jetzt im Walde. Verstummt ist der Gesang der Vögel, ihre Nester sind dem Auge leicht sichtbar; denn auſser Fichten und Tannen haben alle übrigen Bäume ihre Blätter verloren. Das lustige Eichhörnchen springt, um sich warm

zu machen, es sättigt sich mit dem Samen der Fichten und mit Baumknospen und flüchtet sich hinter den breiten Stamm, wenn ein kalter Wind durch die Zweige fährt. Hirsch und Reh genießen grüne Brombeerblätter und zarte Zweige; wenn aber der Schnee obenher gefriert, dann brechen die scharfen Hufe ein, und die Füße werden von der Eiskruste verwundet. Arme Leute schleichen durch den Wald, um sich herabgefallenes Reisig zu suchen; denn doppelt bitter ist die Not, wenn man in kalter Stube sitzen muß.

Große Eisschollen treiben auf dem Flusse dahin. Hält die Kälte länger an, so verbinden sie sich zu einer festen Decke, über die selbst schwere Wagen fahren können. Muntere Schlittschuhläufer tummeln sich auf glatten Stellen des Eises. Man sieht an ihren roten Wangen, wie gesund die Bewegung in frischer Luft ist.

Auch in den Straßen der Stadt ist ein reges Leben. Schlitten, mit Pferden bespannt, fahren auf und ab; die Peitsche knallt, und klingende Schellen mahnen die Fußgänger, zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehen. Dort ziehen frische Buben ihre Schwester auf einem Handschlitten, und an einem andern Platze ist ein Schneeballenkrieg entstanden. Wie da jeder vergnügt ist, der seinem Nachbar eins geben konnte!

Das Hauptfest des Winters ist aber Weihnachten. Da glänzen die Lichter an dem duftenden Christbaume, und die Kinder freuen sich in warmer Stube der Gaben, die das liebe Christkind ihnen gebracht hat.

Noll.

228. Der Winter.

97.

1. Ist denn da droben Baumwoll' feil?
Sie schütten uns ein gutes Teil
herab auf Garten und auf Haus;
es schneit doch auch — es ist ein Graus!
Und doch hängt noch der Himmel voll
von solcher Ware, seh' ich wohl.

2. Wo jemand wandert, nah und fern,
der kaufet von der Baumwoll' gern,
trägt sie auf Hut und Schultern nach
und eilt davon zum nächsten Dach.
Sagt, ist es denn gestohl'nes Gut,
daß ihr so lauft und eilig tut?

3. Und Gärten ab und Gärten auf
hat jeder Pfahl sein Käppchen auf;
sie seh'n wie große Herren drein
und glauben sich geschmückt allein.
Den Nußbaum nahm man auch nicht aus,
noch Kirchendach, noch Pfarrerhaus.

4. Wohin man sieht, ist Schnee auf Schnee,
in Wald und Tal, auf Feld und Höh'.
Manch' Samenkörnchen, klein und zart,
liegt in der Hülle wohlverwahrt;
es harrt auf seinen Ostertag,
wie sehr, wie lang's auch schneien mag.

5. Manch' Sommervöglein schöner Art
liegt in der Hülle wohlverwahrt;
es weiſs von Kummer nicht, noch Klag'
und harrt auf seinen Ostertag.
Und währt's auch lang — er kommt gewiſs,
indessen schläft es sanft und süſs.

6. Doch wenn im Lenz die Lerche singt,
die Frühlingssonne niederdringt,
o dann erwacht's in jedem Grab
und streift das Totenhemdchen ab.
Wo irgend sich ein Löchlein zeigt,
empor das junge Leben steigt.

7. Da fliegt ein hungrig Spätzlein her,
ein Krümchen Brot ist sein Begehr.
Seht, welche fleh'nde Mien' es macht!
Es hat auch nichts seit gestern nacht.
Ja, Bürschchen, wohler mag dir sein,
harrt Korn in allen Furchen dein!

8. Hier! Laſs auch was dem spätern Gast!
Komm wieder, wenn du Hunger hast! —
Es muſs doch wahr sein, wie man spricht:
„Sie säen nicht, sie ernten nicht,
sie haben weder Pflug, noch Joch,
und Gott im Himmel nährt sie doch!"

Hebel.

Legenden, Sagen und Schwänke.

229. Der gerettete Jüngling. 223.

Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist, sie erhalten, und der schönst' und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Patmos wiederkehrend, war, was er gewesen, seiner Herden Hirt. Er ordnet' ihnen Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen Jüngling. Fröhliche Gesundheit glänzte vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof, „nimm in deine Hut. Mit deiner Treue stehst du mir für ihn! Hierüber zeuge mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich, unterwies ihn, sah die schönsten Früchte in ihm blühn, und weil er ihm vertraute, ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings. Angelockt von süßen Schmeicheleien, ward er müßig, kostete die Wollust, dann den Reiz des fröhlichen Betruges, dann der Herrschaft Reiz; er sammelt' um sich seine Spielgesellen, und mit ihnen zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder kam, die erste Frag' an ihren Bischof war: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben," sprach der Greis und schlug die Augen nieder. — „Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben, ist, mit Tränen sag' ich es, ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes, „fordr' ich einst von dir! Jedoch wo ist er?" — „Auf dem Berge dort!" — „Ich muß ihn sehen!" Und Johannes, kaum dem Walde nahend, ward ergriffen; eben dieses wollt' er. „Führet," sprach er, „mich zu eurem Führer!"

Vor ihn trat er. Und der schöne Jüngling wandte sich; er konnte diesen Anblick nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling, nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater, einen Greis. Ich habe dich gelobet meinem Herrn und muß für dich antworten. Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben für dich hin; nur dich fortan verlassen kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet, dich mit meiner Seele Gott verpfändet." Weinend schlang der Jüngling seine Arme um den Greis, bedeckete sein Antlitz stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort aus den Augen ihm ein Strom von Tränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder, küßte seine Hand und seine Wange, nahm ihn neu geschenket vom Gebirge, läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt ungetrennet miteinander. In den schönen Jüngling goß sich ganz Johannes schöne Seele.

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings also tief erkannt und innig festhielt und es wiederfand und unbezwingbar rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube, Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Herder.

230. Polykarpus.

„Was tötet ihr die Glieder?" rief die Wut des Heidenpöbels, „sucht und würgt das Haupt!" Man sucht den frommen Polykarpus, ihn, Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich sah diese Nacht das Kissen meines Haupts in voller Glut", so sprach der kranke Greis, und wachte mit besondrer Freude auf. „Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da erscholl

das Haus vom stürmenden Geschrei der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet“, sprach er, „diesen Müden noch ein Gastmahl; ich bereite mich indes zur Reise auch.“ Er ging und betete und folgete mit vielen Schmerzen ihnen zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam, rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm: „Sei tapfer, Polykarp!“ — Der Konsul sieht den heitern, schönen, ruhigsanften Greis verwundernd. „Schone“, sprach er, „deines Alters und opfre hier, entsagend deinem Gott!“ —

„Wie sollt ich einem Herrn entsagen, dem zeitlebens ich gedienet, und der mir zeitlebens Gutes tat?“ — „Und fürchtest du denn keines Löwen Zahn?“ — „Zermalmet mufs das Weizenkorn doch einmal werden, sei's, wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.“

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist der Christen Vater. Feuer, Feuer her!“ Sie trugen Holz zusammen, und mit Wut ward er ergriffen. „Freunde“, sprach er, „hier bedarf's der Bande nicht; wer dieser Flamme mich würdigte, der wird mir Mut verleihn!“

Und legte still den Mantel ab und band die Sohlen seiner Füfse los und stieg hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn gleich einem Segel, das ihn kühlete, gleich einem glänzenden Gewölbe, das den Edelstein in seine Mitte nahm und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt ihm eine freche Faust das Herz durchstiefs. Er sank, es flofs sein Blut, die Flamm' erlosch, und eine weifse Taube flog empor.. —

Du lachst der weifsen Taube? Soll einmal ein Geier dir, dem Sterbenden, die Brust durchbohren? dem Gestorbenen das Aug' ein Rab' aushacken? aus der Asche sich Molch oder Natter winden? Spotte nicht des Bildes, das die Sage sich erschuf. Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Mut. Herder.

231. Der Schwanritter.

Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Witwe und Waise ungeachtet, des Landes, das nach deutschem Rechte auf keine Weiber erben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem Könige zu klagen, und als bald darauf Karl nach Niederland zog und einen Tag zu Neumagen am Rheine halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsen Herzog gekommen und wollte der Klage zu Antwort stehen. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute; da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm

den Rhein herdann und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich. In dem Schiffe aber ruhte ein schlafender Ritter. Sein Schild war sein Hauptkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg. Der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann und brachte sein Schiff an das Gestade. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich ob diesem seltsamen Ereignis. Jedermann vergaß der Klage der Frauen und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke. Wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst zur Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! Wann ich dein wieder bedarf, will ich dir schon rufen.“ Sogleich schwang sich der Schwan und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen weg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an. Karl ging wieder ins Gestühl zu seinem Gericht und wies jenem eine Stelle unter den andern Fürsten an.

Die Herzogin von Brabant, in Gegenwart ihrer schönen Tochter, hub nunmehr ausführlich zu klagen an, und hernach verteidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampfe für sein Recht, und die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, das ihre zu bewähren. Da erschrak sie heftig; denn er war ein auserwählter Held, an den sich niemand wagen würde. Vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen umgehen, keiner war da, der sich ihr erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte. Da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf wurde von beiden Seiten zum Streite gerüstet, und nach einem langen und hartnäckigen Gefecht war der Sieg endlich auf seiten des Schwanritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da neigten sie und die Tochter sich vor dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die ihm angetragene Hand der Jungfrau mit dem Beding an, daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei; denn außerdem müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohl geraten. Aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war, und endlich tat sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: „Nun hast du selbst unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen.“ Die Herzogin bereute es, aber zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen. Darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk. Dann trat er ins Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Bein und Herzen, doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen Kindern stammen viele edle Geschlechter. Alle führen den Schwan im Wappen.

Grimm.

232. Die Nibelungensage.

In den Niederlanden, zu Xanten am Rhein, wuchs der Königssohn Siegfried zum Helden heran. Schon in seiner Jugend besaß er wunderbare Stärke und verrichtete gewaltige Taten. Er besiegte die Nibelungen (die Söhne des Nebels, der Finsternis, der Unterwelt) und gewann den von ihnen bewachten „Hort" (einen unermeßlichen Schatz an rotem Gold und edlem Gestein). Einem andern Zwerge entriß er im heißen Kampfe die wundersame Tarnkappe. Wer die trug, der war unsichtbar und besaß die Stärke von zwölf Mann. Auch erschlug er einen im Walde hausenden, gefährlichen Lindwurm. Als er das Ungeheuer getötet hatte, badete er sich in dem Blute desselben. Davon wurde seine Haut so fest wie Horn, so daß kein Pfeil und keine Lanze hindurchdringen konnte.

Mit glänzendem Gefolge zog Siegfried einst in das Burgunderland, nach Worms. Hier lebte die schöne Kriemhilde, des Burgunderkönigs Gunther Schwester; um die wollte er werben. Herrlich wurde er empfangen und köstlich bewirtet, wie es eines so großen Helden würdig war. Ein ganze Jahr weilte er als Gunthers Kampfgenosse zu Worms und verrichtete von neuem große Taten. Mit Gunther zog er auch nach Island. Dort wohnte die durch wunderbare Schönheit, aber auch durch wunderbare Stärke ausgezeichnete Brunhilde; diese hatte Gunther sich zum Weibe erkoren. Das war ein schweres und gefährliches Unterfangen; denn Brunhilde wollte sich nur dem zu eigen geben, der ihr an Kraft überlegen war. Darum pflegte sie jeden Freier zum Wettkampfe herauszufordern. Sie warf mit ihm die Lanze, sie schleuderte den riesigen Wurfstein und sprang dem geworfenen Steine in kühnem Sprunge nach. Wen sie in diesen Kampfspielen überwand, den ließ sie töten. Auch König Gunther würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn Siegfried ihm nicht beigestanden hätte. Dieser hüllte sich in seine unsichtbar machende Tarnkappe, trat an Gunthers Seite, der nur zum Scheine die Kampfbewegungen machte, und rang an seiner Stelle mit der stolzen Königin. So verschaffte er ihm den Sieg und damit die Hand der Brunhilde. Zum Danke dafür gab ihm Gunther seine Schwester Kriemhilde zum Weibe. Mit ihr zog der Held heimwärts und übernahm das Reich des Vaters.

Zehn Jahre verflossen in Ruhe und Glück. Da wurden Siegfried und Kriemhilde nach Worms zu einem fröhlichen Feste geladen. Ohne Bedenken folgten sie der Einladung, und glänzend wurden sie in Worms empfangen. Bald aber gerieten die beiden Königinnen in Streit. Brunhilde fühlte sich tödlich beleidigt und sann auf Rache. Sie wandte sich an den grimmen Hagen, und dieser versprach, Siegfried meuchlings zu ermorden.

Einst ward eine große Jagd veranstaltet. Auch Siegfried nahm an derselben teil und zeichnete sich durch Kraft und Gewandtheit vor allen andern aus. Nach der Jagd sammelten sich die Helden. Alle waren durstig. Da schlägt Hagen vor, einen Wettlauf nach einem nahen Brunnen

zu machen. Der Wettlauf beginnt. Wie wilde Panther springen Hagen und Siegfried durch den Waldklee. Siegfried ist zuerst zur Stelle. Ruhig legt er die Waffen ab. Dann beugt er sich zum Brunnen. Da springt Hagen herzu, schleudert den Speer, Siegfrieds eigene Waffe, und trifft den Helden an der Stelle zwischen den Schultern, wo er verwundbar war. Aber obgleich zum Tode verwundet, verläßt den Helden noch nicht die alte Kraft. Er ergreift den Schild und schlägt damit so gewaltig auf Hagen los, daß der Wald widerhallt von den gewaltigen Schlägen. Dann aber wanken seine Füße, und er stirbt.

In tiefer Trauer und in untröstlichem Schmerze weilte Kriemhilde dreizehn Jahre zu Worms. Geben war ihre einzige Freude, und das konnte sie mit vollen Händen. Sie besaß ja den von Siegfried errungenen Schatz der Nibelungen, an dem zwölf Wagen vier Tage und vier Nächte zu fahren gehabt hatten. Aber der böse Hagen wollte ihr auch diesen Trost nicht lassen. Er versenkte den Hort in den Rhein.

Da warb der Hunnenkönig Etzel um Kriemhildens Hand. Sie nahm die Werbung an und zog in das ferne Hunnenland. Und wieder waren dreizehn Jahre vergangen. Da glaubte Kriemhilde, die Zeit der Rache sei gekommen. Sie lud ihre Verwandten zu einem Feste nach der Etzelsburg. Mit Tausenden ihrer Mannen und Knechte zogen die Burgunderkönige und Hagen gen Osten. Festlich wurden sie empfangen, Aber bald kam es zum Kampfe. Alle Burgunder wurden erschlagen. auch Gunther und Hagen; und zuletzt mußte auch Kriemhilde den Tod erleiden.

†

233. Das Riesenspielzeug. 295.

1. Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ei, artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus!"
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind.
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n."

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein;
er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!"

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
so klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin;
der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot.
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

11. Burg Nideck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Chamisso.

234. Harras, der kühne Springer. 280.

1. Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
die Welt dem Morgen entgegen;
noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
da begann sich's im Tale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
und tief aus dem Wald zum Gefechte
sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

2. Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
wie Brausen des Sturms und Gewitter,
und voran auf feurig schnaubendem Roß
der Harras, der mutige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
den Gegner noch heut' zu erreichen
und die feindliche Burg zu besteigen.

3. So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
es lauert nicht länger verborgen;
denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt;
das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
und die Schwerter entfliegen der Scheide.

4. Wie der Wald dumpf donnernd widerklingt
von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren, der Helmbusch winkt,
und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,—
sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
und keiner will sich ergeben;
denn Freiheit gilt's oder Leben.

5. Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
der Übermacht muß es erliegen;
das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
und sein Roß trägt den mutigen Streiter
durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

6. Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
jagt irrend durch Flur und Gehege;
denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein;
schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
und zwischen den Zweigen wird's helle,
und er sprengt zu der lichteren Stelle.

7. Da hält er auf steiler Felsenwand,
hört unten die Wogen brausen;
er steht an des Zschopautals schwindelndem Rand
und blickt hinunter mit Grausen.

Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n
sieht er seine schimmernde Feste steh'n.
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

8. Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief', —
doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel;
und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
er hört, wie von allen Seiten
ihn die feindlichen Scharen umreiten.

9. Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
ob Tod in den Wogen er wähle;
dann sprengt er vor an die Felsenwand
und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
und er setzt hinab in die Fluten.

10. Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
der Ritter ist wohl erhalten.
Und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand,
und die Seinen steh'n an des Ufers Rand,
und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Mutigen nimmer. Theodor Körner.

235. Des Sängers Fluch.

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr,
weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,
drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

2. Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar;
der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's getan!" —

8. Dem Vater grauset's; er reitet geschwind,
er hält in den Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Mühe und Not;
in seinen Armen das Kind war tot.

Goethe.

237. Der getreue Eckart.

1. „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
und lassen nur leer uns die Krüge."

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
dann sind sie euch hold, die Unholden."

3. Gesagt, so gescheh'n! Und da naht sich der Graus
und siehet so grau und so schattenhaft aus,
doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
nun saust es und braust es, das wütige Heer,
ins weite Getal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut." —
„Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut;
nur schweiget und horchet wie Mäuslein!

5. Und der es euch anrät, und der es befiehlt,
er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
ein jedes den Eltern bescheiden genug
und harren der Schläg' und der Schelten.

Doch siehe, man kostet: „Ein herrliches Bier!“
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag.
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
„Wie ist's mit den Krügen ergangen?“
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
und gleich sind vertrocknet die Krüge. —

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
so horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Goethe.

238. Was Münchhausen erzählt.

1. Einmal jagte ich zwei ganze Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen zu Ende. Endlich kam mir aber der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehre erreichen konnte. Er stürzte nieder; und was meinen Sie, was ich nun fand? Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paare müde, so warf er sich wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden oberen mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

2. Einst, als ich mein Blei verschossen hatte, stieß mir ganz wider mein Vermuten der stattlichste Hirsch von der Welt auf. Er blickte so mir nichts, dir nichts mir ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirschkerne, von denen ich, so hurtig sich das tun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten in sein Hirn zwischen das Geweihe. Der Schuß betäubte ihn zwar, er taumelte, machte sich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre danach war ich in eben demselben Walde auf der Jagd, und siehe: zum Vorschein kam ein stattlicher Hirsch mit einem voll ausgewachsenen Kirschbaume, mehr denn zehn Fuß hoch, zwischen seinem Geweihe. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirsch als mein erworbenes Eigentum und legte ihn mit einem Schusse zu Boden, wodurch ich denn auf einmal Braten

und Kirschen zugleich erhielt; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikat nicht gegessen hatte.

3. Einst ritt ich über Land, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören oder zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wußte weder Weg, noch Steg. Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzen Baumstaken, der über den Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und tat ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller, lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich mitten in einem Dorf auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen, doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen, das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt, ich war im Schlafe nach und nach, so wie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über den Schnee hervorragte, gehalten, und woran ich mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Turmes gewesen. Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, zerschoß die Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und setzte meine Reise fort.

239. Von den Schildbürgern.

1. Auf eine Zeit verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden um ihr Hab und Gut besorgt, es möchte ihnen dasselbe von den Feinden weggeführt werden. Besonders bange war ihnen um eine Glocke, die auf dem Rathause hing. Auf diese, dachten sie, könnte das Kriegsvolk ein besonderes Auge haben und Büchsen daraus gießen wollen. So wurden sie denn nach langem Ratschlagen eins, dieselbe bis zum Ende des Krieges in den See zu versenken und sie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als sie aber die Glocke hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein, wie sie den Ort denn auch wiederfinden könnten, wo sie die Glocke ausgeworfen hätten. „Da laß dir keine grauen Haare wachsen," sagte der Schultheiß und schnitt mit dem Messer einen Kerf in das Schiff an den Ort, wo sie die Glocke in den See versenkten. „Hier, bei dem Schnitte," sprach er, „wollen wir sie wieder erkennen." So ward die Glocke hinausgeworfen und versenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerfschnitt an dem Schiffe fanden sie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So mangelten sie forthin ihrer guten Glocke.

2. Um ein Rathaus zu bauen, zogen die Schildbürger einmütig miteinander in den Wald, der jenseit des Berges in einem Tale gelegen war, und fingen an, das Bauholz zu fällen. Als es von Ästen gesäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts anderes zu haben als eine Armbrust, auf der sie es heimschießen könnten. Da sie aber eine solche nicht hatten, so schleppten sie die Bauhölzer unter viel Schnaufen und Atemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab, alle bis auf eins, das das letzte war. Dieses fesselten sie gleich den andern auch, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen den Berg hinauf und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Aber Stricke und Seile waren zu schwach, das Holz entging ihnen und fing an, von selbst fein allgemach den Berg hinabzurollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es wie ein anderer Stock stille liegen blieb.

Solchem Verstande dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zu Ende zu und verwunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch alle," sprach endlich einer unter ihnen, „rechte Narren, daß wir uns solche Mühe gegeben haben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht, und erst dieser Klotz mußte uns lehren, daß sie von selbst besser hätten hinuntergehen können!" — „Nun, dem ist Rat zu schaffen," sagte ein anderer; „wer sie hinabgetan hat, der soll sie auch wieder hinauftun. Darum, wer mit mir dran ist, spute sich! Haben wir erst die Hölzer wieder hinaufgeschoben, so können wir sie alle wieder herunterrollen lassen; dann haben wir mit Zusehen unsere Lust und werden für unsere Mühe ergötzt!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl. Wenn sie zuvor, als sie das Holz den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder hinaufbrachten. Nur das eine Holz, das von selbst die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf um seiner Klugheit willen. Nachdem sie sich so geplagt hatten und alle Hölzer wieder oben waren, ließen sie dieselben allmählich eins nach dem andern den Berg hinabtaumeln, standen droben und ließen sich den Anblick wohlgefallen.

Rätsel, Denksprüche und Sprichwörter.

240. Rätsel.

248. 315.

1. Unter allen Schlangen ist eine auf Erden nicht gezeugt,
mit der an Schnelle keine, an Wut sich keine vergleicht:
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme auf ihren Raub sich los,
vertilgt in einem Grimme den Reiter und sein Roß.
Sie liebt die höchsten Spitzen, nicht Schloß, nicht Riegel kann
vor ihrem Anfall schützen; der Harnisch lockt sie an.
Sie bricht wie dünne Halmen den stärksten Baum entzwei;
sie kann das Erz zermalmen, wie dicht und fest es sei.
Und dieses Ungeheuer hat zweimal nie gedroht, —
es stirbt im eignen Feuer, wie's tötet, ist es tot!

Schiller.

2. Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'.
Der höchsten Schiffe höchste Masten
ziehn unter ihrem Bogen hin,
sie selber trug noch keine Lasten
und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.
Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
so wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt!
Schiller.

---

3. Ich weiß ein Paar, sind Mann und Weib,
die haben beide einen Leib,
sind älter als die Männer und Frauen,
die je die Sonne möcht' beschauen.
Das Weib ist schwarz, der Mann ist weiß;
sie voller Schlaf, er voller Fleiß;
drum können sie sich nie vergleichen,
kommt eins, so muß das andre weichen.
Mehr helle Augen hat die Frau
als in dem Hof der stolze Pfau.
Viel tausend Lichter man hier findet,
viel Fackeln werden angezündet.
Doch sieht sie minder als der Mann,
der nur ein Auge brauchen kann.

---

4. Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
doch ziert's des größten Kaisers Hand;
es ist gemacht, um zu verletzen,
am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
niemand beraubt's und macht doch reich;
es hat den Erdkreis überwunden,
es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
die ält'sten Städte hat's erbaut;
doch niemals hat es Krieg entzündet,
und Heil dem Volk, das ihm vertraut!
Schiller.

5. Zwei Eimer sieht man ab und auf
in einem Brunnen steigen,
und schwebt der eine voll herauf,
muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her
abwechselnd voll und wieder leer,
und bringst du diesen an den Mund,
hängt jener in dem tiefsten Grund.
Nie können sie mit ihren Gaben
in gleichem Augenblick dich laben.
Schiller.

6. Ein Vogel ist es, und an Schnelle
buhlt es mit eines Adlers Flug;
ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
die noch kein größres Untier trug.
Ein Elefant ist's, welcher Türme
auf seinem schweren Rücken trägt;
der Spinnen kriechendem Gewürme
gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
so steht's gleichwie auf festen Füßen
und trotzt dem wütenden Orkan.
Schiller.

7. Es steht ein groß geräumig Haus
auf unsichtbaren Säulen.
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
ist es mit Kunst gezimmert.
Es steckt sich selbst die Lampe an,
die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, kristallenrein,
von einem einz'gen Edelstein!
Doch noch kein Auge schaute
den Meister, der es baute.
Schiller.

8. Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
der kleinste Rahmen faßt es ein;
doch alle Größe, die dich rühret,
kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein.
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
in seinem wundervollen Ring,
und doch ist, was er von sich strahlet,
noch schöner, als was er empfing.
Schiller.

9. Kennst du die Brücke ohne Bogen
und ohne Joch, von Diamant,
die über breiter Ströme Wogen
errichtet eines Greises Hand?
Er baut sie auf in wenig Tagen,
geräuschlos, du bemerkst es kaum;
doch kann sie schwere Lasten tragen
und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
so hüpft ein Knabe froh daher,
der reißt die Brücke eilig nieder;
du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

10. Der mich macht, der will mich nicht;
der mich trägt, behält mich nicht;
der mich kauft, bedarf mein nicht;
der mich braucht, der weiß es nicht.

11. Arabien ist mein Vaterland,
in Deutschland werd' ich braun gebrannt,
in einer Mühle klein gemahlen;
dann fühl' ich heiße Wasserqualen,
zuletzt gießt man noch Milch mir zu,
trinkt mich und raucht Tabak dazu.

12. Verfertigt ist's vor langer Zeit,
doch mehrenteils gemacht erst heut;
sehr schätzbar ist es seinem Herrn,
und dennoch hütet's niemand gern.

13. Mit H muß es sehr viel vollbringen,
mit W wirst du von ihm beschützt,
mit R ist's an gar vielen Dingen,
mit S wird's oft zum Bau benützt,
mit T bezeichnet's eitle Güter,
mit B ist es der Frauen Zier,
mit L erfreut es die Gemüter
der Schiffenden wohl für und für.

241. Dichtersprüche.

294. 307.

1. Zwischen heut' und morgen
liegt eine lange Frist;
lerne schnell besorgen,
da du noch munter bist.

2. Mit einem Herren steht es gut,
der, was er befohlen, selber tut.

3. Tu nur das Rechte in deinen Sachen,
das andere wird sich von selber machen.

4. Gesell dich einem Bessern zu,
daß mit ihm deine Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist wie du,
der kann dich auch nicht weiter bringen.

5. Wohl unglückselig ist der Mann,
der unterläßt das, was er kann,
und unterfängt sich, was er nicht versteht;
kein Wunder, daß er zugrunde geht.

6. Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Der nicht befehlen u. nicht gehorchen kann.

7. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

8. Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
ein letztes Glück und einen letzten Tag.

9. Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen;
denn das Glück ist immer da.

Goethe.

---

10. Wie du glaubst, so lebst du;
wie du lebst, so stirbst du;
wie du stirbst, so fährst du;
wohin du fährst, da bleibst du.

11. Sei mild bei deines Nächsten Fehle,
doch strenge deiner eignen Seele;
verschließ' dein Herz dem Weltgetümmel
und halt es offen für den Himmel!

12. Da du einst das Licht der Welt begrüßt,
weintest du, es freuten sich die Deinen;
lebe so, daß, wenn dein Aug' sich schließt,
du dich freust, die Menschen aber weinen.

307.

13. Immer strebe zum Ganzen; und kannst du selber kein Ganzes
werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

14. Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

15. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. 16. Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst. 17. Verbunden werden auch die Schwachen mächtig. 18. Früh übt sich, wer ein Meister werden will. 19. Der Siege göttlichster ist das Vergeben. 20. Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, auf Gott vertraut und die gelenke Kraft, der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not. 21. Dreifach ist der Schritt der Zeit: Zögernd kommt die Zukunft hergezogen, pfeilschnell ist das Jetzt entflogen, ewig still steht die Vergangenheit.

Schiller.

242. Sprüche und Sprichwörter.

100.

1. Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser als viel Geld und Gut.

2. Frage nicht, was andre machen,
acht auf deine eignen Sachen!

3. Wer seine Schuh' kann selber flicken,
der darf sie nicht zum Schuster schicken.

4. Was du nicht willst, daß dir geschicht,
das tu auch einem andern nicht.

5. Tanzen, Kartenspiel und Wein
reißen große Häuser ein.

6. Wer sein Bette macht am Morgen,
braucht den Tag nicht mehr zu sorgen.

7. Laß deinen Mund verschlossen sein,
sonst schluckst du lauter Fliegen ein.

8. Einigkeit, ein festes Band,
hält zusammen Stadt und Land.

9. Wer in Frieden will walten,
muß leiden und still halten.

10. Menschen und Wind
ändern sich geschwind.

11. Mit Gott den Anfang,
sonst geht es den Krebsgang.

12. Arbeit macht uns frohe Tage,
Trägheit wird uns selbst zur Plage.

13. Allzu fetter Herd
selten lange währt.

14. Vergleichen und vertragen
ist besser als zanken und klagen.

15. Gemach in die Kohlen geblasen,
so fährt dir keine Asche in die Nasen.

16. Was einmal unrecht gewesen ist,
das bleibt unrecht zu aller Frist.

17. Vorgetan und nachbedacht,
hat manchen in groß' Leid gebracht.

18. Nichts behält, wer allzuviel
auf einmal ergreifen will.

19. Wenn dich die Lästerzunge sticht,
so laß es dir zum Troste sagen:
Es sind die schlecht'sten Früchte nicht,
woran die Wespen nagen.

20. Die uns lehren,
müssen wir ehren.

21. Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

22. Almosengeben armet nicht,
Kirchengehen säumet nicht,
unrecht Gut gedeihet nicht,
Gottes Wort trüget nicht.

23. Großtun tut es nicht allein,
sonst holte die Kuh den Hasen ein.

24. Sich selbst bekämpfen, ist der allerschwerste Krieg;
sich selbst besiegen, ist der allerschönste Sieg.

243. Sprichwörter.

54.

1. Wer sich heute nicht bessert, wird morgen ärger. 2. Es ist keiner so stark, er findet einen Stärkeren. 3. Was einer einbrockt, das muß er ausessen. 4. Man entgeht wohl der Strafe, aber nicht dem Gewissen. 5. Je lieber das Kind, je schärfer die Rute. 6. Wer nicht vorwärts kommt, kommt rückwärts. 7. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben. 8. Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. 9. Hausfriede ist Hausfreude. 10. Irren ist menschlich. 11. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. 12. Verzeih dir nichts und andern viel. 13. Vom Verräter frißt kein Rabe. 14. Tadeln ist leicht, Bessermachen schwer. 15. Guter Rat ist Goldes wert. 16. Gott ist der Armen Vormund. 17. Wer ein gläsern Dach hat, darf nicht mit Steinen werfen. 18. Wer im Rohre sitzt, hat gut Pfeifen schneiden. 19. Wer den Papst zum Freunde hat, kann leicht Kardinal werden. 20. Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. 21. Mit Speck fängt man Mäuse. 22. Einem jeden dünkt gut, was er selber tut. 23. Die Blum' im Garten lehrt, wie lange Schönheit währt. 24. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.

Herz und Mund. 1. Wo dein Herz, da dein Gott. 2. Was von Herzen kommt, das geht zu Herzen. 3. Was dem Herzen gefällt,

das suchen die Augen. 4. Reines Herz und froher Mut stehn zu allen Kleidern gut. 5. Mund und Herz sind eine Spanne voneinander. 6. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. 7. Der Mund lügt alles und nicht das Herz. 8. Reiner Mund und treue Hand gehen wohl durchs ganze Land. 9. Lieber mit den Füßen gestrauchelt als mit der Zunge. 10. Böse Zungen schneiden schärfer als Schwerter. 11. Zwei Zungen stehen übel in einem Munde. 12. Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber manchem den Rücken ein. 13. Stille Wasser sind tief. 14. Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise beantworten können. 15. Es ist auf Erden keine größere List, als wer seiner Zunge Meister ist.

80.

Auge und Ohr. 1. Vier Augen sehen mehr als zwei. 2. Wer die Augen nicht auftut, muß den Beutel auftun. 3. Das Auge ist des Herzens Zeuge. 4. Es schlafen nicht alle, welche die Augen zuhaben. 5. Die Augen sind oft größer als die Schüssel. 6. Die Augen glauben sich selbst, die Ohren andern Leuten. 7. Wer Ohren hat zu hören, der höre. 8. Man kann viel hören, ehe ein Ohr abfällt. 9. Es geht oft zu einem Ohr hinein, zum andern heraus. 19. Hören, sehen und — schweigen verhütet manchen Krieg. 11. Hör und sei nicht taub, aber langsam glaub! 12. Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand'.

Die Ehre. 1. Ehre, dem Ehre gebührt. 2. Je mehr Ehr', je mehr Beschwer. 3. Viel Würden, viel Bürden. 4. Ein Biß in die Ehr' heilt nimmermehr. 5. Wächst die Ehre spannenlang, wächst die Torheit ellenlang. 6. Ehre verloren, alles verloren. 7. Besser Ehr' ohne Leben als Leben ohne Ehr'. 8. Eigenlob stinkt, Freundes Lob hinkt, fremdes Lob klingt. 9. Löffelkraut ist dem Faulen lieber als Ehrenpreis. 10. Ehrenpreis ist besser als Tausendgüldenkraut.

244. Des Landmanns Wetterregeln.

1. Wenn die Tage beginnen zu langen, kommt der Winter gegangen. 2. Ist der Jänner mild und naß, bleibet leer des Winzers Faß. 3. Fabian Sebastian (20. Januar) läßt den Saft in die Bäume gahn. 4. Zu Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf im Schafstall als die Sonne am Himmel. 5. März kriegt den Pflug beim Sterz. 6. Märzenschnee tut dem Bauer und den Saaten weh. 7. Ein Lot Märzenstaub ist einen Dukaten wert. 8. April mag sein, wie er will, Laub und Gras bringt er doch. 9. Mai, kühl und naß, füllt dem Bauer Scheuer und Faß. 10. Juni, feucht und warm, macht den Bauer nicht arm. 11. Wenn im Juli stets wechseln Regen und Sonnenschein, so wird die Ernte reichlich sein. 12. Was der August nicht kocht, kann der September nicht braten. 13. Ist Martinstag ein trüber Tag, folgt gelinder Winter nach. 14. Abendrot gut' Wetter Bot'. 15. Früh Regen und früh Bettelleut' bleiben nicht, bis es zwölfe läut't. 16. Wenn Mond und Sonne Höfe haben, wird Regen bald die Erde laben. 17. Gibt es grüne Weihnachtsfeier, liegen im Schnee die Ostereier.

II. Abteilung.

Bilder aus der Geschichte.

245. Die Ägypter.

Die alten Ägypter waren ein betriebsames, äußerst mächtiges, zur Schwermut und zu düsterem Nachsinnen geneigtes Volk. Sie schieden sich streng in fünf erbliche Stände oder **Kasten**: in Priester, Krieger, Handwerker, Ackerbauer Hirten, zu denen später noch zwei andere, Dolmetscher und Schiffer, kamen. Die Priester standen in hohem Ansehen. Sie allein befanden sich im Besitze wissenschaftlicher Kenntnisse, kannten die Hieroglyphenschrift und waren Richter, Ärzte, Baumeister und Ratgeber der Könige. Sie wohnten bei den Tempeln, deren es in allen Hauptorten gab, und ihnen gehörte der dritte Teil aller Ländereien. Die Könige, denen auch die Priester untertan waren, stammten aus der Kaste der Krieger und wurden Pharaonen genannt. Strenge Gesetze regelten die gesellschaftliche Ordnung der Ägypter. Ein sehr wirksamer Antrieb zur Führung eines tadelfreien Lebenswandels lag für sie in den sogenannten Totengerichten. Kein Volk verwendete mehr Zeit und Fleiß auf die Beerdigung seiner Toten als die Ägypter. Sie hatten nämlich den Glauben, daß nur mit der Erhaltung des irdischen Leibes, auch wenn dieser tot sei, das Fortbestehen der Seele verbunden wäre. Darum suchte man den toten Körper vor der Verwesung zu schützen. Man salbte ihn ein und überzog ihn äußerlich mit einer sich verhärtenden, aber durchsichtigen Materie; nach dem dabei verwendeten persischen Erdharz „mûm“ hießen die auf diese Art einbalsamierten Leichname **Mumien**. Während die Ägypter ihre sehr einfach eingerichteten Wohnungen als Herbergen bezeichneten, nannten sie die Begräbnisstätten, die an Orten errichtet wurden, welche den Überschwemmungen nicht ausgesetzt waren, ewige Häuser. Ob nun ein Verstorbener des ehrenvollen Begräbnisses würdig sei, darüber entschied das Totengericht, das aus vierzig Richtern bestand, welche den Lebenswandel des Verstorbenen untersuchten. Selbst die Könige waren einem solchen Gerichte unterworfen.

Die **Religion** der Ägypter war ein bloßer Naturdienst. Sie verehrten alles, was sie entweder zu dankbarer Anerkennung oder zur Besorgnis und Furcht veranlaßte: die Gestirne, den Nil, selbst Tiere und

Pflanzen. Die höchste Verehrung genossen Osiris (die Sonne) und seine Gattin Isis (der Mond) und von den Tieren der Apis, ein schwarzer Stier mit weißem Dreieck auf der Stirn, in dem nach ihrem Glauben die Seele des Osiris wohnte, ferner die Katze, das Krokodil, der Ichneumon und der Ibis. Starb eines dieser Tiere, so erfüllte Bestürzung und Trauer das Haus und den Ort, wo sich das Ereignis zugetragen hatte; und wer gar den Tod eines solchen verursacht hatte, der mußte das Verbrechen mit dem Tode büßen.

Die Bauten der Ägypter erregen noch heute in ihren Überresten Staunen und Verwunderung. Zur Ehre der Götter oder zur Verewigung denkwürdiger Begebenheiten errichteten sie vor den Tempeln oder auf öffentlichen Plätzen Obelisken, d. i. viereckige, in eine Spitze auslaufende, meist polierte und mit Hieroglyphen bedeckte Säulen, die aus einem einzigen Granitblocke bestanden und eine Höhe von 20 bis 60 m hatten. Noch bewundernswerter sind die Pyramiden. Es sind dies riesenhafte, viereckige Gebäude, die von einer breiten Grundfläche ausgehen und allmählich in einer abgestumpften Spitze enden. Sie bestehen aus ungeheueren Quadersteinen und enthalten im Innern viele Gänge und Kammern. Man vermutet, daß diese Riesenbauten von 100 bis 148 m Höhe zu Begräbnisplätzen für die Könige bestimmt waren. Minder alt, aber ebenso berühmt wie Obelisken und Pyramiden, war das jetzt ganz in Trümmer gefallene Labyrinth in Mittelägypten. Dasselbe war ein Gebäude, halb über, halb unter der Erde; es hatte 3000 Gemächer, von denen sich 1500 unter der Erde befanden. Die Verbindungen aller dieser Räume waren so mannigfaltig, daß sich ein Fremder ohne Führer nicht herauszufinden vermochte.

Nach Welter.

246. Belsazer.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
in stummer Ruh lag Babylon.
2. Nur oben in des Königs Schloſs,
da flackert's, da lärmt des Königs Troſs.
3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazer hielt sein Königsmahl.
4. Die Knechte saſsen in schimmernden Reih'n
und leerten die Becher mit funkelndem Wein.
5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
so klang es dem störrigen Könige recht.
6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
im Wein erwuchs ihm kecker Mut.
7. Und blindlings reiſst der Mut ihn fort,
und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort;
8. Und er brüstet sich frech und lästert wild,
die Knechteschar ihm Beifall brüllt.
9. Der König rief mit stolzem Blick;
der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
das war aus dem Tempel Jehovahs geraubt.
11. Und der König ergriff mit frevler Hand
einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand;
12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
und rufet laut mit schäumendem Mund:
13. „Jehovah, dir künd' ich auf ewig Hohn!
Ich bin der König von Babylon!"
14. Doch kaum das grause Wort verklang,
dem König ward's heimlich im Busen bang.
15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
es wurde leichenstill im Saal.
16. Und sieh! und sieh! an weifser Wand,
da kam's hervor wie Menschenhand
17. Und schrieb und schrieb an weifser Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.
18. Der König stieren Blicks da safs,
mit schlotternden Knien und totenblafs.
19. Die Knechteschar safs kalt durchgraut
und safs gar still, gab keinen Laut.
20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
zu deuten die Flammenschrift an der Wand.
21. Belsazer ward aber in selbiger Nacht
von seinen Knechten umgebracht.

Heine.

247. Leben und Sitten der Spartaner und Athener.

Die beiden berühmtesten Völker des alten Griechenlands waren die Spartaner und Athener. Beide waren aber von ziemlich verschiedener Denkart und Sitte. Die Spartaner waren streng, hart und kriegerisch; die Athener dagegen besaßen ein so lebendiges Gefühl für alles Schöne und Große, daß Athen die Lehrerin der Künste für alle gebildeten Völker der Erde geworden ist.

1. Die Spartaner erhielten ihre Einrichtungen und Gesetze durch Lykurg, der um das Jahr 888 v. Chr. lebte.

Einfach und mäßig sollte nach seinem Willen das spartanische Volk sein. Das Streben nach bloßem Reichtum wollte er verbannen; jeder sollte sich mit dem, was er zum Lebensunterhalte brauchte, begnügen. Gleichmäßig verteilte er darum den gesamten Grund und Boden an die einzelnen Familien. Geiz und Habsucht sollten in Sparta unbekannt sein; darum führte Lykurg eisernes Geld ein, das außerhalb Sparta wertlos war. So groß und schwer waren die Münzen, daß man zum Fortschaffen einer unbedeutenden Summe eines zweispännigen Wagens bedurfte.

Vor allem sollten die Spartaner ein kriegerisches Volk sein. Zu diesem Zwecke konnte der Staat nur gesunde und kräftige Bürger brauchen; darum wurden die schwächlichen und mißgestalteten Kinder

als Neugeborene in einen Abgrund geworfen oder zum Verhungern ausgesetzt. Frei und ungehemmt sollten sich die Glieder des Säuglings entfalten; darum durfte er nicht mit Bändern und Windeln umwickelt werden. Furcht sollte schon dem Kinde unbekannt sein; darum gewöhnte man es frühzeitig an das Alleinsein im Dunkeln.

Bis zum 7. Jahre blieben die Knaben im Hause der Eltern, von da ab wurden sie auf öffentliche Kosten gemeinsam erzogen. In Rotten geteilt, lebten sie beständig zusammen, aßen, spielten und lernten miteinander. Alles war darauf berechnet, den Körper durch Abhärtung kräftig und durch Übung geschmeidig zu machen. Die Knaben gingen barfuß, mit kahl geschorenem Kopfe und größtenteils nackt. Des Nachts schliefen sie gemeinsam auf Schilf, das sie vorher am Ufer des nahen Flusses mit bloßer Hand knickten. Karg war die Kost und strenge die Zucht; denn das, sagte man, bilde die besten Männer. Unter Übungen im Laufen und Springen, im Ringen und Speerwerfen verstrich der Tag. Auf die Bildung des Geistes durch Kunst und Wissenschaft wurde nur wenig Zeit verwandt. Doch gewöhnte man schon früh die Jugend an richtiges Denken und an treffende Kürze im Ausdruck. Eine kurze, bündige Rede nennt man noch heute „lakonisch".

Vor allem wurden die Tugenden gepflegt, die einen Krieger zieren. Sparta war ohne Mauern. Mut und Tapferkeit seiner Bürger sollten dieselben ersetzen. Die Schlacht war dem spartanischen Krieger ein Fest. Geschmückt und mit bekränztem Haupte ging er unter dem Klange der Flöten in den Kampf. Kurz waren die Schwerter; denn man liebte es, dem Feinde nahe zu sein. Der Fliehende war ehrlos; allen mußte er weichen, jeder durfte ihn schlagen, niemand redete mit ihm, alle bürgerlichen Rechte waren für ihn verloren. Darum reichte die Mutter dem Sohne, wenn er in den Krieg zog, den Schild mit den Worten: „Entweder mit ihm oder auf ihm." Mit Selbstbeherrschung mußte der Spartaner auch Schmerzen zu erdulden wissen. Darum pflegte man an gewissen Tagen des Jahres die Knaben, ohne daß sie einen Klagelaut hören lassen durften, vor dem Altar der Artemis bis auf das Blut zu geißeln.

Vor allen Dingen aber gewöhnte man die Jugend an unweigerlichen Gehorsam und an Ehrfurcht vor dem Alter. In Gegenwart Erwachsener mußte der Knabe ehrerbietig schweigen; und wenn ein bejahrter Mann erschien, so hatte er ihm durch sofortiges Aufstehen seine Achtung zu bezeigen. Darum sagte einmal ein Fremder, nur in Sparta sei es angenehm, alt zu werden.

2. Ganz verschieden von diesen strengen kriegerischen Sitten der Spartaner waren Neigung und Lebensweise der Athener. Zwar fehlte es auch ihnen keineswegs an Tapferkeit und Mut. Auch ihre Jugend wurde fleißig im Rennen und Reiten, im Ringen und Fechten geübt; aber die Erziehung war nicht bloß kriegerisch. Der athenische Jüngling mußte Kenntnisse besitzen: er mußte seinen Verstand üben im Nachdenken und seinen Schönheitssinn an schönen Gegenständen der Natur und Kunst bilden; er mußte zeichnen.

Besonders aber mußte er sich üben, seine Gedanken schön und gefällig auszudrücken, so daß er einst als Redner in den Volksversammlungen auftreten und seinen Mitbürgern eine Sache deutlich machen, sie von einem Vorhaben abschrecken oder sie für einen Gedanken begeistern konnte. Zu dem Zwecke lernten die athenischen Jünglinge schöne Stellen ihrer Dichter und berühmten Redner auswendig. Die größten Redner des Altertums sind daher Athener. Von Perikles sagte man, er trüge den Donner und Blitz auf seiner Zunge, und die Göttin der Redekunst säße auf seinen Lippen.

Athenische Baumeister haben die ersten großen und schönen Gebäude aufgeführt, nach denen man sich zu allen Zeiten als nach unübertreffbaren Mustern gebildet hat. Sie haben den Göttern die schönsten Tempel und dem Volke zur Aufführung von Schauspielen die prächtigsten Theater erbaut.

Berühmt auch waren die Gymnasien für Jünglinge und Männer, in denen man spazieren ging, wettlief, wettritt und rang; und da das Baden den alten Völkern weit wichtiger war, als es uns jetzt ist, und täglich wiederholt wurde, so hatten sie öffentliche und besondere Badehäuser, welche die griechische Kunst mannigfaltig auszuschmücken verstand. Alle diese öffentlichen Gebäude waren gewöhnlich mit Lusthainen umgeben.

Und nicht bloß Tempel, Theater und Gymnasien waren so schön erbaut und so von Künstlern geziert: auch auf den Straßen der Stadt standen Bildsäulen von den geschicktesten Künstlern. Und waren auch die Wohnhäuser von außen nicht prächtig, im Innern waren sie oft verschwenderisch ausgeschmückt.

Leib und Geist der heranwachsenden Jugend sollten gleichmäßige Pflege erfahren. Ehrsames, tätiges Leben war Pflicht jedes Bürgers. Streng war der Müßiggang verboten. Wer dreimal vergeblich vom höchsten Gerichtshofe wegen müßiggängerischen Lebens ermahnt worden war, verlor die bürgerlichen Rechte. Auf dem Markte die Wahrheit zu reden, von den Toten nichts Übles zu sprechen, Irrenden den Weg zu zeigen, waren Gesetze, die in Athen eifrig beobachtet wurden.

Nach Kunze und Bredow.

248. Sokrates.

388.

Sokrates war der Sohn eines Bildhauers und widmete sich in seiner Jugend der Kunst seines Vaters. Doch diese Beschäftigung genügte ihm nicht. Herrlicher, als Bilder aus Stein, Holz und Elfenbein zu schaffen, erschien ihm die Aufgabe, die Seelen der Menschen durch Lehre und Erziehung zur Weisheit und Tugend zu bilden. Vor allem arbeitete er an sich selbst; denn er wollte nicht allein andere die Weisheit lehren, sondern sie auch selber üben. Er lebte äußerst einfach und mäßig. Die geringste Kost genügte ihm. Seine Kleidung war ein schlichter Mantel, und fast zu jeder Zeit ging er barfuß. „Wer am wenigsten bedarf,“ sagte er, „kommt der Gottheit am nächsten.“ Bei dieser Gleichgültigkeit gegen äußere Güter verwarf er indes jede Über-

treibung. Einer seiner Freunde wollte es ihm zuvortun und ging, um recht viel Aufsehen zu erregen, in einem zerrissenen Mantel einher. „Freund!“ rief ihm Sokrates zu, „durch die Löcher deines Mantels schaut die Eitelkeit hervor!“

Seine Hauptbeschäftigung war, Jünglinge zu unterrichten. Er lehrte, ohne dafür Bezahlung zu fordern. Wer Lust hatte, durfte sich ihm als Schüler anschließen. Mit inniger Liebe hingen alle Schüler an dem weisen Lehrer. Sie kannten keinen größeren Genuß, als um ihn zu sein und ihn zu hören. Ein wißbegieriger Jüngling kam sehr oft mehrere Meilen weit nach Athen, um nur einen Tag den Unterricht des Sokrates zu genießen.

Aber je eifriger Sokrates für Wahrheit und Tugend wirkte, desto heftigeren Haß zog er sich bei dem großen Haufen seiner verdorbenen Mitbürger zu. Sie klagten ihn sogar öffentlich an und sagten: „Sokrates glaubt nicht an unsere Götter und verführt durch seine Lehren die Jugend.“ Und der edle Weise, schon ein Greis von 70 Jahren, wurde vor Gericht gestellt. Mit aller Ruhe verteidigte er sich. Im Bewußtsein seiner Unschuld verschmähte er, um Mitleid und Begnadigung zu bitten, wie das sonst wohl geschah. Das verbitterte die Richter, und sie verurteilten ihn zum Tode. Seine Freunde besuchten ihn täglich im Gefängnisse. Sie taten alles, den geliebten Meister zu retten. Sokrates sollte entfliehen; aber er sprach: „Man soll nicht Unrecht mit Unrecht vergelten. Ich habe lange unter den Gesetzen meines Vaterlandes gelebt und ihre Wohltaten genossen; ich gehorche ihnen auch jetzt, da sie zu meinem Verderben gemißbraucht werden.“ Am Abende seines Todestages erschien der Gerichtsdiener, einen Becher mit Gift in der Hand. Mit heiterem Antlitze nahm Sokrates denselben, betete und trank ihn leer. „Bringet doch den Göttern ein Dankopfer dar!“ sprach er zuletzt zu seinen Freunden. Dann hüllte er sich in seinen Mantel und verschied. So starb der weiseste und tugendhafteste der Griechen.

Andrä.

249. Beispiele römischer Vaterlandsliebe. 889.

1. Horatius Cocles. Schon oft war Rom von Feinden bedroht worden, aber noch nie hatte es in so großer Gefahr geschwebt als zu der Zeit, da der mächtige König von Clusium, Porsenna, an der Spitze eines gewaltigen Heeres gegen die Stadt zog. Er besetzte den Janiculus, einen Hügel hart an dem Tiber, und nur der Fluß trennte ihn noch von den feindlichen Mauern. Um Porsenna zu zwingen, die Belagerung aufzuheben, unternahmen die Römer eines Tages einen Ausfall. Sie wurden aber von den Clusiern mit Kraft zurückgeworfen, und fast wäre es diesen gelungen, mit den Fliehenden zugleich über die Brücke hinüber und in das geöffnete Tor zu dringen. Die Stadt schien verloren. Bloß ein Mann, Horatius Cocles mit Namen, blieb am Eingange der Brücke stehen. Zwei andere, durch das Beispiel des Tapfern ermuntert, gesellten sich zu ihm, und diese drei

Männer sperrten das Brückentor und hielten mit ihren Schildern und Schwertern den Feind zurück.

So laut als er kann, ruft der Heldenmütige seinen Mitbürgern zu: „Brecht schnell die Brücke ab! Um mich seid unbekümmert!" Die Brücke fällt. Auf dem letzten Balken retten sich noch die beiden andern hinüber. Jetzt kracht auch dieser in den Fluß hinab. Die Stadt ist gerettet. Mit den Worten: „Heiliger Flußgott, trage mich hinüber auf günstiger Welle!" springt Horatius in den Tiber, und glücklich erreicht er, obgleich von den Pfeilen der Feinde verfolgt, das jenseitige Ufer.

2. **Mucius Scävola.** Porsenna schloß Rom enge ein, um die stolzen Bürger durch Hunger zur Übergabe zu zwingen. Da, als die Not am größten war, faßte ein Jüngling — Mucius Scävola — den verwegenen Plan, durch Ermordung des Königs Porsenna der Retter seiner Vaterstadt zu werden. In der Frühe des Morgens schlich er sich in das feindliche Lager. Glücklich kam er durch alle Wachen, mischte sich unter einen Haufen Soldaten und drängte sich mit voran zum Zelte des Königs, wo gerade der Sold ausgezahlt wurde. Neben dem Könige saß sein Schreiber. Da dieser besser gekleidet und ein schönerer Mann war als jener, so hielt er ihn für Porsenna, näherte sich ihm und durchstach ihn rasch mit dem Dolche. Augenblicklich wurde er ergriffen, entwaffnet und vor den Fürsten geführt. „Wer bist du?" schnaubte ihn dieser an. „Ich bin ein Römer!" antwortete Mucius unerschrocken, „Mucius ist mein Name. Ich wollte den Feind meiner Vaterstadt töten, ich habe ihn verfehlt und fürchte nun den Tod nicht; denn mannhaft handeln und mannhaft leiden ist der Römer Sitte. Und wisse, ich bin nicht der einzige, der so denkt. Eine lange Reihe römischer Jünglinge hat sich wider dein Leben verschworen. Jeden Augenblick wirst du in Todesgefahr schweben. Immer wird ein geheimer Feind dich umlauern; denn die ganze römische Jugend hat dir den Krieg angekündigt, dir, dem Fürsten, allein!"

Porsenna erschrak und drohte, den Mucius lebendig zu verbrennen, wenn er nicht auf der Stelle die Verschwörung entdecke. „O!" rief Mucius, „glaubst du, du werdest mich dadurch schrecken? Siehe her und lerne, wie die, welche nach unvergänglichem Ruhme streben, ihren vergänglichen Leib für nichts achten!" Mit diesen Worten streckte er die rechte Hand in die lodernde Flamme eines nahen Kohlenbeckens.

Bei diesem Anblick sprang Porsenna vor Entsetzen auf. „Geh'!" rief er, „du hast feindseliger gegen dich als gegen mich gehandelt. Von mir hast du nichts mehr zu fürchten. Geh', wohin du willst!" — „Gut!" sprach Mucius, „so erfahre denn zum Danke, daß 300 Römer sich gegen dein Leben verschworen haben. Wir haben gelost, wer zuerst dich aufsuchen sollte; das Los hat mich getroffen. Die andern werden mir bald nachfolgen."

3. **Pyrrhus und Fabricius.** Die Tarentiner hatten den König Pyrrhus gegen die Römer zu Hilfe gerufen. Diese schickten den Fabricius, der zwar sehr arm war, aber wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit in der größten Achtung stand, damit er mit Pyrrhus über

die Auswechslung der Gefangenen unterhandle. Pyrrhus nahm den Fabricius freundlich auf und bat ihn, ein reiches Geschenk als Zeichen der Achtung anzunehmen; allein Fabricius schlug es aus. — Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die vielgerühmte Unerschrockenheit des Mannes auf die Probe stellen. Er ließ insgeheim seinen größten Elefanten, ein Tier, desgleichen Fabricius nie gesehen hatte, hinter einen Vorhang führen. Nach beendeter Unterredung gab er ein Zeichen; der Vorhang ward weggezogen, und der Elefant streckte mit entsetzlichem Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf hin. Pyrrhus betrachtete begierig die Mienen des Fabricius, aber dieser wandte sich gelassen um und sagte lächelnd: „So wenig mich gestern dein Gold reizte, so wenig schreckt mich heute dein Elefant." Noch verschiedene Versuche machte Pyrrhus, diesen heldenmütigen Mann zu bewegen, als Freund und erster Feldherr bei ihm zu bleiben, aber vergebens. †

250. Leben und Sitten der Römer.

Die alten Römer waren rauhe und strenge, aber tapfere und tugendhafte Männer. Tapferkeit und Tugend galt ihnen für eins. Fleißig opferten und beteten sie in den öffentlichen Tempeln, und mit heiliger Scheu dienten sie daheim den Schutzgöttern ihres Hauses.

Einfach und mäßig war ihre Lebensweise. Ihre hölzernen Häuser boten geringe Bequemlichkeit, und einen Senator traf einst eine empfindliche Strafe, weil er von silbernem Tafelgeschirr aß. Ihre Kleidung war ohne besonderen Schmuck, und ebensowenig Wert legten sie auf leckere Speisen. Den großen Feldherrn Curius Dentatus fanden fremde Gesandte am Herde sitzend und selbstgekochte Rüben aus irdener Schüssel essend.

Der Glanz des Goldes hatte wenig Macht über ihre Herzen. Ruhig wies derselbe Curius Dentatus eine ihm angebotene große Geldsumme mit den Worten zurück: „Ich will lieber über Reiche herrschen, als selbst reich sein." Er starb so arm, daß der Staat für die Ausstattung seiner Töchter sorgen mußte.

Als tapfere Männer liebten die Römer den Krieg. Ihre Heere waren in Legionen — zu etwa 6000 Mann — eingeteilt. Jeder Legion wurde auf hoher Stange ein silberner oder vergoldeter Adler vorangetragen. Den Kopf des Kriegers schützte der Helm, seine Brust der Panzer, den ganzen Körper der Schild. Mit Schwert und Spieß wurde gekämpft.

Außer dem Kriege war der Landbau die vorherrschende Beschäftigung. Seiner schämten sich auch die vornehmsten Personen nicht. Als ein gewisser Cincinnatus zum Diktator erwählt wurde, trafen ihn die Gesandten des Senates, wie er hinter dem Pfluge einherschritt. Hatte der Führer den Feldherrnstab niedergelegt, so eilte er auf sein Gut, um wieder den Acker mit eigener Hand zu bestellen. Daheim aber saß die Gattin am Spinnrocken und gab Mägden und Kindern ein Beispiel strenger Sitte und ernster Tätigkeit.

Zu den Zeiten des Cäsar und des Augustus gelangte Rom zur Weltherrschaft. Stolz thronte es, ausgebreitet auf sieben Hügeln, am rauschenden Tiber. Die Römer hatten sich nach und nach alle Völker Italiens von den Alpen bis zur Meerenge von Messina unterworfen, hatten Sizilien, Sardinien und Korsika, Spanien und Nordafrika, Mazedonien und Griechenland und Gallien bis an den Rhein erobert und besaßen um Christi Geburt ein Reich, das fast die ganze damals bekannte Erde umfaßte.

Je mehr aber die äußere Macht des römischen Staates wuchs, desto mehr nahm die innere Tüchtigkeit des Volkes ab, und zur Zeit Christi war das Leben und die Sitte desselben ganz verändert. Der edle Stolz war zu Hochmut und Übermut geworden. Selbst Könige mußten solche Anmaßung empfinden, wie z. B. Antiochus, König von Syrien. Als ein Gesandter des römischen Senates ihm ein Schreiben überbrachte, bat er sich Bedenkzeit aus, um in Ruhe zu überlegen, was zu tun sei. Da zog der Römer mit seinem Stabe einen Ring um ihn und sprach: „Entscheide dich, bevor du aus diesem Ringe trittst." Der bestürzte König gab zur Antwort: „Ich will tun, was der Senat verlangt."

Die alte römische Biederkeit und Rechtlichkeit war zur Ungerechtigkeit geworden. Um andere Staaten zu besiegen, galt jedes Mittel für erlaubt.

Einst hatte die Sorge für das Staatswohl die Brust jedes Römers erfüllt. Horatius Cocles verteidigte die Tiberbrücke todesmutig gegen den andrängenden Feind. Mucius Scävola streckte ohne Zaudern die Hand ins Feuer, um Porsenna zu entmutigen. Brutus ließ die eigenen Söhne ihren Frevel am Vaterlande vor seinen Augen mit dem Tode büßen. Curtius stürzte sich zur Zeit schwerer Not auf geschmücktem Rosse und in voller Rüstung in den gähnenden Abgrund, um durch sein Opfer die zürnenden Götter zu versöhnen. Decius Mus weihte sich in schwerer Schlacht dem Tode, um Rom den Sieg zuzuwenden. Sie alle und noch viele andere, die Ähnliches taten, handelten so aus heißer Liebe zur Vaterstadt.

Jetzt war es anders geworden. Die große Menge war nur auf den eigenen Nutzen bedacht. Die Vaterlandsliebe hatte sich in Eigenliebe verwandelt. Und ebenso war die frühere Genügsamkeit und Zufriedenheit geschwunden. Geld- und Erwerbsucht beherrschte die Gemüter, und jedes Mittel war recht, das zum Reichtum führte. In den eroberten Provinzen erpreßten die Beamten ungeheure Summen. Durch Raub und Plünderung bereicherte sich der Soldat, und daheim verkauften die Bürger ihre Stimmen für Geld.

Die alte Einfachheit und Mäßigkeit war der Üppigkeit, Schwelgerei und Genußsucht gewichen. Die prächtigen Häuser wurden mit allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten und mit dem ausgesuchtesten Luxus versehen. Der Fußboden wurde künstlich mit Marmorplatten belegt und das Zimmer mit kostbaren Geräten und herrlichen Bildwerken geschmückt. In Prachtgewändern, mit Gold und Juwelen überladen, die Stirn mit

duftenden Blumen bekränzt, setzte man sich an die mit den teuersten Leckerbissen gefüllte Tafel. Oft kostete ein einziger seltener Fisch mehr als ein Pflugstier. Lucullus verwendete mehr als 30000 Mark auf ein einziges Mahl, und später gaben die Kaiser Gastmähler, die Millionen kosteten. Man fragte nicht mehr, was am wohlschmeckendsten, sondern was am teuersten war. Darum verschluckten manche kostbare Perlen, die vorher in Essig aufgelöst worden waren.

Ernste Arbeit suchte man sorgfältig zu meiden; man überließ sie den Sklaven. Ihrer gab es in Rom eine ungeheure Menge. Auch der Ärmste hatte einen oder mehrere, und Reiche besaßen wohl Hunderte, ja Tausende derselben. Die meisten waren Kriegsgefangene; die andern hatten Seeräuber und Sklavenhändler gewaltsam aus der Heimat geschleppt. Auf den Marktplätzen wurden sie öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Der Preis war verschieden, je nach der körperlichen Kraft oder Schönheit und nach der geistigen Bildung; er belief sich auf 3000 bis 12000 Mark.

Je weniger der Römer Geschmack an der Arbeit fand, desto mehr suchte er Vergnügen und Zerstreuung. Brot und Spiele verlangte das Volk, und ein Reicher konnte sich bei ihm durch nichts mehr in Gunst setzen als durch öffentliche Speisungen und verschwenderische Feste. Den höchsten Beifall aber fanden die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen.

Nach Kunze.

251. Deutschlands älteste Bewohner. 390.

Die alten Deutschen hatten weder Städte, noch Flecken, nicht einmal zusammenhängende Dörfer. Zerstreut lagen ihre Wohnungen. Leicht war die Hütte erbaut. Sie bestand aus rohen, durch farbigen Lehm verbundenen Baumstämmen und war oben mit einem Geflecht aus Stroh und Zweigen leicht gedeckt. Wo es ihnen gefiel, setzten sie dieselbe hin, an den frischen Quell, in den stillen Hain, auf steile Höh', ins grüne Tal. Um die Hütte lag das Feld. Der Hofraum wurde mit einem schirmenden Gehege umzäunt. In solchen Häusern oder geschlossenen Höfen wohnte damals der Deutsche in ungebundener Freiheit. Hier war er allein Herr und Richter, König in der Familie über alle, die von seinem Gute lebten, und rächte blutig jeden Eingriff in seine Rechte. Mehrere solcher Höfe zusammen bildeten einen Weiler, mehrere Weiler einen Gau. Der Name „Gau" hat sich noch in manchen Gegenden bis auf diesen Tag erhalten, z. B. Rheingau, Thurgau, Aargau, Breisgau.

Die so getrennten Höfe waren aber wieder durch die Rechte der Gastfreundschaft, die bei keinem Volke höher geschätzt wurden, auf das engste miteinander verbunden. Freundlich wurde der Fremde, wer er auch war, in die Hütte aufgenommen und erquickt. Jeder gab, was er hatte. War der Vorrat verzehrt, so wurde der, welcher noch soeben der Wirt war, der Begleiter seines Gastes, und ungeladen traten beide in das nächste beste Haus. Nicht zufrieden damit, den Gast bewirtet zu haben, schenkte man ihm gutmütig beim Abschiede, was er wünschte.

Unbekannt mit allen das Leben verschönernden Künsten, nährten sich unsere Vorfahren nur armselig von der Viehzucht und Jagd, zum Teil auch vom Ackerbaue. Jagend durchstreiften sie Berg und Tal, umhangen mit den Fellen wilder Tiere, den Siegeszeichen ihrer Jagden. Das Leben in der freien Natur, bei natürlicher, einfacher Kost, stärkte ihre Glieder und ließ ihre Körper zu einer solchen Fülle der Größe und Kraft erblühen, daß die anderen Völker den Riesenbau staunend bewunderten. Schon vor ihrem drohenden Blicke und ihrer Donnerstimme erschraken sie, und selbst die kriegserfahrenen Römer mußten erst das Auge an den Anblick der fürchterlichen Menschen gewöhnen, bevor sie es wagten, mit ihnen zu streiten. Breit und gewölbt war ihre Brust, blau und voll kampfmutigen Feuers ihr Auge, goldgelb ihr Haar, das bei einigen Stämmen in langen Locken die Schultern hinabfloß, bei andern, in einen Knoten auf dem Scheitel zusammengebunden, wie ein Helmbusch drohend emporragte.

Der Eltern Kraft ging auch auf die Kinder über. Halbnackt wuchs der Knabe ohne alle Erziehung heran. Häufiges Baden in Flüssen zu jeder Jahreszeit stählte seine jungen Glieder. Im Hause und auf dem Felde war er der Mutter Knechtlein. Früh folgte er auch dem Vater auf die Jagd, und von der Zeit an war des Vaters Leben des Knaben Beispiel. Zum Jünglinge gereift, ward er in die Versammlung seiner Mitbürger geführt, mit Schild und Lanze bewaffnet und feierlich zum wehrhaften Mitgliede der Gemeinde aufgenommen. Das war ihm der schönste Tag seines Lebens. Nie, selbst im Tode nicht, trennte er sich von seinen Waffen; Lanze und Mann waren gleichbedeutend. Bewaffnet erschien er zum Feste, bewaffnet in der Versammlung der Gemeinde. Waffen gab er selbst seiner Braut zum Geschenke, damit die künftige Gefährtin des Lebens das Teuerste mit ihm teile.

Die Hauptwaffen der Deutschen waren Schild und Frieme. Die letztere war ein Spieß mit kurzer, scharfer Eisenspitze, zum Kampfe in der Nähe sowohl, als auch zum Wurfe geeignet. Statt der Helme dienten wohl die Felle wilder Tiere. Rachen und Hörner ragten drohend über dem Kopfe hervor und gaben dem Heere ein schreckenerregendes Ansehen.

Drohte dem Lande ein Feind, so wurden die freien, wehrbaren Männer aller Gauen zum Kampfe aufgerufen. Von Herd zu Herd, von Hof zu Hof erschallte der Aufruf, und alles eilte gerüstet herbei. Das war der Heerbann oder die Landwehr.

Vor dem Angriffe ertönten kriegerische Instrumente, Hörner von Auerochsen; die Schilde wurden schrecklich dröhnend aneinander geschlagen, und mit einem fürchterlichen Geschrei begann der Kampf. Von der Wagenburg herab, ihm im Rücken, vernahm der Mann im heißen Schlachtgetümmel der Kinder Geschrei, der Weiber erweckenden Zuruf. Pflege der Verwundeten, Erquickung und Aufmunterung der Gesunden war der Weiber Geschäft. Kein Wunder, wenn der Mann im Angesichte der teuersten Unterpfänder seiner Liebe so begeistert focht,

wenn das Flehen der Weiber und das Gewimmer der Kinder schon wankende Schlachtreihen wieder stehend machte.

Krieg ging ihnen über alles. Selbst die Spiele waren kriegerisch. Lustgefechte und Schwerttanz waren die Freuden der Jugend und weckten bei den Alten die heiteren Bilder der Vergangenheit. Zwischen bloßen Schwertern und starrenden Lanzen tanzten die Jünglinge nackt umher und achteten der Gefahr nicht, die ihnen von allen Seiten drohte. Laut war dabei der Jubel, frisch die Freude, und selbst der Greis wurde zum Jünglinge, indem er sich unter die lebenslustige Jugend mischte.

Im Frieden ergaben sie sich meist der trägen Ruhe. Die Sorge für Acker und Herd blieb Weibern und Knechten überlassen. Sie selbst lagen den größten Teil des Tages, oft bis tief in die Nacht hinein auf einer Bärenhaut neben dem Herde hingestreckt und zechten miteinander von ihrem berauschenden Met. Streit, Verwundung und Totschlag waren dabei nicht selten. Beim Trinken ward gewürfelt und zwar mit solcher Leidenschaft, daß, war die Habe verspielt, auf den letzten Wurf selbst das höchste Gut, die Freiheit, gesetzt wurde. Der Verlierende trat sogleich ohne Widerstand seine Knechtschaft an. Doch auch Würdigeres ward beim frohen Becher betrieben. Weil hier das Herz sich leichter aufschließt, so beriet man sich über die wichtigsten Angelegenheiten der Gemeinde und Familie, über Krieg und Frieden. Doch prüfte man am andern Tage mit Ruhe, was offener Sinn und leichter Mut geraten hatte.

Die Versammlungen der wehrbaren Männer eines Gaues wurden teils zu bestimmten Zeiten, besonders am Neu- und Vollmonde, teils bei plötzlichen Ereignissen von dem Vorsteher, dem Richter des Gaues, zusammen berufen. Dann wurde über alle Angelegenheiten des Landes beratschlagt. Rasch waren die Beschlüsse gefaßt. Das Zusammenschlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigten Beifall oder Abneigung an. Der Gemeinde standen Priester vor. Diese besaßen als Vertraute der Götter und als Vollstrecker ihrer Befehle die höchste richterliche Gewalt. Sie allein vermochten Ruhe und Ordnung unter den rohen Männern zu erhalten, die bei ihrem wilden Freiheitssinne auf keinen Befehl eines Anführers hören wollten. Von ihnen ließen sie sich, wie auf Befehl der Götter, willig binden und schlagen.

Welter.

252. In einem deutschen Hause um Christi Geburt.

Mitten im weiten Walde steht ein Haus, es ist das einzige auf eine halbe Stunde im Umkreise. Das Haus ist aus Baumstämmen gebaut, die Fugen sind mit Moos ausgestopft und mit Lehm verklebt, und die vordere Seite, an welcher sich die Tür befindet, ist mit verschiedenen Arten glänzender Erde bestrichen. Rings um das Haus herum liegen die Felder. Eben ist ein Knecht beschäftigt, den Acker zu pflügen. Zwei starke Ochsen sind an einen krummen Balken ohne Räder gespannt. Am unteren Ende desselben ist mit Riemen die

Pflugschar befestigt, ein breiter, scharfer Stein. Hinter den Feldern ziehen sich tief in den Wald hinein schöne Wiesen, auf denen Herden von starken Pferden und guten Rindern weiden.

Treten wir in das Haus hinein. Es ist ein einziger Raum ohne Zwischenwände, mit dem Strohdache als Decke und der festgetretenen Erde als Fußboden, weit genug, den Hausherrn mit Weib und Kindern, Knechten und Mägden und den Haustieren zu beherbergen. Die Frau des Hauses ist eine große, stattliche Gestalt mit glänzenden blauen Augen, weißer Hautfarbe und roten Backen; ihr goldgelbes Haar fällt lose bis über die Hüften herunter. Leicht ist sie kenntlich an ihrem leinenen Kleide, das mit bunten, von einem Händler aus Italien gekauften Bändern und mit Purpurstreifen geziert ist. Sie schilt eine der Mägde, daß sie nicht auf das Feuer, das mitten im Hause auf einem großen Steine zu brennen pflegt, acht gehabt hat und dieses nun ausgelöscht ist. Die Magd springt fort, holt ein eichenes, in der Mitte mit einem Loche versehenes Brett, an dem ein mit einem Bastfaden befestigter Pflock hängt. Sie steckt den Pflock in das Loch und dreht ihn vermittelst des Fadens ein bis zwei Stunden lang rasch um. Endlich bildet sich durch die Reibung Kohlenpulver, das zuletzt glühend wird. Die Funken fängt sie mit einem Stücke Feuerschwamm auf und steckt diesen in ein Büschel Stroh, das sie durch Blasen und Schwingen in Brand setzt. Die auflodernde Flamme erfüllt das Haus mit Rauch.

In der Nähe des Herdes sitzen vier oder fünf Männer um eine ungeheure, auf gewaltigen Klötzen ruhende Steinplatte herum. Es sind mächtige Gestalten. Ihren blitzenden Augen und gebräunten Gesichtern merkt man es an, daß sie keinen Feind fürchten und weder Wind, noch Wetter scheuen. Sie sind nackt bis auf ein Bären- oder Wolfsfell, das ihnen als Mantel dient und am Halse durch einen fingerlangen Dorn des Schlehenstrauches oder des wilden Zwetschenbaumes zusammengehalten wird. Statt der Mützen haben die einen Kopfhäute von Bären, und von den Häuptern der anderen grinsen dich weit aufgesperrte Wolfsrachen an oder neigen sich drohend die Hörner des Auerochsen nach dir hin. Jedem der Männer lehnt zur Linken sein Schild, er ist mannshoch und aus Weidenruten geflochten; zur Rechten steckt der Spieß im Fußboden. Bald aus der einen, bald aus der andern Faust rollen über den steinernen Tisch die Würfel dahin: sie spielen, aber nicht um Geld, sondern um ihre Pferde und Rinder, und wenn diese verloren sind, um ihre Knechte und Mägde; sind diese hin, um ihre Kinder und ihr Weib, und zuletzt setzen sie selbst ihr eigene Person auf einen Wurf ihrer Hand. Ein Knecht, von den übrigen leicht durch die kurzen verschnittenen Haare zu unterscheiden, hat vollauf Arbeit, um die Trinkhörner mit einem aus Gerste und Hafer gebrauten und mit Eichenrinde gewürzten Biere wieder und immer wieder zu füllen.

Das Spiel ist zu Ende, aber die Männer bleiben sitzen, um zu essen. Eine der Mägde trägt eine große tönerne Schüssel mit Hafer-

mus auf. Das Hauptgericht aber sind die Keulen eines ungeheuren Bären. Der leckere Braten ist durch etliche Knechte zubereitet worden. An großen Holzspießen haben sie am hellen Feuer die großen Stücke hin und her gewendet, das heruntertröpfelnde Fett mit Birkenschale aufgefangen und mit demselben das Fleisch immer begossen, so daß es saftig und mürbe geworden ist. Als Teller dienen kleine Bretter, als Messer Feuersteine, welche zugespitzt und geschärft in einem Stücke Hirschgeweih stecken, als Gabeln die Finger. Weil aber zu einem guten Bissen ein guter Trank gehört, so machen die Wisenthörner fleißig die Runde. Sie sind mit Met gefüllt, einem aus Honig und Wasser bereiteten Tranke.

Die Mahlzeit ist beendet. Jetzt wissen die Männer nichts Besseres anzufangen, als sich in die Wolfs- oder Bärenfelle zu wickeln und in der Ecke des Hauses die ganze Nacht und den halben Tag zu verschlafen.

Noch hat der Wirt mit seinen Gästen sich nicht ganz aus dem Gähnen und Recken und Strecken der Glieder herausgefunden, als ein Mann hereintritt, in der einen Hand einen Stab, in der andern einen Pfeil. Es ist ein Bote. Der Herzog schickt ihn und fordert die Männer auf, mit ihm in den Krieg zu ziehen. Ein wilder Jubelruf unterbricht seine Rede; denn nächst der Jagd war den alten Deutschen der Krieg die liebste Beschäftigung.

Runkwitz.

253. Der Götterglaube der Germanen. 392.

Der oberste Gott der alten Deutschen hieß Wuotan oder Odin. Der blaue Himmel ist des Götterkönigs wallendes Gewand, dessen Gold- und Purpursaum den Augen der Menschen zur Morgen- und zur Abendzeit sichtbar wird. Kampfesrüstigkeit galt unseren Altvordern als des Mannes vornehmster Schmuck. Darum vermochten sie sich auch nur Wuotan in voller Waffenherrlichkeit, Helm und Harnisch an sich tragend, mit dem Schwerte umgürtet, die Kriegslanze in der Rechten haltend, vorzustellen. Zumeist thront er in Walhalla, seiner mit goldenen Schildern gedeckten und mit goldenen Speerschäften getäfelten himmlischen Burg, ernst hinabschauend auf der Menschen Tun. Auf den Schultern sitzen ihm die beiden weisen Raben Hugin und Munie (Gedanke und Erinnerung), ihm in die Ohren raunend, was sie auf dem Fluge durch die Welt erschauten. Am Fuße des Thrones liegen, gewärtig des Aufbruchs und emporschauend, die blitzäugigen Wölfe Geri und Freki. Weisheit und Würde ist der Ausdruck des weißbebarteten Antlitzes Wuotans. Nie kam an Wohlgestalt ein Sterblicher dem Götterkönige gleich. Nur ein Fehl ist an ihm zu schauen, er hat nur ein Auge. Aber dieser Mangel hebt seine Würde; denn er opferte ein Auge für das höchste geistige Gut, für die Weisheit. Als er in grauester Vorzeit aus dem Brunnen der Weisheit zu trinken begehrte, forderte der den Quell bewachende Mimer ein Auge als Pfand; da opferte er für den Trunk ein Auge.

Wie Wuotan alles lenkt, so ist er insbesondere auch Lenker der Schlacht. In den Kampf selbst steigt er nicht hinab. Dagegen leihet er geliebten Helden seine Waffen, die nach errungenem Siege ihrer Hand so plötzlich und geheimnisvoll entschwinden, wie sie in dieselbe gelangt waren. Besteigt er sein schneeweißes, achtfüßiges Roß, dann umfliegen die Raben sein Haupt, die Wölfe umkreisen ihn mit freudigem Geheul, und dahin in Gedankenschnelle jagt der Götterkönig durch den Himmelsraum. Nicht immer schenkt er seinen Lieblingen unter den Helden den Sieg. Während der Schlacht wölbt sich — nicht jedesmal sichtbar der Sterblichen Auge — Walhallas Brücke, der farbige Regenbogen, zwischen Himmel und Erde, und die himmlischen Schlachtenjungfrauen, Walküren, geschmückt mit goldenem Schuppenharnisch und dem blitzenden Helme, unter dem der Locken Gold hervorquillt, jagen auf Wolkenrossen hernieder auf das Kampfgefilde. Sie heben die toten Helden auf ihre Rosse, und wiederum stampfen deren silberbeschlagene Hufe den farbigen Himmelsbogen. So gelangen die mit Todeswunden Geschmückten in die unermeßlich große Goldburg des Gottes, wo sie alsbald zu neuem Leben erwachen.

Hier gewahren sie nie geschaute Herrlichkeit. Hier finden sie auch die ihnen voraufgegangenen Helden und unter diesen ihre Ahnen, deren sie beim Lied und Harfenklang oftmals sehnsüchtig gedachten. Ein Wonnegefühl durchströmt sie. An Tafeln sitzen sie nun mit den Helden, sich mit ihnen des Mahles erfreuend. Heldentaten werden verkündet, Heldenlieder gesungen, während Walküren mit goldenen Krügen durch den Saal schreiten, um die leergewordenen Goldbecher und Trinkhörner immer aufs neue zu füllen. Nach dem Mahle reiten die Helden hinaus vor die Tore, und nun heben herrliche Kämpfe an. Viele sinken, aber die Walküren gießen den Gefallenen lindernden Balsam in die Wunden, daß diese sogleich zu Narben verharschen. Und wieder ziehen die Scharen zum Festmahl.

Von seinem Goldthrone schauet Wuotan frohen Angesichts auf die Schar der Helden. Auch ihm reichen die Walküren Speise und Trank dar. Aber der Speise bedarf der Unsterbliche nicht; er wirft sie den Wölfen zu, nur Wein trinkt er aus goldenem Becher.

Des Götterkönigs Gemahlin hatte mehrere Namen. Nirdu hieß sie als allernährende Mutter, Frikka als liebendes Weib und sorgende Hausfrau, und Holda ward sie genannt wegen ihrer Anmut, Schönheit und Güte.

Des Himmelsgottes und der Erd- und Himmelsgöttin erhabenster und kraftvollster Sohn ist Donar. Der Luftkreis zwischen Himmel und Erde ist der Raum, in welchem er sich zumeist bewegt. Jagt er, angetan mit dem Gurt, der aus einer schwarzen Wetterwolke gewunden ist, auf seinem von den krummgehörnten Steinböcken, Zahnknisterer und Zahnknirscher, bespannten Wagen daher, so umwallet der rote Bart seine Brust wie Feuerlohe, und das Rauschen der Wälder verkündet den Erdgebornen, daß er seinen Umzug durch den Himmelsraum hält. Das Getön, das die über die Wolken hüpfenden Räder

seines Eisenwagens hervorbringen, wird zum rollenden Donner. Wirft er seinen Streithammer hernieder, so nimmt man das wahr am Blitze, der dabei entsteht. Alles zermalmt der Hammer, was er trifft, selbst die stärksten Bäume und Felsen. Sowie der Wurf getan ist, kehrt der Hammer in Gedankenschnelle zurück in die Hand des Gottes.

Nach Ferd. Schmidt.

254. Hermann, der Befreier Deutschlands. 176.

Der Statthalter Varus drückte das deutsche Volk durch schimpfliche Behandlung. Gleich als wären die freien Männer schon der Römer Untertanen und Knechte, forderte er von ihnen schwere Abgaben, suchte römische Sitten und Gesetze, ja sogar die römische Sprache ihnen aufzudrängen und liefs Ruten und Beile vor sich hertragen, zum Zeichen, dafs er Macht habe, körperliche Züchtigungen und selbst die Todesstrafe über sie zu verhängen. Solche Knechtschaft dünkte den Deutschen die äufserste Schmach. Aber wer sollte das Vaterland aus der Hand des römischen Unterdrückers befreien?

Unter den Cheruskern, einer deutschen Völkerschaft am Weserstrome, lebte damals ein junger Fürst von schöner Gestalt, scharfem Verstande, tapferem Arme und Herzen. Sein Name war Armin. Um die Kunst des Krieges zu erlernen, hatte er wie mancher andere deutsche Jüngling im römischen Heere gedient, und die Römer hatten den edlen Fürstensohn mit Ehren und Würden reich belohnt. Doch ihn konnte römisches Wesen nicht verführen, römische Gunst nicht verderben. Mit tiefem Unwillen sah er die Schmach seines Vaterlandes, und der Gedanke, dessen Retter zu werden, erfüllte seine Seele. Kein Römer ahnte sein Vorhaben. Auch als ein Verräter den Varus vor ihm warnte, wollte der sorglose Statthalter an keine Gefahr glauben.

Da brach bei einer entfernt wohnenden deutschen Völkerschaft ein Aufstand aus. Ihn rasch zu unterdrücken, schien dem Varus nicht schwer. Sogleich begab er sich mit seinem kriegskundigen, wohlgerüsteten Heere auf den Marsch. Den drei römischen Legionen folgten deutsche Hilfsscharen unter ihren Fürsten. Der Zug ging durch den Teutoburger Wald. Auf schlechten Wegen, durch dichtverwachsenes Gehölz schleppte er sich mühselig und ohne Ordnung dahin. Bald vermehrte ein gräfsliches Unwetter die Anstrengungen des Marsches. Heftiger Regen rauschte nieder und machte den Boden schlüpfrig, alle Tritte unsicher. Schauerlich heulte in den Wipfeln der Bäume der Sturm und schleuderte mächtige Äste herab, die den Weg versperrten. Immer schwieriger wurde den schwerbewaffneten, erschöpften römischen Kriegern das Vorwärtsschreiten. Jetzt schien den Deutschen die Stunde gekommen zu sein, das verhafste römische Joch abzuschütteln. Von Armin zum Kampfe für die Freiheit aufgerufen, stürzten sie

unter seiner Führung mit furchtbarem Schlachtgeschrei auf die entsetzten Römer los. — Den ganzen Tag hindurch wird gestritten. Am Abend gelingt es den Römern, einen freien Platz zu gewinnen und ein festes Lager aufzuschlagen. Doch ohne Nahrungsmittel und von den Feinden umringt, ist hier ihres Bleibens nicht. In der Frühe des nächsten Morgens verbrennen sie alles entbehrliche Gepäck und ziehen durch den unwegsamen Wald weiter. Aber das Unwetter dauert fort, und die Deutschen fallen nur mit desto gröfserem Ungestüm über sie her. Noch einmal unterbricht die Nacht den Kampf, noch einmal wird es Morgen. Da sehen sich die Römer auf allen Seiten von zahllosen Feinden umgeben. Kein Ausweg, keine Rettung mehr! Auch den Tapfersten entsinkt der Mut. Varus stürzt sich in sein Schwert. Nur wenige seiner Krieger können noch fliehen, alle anderen werden erschlagen oder gefangen. Das ganze grofse, tapfere Römerheer ist vernichtet; Deutschland aber, das geknechtete, ist gerettet, das Vaterland ist frei geworden von seinen Drängern.

Während die Deutschen ihren Göttern Dankopfer darbrachten für den errungenen, herrlichen Sieg, verbreitete die Botschaft von der furchtbaren Schlacht in Rom Trauer und Schrecken. Der Kaiser Augustus legte Trauerkleider an und liefs sich monatelang Haar und Bart wachsen. Bisweilen, ganz von Schmerz überwältigt, stiefs er den Kopf gegen die Wand und rief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“ Allgemein herrschte die Furcht, die Deutschen würden wieder ins Reich einbrechen wie zur Zeit der Cimbern und Teutonen. Daher wurden eilig die gröfsten Rüstungen gemacht, um die Grenzen gegen ihren Andrang zu verteidigen. Allein diese Besorgnis war unbegründet. Armin dachte nicht daran, auf Eroberungen auszuziehen; er war zufrieden, den vaterländischen Boden von den Feinden befreit zu haben.

Und diese Freiheit seinem Volke zu bewahren, das war sein Bemühen, solange er lebte. Vergeblich machten die Römer neue Versuche, in Deutschland festen Fufs zu fassen. Armin schirmte sein Vaterland mit starkem Arm. Zwölf Jahre lang war er noch des Volkes oberster Führer und Feldhauptmann. Da fiel der Held durch schmachvollen Meuchelmord. Neider seines Ansehens erschlugen ihn. Das deutsche Volk aber sang seinen Ruhm Jahrhunderte hindurch, und die dankbare Nachwelt feiert ihn mit Recht als Deutschlands Befreier.

Andrä.

255. Die Hunnen.

170.

Den Anstofs zu der Völkerwanderung gab ein wildes Nomadenvolk, das von Asien her in Europa einbrach. Es waren die Hunnen, Leute mit schwarzem, struppigem Haar, schmutziggelber Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein

von Leibe und so fürchterlich wild, als sie häfslich von Ansehen waren. Sie lebten von wilden Wurzeln und von Fleisch, das sie nicht kochten, sondern wie einen Sattel aufs Pferd legten und durch einen tüchtigen Ritt mürbe machten. Feste Wohnsitze kannten sie nicht. Von Kindesbeinen an schweiften sie im Freien, in Bergen und Wäldern umher und lernten Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen. Ihre Kleider waren leinene Kittel oder Pelze von Waldmäusen. Die Beine umwickelten sie mit Bocksfellen. Von ihren Pferden waren sie unzertrennlich, sie afsen, tranken und schliefen darauf. Ihre Weiber und Kinder führten sie in Karren mit sich. Krieg war ihre gröfste Lust. Mit schrecklichem Geheul begannen sie die Schlacht. Ohne Ordnung, aber schnell wie der Blitz stürzten sie sich auf den Feind. Wich er ihren Pfeilen und Säbelhieben aus, so warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Nichts kam ihrer Raubsucht und Grausamkeit gleich. So zogen sie raubend, sengend und mordend von Land zu Land und trieben die Völker vor sich her, wie der Wolf die Herde jagt.

Am gefährlichsten wurde ihre Macht unter dem Könige Attila oder Etzel. Das war ein gewaltiger Kriegsheld. Von ihm sagte man, wenn er sein Schwert in die Erde stiefse, so bebten hundert Völker, und Rom und Konstantinopel zitterten. Er selbst nannte sich Gottesgeifsel. Und alles Land, das er betrat, erfuhr, dafs er wirklich eine Geifsel Gottes, eine Zuchtrute der Völker war.

Seine Herrschaft reichte von den Grenzen Asiens bis tief nach Deutschland hinein. Aber das genügte ihm nicht. Auch den Westen von Europa bis zum Ozean hin wollte er besitzen. Darum brach er mit einem Heere von mehr als einer halben Million Streitern auf, zog durch Österreich und Bayern und ging dann über den Rhein nach Frankreich. Sein Zug glich dem der Heuschreckenschwärme, welche die Saatfelder, auf die sie fallen, in wenigen Stunden zur Wüste machen. Eine Menge blühender Städte sank in Schutt und Asche. Plünderung, Mord und Brand wütete allenthalben, wo die wilden Scharen sich hinwälzten.

In dieser Not verbanden sich Römer und deutsche Völker, Westgoten, Franken u. s. w., dem Weltstürmer gemeinsam entgegenzutreten. Auf den katalaunischen Ebenen, wo jetzt die Stadt Chalons liegt, stiefsen die feindlichen Heere aufeinander. Hier geschah die grofse Hunnenschlacht, in der es sich entscheiden sollte, ob Europa hinfort den kräftigen deutschen Völkern oder den hunnischen Barbaren gehören sollte. Es war ein fürchterlicher, blutiger Kampf. So grimmig war die Wut der Streitenden, dafs die Sage erzählt, noch drei Tage nachher hätten die Geister der Erschlagenen in den Lüften miteinander gerungen. Gegen 200 000 Tote deckten das Schlachtfeld. Aber Attila ward geschlagen und mufste mit den Überbleibseln seines Heeres nach

Ungarn zurückkehren. Nach seinem Tode zerfiel sein Reich. Die unterjochten Völker machten sich wieder frei, und die Hunnen verschwanden allmählich aus Europa. Andrä.

256. Das Grab im Busento. 394.

1. Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder, aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wider!

2. Und den Fluſs hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapfrer Goten, die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

3. Allzufrüh und fern der Heimat muſsten sie ihn hier begraben, während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

4. Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette, um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

5. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde, senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung, auf dem Pferde.

6. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe, daſs die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

7. Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluſs herbeigezogen; mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

8. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren! Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!"

9. Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere. Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere! Platen.

257. Bonifazius. 181.

Nicht weit von Kassel, in der fruchtbaren Ebene zwischen der Eder und der Fulda, stand vor uralten Zeiten eine mächtige Eiche, welche von dem heidnischen Volke als ein Heiligtum des Donnergottes verehrt wurde. Als Bonifazius, der Apostel der Deutschen, nach Hessen kam und die Abgötterei wahrnahm, welche mit diesem Baume getrieben wurde, ergrimmte er in seinem Herzen und hatte den Mut, trotz der Verwünschungen der Priester und trotz des Entsetzens des abergläubischen Volkes die Axt an diese heilige Eiche zu legen. Als sie endlich zusammenstürzte, ohne daß ein Blitzstrahl den verwegenen Fremdling erschlug, erkannte das hessische Volk die Nichtigkeit seiner bisherigen Abgötterei, hörte der Predigt des christlichen Apostels zu und ließ sich von ihm taufen. Bonifazius aber erbaute aus dem Holze der gefällten Eiche ein Kirchlein. Dann durchzog er weiter das Land, bekehrte noch eine Menge Hessen und Thüringer, gründete Klöster und sandte ihnen von Mainz aus, wo er Erzbischof war, Geistliche. Der erste Abt daselbst war sein treuer Schüler und Nachfolger.

Bonifazius konnte auch im hohen Alter nicht rasten. Als Greis zog er nochmals aus, die heidnischen Friesen zu bekehren. Diese aber

achteten seinen heiligen Beruf nicht, sondern erschlugen ihn. Seine Gebeine kamen in das von ihm gestiftete Kloster Fulda; sein Andenken blieb in der ganzen Christenheit in hohen Ehren.

Curiman.

258. Sachsens Land und Bewohner vor 1300 Jahren.

In alter, alter Zeit kam von Morgen her, und zwar aus Asien, ein Volk, das der Slaven. Ein Zweig desselben führte den Namen Sorben-Wenden. Diese drangen vor mehr als 1300 Jahren, in der Zeit von 500 bis 600, in das jetzige Sachsen ein und kamen zunächst bis an die Elbe. Das neue Land gefiel den Fremdlingen, und sie setzten sich daher in der Gegend fest, wo jetzt Leipzig und Altenburg liegen. Aber damit waren sie nicht zufrieden, sie drangen vielmehr nach und nach bis an die Saale vor. Das von ihnen in Besitz genommene Land hiefs nun Sorbenland oder Sorabia und umfafste so ziemlich das jetzige Königreich Sachsen und einen Teil der herzoglich-sächsischen Länder.

Die alten Sorben-Wenden waren grofse, kräftige Gestalten und keineswegs ungeschickt und unwissend. Unter ihnen erfuhr das Land manche Umgestaltungen, und es wurden Einrichtungen getroffen, von denen sich viele bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Zunächst legten die Sorben den Grund zu vielen Städten und Dörfern, obgleich ihre Wohnungen anfangs einzelnstehende hölzerne Hütten waren. Einige Ortschaften bei Dresden, z. B. Loschwitz, Pesterwitz, Cossebaude sollen mit zu ihren ersten Dörfern gehört haben. Etwas später entstanden die Städte Sebnitz, Pirna, Dresden, Strehla, Chemnitz, Zschopau, Zwickau, Leipzig, Wurzen, Oschatz.

Gab es auch damals nicht so schöne und fruchtbare Felder und Obstgärten, wie wir jetzt in der Meifsner, Lommatzscher, Leisniger und Leipziger Gegend finden, so machte man doch mit dem Anbaue des Landes schon einen recht guten Anfang. Viele Wälder mit ihren alten Bäumen wurden ausgerottet, und der gewonnene Boden wurde in tragbares Feld umgewandelt, auf welchem Hafer und Gerste, ja sogar Roggen und Weizen prangten. Aufserdem gedieh auch Flachs mit seinen blauen Blüten und Hopfen an hohen Stangen. Die sauern Holzäpfel wurden durch edlere Obstsorten verdrängt.

In den grofsen Wäldern hausten vor 1300 Jahren wilde Tiere in Menge. Da heulten Wölfe, da brummten Bären, da grunzten Schweine. Mit Lanzen und Spiefsen schlichen die alten Sorben-Wenden den wilden Tieren nach, lauerten ihnen hinter starken Baumstämmen auf und erlegten sie mit grofser Geschicklichkeit. Das Fleisch wurde gebraten und gegessen, die Haut getrocknet und in der ersten Zeit ohne weitere Zurichtung nach Art unserer Mäntel umgenommen oder beim Schlafen als Decke

benutzt. Begegnete man jetzt im einsamen Walde einem Sorben-Wenden in einer solchen Kleidung, so würde man ihn für einen abgerichteten Bären oder für einen Orang-Utang halten.

Das Rind und das Schaf wurden sorgfältig gepflegt. Die Milch der Kuh benutzte man zur Bereitung von Käse und Butter. Die Wolle der Schafe wurde zu Garn gesponnen, aus dem man Fries und Pferdedecken oder Tuch zu Kleidungsstücken webte. Ähnliches geschah auch mit dem Flachse. Grofse Sorgfalt widmete man ferner der Bienenzucht. Honig und Wachs waren schon damals für die Haushaltung willkommene Artikel. Aufserdem kamen noch andere nützliche Beschäftigungen auf. Man brannte Ton zu Töpfen und schnitzte aus Holz verschiedene Figuren.

Seit uralter Zeit ist Sachsen durch seinen ausgebreiteten Handel berühmt. Die Sorben-Wenden legten den Grund zu dem grofsen Verkehre, welcher gegenwärtig unser Land fast mit der ganzen Erde verbindet. Über Zwickau führte schon damals eine grofse Handelsstrafse nach Nürnberg, und auf der Elbe schwammen Handelsschiffe. Die benachbarten Völkerschaften bezogen von ihnen Tuch, Friesdecken, graue Leinwand, Töpferwaren, Wachs und aus Holz geschnitzte Bilder, welche namentlich von den christlichen Deutschen sehr geliebt wurden, ferner Salz, Getreide und dergleichen. Man nimmt an, dafs sogar Karl der Grofse von den Sorben-Wenden Leinwand und Wollwaren erhalten habe.

Die Sorben-Wenden waren ein heidnisches Volk. In Wäldern, in Hainen, in Tälern und auf Bergen, unter alten Eichen, an Flüssen und im freien Felde errichteten sie ihren Göttern Altäre, und die Namen mancher Ortschaften und Berge erinnern uns jetzt noch an alte heidnische Sitten und Gebräuche. Erinnert uns nicht das Dorf Wantewitz bei Grofsenhain an den Gott Swantewit, von welchem man glaubte, dafs er reichliche und kärgliche Ernten schicke, dem man nach beendigter Ernte Dankopfer darbrachte, und von dem man neuen Segen erflehte? Erinnert uns ferner nicht das Dorf Radegast bei Dahlen an ihren Kriegsgott Radegast? Auch bösen Göttern, deren Zorn man fürchtete, brachte man Opfer und Verehrung, um ihrer Rache zu entgehen. Der wichtigste unter ihnen hiefs Czernebog.

Eigentümlich waren die Gebräuche der alten Sorben-Wenden bei Beerdigung ihrer Leichen. Der Leichnam wurde nicht wie bei uns in den kühlen Schofs der Erde gesenkt, sondern den Flammen übergeben. Die zurückgebliebene Asche und die Knochen sammelte man sorgfältig und bewahrte sie in tönernen Urnen auf. Ebenso sammelte man die Tränen, welche die Angehörigen bei dem Tode der Ihrigen vergossen, und brachte diese in besondere tönerne Näpfchen, Tränennäpfchen genannt. Unter feierlichen Gebräuchen wurden die Urnen mit den Überresten der Verstorbenen in die Erde gesetzt und von den Tränennäpfchen umstellt.

In dem Charakter und den Sitten zeigten die Sorben-

Wenden manches Lobenswerte. Der Fremde fand bei ihnen freundliche Aufnahme. Man gab ihm Obdach, man reichte ihm Speise und Trank und pflegte ihn wie ein Familienglied. Ein Trieb nach Geselligkeit führte die alten Sorben-Wenden oft zusammen. Bei ihren Zusammenkünften herrschte Fröhlichkeit. Sie liefen und ritten um die Wette, sie kletterten an hohen Stangen hinauf, sie tanzten gern und liebten Musik. — In der Oberlausitz wohnen gegenwärtig noch ungefähr 50000 Wenden, Nachkommen der alten Sorben-Wenden, auf welche manches von jenen Sitten vererbt ist. †

259. Mohamed. 394

Unter den Arabern trat zu Anfange des 7. Jahrhunderts ein Mann auf, der dazu bestimmt schien, grofse Bewegungen im Morgen- und Abendlande hervorzubringen. Das war Mohamed. Er war um das Jahr 569 in Mekka geboren. Kaum war er zwei Jahre alt, da starb schon sein Vater und hinterliefs nur fünf Kamele und eine alte Sklavin; auch die Mutter lebte nicht lange. Nun nahm der Grofsvater den sechsjährigen Knaben zu sich, und neun Jahr alt, kam er in das Haus seines Oheims, eines tätigen Kaufmanns, den er auch auf seinen Handelsreisen begleitete. Das Feuer seiner schwarzen Augen, seine schöne, edle Haltung, sein kräftiger Wuchs zogen aller Augen auf sich und liefsen den künftigen Herrscher ahnen. Dazu hatte ihm die Natur eine grofse Kraft der Beredsamkeit gegeben. Keiner konnte seinen Worten widerstehen, wenn er mit Begeisterung sprach.

Auf seinen Reisen beobachtete er Länder und Völker mit grofser Aufmerksamkeit. Über alles, was er sah, dachte er nach, und so konnte es nicht fehlen, dafs sein Geist Riesenfortschritte machte. Er hatte sich der Handlung gewidmet und führte von seinem 25. bis 40. Jahre die Geschäfte einer reichen Witwe mit solcher Tätigkeit, dafs sie ihn endlich heiratete, wodurch er ein reicher Mann wurde. Aber die Bequemlichkeit des Lebens konnte seinen feurigen Geist nicht befriedigen. Wenn er mit grofsen Karawanen auf den Handelsstrafsen hinzog und die redseligen Reisegefährten schwatzten und fröhliche Lieder sangen, ritt er schweigend, in tiefe Gedanken verloren, für sich allein, dachte über höhere Dinge, über Gott, Unsterblichkeit und Bestimmung des Menschen nach und hörte und sah nicht, was um ihn vorging.

„Die Menschen um dich herum“, so dachte er, „sind in düstern Aberglauben versunken. Wie, wenn du ihnen bessere Begriffe beibrächtest?“ Zuerst dachte er dabei an die jüdische Religion; aber die Juden waren zu jener Zeit eine verachtete Nation, und ihre Religion erschien ihm so engherzig, dafs er keine Neigung zu ihr fassen konnte. Auch die christliche Religion sprach ihn nicht an; denn ihren wahren Geist hatte er nicht gefafst, weil er in den

Handelsstädten Kleinasiens, wo er mit den Christen zusammengetroffen war, nur die Streitigkeiten der Parteien, nicht aber den Geist der Liebe, der Milde und des Gottvertrauens kennen gelernt hatte. Aber jede dieser Religionen enthielt, wie es ihm schien, manches Gute; das wollte er sammeln, der Fassungskraft seiner Morgenländer anschaulich vorstellen und so der Stifter einer neuen Religion werden. Dieser Gedanke entzückte ihn so, dafs er nun für nichts anderes Sinn hatte. Er gab seine Handelsgeschäfte auf, suchte die Einsamkeit, und da sich sein Geist in übersinnliche Grübeleien verlor, sein Körper aber wenig Nahrung erhielt, so war es kein Wunder, dafs er manchmal seltsame Erscheinungen zu sehen glaubte. Endlich bildete er sich wirklich ein, was er so gern glaubte, dafs Gott ihn zu seinem Propheten ausersehen habe, dafs Engel zu ihm herabstiegen und ihm den Willen Gottes verkündigten. Jetzt war er vierzig Jahre alt; er stand da in seiner vollen Kraft, ganz dazu angetan, die Idee, von deren Wahrheit und Wichtigkeit er so fest überzeugt war, standhaft auszuführen. Er lehrte: „Es ist nur ein Gott, und Mohamed ist sein Prophet.“ Anfangs teilte er seine Lehre nur seiner Frau, seinem Vetter, einem Freunde und noch elf anderen Personen mit, die alle fest an seine göttliche Sendung glaubten. Er ordnete wiederholte Waschungen an, gebot, täglich fünfmal zu beten, reichlich Almosen auszuteilen, und schilderte ihnen die Belohnungen des Frommen nach dem Tode, wie sie den sinnlichen Morgenländern am meisten ansprechen mufsten. Erst im vierten Jahre trat er mit seiner Lehre, die er den Islam nannte, dreister hervor. Aber nur wenige glaubten an ihn. Die meisten hielten ihn für einen Wahnsinnigen oder für einen gefährlichen Betrüger; ja, es verschwur sich sein eigener Stamm, die Koreischiten, gegen sein Leben, und nur eine schleunige Flucht aus Mekka konnte ihn retten.

Er ging nach Medina, wo ihn die Einwohner, weil sie Feinde der Mekkaner waren, gut aufnahmen und als Propheten anerkannten. Vom Jahre seiner Flucht, der Hedschra, 622, wird der Anfang seiner Herrschaft und die Stiftung seiner Religion gerechnet, und noch heute zählen die Mohamedaner ihre Jahre darnach. In Medina wurde er aber nicht nur als Prophet, sondern auch als König verehrt. Er sammelte nun seine Anhänger, bewaffnete sie und führte den wilden, begeisterten Haufen gegen seine Feinde. Besonders nützlich war ihm dabei die Lehre, dafs, wer für den Islam den Tod fände, geraden Wegs ins Himmelreich käme, wo seine Wunden wie der köstlichste Ambra dufteten und die ausgesuchtesten Freuden seiner warteten. Auch schärfte er seinen Anhängern ein, dafs über jedem Menschen ein unwiderrufliches Schicksal walte. Wer also sterben solle, fände seinen Tod auch daheim; wen aber Gott erhalten wolle, der würde auch unter den Schwertern seiner Feinde bewahrt.

Nach einer siebenjährigen Abwesenheit eroberte Mohamed Mekka und bald darauf ganz Arabien; denn wer seine Lehre nicht annehmen wollte, wurde dazu mit Gewalt der Waffen gezwungen.

Er starb 632, nachdem er den Seinigen ausdrücklich eingeschärft hatte: „Streitet wider alle die, welche an keinen Gott und an keinen Tag des Gerichts glauben, aber auch gegen die Juden und Christen, bis sie euch Tribut zahlen und sich unterwerfen.“ In Medina liegt er begraben. Seine Anhänger nannten sich Gläubige oder Moslemin, woraus der Name Muselmänner entstanden ist. Seine Lehren und Aussprüche wurden nach seinem Tode in ein Buch zusammengetragen, welches der Koran genannt wird.

Nösselt.

260. Karls des Großen Einrichtungen und Familienleben. 181.

Wäre Karl nur Eroberer gewesen, so würde sein Verdienst gering und vorübergehend sein; denn schon bald nach seinem Tode zerfiel das aus so vielen fremdartigen Teilen zusammengesetzte Gebäude seines Reiches. Sein Streben war aber auf etwas Höheres und Edleres gerichtet. Wen er als Held mit dem Schwerte unterworfen hatte, den wollte er als Vater mit Liebe beglücken. Unablässig war er bemüht, seine Völker aufzuklären, sie weiser und besser zu machen. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit lebten an seinem Hofe und genossen seine Achtung und Freundschaft. Mit ganzer Seele hing er am Christentume. Deshalb sorgte er sehr für gute Geistliche und untersagte ihnen alles, was sich mit der Würde ihres Berufes nicht vertrug. Neue Bistümer, Kirchen und Klöster wurden gegründet und reichlich begabt. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes ließ er Sänger und Orgelspieler aus Italien kommen; denn seine Franken hatten eine gar rauhe Stimme. Auch liebte Karl seine Muttersprache. Er arbeitete selbst mit den Gelehrten seines Hofes an einer deutschen Grammatik und ließ auch eine Sammlung altdeutscher Heldenlieder veranstalten. Uns ist leider von diesen Bestrebungen des großen Kaisers nichts übrig geblieben als die deutschen Namen, die er den Winden und Monaten gab.

Karl war ein echt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirn und überaus große, lebendige Augen, die dem Freunde und Hilfebittenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach Frankenart seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und kühnste Schwimmer. Ein Hauptvergnügen war die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde eine Treibjagd angestellt. Alles setzte sich zu Pferde, und nun ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle der unzähligen Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo die Blüte des jungen Adels sich durch Mut und Geschicklichkeit auszuzeichnen und gegenseitig zu übertreffen suchte. Karl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen

Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er sehr mäßig. Speiste er mit den Seinigen allein, so kamen nur vier Schüsseln auf den Tisch. Ein Wildbretbraten, am Spieße vom Jäger zur Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Sein Schlaf war kurz. Selbst des Nachts stand er mehrmals von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der in seiner Jugend versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder er stellte sich ans Fenster und betrachtete mit Ehrfurcht und Bewunderung den gestirnten Himmel. Eine so einfache Lebensweise erhöhte die ohnehin so gewaltige Körperkraft dieses Mannes, so daß man seinen Geschichtschreibern wohl glauben darf, wenn sie erzählen, wie er mit leichter Mühe ein Hufeisen zerbrach oder einen geharnischten Mann emporhob wie ein Kind oder mit seinem gewaltigen Schlachtschwerte einem Feinde den Kopf bis in die Tiefe spaltete und Lasten hob, die ein gewöhnlicher Mann jetziger Zeit nicht von der Stelle rücken könnte.



Karl der Große.

Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Er trug Gewänder, von der fleißigen Hand seiner Gemahlin verfertigt, Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweise umwunden, ein leinenes Wams und darüber einen einfachen Rock mit seidenen Streifen, seltener einen viereckigen Mantel von weißer und grüner Farbe; aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehenk an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angetan mit einem lang herabhängenden Talare, mit goldenen Bienen besetzt. Merkwürdig, wie er gelebt hatte, wurde er auch begraben. Im vollen Kaiserschmucke, mit Krone und Schwert, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knieen, ein Stück des heiligen Kreuzes auf dem Haupte, die goldene Pilgertasche um die Hüfte, wurde er, sitzend auf einem goldenen Stuhle, in die Gruft der von ihm gestifteten Marienkirche zu Aachen hinabgelassen. Nach seinem Tode aber lebte der Name des

großen Karl in den Sagen und Liedern des Volkes fort, und jahrhundertelang wurde alles Große und Schöne an seinen Namen geknüpft.

Welter.

261. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt. 183.

1. Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren,
da prüft' er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabieren,
ihr Vaterunser, Einmaleins, und was man lernte mehr;
zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

2. Gleich wie der Hirte schied er da die Böcke von den Schafen,
zu seiner Rechten hieß er steh'n die Fleißigen, die Braven.
Da stand im groben Linnenkleid manch' schlichtes Bürgerkind,
manch' Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind.

3. Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
und wies sie mit erhobner Hand zur Linken in die Ecke.
Da stand in pelzverbrämtem Rock manch' feiner Herrensohn,
manch' ungezognes Mutterkind, manch' junger Reichsbaron.

4. Da sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben;
ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben;
und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid,
in meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid."

5. Dann blitzt' sein Blick zur Linken hin, wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euren Adel!
Ihr feinen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht!
Ich frage nach des Mann's Verdienst, nach seinem Namen nicht."

6. Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten
und manches stumm zu Boden seh'n und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
wen heute Kaiser Karl belobt, und wen er ausgeschmält.

7. Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten,
im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
„Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand!"
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland.

Gerok.

262. Heinrich I.

Heinrich I. gebührte vor allen Zeitgenossen die Krone. Er war an Geist und Körper ein wahrhaftiger König. Sein Wuchs war hoch und ehrfurchtgebietend, seine Gestalt schlank, Brust und Arm von gewaltiger Kraft, sein Auge feurig und gebieterisch, an Verstand war er scharfsinnig, in Ratschlägen bedächtig und gegen jedermann freundlich.

Damals war für Deuschland eine traurige Zeit; denn von Südosten jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Ungarn daher, trieben den Bauern das Vieh weg und sengten und plünderten, wohin sie kamen. Gern hätte Heinrich das wilde Volk für die räuberischen Streifzüge gezüchtigt; allein noch fühlte er sich dazu zu schwach. Um das Reich zu retten, nahm er den Schein der Schande auf sich und schloß einen neunjährigen Waffenstillstand. Die Zeit der Ruhe benutzte er aufs beste. Überall baute er Häuser und umgab eine größere Zahl derselben mit Mauern und Wassergräben. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg und ihre Bewohner Bürger. Aber es war leichter Städte zu bauen, als Bewohner für sie zu finden; denn die Deutschen liebten das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts anderes als Gräber.“ Da ließ Heinrich die Leute losen, und jeder neunte Mann mußte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber um so lieber tun möchten, gab er den Städten viele Vorrechte, so daß die Bürger hinter ihren Mauern nach und nach viel freier wurden als die Bauern, welche damals ihren Edelleuten oder den Klöstern als Leibeigene dienen mußten. Nun fing auch in den Städten einer an, für alle die Kleider zu machen, ein anderer fertigte für alle die Schuhe, ein dritter baute die Häuser. So entstanden die verschiedenen Handwerke. Ferner verbesserte Heinrich das Heerwesen. Vor allem schuf er eine tüchtige Reiterei; er lehrte die Reiter, in geschlossener Reihe zu fechten, und veranstaltete fleißig Turniere oder Ritterspiele.

Als der Waffenstillstand zu Ende war und die ungarischen Gesandten abermals kamen, um den Tribut zu fordern, so ließ ihnen Heinrich zum Hohne einen räudigen Hund reichen, dem Ohren und Schwanz abgeschnitten waren. Schäumend vor Wut, kehrten die Gesandten heim, und gleich einem Heuschreckenschwarme fielen die Ungarn, alles verheerend, in das Land ein. Doch Heinrich fürchtete sich nicht Rasch sammelte er seine tapferen Scharen zur Schlacht, und bei Keuschberg, in der Nähe von Merseburg, stellte er sie in Schlachtordnung auf. Mit begeisterten Worten entflammte er sie zum höchsten Mute. Er sprach: „Krieger, seht! dort glüht der Himmel blutigrot. Eure Habe ist's, die jetzt auflodert. Was sucht ihr, wenn ihr umkehrt und flieht? — Eure Hütten? Sie liegen in Asche! — Eure Weiber? Sie sind gemißhandelt! — Eure Kinder? Sie sind ermordet! — Euren Gott? Seine Altäre sind umgestürzt! — Krieger, der Tag der Vergeltung ist gekommen! Seid Männer und betet zu dem dort oben, der Hilfe sendet in der Stunde der Not!“ Da schwuren alle, den Feind der Christenheit zu verderben oder selbst unterzugehen, und schauten empor zu dem Bilde des Erzengels Michael auf der flatternden Reichsfahne. Der Kampf begann. Die Ungarn schrieen: „Hui! Hui!“ die Deutschen: „Kyrie eleison!“ Lange schwankte die Entscheidung, aber endlich siegte die neue Kriegskunst und der heilige Mut der Deutschen. Ganz Deutschland jubelte und freute sich seines tapferen und weisen Königs.

Doch nicht lange sollte dieser die Früchte seines Sieges genießen. Er starb 936, verehrt und betrauert von seinem Volke, und wurde in Quedlinburg, seiner Lieblingsstadt, begraben. †

263. Heinrich der Vogler. 184.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd recht froh und wohlgemut;
aus tausend Perlen blinkt und blitzt der Morgenröte Glut.

2. In Wies' und Feld und Wald und Au', horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag, die süße Nachtigall!

3. Herr Heinrich schaut so fröhlich drein: „Wie schön ist heut' die Welt!
Was gilt's? Heut' gibt's 'nen guten Fang." Er lugt zum Himmelszelt!

4. Er lauscht und streicht sich von der Stirn das blondgelockte Haar.
„Ei doch! Was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschar?"

5. Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt, es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! Die Herr'n verderben mir den ganzen Vogelfang!

6. Ei nun, was gibt's?" — Es hält der Troß vorm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht: „Wen sucht ihr da? Sagt an!"

7. Da schwenken sie die Fähnlein bunt und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich! Hoch des Sachsenlandes Stern!"

8. Dies rufend, knien sie vor ihm hin und huldigen ihm still
und rufen, als er staunend fragt: „'s ist Deutschen Reiches Will'!"

9. Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang, Herr Gott, wie dir's gefällt!" Vogl.

264. Die Krönung Ottos I.

Am 8. August des Jahres 936 stand in der Säulenhalle zu Aachen, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband — beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen —, der Marmorstuhl Karls des Großen, der Erzthron des Reichs. Hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karls des Großen Nachfolger und König der Franken. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke und auf fränkischem Boden, meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, könne der neue König die Krone empfangen. In feierlichem Zuge, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, begab sich dann Otto zum Münster.

Wer nach Aachen kommt, wird dieselbe Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achteckes steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zwiefacher Umgang von Arkaden, welche mit Säulen geziert sind; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo Kaiser Karl sein Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem unteren Raume aber erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz — der sich erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem Könige erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben! Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum Himmel!" Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!"

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Zepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach, zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen! Denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sicheren Frieden gewinne." Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewandes, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden." Und als er ihm Zepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind! Vor allem aber", fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes, wie gegen die Witwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohne empfangest!" Mit diesen Worten nahm er das Ölhorn, salbte ihn mit dem heiligen Öle, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihilfe des Erzbischofs Wilfried von Köln das goldne Diadem auf das Haupt. Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zu dem Throne empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und von allen gesehen werden konnte. Hier blieb er, während die Messe gehalten wurde; dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

Hier war inzwischen an marmorner Tafel das **Königsmahl** mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue Herrscher zu Tische; es dienten ihm aber beim Krönungsmahle die Herzöge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts anderes sein sollten und wollten als die ersten seiner Dienstleute. Denn wie an dem Hofhalte der deutschen Fürsten von alters her die mächtigsten und angesehensten unter den Dienstleuten als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person des Fürsten umgaben und ihrer warteten, so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier; der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Bayern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die Stadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten alle in die Heimat zurück. Giesebrecht.

265. Kaiser Otto I. und Heinrich.

1. Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang:
es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Rittermacht,
voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

2. Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
das Auge scharf wie Blitze, von goldnem Haar umwallt;
man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
schon mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

3. Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt;
es ist der eigne Bruder, den seine Waffe schlug,
der dreimal der Empörung blutrotes Banner trug.

4. Jetzt schweift er durch die Lande, geächtet, flüchtig hin;
das will dem edlen Kaiser gar schmerzlich in den Sinn,
er hat die schlimme Fehde oft bitter schon beweint:
„O Heinrich, du mein Bruder, was bist du mir so feind!"

5. Zu Quedlinburg im Dome ertönt die Mitternacht,
vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht;
es beugen sich die Knie, es beugt sich jedes Herz;
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

6. Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein;
es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein;
er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
die Knie' er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

7. „O Bruder, meine Fehle, sie lasten schwer auf mir;
hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir!
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
vergib, o strenger Kaiser, vergib, du Bruder mein!"

8. Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
„Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt;
nach dreier Tage Wechsel, da fällt dein schuldig Haupt!"

9. Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
und Stille herrscht im Kreise gleich wie im Totenreich;
man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub;
denn keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

10. Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
er liest mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
daß es in alle Herzen wie Gottes Stimme drang:

11. „Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? genügt ich hab',
wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus sprach dagegen: Nicht siebenmal vergib,
nein, siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb!"

12. Da schmilzt des Kaisers Strenge in Tränen unbewußt,
er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht.
Nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

Mühler.

266. Heinrich IV. und Gregor VII. 397.

Den ersten Anlaß zum Kampfe zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. gab der päpstliche Befehl: „Wenn jemand ein Bistum von einem Laien annimmt, so soll er nicht für einen Bischof oder Abt angesehen werden. Wir versagen ihm die Gnade St. Peters und den Eintritt in die Kirche." Heinrich betrachtete diesen Befehl als den Ausdruck großer Anmaßung, untersagte es denen, die er in Ämter eingesetzt hatte, die Genehmigung des Papstes nachzusuchen, und gab ihnen das Versprechen, sie unter allen Umständen zu schützen.

Sehr gelegen kam es dem Papste, daß zu der Zeit die Sachsen seine Hilfe gegen Heinrich, mit dem sie in heftiger Fehde lebten, anriefen. Gregor erließ sofort an den König ein Schreiben, in welchem er die Klagen der Sachsen für berechtigt anerkannte und Abstellung derselben verlangte.

Heinrich hielt es unter seiner Würde, auch nur eine Antwort zu geben. Erzürnt darüber, ließ ihn Gregor durch Abgesandte vor seinen Stuhl fordern, auf daß er sich „wegen seiner Verbrechen rechtfertige".

Da wallte das Feuerblut seines Stammes in dem Könige auf. Er schrieb eine Versammlung von weltlichen Großen und Bischöfen nach Worms aus, und es ward daselbst die Absetzung Gregors ausgesprochen. Die Bischöfe schrieben einen Absagebrief an den „Mönch Hildebrand." Auch Heinrich erließ ein Schreiben. Dasselbe begann mit den Worten: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern durch Gottes weise Fügung König, an Hildebrand, der nicht mehr Papst, sondern ein falscher Mönch ist," und lautete am Schlusse: „Verlaß den angemaßten Stuhl Petri! Ein anderer besteige den apostolischen Thron. Ich, Heinrich, von Gottes Gnaden König, spreche mit allen meinen Bischöfen zu dir: „Herunter mit dir! herunter!"

Als diese Botschaft nach Rom kam, erschrak Gregor nicht nur nicht, sondern er begrüßte den Schritt mit Wohlgefallen; denn nun war seinem Ehrgeize der Anlaß gegeben, aus der geistlichen Rüstkammer Roms die gefährlichste Waffe des Papsttums, den Bann, hervorzuholen und auf das Haupt eines deutschen Königs zu schleudern.

In dem Bannbriefe, welcher in Tausenden von Abschriften in Deutschland verbreitet wurde, hieß es: „Ich untersage im Namen des allmächtigen Gottes dem König Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmute wider die Kirche erhoben hat, die Regierung des ganzen deutschen und italienischen Reiches, binde alle Christen los von dem Eide der Treue, welchen sie ihm geleistet haben und noch leisten werden, und untersage jedem, ihm als einem Könige zu dienen."

Heinrich verlachte und verspottete anfänglich das päpstliche Vorgehen. Bald aber gewann die Sache ein ernstliches Aussehen. Die deutschen Bischöfe warfen sich reuig dem Heiligen Vater zu Füßen. Das Volk wendete sich in seiner Mehrheit scheu von dem Gebannten ab, und die ihm seit längerer Zeit grollenden Fürsten traten zu Tribur am Rheine zu einer Versammlung zusammen, in welcher sie beschlossen, falls Heinrich bis zum Frühjahre nicht Sühne gefunden, dann einen neuen König zu wählen.

Die Treulosigkeit der Fürsten empörte den König mehr noch als die feindliche Haltung des Papstes. Er wollte in seinem königlichen Amte bleiben, seinen Feinden trotzen, zu gelegener Zeit sie aber auch für ihre Treulosigkeit hart bestrafen. Nach schweren Kämpfen mit sich selbst kam er darum zu dem Entschlusse, nach Italien zu reisen und sich mit dem Papste zu versöhnen.

Einige Tage vor Weihnachten, mitten in dem strengen Winter von 1076—1077, in welchem am Rheine die Rebstöcke bis tief in die Wurzel hinein erfroren und der Rhein $4^1/_2$ Monate lang eine feste Eisdecke trug, reiste Heinrich von Speier ab. Nur seine Gemahlin, sein Söhnlein und ein kleines Gefolge begleiteten ihn. In Süddeutschland hatten ihm aber seine Feinde, denen daran lag, die Versöhnung mit Gregor über die festgesetzte Frist hinauszuschieben, den

Weg verlegt. Heinrich war darum gezwungen, einen weiten Umweg durch Frankreich zu machen, um über die rauhen Seealpen nach Italien zu gelangen. Auf tief verschneiten, oft kaum gangbaren Pfaden stieg man aufwärts. Mit großen Mühen und Gefahren ward der Gipfel erreicht, aber nun stand man vor der abschüssigen und glatteisigen Südwand des Gebirges. Auf Händen und Füßen krochen die Männer abwärts. Die Frauen wurden an den gefährlichsten Stellen in Ochsenhäute genäht und an Seilen hinabgelassen. Die meisten Lasttiere stürzten in die Tiefen und kamen um. Endlich kam man in der lombardischen Ebene an.

Als der Papst von der Annäherung Heinrichs vernahm, floh er in das feste Bergschloß Kanossa; denn er dachte, Heinrich komme, um sich für die ihm angetane Schmach zu rächen. Groß war aber seine Freude, als er hörte, daß der deutsche König sich als büßender Pilger ihm nahe, und er beschloß, jetzt der Welt zu zeigen, wie hoch er über dem Kaiser stehe.

Ungehindert ließ man Heinrich durch den Eingang am Fuße des Felsens bis vor das Tor der eigentlichen Burg. Hier mußte aber der 27jährige König von Deutschland und Italien drei Tage lang barfuß, das Büßerhemd über seinen Kleidern, vor Kälte zitternd und oftmals heftig weinend, im Schnee stehen und auf die Entscheidung des Papstes harren. Erst am vierten Tage ließ der Papst den Büßenden vor sich und sprach ihn vom Banne los, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ruhig nach Deutschland zurückkehre und sich aller königlichen Gewalt enthalte, bis auf einem Reichstage entschieden sei, ob er König bleiben solle oder nicht.

Einen so harten Bescheid hatte Heinrich nicht erwartet. Mit Unwillen und Zorn im Herzen schied er von Gregor. Sehr bald bereute er, sich dem Papste unterworfen zu haben. Die dem Könige feindlich gesinnten deutschen Fürsten wählten nämlich, trotzdem daß er nun vom Banne frei war, Rudolf von Schwaben zum Könige.

Jetzt erhob sich der Gebeugte, schüttelte die Schwäche früherer Zeiten von sich und erwies sich von da an als ein echter Sprößling des salisch-fränkischen Herrscherstammes. Seine Haltung bewirkte, daß er bald über eine bedeutende Macht gebot. Über drei Jahre lang mußte er um die Krone kämpfen. Erst 1080 kam es unweit Merseburg zu einer entscheidenden Schlacht. Heinrich selbst kämpfte tapfer und ritterlich; dennoch neigte sich der Sieg auf die Seite Rudolfs. Da bahnte sich mächtigen Armes Gottfried von Bouillon eine blutige Gasse zu ihm, holte aus zum gewaltigen Hiebe, und Rudolfs rechte Hand samt dem Schwerte fiel zu Boden. Als man dem Schwerverwundeten die abgehauene Rechte zeigte, rief er aus: „Sehet, das ist die Hand, mit der ich dem Könige Treue schwur!" Er starb zu Merseburg und wurde auch daselbst begraben.

Jetzt dachte Heinrich daran, dem Gregor, seinem ingrimmigsten Feinde, einen zweiten Besuch zu machen, diesmal aber nicht im Büßergewande, sondern in Eisenrüstung. Mit Heeresmacht zog er gen Rom

und eroberte es nach hartnäckiger Gegenwehr. Gregor flüchtete in die feste Engelsburg und später nach Salerno in Unteritalien, wo er im Jahre darauf (1085) starb. Nach Ferd. Schmidt.

267. Die Glocken zu Speier.

1. Zu Speier im letzten Häuselein,
da liegt ein Greis in Todespein;
sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
viel Tränen rinnen in seinen Bart.

2. Es hilft ihm keiner in seiner Not,
es hilft ihm nur der bittre Tod.
Und als der Tod ans Herze kam,
da tönt's auf einmal wundersam.

3. Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
von selber dumpf und langsam summt,
und alle Glocken, grofs und klein,
mit vollem Klange fallen ein.

4. Da heifst's in Speier weit und breit:
„Der Kaiser ist gestorben heut'!
Der Kaiser starb, der Kaiser starb;
weifs keiner, wo der Kaiser starb?“ —

---

5. Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
da liegt auf goldner Lagerstatt,
mit mattem Aug' und matter Hand,
der Kaiser Heinrich, der Fünfte genannt.

6. Die Diener laufen hin und her,
der Kaiser röchelt tief und schwer.
Und als der Tod ans Herze kam,
da tönt's auf einmal wundersam.

7. Die kleine Glocke, die lange verstummt,
die Armensünderglocke summt,
und keine Glocke stimmt mit ein,
sie summet fort und fort allein.

8. Da heifst's in Speier weit und breit:
„Wer wird denn wohl gerichtet heut'?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?“ Oer.

268. Konrad von Wettin.

Drei Stunden nordwärts von Halle liegt an der Saale das Schlofs Wettin. Hier wurde zu Ende des 11. Jahrhunderts der Stammvater des sächsischen Fürstenhauses, Konrad, geboren. Das

war ein gewaltiger und länderreicher Herr. Deshalb erhielt er auch den Beinamen „der Grofse“. Sein Leben war reich an Kämpfen. Einmal kämpfte er glorreich in Italien für den Kaiser, dann in Polen gegen die heidnischen Slaven, dann wieder im eigenen Lande gegen streitsüchtige Ritter. Auch unternahm er eine Heerfahrt ins Gelobte Land und kämpfte hier tapfer gegen die ungläubigen Sarazenen. Nach und nach wuchs sein Ländergebiet so, dafs er einer der mächtigsten Fürsten im ganzen Reiche wurde. Zuletzt reichte seine Herrschaft vom Erzgebirge und von der Neifse bis an die Saale und an den Harz.

Als sein Haar silberweifs wurde, sprach er: „Es ist alles eitel!“ und teilte sein grofses Land unter seine fünf Söhne. Otto, mit dem Beinamen „der Reiche“, wurde sein Nachfolger in Meifsen. Konrad, der so viel gekämpft, so viel gewirkt, Freudiges und Schmerzliches erlebt hatte, sehnte sich nach Ruhe und wollte den Abend seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit verbringen. Im Jahre 1156 berief er die Fürsten, Bischöfe und andere weltliche und geistliche Herren seines Landes auf den Petersberg. Eine glänzende Versammlung füllte die weiten Räume der Klosterkirche. Feierliche Stille herrschte. Konrad erhob sich und sprach: „Ich will meine alten Tage in Frieden verleben, bis Gott auch zu mir spricht: ‚Es ist genug!‘“ Dann erklärte der mächtige Markgraf, dafs er die Regierung niederlegen wolle. Zum Zeichen dafür legte er Schwert und Rüstung ab. Darauf zog er die Mönchskutte an und liefs sich ins Kloster aufnehmen. Aber schon im folgenden Jahre drückte der Tod ihm die müden Augen zu.

Konrad war der erste erbliche Markgraf von Meifsen und ist Stammvater der Regenten im Königreich Sachsen und in den herzoglich-sächsischen Ländern. Schon achthundert Jahre lang grünt und blüht das Wettinische Fürstenhaus. Weder der Tod, noch der Zeiten Stürme haben die Blüte dieses uralten Geschlechtes zerstören können. †

269. Der erste Kreuzzug. 399.

Zu Ende des 11. Jahrhunderts erscholl im ganzen christlichen Abendlande die Kunde: „Das heilige Grab ist in der Gewalt der seldschukischen Türken, eines wilden, räuberischen Volkes, welches an Mohamed glaubt, die frommen Wallfahrer verfolgt und mordet und die Heiligtümer schändet!“ Und es kam ein Pilger aus dem Gelobten Lande zurück, Peter von Amiens, genannt der Einsiedler, der war so hager wie der leibhaftige Tod; aber seine Augen leuchteten aus tiefen Höhlen wie Feuerflammen. Auf einem Esel zog er durch die Länder der Christenheit. In der einen Hand hielt er das Bild des gekreuzigten Heilands und in der andern einen Brief vom Patriarchen Jerusalems an alle Fürsten des Abendlandes, dafs sie auszögen, um das heilige Grab aus der Ge-

walt der Türken zu befreien. Wo Peter von Amiens hinkam, predigte er mit lauter Stimme die Leiden der Christen im Gelobten Lande und sprach: „Christus, der Herr, ist mir erschienen und hat zu mir geredet: Wohlan, Petrus, richte aus, was du begannst, und ich werde mit dir sein, denn die Stunde ist gekommen, dafs mein Tempel gereinigt werde.“ Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und alt, reich und arm, Mann und Weib, Adel und Knechte standen auf, um ins Gelobte Land zu ziehen zum Kriege gegen die Ungläubigen.

Dieser allgemeinen Bewegung bemeisterte sich der Papst Urban II. Er berief 1095 eine grofse Kirchenversammlung nach Clermont. Da waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Äbte, und Laien ohne Zahl. Mit begeisterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte, hingerissen zu Tränen und Seufzern, und rief wie aus einem Munde: „Gott will's! Gott will's!“ Danach heftete sich jeder ein rotes Kreuz auf die Schulter und machte sich zur kriegerischen Wallfahrt bereit, welche davon der „Kreuzzug“ hiefs. Mancher reiche Herr schenkte all' sein Hab und Gut an Kirchen und Klöster und wollte kein Eigentum mehr haben als das Schwert zu Christi Ehren. Niemand dachte mehr an Haus, Hof und Vaterland, an Eltern und Kinder, sondern nur ans ferne Morgenland. Bald hatten sich viele Haufen gemeinen Volkes gesammelt, ohne rechte Waffen und ohne Zucht und Ordnung, und folgten einem Abenteurer, Walter, zubenannt der „Habenichts“, und dem Peter von Amiens aus Frankreich nach Deutschland. Da sahen die Deutschen anfangs mit Erstaunen auf sie und konnten, so fromm sie selber waren, doch das Treiben der wilden Haufen nicht begreifen. In der Raserei ihres Eifers zertrümmerten diese jede Schranke und erschlugen die Juden in Deutschland unter grausamen Martern, wo sie dieselben fanden. Als sie aber gen Aufgang der Sonne kamen, mufsten sie diesen Frevel und ihre Zuchtlosigkeit büfsen und wurden allenthalben als Strafsenräuber erschlagen.

Indessen hatte jene religiöse Begeisterung allmählich auch die deutschen Herzen durchdrungen, und zugleich erwachte in ihnen der Trieb nach kühnen Abenteuern. Da scharte sich im Jahre 1096 ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüstet und in guter Zucht, rings um den frommen Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen; mit ihm zogen noch viele tapfere Helden, an welche sich wiederum viele Krieger anschlossen. Fast eine halbe Million Menschen stand in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im festen Vertrauen, dafs Gott ihnen den Sieg geben werde. So zogen sie in die Länder gen Aufgang. Sie erreichten glücklich Kleinasien und kamen nach Joppe und Gaza; aber Seuchen, Hunger und das Schwert der Türken lichteten furchtbar ihre Reihen. Dennoch

vollbrachten sie hohe Kriegstaten zum Erstaunen der Welt. Sie eroberten die festen Städte Edessa und Antiochien, zogen weiter gen Mittag und erblickten nach vielen Gefahren endlich von einem Berge herab die Zinnen Jerusalems. Da stürzten sie auf den Boden, küſsten die Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl, denn es waren nur noch 21 000 am Leben; aber die Kraft des Glaubens verdoppelte ihren Mut und begeisterte sie, alles zu wagen. Weder die festen Türme und ragenden Zinnen, von denen die blitzenden Geschosse der Türken niederzischten, noch der Mangel an Heergerät, noch Hunger und Durst schreckten sie. „Zum Sturm! zum Sturm!“ riefen sie voll Ungeduld, und mit furchtbarem Ungestüm tobten sie wider die Mauern. Mit gleicher Tapferkeit verteidigten sich jedoch die Türken. Unaufhörlich regnete es Pfeile und Flammen auf die Köpfe der Kreuzfahrer herab.

Aus vielen Wunden blutend, von Flammen umleckt, fechten sie fort. Schon sinkt hie und da ein tapferer Held vor Ermattung hin. Da zeigt sich plötzlich auf dem Ölberge ein Ritter in schneeweiſser, leuchtender Rüstung, der winkt ihnen nach der heiligen Stadt hin. „Ein Cherub mit flammendem Schwerte, den uns Gott zum Mitstreiter gesandt!“ rufen sie begeistert, und jauchzend sprengen sie abermals gegen die Mauern heran. Nun ist kein Halt mehr vor ihnen, vor ihrem Anprall gehen die Tore in Trümmer. Tankred der Normanne und Robert von Flandern stürmen in die Stadt. Gottfried von Bouillon fliegt wie ein Adler die Zinnen hinan und pflanzt die Kreuzesfahne auf. So ward Jerusalem von den Christen wieder erobert am 15. Juli des Jahres 1099 n. Chr. Geburt. Darauf erkoren die Kreuzfahrer ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum Könige von Jerusalem. Er aber sprach demütig: „Das verhüte Gott, daſs ich eine irdische Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden ist,“ und nannte sich bloſs „Schirmvogt des heiligen Grabes“. Das dünkte ihm die höchste Ehre.

Duller.

270. Friedrich Barbarossa. 401.

Im Jahre 1152 wählten die deutschen Fürsten Friedrich I. zum Oberhaupte des Deutschen Reiches. In dem damals 31-jährigen Helden vereinigten sich die ausgezeichnetsten Eigenschaften des Geistes und des Körpers. Seine hochgewachsene Gestalt, sein starker Gliederbau, seine erhabene Stirn, seine feurigen, durchdringenden Augen, seine angenehmen Gesichtszüge flöſsten jedem, der sich ihm näherte, Liebe und Bewunderung ein. Sein gelbliches Haupthaar, den echten Deutschen bekundend, verwandelte sich im Barte ins Rötliche, daher er von den Italienern Barbarossa, d. i. Rotbart, genannt wurde. Sein Vorbild war Karl der

Grofse, und an der Gruft des gefeierten Helden hatte er es sich gelobt, ein mächtiges christliches Kaisertum, das Reich Karls des Grofsen und Ottos des Grofsen, von neuem aufzurichten.

Sechsmal zog er mit Heeresmacht über die Alpen nach Italien, um hier das gesunkene kaiserliche Ansehen gegen die Ansprüche des Papstes und der Städte Oberitaliens wieder herzustellen. Was er aber auf vier Römerzügen mit Mühe errungen hatte, das ging ihm mit einem Schlage auf dem fünften verloren. Sieben Monate lang lag er vor der festen Stadt Alessandria. Da kam die Nachricht, ein grofses Heer sei im Anzuge, und Friedrich mufste die Belagerung so schnell aufheben, dafs er selbst sein Lager den Flammen preisgab. Noch verlor er aber die Hoffnung nicht; er erwartete nämlich den Zuzug mehrerer deutscher Fürsten, vor allem aber den Heinrichs des Löwen, des mächtigen Herzogs von Sachsen und Bayern. Allein der Löwe kam nicht. Da lud ihn Friedrich zu einer Unterredung ein, und während derselben erinnerte er ihn an die vielen Beweise von Liebe und Freundschaft, die er ihm gegeben, an die Länder, die er ihm zugewandt, und bat und flehete, er möge ihn doch in diesem Augenblicke, wo des Vaterlandes Ehre auf dem Spiele stehe, nicht verlassen. Zuletzt sank er vor ihm zu Füfsen. Umsonst, der stolze Löwe blieb ungerührt.



Friedrich Rotbart.

Unterdessen waren die Lombarden mit einem gewaltigen Heere herangezogen. Bei Legnano stiefsen sie auf die Kaiserlichen. Der Kampf begann. Der Kaiser selbst focht heldenmütig an der Spitze seiner Scharen. Schon neigte sich der Sieg auf seine Seite. In diesem Augenblicke stürzen sich 900 Bürger Mailands mit Ungestüm auf den siegenden Feind. Das Hauptbanner des Kaisers wurde genommen, er selbst von seinem Streitrosse gestürzt. Der Ruf: „Der Kaiser ist tot!“ verbreitete unter den Deutschen Schrecken und Verwirrung. Nur ein kleiner Teil entging mit dem fliehenden Kaiser dem Racheschwerte der Lombarden.

So vernichtete der blutige Tag von **Legnano** im Jahre 1176 die Arbeit von 20 Jahren.

Nun sah sich Friedrich genötigt, mit den aufrührerischen Städten **Frieden** zu schliefsen. Auch mit seinem alten Feinde, dem Papste Alexander, söhnte er sich aus und küfste ihm zu Venedig ehrerbietig den Fufs, worauf ihm der Nachfolger Petri den Friedenskufs gab und ihn feierlich vom Banne entband.

Nach Deutschland zurückgekehrt, traf sein Zorn den treulosen Heinrich den Löwen. Dreimal forderte er denselben vor den Reichstag, aber vergeblich; Heinrich erschien nicht. Nun wurde der Ungehorsame in die Acht erklärt und seiner Länder entsetzt. Bayern erhielt Otto von Wittelsbach, einen Teil Sachsens Bernhard von Askanien.

Herrlich und grofs war der **Lebensabend** des Heldenkaisers. Noch einmal, zum sechsten Male, zog Friedrich nach Italien, jetzt mit dem Papste und den Städten versöhnt und überall mit Jubel aufgenommen.

Da erschütterte die Kunde von der Eroberung Jerusalems durch den Sultan Saladin das christliche Abendland. Die mächtigsten Herrscher desselben nahmen das Kreuz, Richard Löwenherz von England, Philipp August von Frankreich; aber allen voran betrat Friedrich Barbarossa noch einmal die Heldenbahn. Im Frühlinge des Jahres 1189 zog er mit einem herrlichen Heere aus, kam trotz vieler Schwierigkeiten nach Konstantinopel und durch die öden, heifsen Hochebenen Kleinasiens bis an den Flufs Seleph. Hier sprengte der greise Held, weil ihm der Zug über die Brücke zu langsam ging, mit seinem Rosse in den hochangeschwollenen Strom. Doch die Wellen ergriffen den allzu kühnen Greis, rissen ihn mit fort, und nur seinen Leichnam vermochten die Seinen zu retten.

Über alle Beschreibung grofs war die Trauer und Bestürzung des Heeres. Jeder glaubte in dem Kaiser seinen Vater verloren zu haben. — Friedrich ist das Bild deutscher Gröfse geblieben, und immerfort klang es in Sage und Lied, er sei niemals gestorben, er schlafe im Kyffhäuser und werde hervorgehen zu seiner Zeit, um des Reiches und seines Volkes alte Herrlichkeit zu erneuern Das ist nun geschehen in unseren Tagen! **Nach Müller.**

271. Friedrich Barbarossa und Hartmann von Siebeneichen.

Bei Susa stehet einsam ein abgelegnes Haus,
es ruhet dort der Kaiser von seinen Nöten aus.
Ach wehe, Barbarossa, wer wies dir diesen Pfad?
Das Haus ist rings umstellet von Mördern und Verrat.
Es sprach der Wirt voll Reue: „Wie ist es mir so leid!
Ich wollte gern dich retten; doch nun ist's nicht mehr Zeit.“

Da rief der Kaiser zürnend: „Verderben diesem Ort,
wo fallen soll ein Kaiser durch feigen Meuchelmord!
Gott schütz' die deutsche Krone, Gott schütz' die Seele mein!
Und muß ich heute sterben, so soll's in Ehren sein."
Da rief ein Ritter flehend und kniete hin vor ihn:
„Herr Kaiser, eine Gnade, die werde mir verlieh'n!"
„Mein Reich," sprach Barbarossa, „das wird im Grab bald sein,
drum will ich gern gewähren, kann ich noch was verleih'n."
„Das Größte," sprach der Ritter, „hast, Kaiser, du gewährt;
für dich den Tod zu leiden, das ist's, was ich begehrt."
Des Kaisers Purpurmantel hat er drauf umgetan,
und legte dann ihm selber des Dieners Kleider an.
Der Kaiser ging von dannen, den Wächtern rief er zu:
„Bin Barbarossas Diener, laßt ziehen mich in Ruh'.
Die Herberg zu bereiten, ward ich vorausgesandt,
sein Nahen soll ich künden daheim im Vaterland."
Da ließen sie den Kaiser zum sichern Tor hinaus;
sie selber aber brachen um Mitternacht ins Haus.
Sie traten vor den Ritter, der dort als Kaiser schlief;
sie stießen ihre Schwerter ihm in das Herz so tief.
„Nun fahre heim, du Kaiser!" so rief die wilde Schar;
nicht wußte ja die böse, daß er gerettet war,
gerettet durch die Treue, die litt den Opfertod,
die kühn die Brust den Mördern für ihren Kaiser bot. —
Mit Kränzen deutscher Eichen schmück ihn, mein Vaterland!
Hartmann von Siebeneichen, so ist der Held genannt.

Streckfuß.

272. Schwäbische Kunde. 408

Als Kaiser Rotbart lobesam
zum heil'gen Land gezogen kam,
da mußt' er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
viel Steine gab's und wenig Brot,
und mancher deutsche Reitersmann
hat dort den Trunk sich abgetan;
den Pferden war's so schwach im Magen,
fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
von hohem Wuchs und starker Hand,
des Rößlein war so krank und schwach,
er zog es nur am Zaume nach;
er hätt' es nimmer aufgegeben,
und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
hinter dem Heereszug zurück.

Da sprengten plötzlich in die Quer
fünfzig türkische Reiter daher,
die huben an, auf ihn zu schießen,
nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
ging seines Weges Schritt vor Schritt,
ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
und tät nur spöttlich um sich blicken,
bis einer, dem die Zeit zu lang,
auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
er trifft des Türken Pferd so gut,
er haut ihm ab mit einem Streich
die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
er schwingt es auf des Reiters Kopf,
haut durch bis auf den Sattelknopf,

haut auch den Sattel noch in Stücken
und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus;
sie fliehen in alle Welt hinaus,
und jedem ist's, als würd' ihm mitten
durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
die auch zurückgeblieben war;
die sahen nun mit gutem Bedacht,
was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert,
wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
sie sind bekannt im ganzen Reiche,
man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

Uhland.

273. Barbarossa.

186.

1. Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
im unterird'schen Schlosse
hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
er lebt darin noch jetzt,
er hat im Schloß verborgen
zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
des Reiches Herrlichkeit
und wird einst wiederkommen
mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
darauf der Kaiser sitzt;
der Tisch ist marmelsteinern,
worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
er ist von Feuersglut,
ist durch den Tisch gewachsen,
worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
sein Aug' halb offen zwinkt,
und je nach langem Raume
er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
und sieh, ob noch die Raben
herfliegen um den Berg!

8. Und wenn die alten Raben
noch fliegen immerdar,
so muß ich auch noch schlafen
verzaubert hundert Jahr!"

Rückert.

274. Die Raute im sächsischen Wappen.

Das Herzogtum Sachsen gehörte einstmals Heinrich dem Löwen. Das war ein gar starker und mächtiger Herr, aber er war auch stolz und hoffärtig und trachtete danach, sich der kaiserlichen Macht zu entziehen. Das konnte und durfte der Kaiser Friedrich Barbarossa nicht leiden, und als eines Tages Herzog Heinrich ihm offenbar den Gehorsam verweigerte, so erklärte er ihn in die Acht, nahm ihm sein Herzogtum und gab einen Teil davon dem getreuen und tapfern Bernhard von Askanien. Als dieser nun bald danach dem Kaiser seine Huldigung darbrachte, so bat er ihn um ein Wappenzeichen. Barbarossa bedachte sich einen Augenblick. Dann nahm er den Rautenkranz, den er statt der Krone auf dem Haupte trug, um an dem heißen Sommertage den Fliegen und Mücken zu wehren, und legte ihn über Bernhards Schild. Von der Zeit an erblickte man in Sachsens Wappenschilde den Rautenkranz als Sinnbild der beständigen Liebe und Treue, mit der ein Volk seinem Fürsten anhangen soll. †

275. Die alten Ritterburgen.

Auf den Spitzen der Berge, an den Ufern großer Flüsse und in der Nähe belebter Heerstraßen haben in Deutschland vor alten Zeiten hohe und starke Burgen gestanden, die sahen kühn und stolz in die



Eine Ritterburg.

weite Gegend hinaus. Manche solche Burg kann man noch jetzt mit ihren Fenstern und Dächern im Sonnenscheine einer schönen Landschaft blinken sehen, aber die meisten stehen trüb und traurig als Ruinen da; ihre Gemächer sind verödet, die Tore mit Schutt und Gesträuch versperrt, die Fensterhöhlen offen, die hohen Türme verfallen. Manche Burg ist auch ganz von der Erde verschwunden, und die Tannen

wurzeln auf ihrem Grunde. Dort wohnten einst mächtige Ritter, da tönte Sang und Klang in den hohen Sälen, in den Ställen scharrten die Rosse, Wasser floß in den Burggräben, Tore und Zugbrücken öffneten und schlossen sich.

Welch' Leben war, wenn der Wärter auf dem Turme ins Horn stieß! „Feinde kommen!" schreit es in der Burg. Da schmettert die Trompete; die Knappen reißen die Gäule aus dem Stalle; auf dem Burghofe stampft's und wiehert's; die Ritter klirren mit schweren Sporen daher, mit mächtigem Schwert, in Eisen gekleidet vom Kopf bis zum Fuß. „Zu Roß!" ruft der Burgherr, und Ritter und Knappen springen rasselnd in die Sättel; Speer und Schild blitzen im Sonnenscheine; Helmbüsche und Fahnen flattern in der Luft; die Zugbrücke sinkt; schnaubend und stampfend donnert die Schar hinüber, den Schloßberg hinab, dem Feinde entgegen. — Wie da die Schwerter hauen, Speere zersplittern, Schilde springen! Das Blut fließt, die Rosse bäumen sich, und mancher Reiter sinkt in den Sand. Und abends, wenn die siegreiche Schar heimkehrt mit gefangenen Feinden, erbeuteten Rossen — wie ist da Jubel in der Burg! Bei dem Mahle werden dann schaurige Geschichten erzählt von dem Kampfe, und der Wein perlt dabei in großen Bechern, und die Knaben lauschen aufmerksam hinter den Sitzen der Ritter.

Welter.

276. Erziehung eines Edelknaben.

Schon im siebenten Jahre ward der Knabe von edler Herkunft in das Schloß eines andern Ritters gebracht. Hier lernte er als Bube im Dienste seines Herrn und im ehrfurchtsvollen Umgange mit Edelfrauen die Anfangsgründe der Rittertugenden. Er wartete bei der Tafel auf, säuberte die Waffen, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen die Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen Körper recht gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre ward er durch Umgürtung eines Schwertes wehrhaft. Nun hieß er Knappe. Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, sowie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Und hatte er in der Schlacht mit Schild und Schwert seinen Herrn gerettet, so trug er den größten Ruhm davon, den ein edler Jüngling sich erwerben konnte.

Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Übungen das einundzwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente, durch Fasten und Beten vorbereiten; auch mußte er sich zuvor baden und eine Nacht in voller Rüstung in einer Kapelle zubringen. Kam dann endlich nach langem Sehnen der Morgen des Tages, welcher der schönste und glorreichste in des Jünglings Leben war, so wurde er im feierlichen Zuge zur Kirche geführt.

Knappen trugen die Rüstung, den Streitkolben, den Schild und das Schwert, Edelfrauen den Helm, die Sporen, das Wehrgehenk. Ehrfurchtsvoll kniete der Knappe am Altare nieder und beschwur mit feierlichem Eide das Gelübde, die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion samt ihren Häusern und Dienern, alle Schwachen und Unvermögenden, alle Witwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Hierauf empfing er aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuhe und Panzer. Nun kniete er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Dann schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Pferd vor, auf welches er sich sogleich schwang, und das er fröhlich durch die Menge der Zuschauer tummelte. Große Feste beschlossen die Feierlichkeit des Tages. Von nun an durfte er selbst die geringste Beleidigung nicht ungerächt lassen. Welter.

277. Die Turniere. 404.

Das Hauptvergnügen der Ritter waren die Turniere. Hierunter verstand man feierliche Kampfspiele, welche den Rittern erwünschte Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Die Turniere wurden bei feierlichen Veranlassungen, z. B. bei der Krönung eines Königs, bei der Geburt oder Vermählung eines Prinzen gefeiert. Könige, Fürsten, Grafen und Städte suchten sich dabei an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Schon eine geraume Zeit zuvor wurden sie durch einen Herold angesagt. Keiner wurde zugelassen, der nicht vom Adel war, oder der sich eine entehrende Handlung hatte zu schulden kommen lassen. In Deutschland wurden die Turniere meist auf dem Markte oder auf einem andern freien Platze in der Stadt gehalten, in Frankreich aber vor den Toren auf freiem Felde. Der Platz dazu war mit doppelten Schranken umgeben. Ringsumher erhoben sich die Sitze der Zuschauer. Besonders prachtvoll waren die Sitze für die Fürsten, für die Edelfrauen und andere angesehene Personen.

An dem festgesetzten Tage füllten sich früh alle Plätze mit Zuschauern, die an Pracht und Aufwand einander zu übertreffen suchten. Das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken verkündete die Ankunft der Ritter. Auf schnaubenden Rossen, in strahlender Silberrüstung, mit wehenden Helmbüschen ritten sie in stattlichem Zuge stolz in die Schranken. Hier hielten sie. Nun war alles Erwartung, alles Ungeduld. Ein Herold kündigte das Lanzenstechen an und rief mit lauter Stimme diejenigen beim Namen auf, welche sich zuerst gegeneinander versuchen sollten. Zuweilen erschien auch wohl ein Ritter mit geschlossenem Visier, der unerkannt bleiben wollte bis zu Ende des Festes. Ein solcher wurde aufgerufen nach seinem

Wappenschilde, z. B. Löwenritter, Drachenritter. Trompeten gaben das Zeichen zum Angriffe. Und auf ihren Schall tummelten die beiden Gegner ihre Rosse und sprengten mit eingelegter Lanze in vollem Galopp aufeinander los. Wer gut traf und selbst fest im Bügel saß, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner aus dem Sattel, oder er zersplitterte seine Lanze an dessen stählernem Brustharnische. Beides galt als Sieg. Oft auch vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer andern. Mancher brach sogar fünfzig Lanzen an einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte, vierte, und so ging es weiter, meist drei Tage, oft auch wochenlang. Manchmal traten die Ritter sogar scharenweise gegen einander auf.

Den Beschluß der Ritterspiele machte die Verteilung des Dankes, d. h. des Preises. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers mit lauter Stimme ausgerufen. Dann nahete sich dieser ehrerbietig den Damen, welche den Dank verteilten, und empfing auf den Knieen aus schöner Hand irgend ein teures Kleinod, einen Helm oder ein Schwert oder eine goldene Kette oder einen Ring und dergleichen. Die Pauken und Trompeten erklangen dabei aufs neue. Dann ward der Sieger feierlich unter gewaltigem Zulaufe der schaulustigen Menge in das Schloß geführt. Hier empfing ihn ein schöner Kranz von Edelfrauen, welche ihm die schwere Rüstung abnahmen und ihn mit den prachtvollsten Feierkleidern schmückten. Am Abende folgte ein kostbarer Schmaus und großer Tanz. An der Tafel bekam der Sieger einen Ehrenplatz und wurde zuerst bedient. Er eröffnete am Abende auch den Tanz.

Welter.

278. Der Sänger.

293.

1. „Was hör' ich draußen vor dem Tor,
was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
laßt mir herein den Alten!"

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
sich staunend zu ergötzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten mutig drein
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette bringen.

4. „Die goldne Kette gib mir nicht,
die Kette gib den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern.
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen!

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen!"

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke."

Goethe.

279. Rudolf von Habsburg.

188.

Mit dem Tode des letzten hohenstaufischen Kaisers begann für Deutschland eine höchst traurige Zeit. Kein deutscher Fürst trug Verlangen nach der Kaiserkrone, die ihrem Träger nur Kampf und Untergang zu bringen schien. Was geschah da? Man übertrug die Würde an zwei Ausländer, einen englischen Prinzen und einen König von Spanien. Aber dieselben erlangten gar kein Ansehen. Der eine von ihnen kam wenig, der andere gar nicht nach Deutschland. Da brach denn allenthalben im Reiche Unordnung und Verwirrung aus, kein Gesetz galt mehr. Das rohe Faustrecht, der eiserne Speer der Raubritter herrschten ungehemmt. Ein solcher Zustand konnte nicht fortdauern, wenn Deutschland sich nicht völlig auflösen wollte. Das fühlten endlich auch die deutschen Fürsten. Darum beschlossen sie, wieder einen Kaiser zu wählen, der Recht und Gerechtigkeit handhaben und die zerstörte Ordnung wiederherstellen sollte.

Als sie zur Wahl versammelt waren, brachte der Erzbischof von Mainz den Grafen Rudolf von Habsburg in Vorschlag. Der war nicht mächtig an Land und Leuten, aber ein gar tapferer, kluger, frommer und biederer Herr, was auch der Erzbischof erfahren hatte. Als derselbe in jenen gefahrvollen Zeiten eine Reise nach Rom machte, geleitete ihn der Graf sicher über die Alpen. Da sprach der Erzbischof beim Abschiede: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte noch so lange, daß ich Euch den mir geleisteten Dienst vergelten könnte!" Jetzt gedachte er dieses Versprechens. Auf seinen Vorschlag wurde Rudolf 1273 zum Kaiser erwählt.

Die Krönung geschah zu Aachen. Als nun die Fürsten dem neuen Kaiser Treue schwuren, fehlte gerade das Reichszepter, auf welches der Eid geleistet zu werden pflegte. Da ergriff Rudolf rasch ein Kruzifix und sagte: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle des Zepters vertreten können." Und die Fürsten leisteten darauf die Huldigung. Nur einer war nicht in Aachen erschienen und weigerte sich, Rudolf als Kaiser anzuerkennen. Das war der mächtige Böhmenfürst Ottokar, der den Königstitel führte und seine Herrschaft weithin über die österreichischen Länder ausgebreitet hatte. Dem stolzen Manne deuchte es schimpflich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Gehorsam zu leisten. Aber Rudolf bezwang den Widerspenstigen in einer Schlacht und entriß ihm Österreich. Er gab dieses Land seinen

eigenen Söhnen und wurde dadurch der Gründer des habsburgisch-österreichischen Herrscherhauses.

Nach der Besiegung Ottokars richtete sich des Kaisers Sorge vor allem darauf, Ruhe und Ordnung im Reiche zu schaffen. Er durchzog Deutschland von einem Ende bis zum andern, saß oft selbst zu Gericht und verhängte strenge Strafen gegen die Frevler und Friedensstörer. Vorzüglich die übermütigen Raubritter hatten seinen starken Arm zu fühlen. Die berüchtigtsten Raubschlösser wurden zerstört und viele der adeligen Räuber gehängt; „denn," sagte Rudolf, „keinen Menschen halte ich für adelig, der von Raub und unehrlicher Hantierung lebt." Den wilden, fehdelustigen Grafen Eberhard von Württemberg, der den Wahlspruch führte: „Gottes Freund und aller Welt Feind," zwang er, selbst die starken Mauern von Stuttgart niederzureißen. So folgte in kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit auf Zwietracht und Zerrüttung. Der Landmann baute wieder fröhlich seine Felder, die nicht mehr von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten wurden; der Kaufmann zog sicher seines Weges an den hohen Burgen vorüber, und die Räuber, die zuvor offen im Lande umherschwärmten, suchten sich in einsamen Schlupfwinkeln zu verbergen.

Bei aller Strenge, wo es die Bestrafung der Übeltäter galt, war Rudolf im übrigen ein äußerst gütiger, leutseliger Fürst. Jeder hatte freien Zutritt zu ihm. Als einmal seine Diener einen gemeinen Mann nicht vorlassen wollten, rief er unwillig aus: „Warum weiset ihr ihn ab? Bin ich denn dazu Kaiser geworden, daß man mich vor den Menschen einschließt?"

Achtzehn Jahre lang hat Rudolf dem Deutschen Reiche vorgestanden. Nach Italien zog er nie. Er fürchtete, in Streit mit dem Papste zu geraten, und verglich das Land, in welchem so viele deutsche Kaiser nutzlos gekämpft hatten, mit der Höhle des Löwen, aus der niemand unverletzt wiederkehre. Dagegen wirkte er mit Kraft und Weisheit für Deutschlands Wohlfahrt bis zu seinem Ende. Als er, ein Greis von 73 Jahren, seinen Tod nahen fühlte, eilte er nach Speier, um dort an der Grabstätte der Kaiser zu sterben. Doch er kam nur bis Germersheim, und seine Leiche wurde von da in den Dom zu Speier gebracht. Das deutsche Volk aber ehrte noch lange sein Andenken; und wenn ein späterer Herrscher nicht so wie er an Recht und Gerechtigkeit festhielt, sagte man: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht."

Andrä.

280. Der Graf von Habsburg.

266.

1. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht, im altertümlichen Saale, saß König Rudolfs heilige Macht beim festlichen Krönungsmahle. Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins, es schenkte der Böhme des perlenden Weins, und alle die Wähler, die sieben, wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, umstanden geschäftig den Herrscher der Welt, die Würde des Amtes zu üben.

2. Und rings erfüllte den hohen Balkon das Volk in freud'gem

Gedränge. Laut mischte sich in der Posaunen Ton das jauchzende Rufen der Menge; denn geendigt nach langem verderblichen Streit war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und ein Richter war wieder auf Erden. Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer, nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr, des Mächtigen Beute zu werden.

3. Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal und spricht mit zufriedenen Blicken: „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl, mein königlich Herz zu entzücken; doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust, der mit süßem Klang mir bewege die Brust und mit göttlich erhabenen Lehren. So hab' ich's gehalten von Jugend an, und was ich als Ritter gepflegt und getan, nicht will ich's als Kaiser entbehren."

4. Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis trat der Sänger im langen Talare. Ihm glänzte die Locke silberweiß, gebleicht von der Fülle der Jahre. „Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold; der Sänger singt von der Minne Sold; er preiset das Höchste, das Beste, was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt; doch sage, was ist des Kaisers wert an seinem herrlichsten Feste?"

5. „Nicht gebieten werd' ich dem Sänger", spricht der Herrscher mit lächelndem Munde; „er steht in des größern Herren Pflicht, er gehorcht der gebietenden Stunde. Wie in den Lüften der Sturmwind saust, man weiß nicht, von wannen er kommt und braust, wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern schallt und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen."

6. Und der Sänger rasch in die Saiten fällt und beginnt sie mächtig zu schlagen: „Aufs Weidwerk hinaus ritt ein edler Held, den flüchtigen Gemsbock zu jagen. Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß, und als er auf seinem stattlichen Roß in eine Au' kommt geritten, ein Glöcklein hört er erklingen fern; ein Priester war's mit dem Leibe des Herrn; voran kam der Mesner geschritten.

7. Und der Graf zur Erde sich neiget hin, das Haupt mit Demut entblößet, zu verehren mit gläubigem Christensinn, was alle Menschen erlöset. Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld, von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt, das hemmte der Wanderer Tritte. Und beiseit legt jener das Sakrament, von den Füßen zieht er die Schuhe behend, damit er das Bächlein durchschritte.

8. „Was schaffst du?" redet der Graf ihn an, der ihn verwundert betrachtet. „Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann, der nach der Himmelskost schmachtet. Und da ich mich nahe des Baches Steg, da hat ihn der strömende Gießbach hinweg im Strudel der Wellen gerissen. Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil, so will ich das Wässerlein jetzt in Eil' durchwaten mit nackenden Füßen."

9. Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd und reicht ihm die prächtigen Zäume, daß er labe den Kranken, der sein begehrt, und die heilige Pflicht nicht versäume. Und er selber auf seines Knappen Tier vergnüget noch weiter des Jagens Begier; der andre die Reise

vollführet. Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick, da bringt er dem Grafen sein Roß zurück, bescheiden am Zügel geführet.

10. „Nicht wolle das Gott," rief mit Demutsinn der Graf, „daß zum Streiten und Jagen das Roß ich beschritte fürderhin, das meinen Schöpfer getragen! Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst, so bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst! Denn ich hab' es dem ja gegeben, von dem ich Ehre und irdisches Gut zu Lehen trage und Leib und Blut und Seele und Atem und Leben."

11. „So mög' auch Gott, der allmächtige Hort, der das Flehen der Schwachen erhöret, zu Ehren Euch bringen hier und dort, so wie Ihr jetzt ihn geehret. Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt durch ritterlich Walten im Schweizerland; Euch blühen sechs liebliche Töchter. So mögen sie," rief er begeistert aus, „sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

12. Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da, als dächt' er vergangener Zeiten. Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah, da ergreift ihn der Worte Bedeuten. Die Züge des Priesters erkennt er schnell und verbirgt der Tränen stürzenden Quell in des Mantels purpurnen Falten. Und alles blickte den Kaiser an und erkannte den Grafen, der das getan, und verehrte das göttliche Walten. Schiller.

281. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe.

1. Auf der Burg zu Germersheim,
stark am Geist, am Leibe schwach,
sitzt der greise Kaiser Rudolf,
spielend das gewohnte Schach.

2. Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Ärzte, sagt mir ohne Zagen,
wann aus dem zerbrochnen Leib
wird der Geist zu Gott getragen?"

3. Und die Meister sprechen: „Herr,
wohl noch heut erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!"

4. „Auf nach Speier! Auf nach Speier!"
ruft er, als das Spiel geendet;
„wo so mancher deutsche Held
liegt begraben, sei's vollendet!

5. Blast die Hörner! Bringt das Roß,
das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd steh'n die Diener all',
doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"

6. Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
spricht er, „trage, treuer Freund,
jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"

7. Weinend steht der Diener Schar,
als der Greis auf hohem Rosse —
rechts und links ein Kapellan —
zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

8. Trauernd neigt des Schlosses Lind'
vor ihm ihre Äste nieder;
Vögel, die in ihrer Hut,
singen wehmutsvolle Lieder.

9. Mancher eilt des Wegs daher,
der gehört die bange Sage,
sieht des Helden sterbend Bild
und bricht aus in laute Klage.

10. Aber nur von Himmelslust
spricht der Greis mit jenen zweien;
lächelnd blickt sein Angesicht,
als ritt' er zur Lust im Maien.

11. Von dem hohen Dom zu Speier
hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
weinend ihm entgegen wallen.

12. In den hohen Kaisersaal
ist er rasch noch eingetreten.
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
hört man für das Volk ihn beten.

13. „Reichet mir den heil'gen Leib!"
spricht er dann mit bleichem Munde.
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
um die mitternächt'ge Stunde.

14. Da auf einmal wird der Saal
hell von überird'schem Lichte,
und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

15. Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
alle Herzen längs des Rheins
fühlen, daß der Held verschieden.

16. Nach dem Dome strömt das Volk,
schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
seinen Geist der Dom des Himmels.

Kerner.

282. Aus „Wilhelm Tell".

III. Aufzug, 3. Szene.

Wiese bei Altorf.

Im Vordergrunde ein Hut auf einer Stange. Zwei Knechte halten Wache. Tell mit der Armbrust tritt auf, seinen Knaben an der Hand führend. — Geßler zu Pferd, den Falken auf der Faust, Rudolf der Harras, Berta und Rudenz, ein großes Gefolge von bewaffneten Knechten, welche einen Kreis von Piken um die ganze Szene schließen.

Rudolf der Harras. Platz, Platz dem Landvogt!

Geßler. Treibt sie auseinander! Was läuft das Volk zusammen? Wer ruft Hilfe? (Allgemeine Stille.) Wer war's? Ich will es wissen. (Zu Frießhardt.) Du tritt vor! Wer bist du, und was hältst du diesen Mann?

Frießhardt. Gestrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht und wohlbestellter Wächter bei dem Hut. Diesen Mann ergriff ich über frischer Tat, wie er dem Hut den Ehrengruß versagte. Verhaften wollt' ich ihn, wie du befahlst, und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Geßler (nach einer Pause). Verachtest du so deinen Kaiser, Tell, und mich, der hier an seiner Statt gebietet, daß du die Ehr' versagst dem Hut, den ich zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen? Dein böses Trachten hast du mir verraten.

Tell. Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht, nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn. Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell. Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.

Geßler (nach einigem Stillschweigen). Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell. Man sagt, du nehmst es auf mit jedem Schützen?

Walter. Und das muß wahr sein, Herr, 'nen Apfel schießt der Vater dir vom Baum auf hundert Schritte.

Geßler. Ist das dein Knabe, Tell?

Tell. Ja, lieber Herr.

Geßler. Hast du der Kinder mehr?

Tell. Zwei Knaben, Herr.

Geßler. Und welcher ist's, den du am meisten liebst?

Tell. Herr, beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

Geßler. Nun, Tell! weil du den Apfel triffst vom Baume auf hundert Schritt, so wirst du deine Kunst vor mir bewähren müssen. — Nimm die Armbrust — du hast sie gleich zur Hand — und mach dich fertig, einen Apfel von des Knaben Kopf zu schießen. Doch will ich raten, ziele gut, daß du den Apfel treffest auf den ersten Schuß; denn fehlst du ihn, so ist dein Kopf verloren. (Alle geben Zeichen des Schreckens.)

Tell. Herr — welches Ungeheure sinnet Ihr mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes — nein, nein doch, lieber Herr, das kommt Euch nicht zu Sinn — verhüt's der gnäd'ge Gott — das könnt Ihr im Ernst von einem Vater nicht begehren!

Geßler. Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf des Knaben — ich begehr's und will's.

Tell. Ich soll mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt des eignen Kindes zielen? — Eher sterb' ich!

Geßler. Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben.

Tell. Ich soll der Mörder werden meines Kinds! Herr, Ihr habt keine Kinder — wisset nicht, was sich bewegt in eines Vaters Herzen.

Geßler. Ei, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen! Man sagte mir, daß du ein Träumer seist und dich entfernst von andrer Menschen Weise. Du liebst das Seltsame — drum hab' ich jetzt ein eigen Wagstück für dich ausgesucht. Ein andrer wohl bedächte sich — du drückst die Augen zu und greifst es herzhaft an.

Berta. Scherzt nicht, o Herr, mit diesen armen Leuten! Ihr seht sie bleich und zitternd stehen — so wenig sind sie Kurzweil gewohnt aus Eurem Munde.

Geßler. Wer sagt Euch, daß ich scherze? (Greift nach einem Baumzweige, der über ihn herhängt.) Hier ist der Apfel. Man mache Raum, er nehme seine Weite, wie's Brauch ist — achtzig Schritte geb' ich ihm — nicht weniger, noch mehr — er rühmte sich, auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen. — Jetzt, Schütze, triff und fehle nicht das Ziel!

Rudolf der Harras. Gott, das wird ernsthaft. — Falle nieder, Knabe, es gilt, und fleh den Landvogt um dein Leben!

Walter Fürst (beiseite zu Melchthal, der kaum seine Ungeduld bezwingt). Haltet an Euch! ich fleh' Euch drum, bleibt ruhig!

Berta (zum Landvogt). Laßt es genug sein, Herr! Unmenschlich ist's, mit eines Vaters Angst also zu spielen. Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott! er hätte jetzt zehnfachen Tod empfunden. Entlaßt ihn ungekränkt in seine Hütte! Er hat Euch kennen lernen; dieser Stunde wird er und seine Kindeskinder denken.

Geßler. Öffnet die Gasse! — Frisch! was zauderst du? Dein Leben ist verwirkt; ich kann dich töten, und sieh, ich lege gnädig dein Geschick in deine eigne kunstgeübte Hand. Der kann nicht klagen über harten Spruch, den man zum Meister seines Schicksals macht. Du rühmst dich deines sichern Blicks. Wohlan! Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen! Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß! Das Schwarze treffen in der Scheibe, das kann auch ein andrer; der ist mir der Meister, der seiner Kunst gewiß ist überall, dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge.

Walter Fürst (wirft sich vor ihm nieder). Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit; doch lasset Gnad' für Recht ergehen, nehmt die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz! Nur dieses Gräßliche erlasset einem Vater!

Walter Tell. Großvater, knie nicht vor dem falschen Mann! Sagt, wo ich hinstehn soll. Ich fürcht' mich nicht. Der Vater trifft den Vogel ja im Flug. Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher. Herr Landvogt, rührt Euch nicht des Kindes Unschuld?

Rösselmann (der Pfarrer). O denket, daß ein Gott im Himmel ist, dem Ihr müßt Rede stehn für Eure Taten.

Geßler (zeigt auf den Knaben). Man bind' ihn an die Linde dort!

Walter Tell. Mich binden! Nein, ich will nicht gebunden sein. Ich will stillhalten wie ein Lamm und auch nicht atmen. Wenn ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht, so werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolf der Harras. Die Augen nur laß dir verbinden, Knabe.

Walter Tell. Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest erwarten und nicht zucken mit den Wimpern. — Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist! Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben — dem Wütrich zum Verdrusse schieß und triff!

(Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.)

Melchthal (zu den Landleuten). Was? Soll der Frevel sich vor unsern Augen vollenden. Wozu haben wir geschworen?

Stauffacher. Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen; Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal. O, hätten wir's mit frischer Tat vollendet! Verzeih's Gott denen, die zum Aufschub rieten!

Geßler (zu Tell). Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens. Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen, und auf den Schützen springt der Pfeil zurück. Dies stolze Recht, das sich der Bauer nimmt, beleidigt den höchsten Herrn des Landes. Gewaffnet sei niemand, als wer gebietet. Freut's Euch, den Pfeil zu führen und den Bogen, wohl, so will ich das Ziel Euch dazu geben.

Tell (spannt die Armbrust und legt den Pfeil auf). Öffnet die Gasse! Platz!

Stauffacher. Was, Tell? Ihr wolltet — nimmermehr — Ihr zittert, die Hand erbebt Euch, Eure Knie wanken. —

Tell (läßt die Armbrust sinken). Mir schwimmt es vor den Augen!

Weiber. Gott im Himmel!

Tell (zum Landvogt). Erlasset mir den Schuß. Hier ist mein Herz! (Er reißt die Brust auf.) Ruft Eure Reisige und stoßt mich nieder!

Geßler. Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß — du kannst ja alles, Tell! An nichts verzagst du; das Steuerruder führst du wie den Bogen; dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt. Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest alle.

(Tell steht in fürchterlichem Kampf, mit den Händen zuckend und die rollenden Augen bald auf den Landvogt, bald auf den Himmel gerichtet. — Plötzlich greift er in seinen Köcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und steckt ihn in seinen Koller. Der Landvogt bemerkt alle diese Bewegungen.)

Walter Tell (unter der Linde). Vater, schieß zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell. Es muß! (Er rafft sich zusammen und legt an.)

Rudenz (der die ganze Zeit über in der heftigsten Spannung gestanden und mit Gewalt an sich gehalten hat, tritt hervor). Herr Landvogt, weiter werdet Ihr's nicht treiben, Ihr werdet nicht — es war nur eine Prüfung — den Zweck habt Ihr erreicht. Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks, und allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen.

Geßler. Ihr schweigt, bis man Euch aufruft.

Rudenz. Ich will reden! Ich darf's! Des Königs Ehre ist mir heilig; doch solches Regiment muß Haß erwerben. Das ist des Königs Wille nicht — ich darf's behaupten — solche Grausamkeit verdient mein Volk nicht; dazu habt Ihr keine Vollmacht.

Geßler. Ha, Ihr erkühnt Euch!

Rudenz. Ich hab' still geschwiegen zu allen schweren Taten, die ich sah. Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen, mein überschwellend und empörtes Herz hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen. Doch länger schweigen wär' Verrat zugleich an meinem Vaterland und an dem Kaiser.

Berta (wirft sich zwischen ihn und den Landvogt). O Gott, Ihr reizt den Wütenden noch mehr.

Rudenz. Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten entsagt' ich, alle Bande der Natur zerriß ich, um an Euch mich anzuschließen — das Beste aller glaubt' ich zu befördern, da ich des Kaisers Macht befestigte — die Binde fällt von meinen Augen — schaudernd seh' ich an einen Abgrund mich geführt — mein freies Urteil habt Ihr irr geleitet, mein redlich Herz verführt — ich war daran, mein Volk in bester Meinung zu verderben.

Geßler. Verwegner, diese Sprache deinem Herrn?

Rudenz. Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr — frei bin ich wie Ihr geboren, und ich messe mich mit Euch in jeder ritterlichen Tugend. Und ständet Ihr nicht hier in Kaisers Namen, den ich verehre, selbst, wo man ihn schändet, den Handschuh würf' ich vor Euch hin, Ihr solltet nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben. — Ja, winkt nur Euren Reisigen — ich stehe nicht wehrlos da, wie die — (auf das Volk zeigend). Ich hab' ein Schwert, und wer mir naht —

Stauffacher (ruft). Der Apfel ist gefallen!

(Indem sich alle nach dieser Seite gewendet und Berta zwischen Rudenz und den Landvogt sich geworfen, hat Tell den Pfeil abgedrückt.)

Rösselmann. Der Knabe lebt.

Viele Stimmen. Der Apfel ist getroffen!

(Walter Fürst schwankt und droht zu sinken, Berta hält ihn.)

Geßler (erstaunt). Er hat geschossen? Wie? der Rasende!

Berta. Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

Walter Tell (kommt mit dem Apfel gesprungen). Vater, hier ist der Apfel — wußt' ich's ja, du würdest deinen Knaben nicht verletzen.

Tell (stand mit vorgebogenem Leib, als wollt' er dem Pfeile folgen — die Armbrust entsinkt seiner Hand — wie er den Knaben kommen sieht, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und hebt ihn mit heftiger Inbrunst zu seinem Herzen hinauf; in dieser Stellung sinkt er kraftlos zusammen. Alle stehen gerührt).

Berta. O güt'ger Himmel!

Walter Fürst (zu Vater und Sohn). Kinder! meine Kinder!

Stauffacher. Gott sei gelobt!

Leuthold. Das war ein Schuß! Davon wird man noch reden in den spät'sten Zeiten.

Rudolf der Harras. Erzählen wird man von dem Schützen Tell, solang die Berge stehn auf ihrem Grunde. (Reicht dem Landvogt den Apfel.)

Geßler. Bei Gott, der Apfel mitten durch geschossen! Es war ein Meisterschuß, ich muß ihn loben.

Rösselmann. Der Schuß war gut; doch wehe dem, der ihn dazu getrieben, daß er Gott versuchte.

Stauffacher. Kommt zu Euch, Tell, steht auf, Ihr habt Euch männlich gelöst, und frei könnt Ihr nach Hause gehen.

Rösselmann. Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!

283. Die Femgerichte.

Im Mittelalter bestanden durch ganz Deutschland furchtbare, heimliche Gerichte, die grobe Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestraften. Es war gefährlich, sich vor ihnen zu stellen, und noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden.

Jedes Femgericht bestand aus einem Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzern, die man auch „Wissende" nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Feme wußten. Solcher Beisitzer mußten wenigstens 14 sein, gewöhnlich aber betrug ihre Zahl das doppelte. Der Eid, den man ihnen abnahm zur Sicherung ihrer Verschwiegenheit, war furchtbar. Er begann: „Ich schwöre, die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist." Ein Schöppe, der den Eid brach, sollte der Hände und Augen beraubt und mit herausgerissener Zunge an einem dreifachen Strick, sieben Fuß höher als andere Schelme, gehenkt werden.

Hatte jemand einen Raub oder Mord begangen, war er der Zauberei oder Ketzerei verdächtig, so hatte er Ursache genug, vor dem furchtbaren Richterstuhle der Wissenden zu zittern, selbst dann, wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war.

Wurde er von einem der Freischöppen vor dem heimlichen Gerichte angegeben, und erhärtete dieser mit einem Eide, daß das Verbrechen wirklich begangen worden sei, so wurde der Angeklagte zur Verantwortung vorgefordert. Einer von den Freifronen schlich alsdann des Nachts ungesehen an die Mauern des Schlosses oder Hauses, wo der Angeklagte wohnte. Zunächst heftete er an die Tür den Vorladungs-

zettel, schlug dann dreimal gewaltig gegen den Pfosten und schnitt aus demselben drei Spänchen aus. Der Geladene mußte sich dann an einem bestimmten Tage an einem gewissen Orte einfinden, der ihm angegeben ward. Hier wartete seiner schon ein Abgeordneter der Feme, der ihn mit verbundenen Augen an den geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Gemeiniglich hielten sie ihre Sitzungen bei Nacht in einem dichten Walde oder in einer Höhle oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier saßen sie vermummt bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und tiefe Stille herrschte unter ihnen und rings um sie her. Der Freigraf allein erhob seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und forderte ihn auf, sich zu verteidigen.

Konnte er sich befriedigend verantworten, so wurde er freigesprochen und ebenso geheimnisvoll, als er gekommen war, wieder weggeführt. Wurde er aber seiner Schuld überwiesen, so wurde er zum Tode verurteilt und noch in derselben Stunde, nachdem man ihm Zeit gelassen, seine Seele in einem kurzen Gebete Gott zu empfehlen, mit einem Dolche niedergestoßen oder an einen Baum aufgeknüpft.

Die Sitzungen der heiligen Feme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten, doch immer erschienen die Wissenden vermummt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhofe des Orts, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Bei Anbruch des Tages verkündete dann das Läuten aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer furchtbaren Gäste. Alle, welche über 12 Jahre zählten, mußten sich hinaus aufs freie Feld begeben und sich in einem großen Kreise niederlassen. Der Freigraf saß mit seinen Schöppen in der Mitte, und vor ihm lagen neue Stricke und ein Degen oder Dolch.

Befand sich nun einer im Kreise, der im Ruf eines Mordes oder Diebstahls oder sonst eines Verbrechens stand, so trat ein Schöppe zu ihm und sagte ihm ins Ohr: „Freund, es ist anderswo ebenso gut Brot essen wie hier.“ Das hieß: „Hast du kein gut Gewissen, so stehe auf und gehe, solange es noch Zeit ist.“ Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen, aber sein Vermögen mußte zurückbleiben. Berührte der Schöppe einen zum dritten Male mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, daß er des Verbrechens nicht allein verdächtig, sondern auch überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum geknüpft.

Ferrer.

284. Die deutsche Hansa. 406.

Während Kaiser Friedrich II. in Italien und Palästina kämpfte, herrschte in Deutschland noch immer der greuliche Unfug des Faustrechts. Alles wimmelte von Land- und Seeräubern; weder auf den Landstraßen, noch auf den Flüssen und auf den Meeren war Sicherheit zu finden. Die Ritter hatten eine Menge Burgen an der Elbe und am Rheine errichtet und

nötigten die vorübersteuernden Schiffe, ihnen hohe Zölle zu bezahlen. An den Straßen aber lauerten sie den Kaufleuten auf, warfen sie nieder, plünderten sie aus, führten sie gefangen fort und gaben sie nicht anders als gegen ein starkes Lösegeld wieder frei.

Dieser Plackereien wurden die großen und mächtigen Handelsstädte, Hamburg und Lübeck, endlich müde; und da durchaus kein Schutz gegen dieses Raubgesindel zu erlangen war, so traten sie 1241 miteinander in einen Bund und beschlossen, sich selbst zu helfen. Auf gemeinschaftliche Kosten sammelten sie ein bedeutendes Heer und rüsteten Kriegsschiffe aus, die die Kauffahrer auf der Elbe in Schutz nahmen. Die Raubritter hatten nun üble Tage. Ihre Burgen wurden belagert, zerstört, der Erde gleich gemacht und die Galgen mit ihren Personen geziert. Nicht besser erging es den Seeräubern; eine mächtige Flotte lief gegen sie aus, vernichtete ihre Fahrzeuge und ersäufte ihre Mannschaft. Bald erzitterte alles vor der deutschen Hansa, so nannte man diesen Bund; denn in der Sprache jener Zeit hieß Hansa so viel als Verbindung. Sogar der König von Dänemark, der gefährlichste Feind der Städte Lübeck und Bremen, wurde gedemütigt und genötigt, die Feindseligkeiten gegen sie einzustellen.

Als die andern nordischen deutschen Handelsstädte sahen, wie furchtbar sich die Hansa gemacht hatte, und wie sicher sie ihren Handel trieb, so traten viele von ihnen dem Bunde bei, zunächst Braunschweig, Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, Kolberg, Stettin, Stolp, Anklam, in der Folge auch noch viele andere, wie Frankfurt an der Oder, Riga, Königsberg, Danzig, Magdeburg, Köln, Nimwegen ꝛc., im ganzen über 60 Städte. Sie hatten sich nun selbst vor den mächtigsten Feinden nicht mehr zu fürchten, im Gegenteil, sie führten eine hohe, gebieterische Sprache gegen sie und wußten ihren Worten Bedeutung zu geben. Wer sich nicht in der Güte zur Ruhe fügte, der wurde schnell, oft schimpflich dazu gezwungen. Mit jedem Jahre verstärkte sich der Bund, und zur Zeit seiner höchsten Macht gehörten 85 Städte zu demselben. Sie rüsteten gemeinschaftlich eine Flotte von mehr als 200 Schiffen aus, hielten ein furchtbares Landheer, führten Kriege mit mächtigen Fürsten, eroberten ihre Städte und Länder und stießen sogar Könige vom Throne. Der schwedische König Magnus verlor durch die deutsche Hansa seine Krone, und dem dänischen Könige Christoph wurde von einem Danziger Bürgermeister der Krieg erklärt. Andere Städte und Länder bewarben sich dagegen um die Freundschaft der deutschen Hansa und räumten ihr Schiffe, Warenlager und Vorrechte ein. So kam bald ihr Handel in den Niederlanden, in England, in den nordischen Reichen, sowie in Osteuropa zur höchsten Blüte.

Zu Lübeck wurden die Hansatage, das heißt die Bundesversammlungen, gehalten, wobei alle Bundesstädte durch ihre Abgeordneten vertreten waren. Hier wurden alle nötigen Maßregeln und Unternehmungen verabredet, die Beiträge zu den Kosten ausgeschrieben und die Beschwerden eines jeden gehört und abgetan. Der Bund hielt strenge Polizei unter seinen Gliedern. Hatte eine Stadt ihre Pflichten nicht erfüllt oder sich eines Frevels schuldig gemacht, so wurde sie verhanset, das heißt aus dem Bunde ausgestoßen, geächtet, für eine Feindin aller andern erklärt. Eine solche Strafe war

immer von furchtbaren Folgen; denn der geächteten Stadt wurden die Schiffe weggenommen und der Handel zerstört.

300 Jahre lang erhielt sich die deutsche Hansa auf dieser Höhe ihrer Gewalt und ihres Ansehens. Als aber ihr Zweck erreicht, das heißt, die Sicherheit und Ausbreitung ihres Handels nach Wunsch befördert war, trat wieder eine Stadt nach der andern von dem Bunde ab, und so blieben am Ende nicht mehr als drei Städte, Hamburg, Lübeck und Bremen übrig, die auf dem letzten Bundestage im Jahre 1630 ihren Verein erneuerten und bis auf diesen Tag den Namen der Hansastädte beibehalten haben. Ferrer.

285. Die Erfindung des Schießpulvers.

Daß das Schießpulver aus Salpeter, Schwefel und Kohlenstaub besteht, weiß jetzt fast jedes Kind. Wer aber zuerst die Massen also gemischt, oder mit andern Worten, wer das Pulver erfunden hat, weiß niemand. Schon vor 1600 Jahren brannten die Chinesen in Asien allerlei schöne Feuerwerke damit ab. Schon vor 700 Jahren sprengten die Deutschen in den Silberbergwerken des Rammelsberges bei Goslar am Harz das Gestein mit Hilfe des Pulvers; aber noch ward es nicht gebraucht, um Menschenleben zu vernichten. Etwa um das Jahr 1320 soll man darauf gekommen sein, es dazu anzuwenden. Damals lebte im Kloster zu Freiburg in Baden ein Mönch, Bertold Schwarz, ein verständiger Mann. In der Einsamkeit und Stille seiner Zelle grübelte er über viele Dinge nach. Wie viele Leute seiner Zeit, dachte er vielleicht auch darüber nach, ob er nicht den Stein der Weisen, d. h. die Kunst erfinden könne, aus Steinen und dergl. Gold zu machen. Das war freilich ein vergebliches Mühen, und viele Weise jener Zeit sind über diesem Suchen zu Toren geworden. Schwarz mischte nun und mischte immerzu, vieles und vielerlei; aber das wollte nicht kommen, was er suchte.

Einmal zerstieß er auch Schwefel, Salpeter und Holzkohlen in einem eisernen Mörser zu feinem Staub und deckte den Mörser mit einem Steine zu. Inzwischen hatte sich der Tag geneigt, und der Mönch wollte sich ein Licht anzünden, um besser sehen zu können. Er war eben noch an der Arbeit, da mit einem Mal blitzte und knallte es ihm um die Ohren, und der Stein vom Mörser fuhr prasselnd an die Decke hinauf; denn ein Funken war in den Mörser gefallen, und die Masse hatte sich entzündet. Was Bertold Schwarz hier mit Schrecken bemerkt hatte, teilte er andern mit. Man dachte weiter über den Vorfall nach und fing an, dann und wann ähnliche Mörser mit in den Krieg zu nehmen und daraus erst Steine, später eiserne Kugeln gegen die Feinde zu schießen. Allmählich verlängerte man die Mörser zu Kanonen, und noch später goß man auch dünne Röhren, Büchsen, die ein einzelner Mann tragen und nach Willkür regieren konnte. †

286. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Die Buchdruckerkunst ist eine Erfindung der Deutschen und geschah ums Jahr 1440. Bis dahin mußte man sich der geschriebenen Bücher bedienen. Wollte jemand ein Buch haben, so ging er zu einem Mönche, der im Schreiben geschickt war, und bat ihn, ihm doch das Buch abzuschreiben. Dieser nahm dann feines, dünnes Pergament, auch schon eine kostbare Sache, zog sich saubere Linien und fing nun an zu schreiben. Ehe er aber fertig wurde, vergingen oft ein oder mehrere Jahre, und daher war es kein Wunder, wenn er für ein einziges Buch dreihundert Mark und noch mehr forderte. An Schulbücher war damals natürlich gar nicht zu denken. Es fehlte das Hauptmittel, dem Geiste Nahrung zu verschaffen, das Herz zu veredeln und den Geschmack auszubilden, das Lesen guter Bücher. Wer damals ein Buch hatte, schätzte sich überglücklich. Nur reiche Leute konnten sich eine kleine Büchersammlung anschaffen.

Einen Schritt zur Erfindung der Buchdruckerkunst machte man durch die Verfertigung der Spielkarten. Diese einzeln zu zeichnen und auszumalen, hätte sehr aufgehalten. Man nahm deshalb ein Brettchen von Holz, schnitt die Figuren so aus, daß sie hervorstanden, bestrich sie mit Farbe und druckte sie so oft ab, wie man wollte. Da das gelang, verfertigten die Mönche ähnliche Holzschnitte zu Heiligenbildern und druckten sie auf Pergament ab. Später kam man darauf, ganze Bücher in solche Holzplatten zu schneiden. Aber das hatte die Unbequemlichkeit, daß man ebensoviel Platten haben mußte, wie das Buch Seiten hatte. Welch eine Arbeit! Daher konnte man diesen Druck nur bei kleinen Büchern anwenden. Und war das Buch nun so abgedruckt, so waren die Platten nichts mehr nütze. Auch gerieten die in Holz geschnittenen Buchstaben sehr schlecht; sie sahen grob und unregelmäßig aus, und man druckte auf diese Art nichts als kleine Gebetbücher, die stark gekauft wurden.

Da machte im Jahre 1440 ein gescheiter Kopf die Erfindung, mit beweglichen Buchstaben zu drucken. Es war Johann Gutenberg, aus Mainz gebürtig. Damals hielt er sich in Straßburg auf. Oft dachte er: „Es ist doch schade, daß man die hölzernen Platten, mit denen man druckt, nicht weiter gebrauchen kann, wenn das Buch abgedruckt ist. Wäre es denn nicht möglich, einzelne Buchstaben auszuschneiden, sie zusammenzusetzen zu Wörtern und Zeilen, sie abzudrucken und dann wieder auseinander zu nehmen, um sie zu anderen Büchern wieder zu gebrauchen?“ Gesagt, getan! Er fing gleich an zu schnitzeln, sägte seine Holztafeln auseinander und band die einzelnen Buchstaben zusammen. Aber das Abdrucken wollte ihm noch nicht gelingen. Über den Versuchen versäumte er seine Brotarbeit, die Steinschleiferei, geriet in Schulden und ging 1450 nach Mainz zurück, um in seiner Vaterstadt sein Glück weiter zu versuchen. Da lernte er einen reichen Bürger kennen, Johann Faust oder Fust. Dem teilte er seine Pläne mit und meinte, wenn er ihn nur mit Geld unterstützen wollte, so

würde die Sache schon gelingen. Fust war ein eigennütziger, aber kluger Mensch. Er erkannte bald, daß mit Gutenberg etwas anzufangen sei, trat mit ihm in Verbindung, schoß ihm zweimal Geld vor und setzte ihm einen guten Gehalt aus, wofür aber Gutenberg alle Arbeit allein übernehmen und das ganze Arbeitszeug ihm verpfänden mußte.

Wie freute sich Gutenberg über die gefundene Unterstützung! Rasch ging er an die Arbeit, und siehe, es gelang hier besser als in Straßburg. Anfangs schnitzte er die beweglichen Buchstaben, die man Lettern nennt, als Holz; aber diese gerieten schlecht. Nun nahm er Blei oder Zinn. Das geriet schon besser, nur war das Metall zu weich, und daher nutzten sich die Lettern schnell ab. Er verwendete nun Eisen; aber das war wieder zu hart und durchschnitt das Papier. Jetzt nahmen die beiden einen dritten Mann in ihren Bund auf, Peter Schöffer, einen geschickten jungen Mann, der bisher Abschreiber gewesen war, und der nun dem Gutenberg trefflich zur Hand ging. Sie erfanden eine Zusammensetzung von verschiedenen Metallen, die weder zu hart, noch zu weich war, und verfertigten auch eine bessere Druckerschwärze. Statt des Lampenrußes, den Gutenberg gebraucht hatte, kochten sie Kienruß und Leinöl. Zuletzt erfand Schöffer die Kunst, Lettern zu gießen.

Die drei Männer machten zuerst Versuche mit kleinen Büchern, besonders mit Gebetbüchern, die noch schlecht genug ausgesehen haben mögen, aber wegen ihrer Wohlfeilheit doch begierig gekauft wurden. Bald aber machten sie sich auch an ein größeres Werk. Sie fingen an, die Bibel zu drucken. Ärgerlich ist es, daß Gutenberg, der doch eigentlich das Hauptverdienst dabei hatte, um seinen Lohn kam. Fust war, wie gesagt, eigennützig und wollte das Geld, welches er dem Gutenberg geben mußte, ersparen. Darum überwarf er sich mit ihm, nahm ihm 1455 für sein vorgeschossenes Geld sämtliche Lettern und die Druckerpresse, so daß der brave Mann in Dürftigkeit gestorben ist, und trat mit Schöffer in engere Verbindung. Beide druckten nun mit Eifer fort und wurden bald reiche Leute. Übrigens waren die ersten Bibeln noch sehr teuer. Fust nahm für eine Bibel 100 bis 200 Gulden, welchen Preis man aber damals für sehr gering hielt.

Nösselt.

287. Johann Huß.

Johann Huß war geboren am 6. Juli 1373 in dem böhmischen Orte Hussinecz und stammte von armen, aber ehrlichen Leuten her. Mit großem Fleiße studierte er auf der Hochschule zu Prag und wurde schon in seinem zwanzigsten Jahre Lehrer an derselben. Er las fleißig in der Bibel und kam durch eigene Erfahrung mehr und mehr zu einer hellen Erkenntnis ihres Inhalts und ihrer seligmachenden Kraft.

Im Jahre 1402 wurde Huß Prediger zu Prag, wo er in einer ihm hierzu überwiesenen Kapelle das Evangelium verkündigte. Um diese Zeit kamen ihm auch die Schriften des Johann Wiklef in die

Hände, der bis zum Jahre 1384 die Verderbnisse der römischen Kirche in England angegriffen und das Volk auf das Wort Gottes hingewiesen hatte. Hierdurch wurde er noch mehr angefeuert, mutig gegen alle Irrtümer seiner Zeit mit der Wahrheit des Evangeliums aufzutreten. Bald erhob sich eine heftige Verfolgung gegen ihn. Er sollte widerrufen, was er gelehrt hatte. Er aber sprach: „Ich will die in der Heiligen Schrift geoffenbarte Wahrheit bis zum Tode verteidigen, indem ich weiß, daß die Wahrheit ewig bleibt und siegen wird; und wenn ich Gnade gefunden in Gottes Augen, so wird er den Märtyrerkranz mir verleihen." Jetzt tat ihn der Papst in den Bann. Zu der Zeit war die große Kirchenversammlung zu Konstanz am Bodensee. Huß sollte daselbst vor Kaiser und Papst erscheinen. Im Namen des Herrn ging er dahin.

In Konstanz wurde er bald, da er sich den Forderungen des Papstes nicht unterwerfen konnte, in ein feuchtes und stinkendes Gewölbe geworfen, in dem er lange schmachtete und bald sehr krank wurde. Als der Kaiser Sigismund auf der Kirchenversammlung erschienen war, wurde Huß vor dieselbe geführt.

Vor dieser äußerlich zwar glänzenden, aber innerlich finstern Versammlung sollte Huß seine bisherige Lehre widerrufen. Da er dieses aber gewissenshalber nicht tun konnte, so kehrte er mit seinen Ketten in den Kerker zurück und erwartete nun nichts anderes als baldigen Tod. Am 5. Juli 1415 verlangte der Kaiser von ihm die letzte Erklärung. Huß antwortete unter Tränen: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich von Herzen bereit bin, wenn ich aus Zeugnissen der Heiligen Schrift eines Bessern belehrt werde, sogleich meine Meinung zu ändern."

Am folgenden Tage wurde Huß abermals vor die Kirchenversammlung geführt. Man stellte ihn auf einen etwas erhöhten Ort, damit er von jedermann könnte gesehen werden. Darauf stieg ein italienischer Bischof auf die Kanzel und forderte in einer Rede den Kaiser auf, die Ketzereien zu zerstören und sonderlich den hier stehenden verstockten Ketzer zu verderben. Huß lag indes auf seinen Knien und befahl sich Gott zum Sterben. Darauf wurden von einem anderen Bischofe die aus Hussens Schriften ausgezogenen sogenannten Ketzersätze vorgelesen. Huß wollte wiederholt reden, aber man gebot den Schergen und Soldaten, ihn nicht reden zu lassen. Da hob er seine beiden Hände gen Himmel und sagte: „Ich bitte euch um des allmächtigen Gottes willen, ihr wollet doch meine Antwort anhören, daß ich mich bei denen, die umherstehen, entschuldigen und ihnen den Argwohn wegen meiner vermeinten Irrtümer benehmen möge." Und als es ihm abgeschlagen wurde, fiel er mit gen Himmel gerichteten Augen und Händen auf die Erde nieder.

Der Bischof von Mailand mit sechs andern Bischöfen führte Huß zu einem Tische, darauf Meßgewand und andere priesterliche Kleider lagen und kleidete ihn an. Als dieses geschehen war und er im vollen priesterlichen Schmucke und mit dem Kelche in der Hand dastand, ermahnten ihn die Bischöfe noch einmal, er solle nicht halsstarrig blei-

ben, sein Leben und seine Ehre bedenken und von seiner Meinung abstehen. Huß aber sprach mit großer Bewegung: „Ich will's nicht tun!"

„Steig herab vom Gerüste!" riefen nun die Bischöfe; und als er herabgestiegen war, fingen sie an, ihn zu entweihen. Der Bischof von Mailand und der von Besançon traten herzu und nahmen ihm den Kelch mit den Worten ab: „O, du verdammter Judas, da nehmen wir den Kelch von dir, in welchem das Blut Jesu Christi zur Erlösung geopfert wird; du bist sein nicht wert." Hierauf traten die andern Bischöfe herzu, und jeder nahm ihm ein besonderes Stück der priesterlichen Kleidung mit obigem Fluche. Als er völlig entweihet war, setzte man ihm eine fast ellenhohe Papierkrone auf mit gemalten Teufeln und der Unterschrift: „Erzketzer." Und nun wandten sich die Bischöfe an den Kaiser und sagten: „Die heilige Kirchenversammlung zu Konstanz überantwortet jetzo Johann Hussen, der in der Kirche Gottes kein Amt, noch Verwaltung mehr hat, der weltlichen Gewalt und Gericht."

Als er auf dem Richtplatze ankam, kniete er nieder und betete. Dann griffen die Henker zu, führten ihn dreimal um den Holzstoß herum, banden ihn an einen Pfahl mit fünf Stricken und mit einer Kette um den Hals und legten rund um ihn bis an seinen Mund Reisig und Stroh. — Ehe das Feuer angezündet ward, ritten der Pfalzgraf Ludwig und der Reichsmarschall noch einmal an ihn heran und ermahnten ihn, noch jetzt sein Heil zu bedenken und seine Irrtümer zu widerrufen. Da fing Huß mit lauter Stimme aus dem Holzhaufen an: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich das, was mir durch falsche Zeugen aufgebürdet wird, nicht gelehrt oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Menschen möchte von Sünden abwenden und zu Gott in sein Reich führen. Die Wahrheiten, die ich gelehrt, gepredigt, geschrieben und ausgebreitet habe, die mit Gottes Wort übereinkommen, will ich halten und mit meinem Tode versiegeln."

Sie schlugen darauf in die Hände und ritten davon. Als der Henker das Feuer anzündete, sang Huß den christlichen Glauben; da die Lohe gegen ihn schlug, betete er laut: „Christe, du Lamm Gottes, erbarme dich mein!" Als er aber zum dritten Male anfangen wollte zu reden, trieb der Wind den Rauch und die Flamme ihm gerade ins Gesicht und nahm ihm die Sprache. Er bewegte noch die Lippen und den Kopf einige Minuten und — war tot.

Die Asche dieses treuen Bekenners wurde in den unweit vorbeifließenden Rhein geworfen, damit auch kein Stäubchen von ihm übrig bleiben möchte.

Claudius.

288. Friedrich der Streitbare.

Ein für Sachsen hochbedeutender Fürst war Friedrich der Streitbare, der erste unter den Markgrafen von Meißen, welcher die Kurwürde erlangte. Er war im höchsten Grade streitbar und tapfer. Mit anderen Fürsten und Rittern zog er nach Franken, Böhmen und Ostpreußen, und überall machte er sich durch seine Taten berühmt,

durch seine Tapferkeit gefürchtet. Aber noch berühmter als durch kühne Waffentaten hat er sich durch ein Werk des Friedens gemacht. Damals gab es in Deutschland nur wenige Universitäten. Eine der besuchtesten war die zu Prag. Hier fanden sich aus fast allen deutschen Ländern diejenigen jungen Leute zusammen, welche sich eine höhere Bildung aneignen und sich für ein höheres Amt vorbereiten wollten. Da brachen 1409 zwischen den böhmischen und ausländischen Professoren und Studenten heftige Streitigkeiten aus, und mehr als 4000 Studenten mit ihren Lehrern verließen Prag. Etwa 2000 von ihnen wendeten sich in das benachbarte Meißner Land. Friedrich der Streitbare nahm sie mit Freuden auf und wies ihnen Leipzig zum Aufenthalt an. So gründete er im Jahre 1409 eine Universität, welche jetzt nach der Berliner die besuchteste und angesehenste in ganz Deutschland ist und Sachsen großen Ruhm gebracht hat.

1414 zog er, begleitet von mehreren Hunderten reich gekleideter Ritter und mit einem gewaltigen Gefolge von Knappen und Dienern, zur Kirchenversammlung nach Kostnitz am Bodensee. Viele Fürsten und die vornehmsten geistlichen Herren kamen dahin. Aber keiner, selbst der deutsche Kaiser Sigismund nicht, erregte bei seinem Einzuge so großes Aufsehen wie der reiche und tapfere Friedrich von Meißen.

Nach seiner Rückkehr gab es für ihn einen gewaltigen Kampf. Die Anhänger des Huß, Hussiten genannt, gerieten in großen Zorn, als sie den Tod ihres geliebten Lehrers erfuhren, und begannen einen furchtbaren Krieg. Kaiser Sigismund rief Friedrich den Streitbaren um Hilfe an. Dieser folgte dem Rufe und besiegte anfangs die wutentbrannten Feinde. Zu jener Zeit starb der Kurfürst von Sachsen, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein Land war von geringem Umfange, stand aber an Rang und Würde weit höher als die Markgrafschaft Meißen. Viele Fürsten begehrten, es zu empfangen. Kaiser Sigismund aber schenkte es dem Markgrafen Friedrich zum Danke für die Dienste, die ihm derselbe im Kampfe gegen die Hussiten geleistet hatte. So wurde Friedrich der Streitbare im Jahre 1423 Kurfürst von Sachsen und war nächst dem Kaiser der mächtigste, angesehenste und einflußreichste Fürst in ganz Deutschland.

Jetzt hielt sich Friedrich für noch mehr verpflichtet, dem Kaiser gegen die Hussiten beizustehen. Allein das Glück war ihm nicht mehr hold. Bei Außig wurde beinahe sein ganzes Heer vernichtet. 12000 Mann, darunter die Blüte der Meißner Ritterschaft, blieben auf dem Schlachtfelde. Kummer und Schmerz über solche Unglücksfälle erschütterten seine Gesundheit und stürzten ihn 1428 ins Grab. Aus Furcht, die Hussiten möchten seine Gebeine nicht ruhen lassen, begrub man ihn nicht in Altzelle, der Familiengruft der Wettiner, sondern man setzte ihn in aller Stille im Dome zu Meißen bei. †

289. Kolumbus, der Entdecker Amerikas. 408.

Christoph Kolumbus stammte aus der italienischen Stadt Genua und hatte sich von früher Jugend an dem Seewesen gewidmet. Mit

Eifer bestrebt, seinen Geist auszubilden, hatte er sich alle Kenntnisse, welche zu diesem Berufe gehören, in vorzüglichem Grade angeeignet. Was er von den großen Entdeckungen der Portugiesen hörte, erfüllte ihn mit Begeisterung, und es entstand daher der feurige Wunsch in ihm, eine Entdeckungsfahrt nach Westen hin zu unternehmen. Zuerst teilte er dies seiner Vaterstadt Genua mit und verlangte einige Schiffe. Allein man erwiderte ihm: „Du bist ein Träumer!" und wies ihn ab. Hierauf wandte er sich an den König von Portugal, doch ebenfalls umsonst. Nun ging er nach Spanien; aber auch hier dauerte es acht lange Jahre, bis der beharrliche Mann mit seinem Vorhaben durchdrang. Endlich gab ihm die Regierung drei kleine Schiffe und 90 Mann, mit denen er die große Reise antrat.

Voll kühnen Mutes fuhr Kolumbus am 3. August 1492 ins wilde, unbekannte Meer hinaus. Der Wind war ihm günstig, und pfeilschnell flogen die Schiffe dahin. Aber wo fand sich das gesuchte Land? Sechzig Tage hatte die Fahrt schon gedauert, und noch immer sah man nichts als die unendliche Wasserwüste ringsum und darüber die weite Himmelsdecke. Da ergriff Angst auch die Beherztesten unter den Schiffsleuten. „Was soll aus uns werden?" fragten sie zitternd. „Er führt uns in den gewissen Untergang." Nur Kolumbus verlor keinen Augenblick den Mut. „Seid getrost," rief er den Verzagten zu, „bald ist das Ziel erreicht!" Und unermüdet stand er Tag und Nacht auf dem Verdecke und beobachtete und leitete alles. Aber endlich versagte ihm die verzweifelnde Mannschaft den Gehorsam. In wilder Wut stürzten die Matrosen auf ihn los und drohten, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht alsbald umkehre. „Nur drei Tage noch fordere ich," erwiderte Kolumbus; „sehen wir dann kein Land, so fahren wir heimwärts." Diese Frist ward ihm gewährt. Und siehe, schon am folgenden Tage erreichte das Senkblei den Meeresgrund; Rohr und ein Baumast mit roten Beeren schwammen auf sie zu, und Landvögel flogen auf die Masten. Die Sonne ging unter; noch sah man nichts Weiteres. Doch ließ Kolumbus die Segel einwickeln, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Gegen Mitternacht erblickte man ein Licht aus der Ferne. „Land, Land!" erscholl es jetzt aus jeder Brust; man stürzte einander in die Arme, alle weinten vor Freude und baten kniend den Kolumbus um Verzeihung. Als der Morgen anbrach — es war am 70. Tage nach der Abfahrt —, sahen sie eine schöne, grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang ruderten sie nun unter kriegerischer Musik ans Land. Kolumbus, eine Fahne in der einen, einen Degen in der andern Hand, war der erste, der die Neue Welt betrat. Nachdem er mit der ganzen Mannschaft Gott auf den Knien gedankt hatte, nahm er die Insel für den König von Spanien in Besitz. Die Inselbewohner, welche von allen Seiten am Ufer zusammengeströmt waren, betrachteten mit Erstaunen die weißen Männer, ihre Kleidung, Schiffe und Waffen. Niemals hatten sie solcherlei gesehen. Sie selbst waren nackt und von kupferroter Hautfarbe; viele trugen als Zierat Goldbleche

in Nase und Ohren. Ihre Insel nannten sie Guanahani; Kolumbus aber gab ihr den Namen San Salvador, d. i. Erlöserinsel. Nach kurzem Verweilen setzte er dann seine Entdeckungsfahrt weiter fort und fand die großen Inseln Kuba und Haiti. Kolumbus ließ auf Haiti eine kleine Festung erbauen, in welcher 38 Spanier zurückblieben. Mit seinen übrigen Gefährten trat er dann die Heimreise an, um die wichtige Entdeckung in Europa zu verkünden.

Ungeheurer Jubel begrüßte den Helden, als er in Spanien landete. Der König und die Königin überhäuften ihn mit Ehren. Das ganze Land ward in Bewegung gesetzt durch die Nachricht von einer neu entdeckten Welt. Noch drei Reisen unternahm Kolumbus nach dem neuen Erdteile. Auf der dritten entdeckte er das feste Land, erfuhr aber auch eine tiefe Kränkung. Infolge verleumderischer Beschuldigungen wurde er wie ein Verbrecher in Fesseln gelegt und nach Spanien abgeführt. Freilich gab man ihn hier sogleich wieder frei; allein die Belohnungen, welche man ihm früher zugesagt hatte, wurden ihm nicht zu teil.

Kolumbus starb, 59 Jahre alt, in der spanischen Stadt Valadolid. Sein Leichnam wurde nach Haiti und später nach Kuba gebracht; die Kette, mit welcher er einst gefesselt war, wurde ihm, wie er verordnet hatte, mit ins Grab gelegt. Der von ihm entdeckte Erdteil aber erhielt nicht nach ihm, sondern nach dem Italiener Amerigo, der ihn zuerst beschrieb, den Namen Amerika.

Andrä.

290. Luthers Jugendjahre.

195.

Der große Reformator Dr. Martin Luther wurde am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Nach der Sitte jener Zeit brachte man ihn schon am folgenden Tage zur Taufe, und da es gerade am Tage des heiligen Martin war, so erhielt das Knäblein den Namen Martin. Die Eltern, Hans und Margarete Luther, führten ein gar frommes und stilles Leben. Mit irdischen Gütern waren sie nicht gesegnet. Luther sagt später selbst darüber: „Meine Eltern sind recht arm gewesen. Mein Vater war ein armer Häuer, und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen. Sie haben sich's lassen blutsauer werden."

Als Martin ein halbes Jahr alt war, siedelten seine Eltern nach Mansfeld über. Anfangs hatten sie auch hier mit bitterer Armut zu kämpfen. Allein Hans Luther ließ den Mut nicht sinken, sondern arbeitete mit Gebet und Gottvertrauen rüstig weiter, und der Herr segnete sein Tun. Durch eisernen Fleiß und unablässige Sparsamkeit verbesserte er seine Lage so, daß er zwei Feuer oder Schmelzöfen erwerben konnte.

Frühzeitig wurde der kleine Martin zur Schule angehalten. Bei schlechtem Wetter trug ihn der Vater auf den Armen dahin. Die Zucht war streng, ja fast hart. Zu Hause, wie in der Schule wurde Martin oft mit Ruten gestrichen, so daß er in seinen Mannesjahren

schrieb: „Meine Eltern haben mich gar hart gehalten, daß ich auch darüber gar schüchtern wurde. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß Blut floß; aber sie meinten's doch herzlich gut." Es sollte „etwas Rechtes" aus ihm werden, und der Vater huldigte dem Grundsatze: „Was groß werden will, muß klein angehen, und wenn die Kinder zärtlich und herrlich erzogen werden, schadet es ihnen ihr Leben lang."

Da der Knabe gute Gaben verriet, so schickte ihn der Vater im 14. Jahre auf die damals berühmte lateinische Schule zu Magdeburg. Hier hatte aber Martin schlimme Zeit. Der Vater vermochte ihn nur sehr wenig zu unterstützen, und so mußte er sich durch Singen vor den Türen wohlhabender Bürger sein Brot verdienen.


Luther.

Als Vater und Mutter von der Not ihres Sohnes hörten, schickten sie ihn schon im folgenden Jahre nach Eisenach auf die Schule, weil sie daselbst wohlhabende Verwandte hatten. Aber auch da erging es ihm übel, und gar manchmal mußte er hungrig zu Bette gehen. In diesen trüben Tagen war die Musik seine Trösterin. Am Tage ging er wie zu Magdeburg als Chorschüler mit andern Knaben vor die Türen reicher Leute singen, und abends griff er, sobald die Arbeit es ihm gestattete, zur Laute und Flöte. Sein andächtiger Gesang rührte das Herz einer frommen Bürgersfrau, namens Cotta. Diese nahm ihn in ihr Haus auf, gewährte ihm Wohnung und Unterhalt und war freundlich und gut mit ihm wie eine Mutter, so daß sich gar bald sein niedergedrückter Geist wieder aufrichtete und sein Gemüt sich erheiterte.

Als er 18 Jahre alt war, verließ er Eisenach und ging auf die in damaliger Zeit hochberühmte Universität Erfurt, um nach dem Willen des Vaters die Rechte zu studieren. Die Hoffnung, den Sohn einst als Rechtsgelehrten in hohen Ämtern und Würden zu sehen, ließ ihn denselben fast über sein Vermögen unterstützen. Luther arbeitete mit großem Eifer und ließ keine Minute des Tages unbenutzt. Dabei begann er jeden Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebete; denn sein Wahlspruch war: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studiert." In seinen freien Stunden besuchte er gern die Universitätsbibliothek. Hier fiel ihm eines Tages ein Buch in die Hände, das ihm bis dahin ganz unbekannt geblieben war, es war eine Bibel. Er wurde nicht

müde, darin zu lesen, und am liebsten hätte er sein ganzes Leben der Erforschung dieses Schatzes gewidmet.

In demselben Jahre — er war damals 20 Jahr alt — empfing er die erste akademische Würde, er wurde Bakkalaureus. Um die Prüfung gut zu bestehen, hatte er über die Maßen gearbeitet, so daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Ein alter Priester besuchte den Todkranken und richtete seinen Mut durch kräftige Trostworte auf, wobei er mit prophetischem Geiste sprach: „Mein Lieber, seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben. Unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute trösten wird."

Luther genas. Die Krankheit, die Worte des greisen Priesters und das Lesen in der Bibel hatten aber sein Gemüt ernst gestimmt und ihm die Lust an der Rechtswissenschaft verleidet. Trotzdem studierte er fleißig weiter und wurde 1505 sogar Magister der Weltweisheit. Da geschah es aber, daß sein Herzensfreund Alexius im Zweikampfe erstochen wurde, und daß bald nachher bei einem Gewitter der Blitz ganz nahe bei ihm in die Erde schlug. Beide Vorgänge bewegten ihn tief und erschienen ihm als Winke des Himmels. Er beschloß, sein ganzes Leben nur Gott und seinem Dienste zu weihen, der Welt zu entsagen und in einem Kloster den Frieden der Seele zu suchen.

Noch einmal versammelte er seine Freunde zu einem fröhlichen Mahle, nahm dabei mit bewegten Worten von ihnen Abschied, verließ an demselben Abende sein Zimmer, ging im nächtlichen Dunkel hin zum Augustinerkloster, klopfte an die Pforte und begehrte Einlaß. Das Tor öffnete sich und schloß sich wieder hinter ihm. — Luther war jetzt ein Augustinermönch.

Am andern Tage schrieb Luther an seine Eltern, wie er nach Gottes Schickung Mönch geworden sei. Allein der Vater war heftig erzürnt über den getanen Schritt und sagte dem Sohne alle Gunst ab. Endlich aber gab er seine Zustimmung mit den Worten: „Gott gebe, daß es wohl gerate!"

†

291. Der 31. Oktober 1517.

Es war am 31. Oktober 1517. Die Abendnebel senkten sich bereits auf die Stadt Wittenberg und die breit dahinfließende Elbe herab. Aber in der Stadt herrschte noch reges Treiben. Feierte doch am 1. November die Schloßkirche das Fest Allerheiligen und ihre Kirchweihe. Eine Menge Volkes war herbeigeeilt, Geistliche und Laien. In dichten Gruppen standen sie in der langen Straße, die vom Marktplatze abwärts nach dem Schlosse führte, und erwarteten den Beginn des Abendgottesdienstes. Doch ehe die Glocken ihn verkündeten, drängte sich raschen Schrittes durch die einzelnen Gruppen ein Mönch, die Richtung gerade auf das Portal der Schloßkirche zu nehmend. Hier machte er Halt, zog aus seiner dunklen Mönchskutte einen eng beschriebenen Bogen Papier hervor und heftete ihn an die Kirchtür an. Dann verschwand er in dem Eingange, welcher zur Sakristei führte.

Sein Tun war nicht sonderlich aufgefallen. Erst als der Mönch verschwunden war, eilten die Umstehenden an das Portal. Einer der Vordersten las die Schrift vor, die in lateinischer Sprache geschrieben war, und verdeutschte sie also: „Disputation zur Erklärung der Kraft der Ablässe. Aus Liebe und Streben, die Wahrheit an das Licht zu stellen, wird über Nachfolgendes disputiert werden zu Wittenberg unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Kaum hatten die Nächststehenden die angeschlagenen Sätze gelesen, als der Abendgottesdienst seinen Anfang nahm und die Menge in die Kirche hineinströmte, um der Predigt eben jenes Mönches zu lauschen, der kurz zuvor die lateinischen Streitsätze an die Kirchentür geschlagen hatte. Andächtig lauschte die Gemeinde der einfachen, innigen und ruhigen Predigt des Mönches, der seinen Zuhörern den Unterschied zwischen Ablaß und wahrer Buße erklärte.

Als Luther jene 95 Streitsätze anschlug, ahnte er nicht, welche Stürme er heraufbeschwur. Als wären die Engel selbst die Botenläufer gewesen, so durchflogen in kaum 14 Tagen Luthers Sätze ganz Deutschland, in 6 Wochen schon ganz Europa. Unbeschreiblich war die Wirkung der Thesen auf die Gemüter der Deutschen. Viele jubelten und bewunderten den unerschrockenen Mönch, der es wagte, offen gegen die Mißbräuche der Kirche aufzutreten und gegen den Papst und seine Diener zu kämpfen. Überall sprach man von den Thesen und von dem Manne, der so Kühnes unternommen hatte. So ging der Name des unerschrockenen Augustinermönches, bisher ungekannt und ungenannt, schnell durch alle Lande.

Nach Kornrumpf.

292. Luther in Worms. 410.

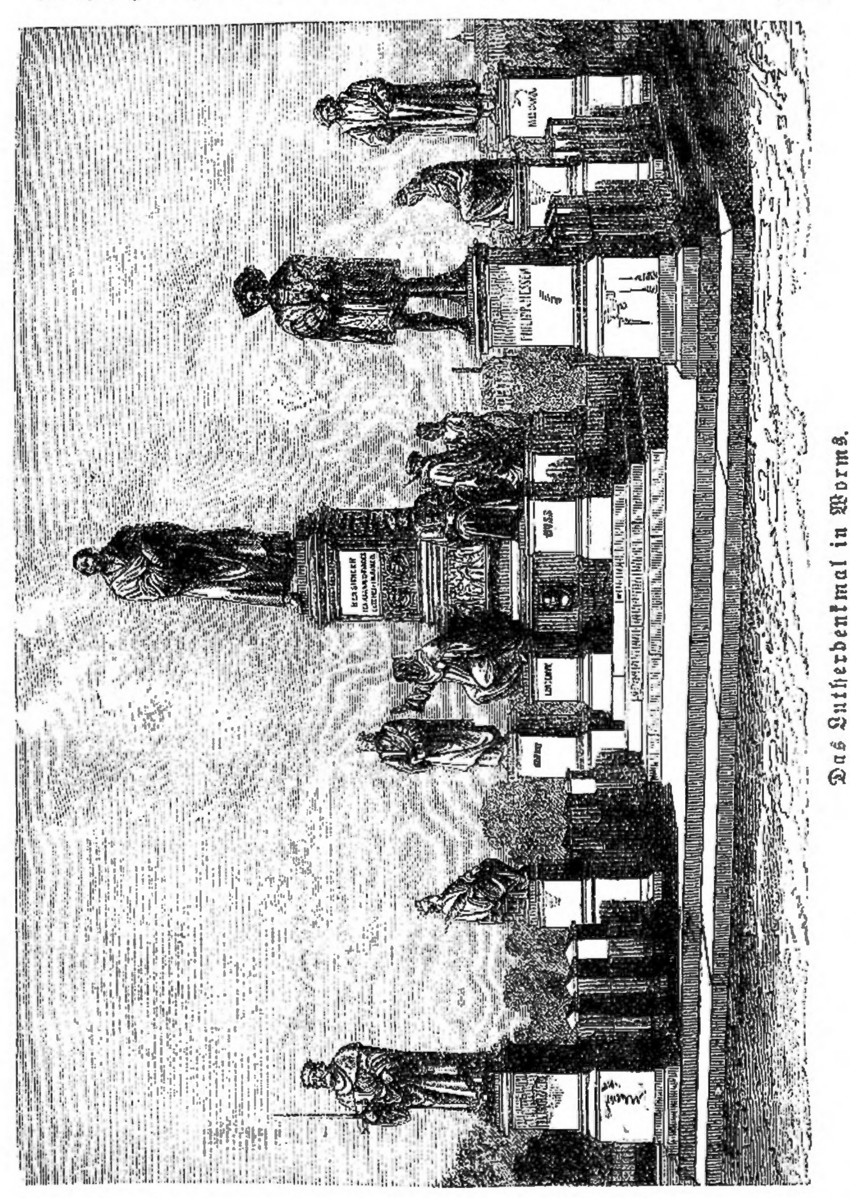
Kaiser Karl V. schrieb einen Reichstag nach Worms auf das Jahr 1521 aus und bat den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, auch Luther mit hinzubringen, damit dessen Sache entschieden würde. Friedrich antwortete, man möchte ihn damit verschonen; denn er erwartete für Luther nichts Gutes. Aber dieser erklärte ihm: „Wenn ich berufen werde, will ich, soviel an mir ist, mich eher krank hinfahren lassen, falls ich nicht gesund hinkommen könnte; denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, so mich der Kaiser beruft. Denn hier muß man auf keine Gefahr, noch Wohlstand sehen." Er erhielt bald darauf zu seiner großen Freude vom Kaiser die Vorladung, binnen 21 Tagen in Worms zu erscheinen, und zugleich die Zusicherung eines freien Geleits. Der Magistrat von Wittenberg schenkte ihm einen Wagen zur Reise, und der Kurfürst ordnete ihm einen besonderen Herold zu seinem Schutze zu. So reiste Luther, von vier Freunden und dem Herolde begleitet, von Wittenberg getrost ab. Überall auf seinem Wege liefen die Leute weit und breit herzu, den berühmten Mann zu sehen, von dem so viel gesprochen wurde.

Von Erfurt kam ihm zwei Meilen weit ein Zug von vierzig Reitern und vielen Fußgängern entgegen, um ihn ehrenvoll in die Stadt zu geleiten; und in denselben Straßen, die er einst als armer Mönch mit dem Bettelsacke durchstrichen hatte, empfing ihn das laute Getümmel der ihm zujauchzenden Menge. Man drang so lange in ihn, bis er unter ungeheurem Zulaufe predigte. Als man ihn warnte, nach Worms zu gehen, weil man ihn dort zu Pulver verbrennen würde, antwortete er: „Wenn sie gleich ein Feuer machen zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel hinan, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen.“ In Oppenheim erhielt er einen Brief von Spalatin, der seinen Herrn auf den Reichstag begleitet hatte, mit der Mahnung, sich doch nicht in Worms in solche Gefahr zu begeben; aber der mutige Luther ließ ihm sagen: „Und wenn auch so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein!“

Am 16. April kam er an. Eine große Menge war ihm entgegen gegangen, gefahren und geritten, und in der Stadt umdrängten mehr als 2000 Menschen seinen Wagen. Schon am folgenden Tage nachmittags um 4 Uhr holte ihn der Reichsmarschall in die Versammlung ab. Das Gedränge vor seinem Hause war so groß — selbst die Dächer waren besetzt — daß der Marschall ihn durch einige Häuser und Gärten führen mußte. An der Tür des Saales standen mehrere Ritter. Einer von ihnen, Georg Frundsberg, ein tüchtiger Kriegsmann, klopfte ihn auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen.“ Diese Worte erhoben seinen Mut sehr. Wirklich schlug ihm das Herz nicht wenig, wenn er bedachte, daß er nun vor Kaiser und Reich seine Meinung verteidigen sollte. Jetzt rauschten die Saaltüren auf, und beherzt schritt er hinein. Mehr als 5000 Menschen, die im Saale, im Vorsaale und vor den Fenstern standen, blickten alle zugleich auf ihn und nur auf ihn. Vor sich sah er am Ende des Saales auf seinem Throne sitzen Kaiser Karl im kaiserlichen Ornate und vor dem Throne in zwei langen Reihen die Kurfürsten, Fürsten und Grafen des Deutschen Reichs. Aus den Augen der meisten strahlte Teilnahme und Bewunderung, und diejenigen, welche ihm zunächst waren, flüsterten ihm zu, nur beherzt zu sein und sich nicht zu fürchten vor denen, die nur den Leib töten könnten. Nun trat der Reichsmarschall vor und fragte ihn, ob er die Bücher, die auf dem Tische lägen, für die seinigen erkenne, und als er dies bejahte, ob er die darin enthaltenen Meinungen widerrufen wolle? — Die letztere Frage schien ihn zu überraschen; er bat sich daher Bedenkzeit aus, die ihm der Kaiser auch bewilligte.

Als er abgetreten war, mußte er es sich gestehen, daß es doch keine Kleinigkeit sei, vor Kaiser und Reich seine Meinung zu behaupten. Aber der Gedanke an die Hilfe Gottes, der sich in seinem

schönen Liede: „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc.“ so kräftig ausspricht, gab ihm neuen Mut, ohne Ansehen der Person die Wahrheit



Das Lutherdenkmal in Worms.

zu verfechten. Als er am andern Tage um dieselbe Zeit vorgefordert wurde, war jedermann höchst gespannt auf seine entscheidende Antwort.

Diesmal mußte er zwei Stunden lang im Vorsaale warten. Als er um sechs Uhr eintrat, brannten schon die Fackeln; aber auch in seinem Herzen brannte die Begeisterung, freimütig die Wahrheit zu bekennen. Er begann: „Allergnädigster Kaiser, gnädigste Kurfürsten, Fürsten und Herren! Ich erscheine gehorsam auf dem Termine, so mir gestern abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Majestät und Gnaden wollten diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören, und so ich aus Unverstand vielleicht einem jeglichen seinen gebührenden Titel nicht geben oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Gebärden bezeigen sollte, mir es gnädigst zugut halten, als der ich nicht zu Hof gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin und von mir anders nicht zeugen kann, als daß ich von dem, was von mir bishero mit einfältigem Herzen gelehrt und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesucht habe." Darauf erklärte er sich mit anständiger Freimütigkeit über seine Bücher. Alles dies sprach er Deutsch. Da erinnerte man ihn, der Kaiser verstehe das Deutsche schwer. Er wiederholte daher die ganze Rede in lateinischer Sprache, ob er gleich sehr schwitzte wegen des Getümmels, und weil er so nahe bei den Fürsten stand. Endlich unterbrach ihn ein vornehmer Geistlicher und meinte, er solle eine runde, richtige Antwort geben, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Gut!" sprach Luther, „weil denn Kaiserliche Majestät, Kurfürstliche und Fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nichts widerrufen, weil es weder sicher, noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu tun. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Diese freimütige Erklärung machte auf die Fürsten und anderen Zuhörer einen ungemein günstigen Eindruck, und selbst der Kaiser sagte: „Der Mönch redet unerschrocken und mit getrostem Mute." Namentlich freute sich Friedrich der Weise über Luther. „O wie schön," sagte er zu seinem Hofprediger Spalatin, „o wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich!" Noch an demselben Abende schickte der alte Erich, Herzog von Braunschweig, obgleich ein eifriger Katholik, Luthern eine silberne Kanne mit Eimbecker Bier, daß er sich damit erquicken sollte. Auch wurde Luther von mehreren Fürsten in seiner Wohnung besucht, und vor derselben wurde es nie leer von Menschen, die ihn sehen wollten. Nur die päpstlichen Legaten und ihr Anhang boten Himmel und Hölle auf, ihn zu verderben und die Fürsten zu bewegen, gegen diesen Erzketzer die Reichsacht auszusprechen. Der Kurfürst von Trier versuchte noch einmal, ihn zum Widerrufe zu bewegen. Luther aber gab die schöne Antwort: „Ist das Werk aus Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott,

so werdet ihr es nicht dämpfen können." — Die Folge hat gezeigt daß sein Werk aus Gott war.

Rösselt.

293. Luther und Frundsberg.

1. Schon harret an den Türen
des Volkes Menge dicht,
als sie den Luther führen
vor Kaiser und Gericht;
und an der Türe Pfosten
dem Eingang Luthers nah,
steht fest auf seinem Posten
der alte Frundsberg da.

2. Wie unter Blitzesflammen,
wie unter Sturmeswehn
zwei Eichen dicht beisammen
auf zähen Wurzeln steh'n,
so stehen kühngestaltig
die beiden Helden dort,
in Waffen der gewaltig,
und jener in dem Wort.

3. Den schirmt die Pickelhaube,
das Panzerhemd aus Erz,
und jenem stählt der Glaube
das vielgeprüfte Herz;
in Schlachten schaut der eine
dem Tod ins Angesicht,
dem zittern die Gebeine
auch vor dem Teufel nicht.

4. Der Ritter sieht den Priester
sich werfen in den Tod;
in seinen Zügen liest er
der Losung ernst Gebot,
das siegen oder sterben
den Frommverwegnen heißt,
und vor dem Himmelserben
beugt sich des Helden Geist.

5. „Mönchlein", beginnt der Ritter,
„du gehest einen Gang,
wie auch im Schlachtgewitter,
im Mord- und Sturmesdrang
ich noch bestanden keinen
und keinen werd' besteh'n;
bist du mit Gott im reinen,
magst du den Gang auch geh'n!"

6. So gab der greise Degen
am heißen Kampfestag
dem Luther seinen Segen,
den Hand- und Ritterschlag.
Wohlauf denn, Held, und schwinge
dein ritterliches Schwert!
Laß seh'n, ob sich die Klinge
als flammende bewährt!

Hagenbach.

294. Luther übersetzt die Bibel.

Während Luther, sicher und geborgen vor den Nachstellungen seiner Feinde, auf der **Wartburg** weilte, dachte er in seiner Einsamkeit viel über sein bisheriges Leben und Wirken nach. Dabei kam er zu der Überzeugung, daß sein Werk erst dann recht gelingen könne, wenn er dem Volke auch die Bibel in die Hand gäbe. Um die heilige Schrift und ihren Inhalt drehte sich ja sein Kampf mit dem Papste; denn dieser hatte an die Stelle des Bibelwortes sein eigenes Wort gesetzt. Das Volk, so meinte Luther, müsse noch mehr auf seine Seite treten, wenn es sich selbst von der Wahrheit dessen, was er lehrte, überzeugen könnte. Und so begann er denn auf der Wartburg das schönste und edelste Werk seines Lebens, die **Übersetzung der Bibel in die deutsche Sprache.**

Um die für das Volk passendsten Ausdrücke zu finden, hat er die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse und den gemeinen

Mann auf dem Markte darum gefragt. Denn es war keine leichte Arbeit, die Bibel aus dem hebräischen und griechischen Urtexte ins Deutsche zu übertragen. Schloß- und Hofwörter könne er nicht brauchen, sagte er. Und so hat er denn ein echt volkstümliches, herrliches Werk zustande gebracht, welches der Grund- und Eckstein für seine Reformationsarbeit ward. In zwei Monaten hatte er die Übersetzung des Neuen Testamentes vollendet. Nachdem er es nach seiner Rückkehr nach Wittenberg in Gemeinschaft mit seinem Freunde und Mitarbeiter Philipp Melanchthon noch einmal durchgesehen hatte, ließ er es im September 1522 öffentlich erscheinen; und obwohl es den für damalige Geldverhältnisse sehr hohen Preis von 1½ Gulden kostete, so mußte doch noch in demselben Jahre ein Neudruck veranstaltet werden; denn Tausende griffen begierig danach.

Durch nichts wurde das Evangelium mehr verbreitet und gestärkt als durch die heilige Schrift selbst, die nun alle lesen konnten. Der Papst erkannte die von hier ausgehende Gefahr und erließ sogleich Verbote gegen das Buch.

Die vollständige Bibel erschien erst im Jahre 1534. An ihrer Vollendung beteiligten sich alle Wittenberger Freunde Luthers.

Nach Kornrumpf.

295. Friedrich der Weise.

Friedrich der Weise war der älteste Sohn des Kurfürsten Ernst und wurde 1463 zu Torgau geboren. Schon im 24. Jahre seines Lebens mußte er die Zügel der Regierung ergreifen, und sie ruhten in guten und sichern Händen. Nichts tat er, ohne seinen Bruder Johann gehört zu haben. Beide Brüder lebten miteinander in innigster Eintracht und Liebe. Keine Mißgunst, keine Überhebung, keine Herrschsucht störte das brüderliche Verhältnis. Sie bewohnten zusammen ein Schloß und waren einander so zugetan, daß keiner einen Diener wählte ohne Zustimmung des andern. Aber nicht bloß seinem Bruder, sondern auch allen seinen Untertanen schlug Friedrichs Herz in innigster Liebe entgegen. Streng sah er darauf, daß niemandem unrecht geschah. Vor allem schmückte ihn auch die Tugend der Sparsamkeit, und er rief seinen Dienern nicht selten zu: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme!" Jeden Tag prüfte er vor dem Schlafengehen die Rechnungen über seine Ausgaben und strich manche Ausgabe, die ihm zu hoch schien. Wer mit Betrug und Lüge umging, war ihm verhaßt, und es dauerte oft sehr lange, ehe ein solcher sich des Kurfürsten Vertrauen wieder erwerben konnte.

Ein Mann von solchen vorzüglichen Eigenschaften wurde in ganz Deutschland geehrt und geachtet, und dies zeigte sich recht deutlich im Jahre 1519. Der deutsche Kaiser Maximilian war mit Tode abgegangen. Drei mächtige Könige bewarben sich um die deutsche Kaiserkrone, die Könige von Spanien, von Frankreich und von England.

Die sieben Kur- oder Wahlfürsten versammelten sich. Lange konnten sie nicht einig werden. Endlich sprach einer: „Was wählen wir lange? Hat nicht Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, das Reichsvikariat dreimal gewissenhaft geführt? Wo könnten wir einen würdigeren Kaiser finden? Der neue Kaiser soll unser geliebter Kurfürst Friedrich sein!" Und einstimmig wurde er gewählt.

Allein der bescheidene und kluge Fürst sprach: „Ich bin ein alter Mann, laßt mich in Frieden mein Sachsenland regieren. Auf dem deutschen Throne muß ein jugendlicher, kräftiger Mann sitzen." Auf seinen Vorschlag wählte man nun den König Karl von Spanien zum deutschen Kaiser, welcher als solcher unter dem Namen Karl V. bekannt ist. Der neue Kaiser freute sich ungemein über diese Erhebung und sandte dem Kurfürsten von Sachsen 100 000 Dukaten. Dieser aber nahm das Geld nicht an und duldete auch nicht, daß einer seiner Diener etwas annahm. Solch eine Gesinnung ehrte der Kaiser, und es war ihm die Freundschaft mit einem solchen gerechten, besonnenen und weisen Fürsten wert und teuer. Davon legte er auch öffentlich Zeugnis ab; denn einige Male erklärte er bei wichtigen Beratungen: „Wir wollen erst hören, was unser Vater Friedrich dazu sagen wird."

Aus Liebe zu den Wissenschaften gründete Friedrich 1502 die Universität zu Wittenberg, und im Jahre 1508 berief er Luther und 1518 Melanchthon als Lehrer an die neue Hochschule. Friedrich der Weise war ein treuer Freund Luthers und seines Werkes bis an sein Ende. Anfangs duldete er die gerechten Neuerungen des kühnen Reformators. Dann schützte er ihn und gab nicht zu, daß er nach Rom zur Verantwortung vor dem Papste reise. Endlich verteidigte er ihn sogar gegen Kaiser, Fürsten, Papst und Geistliche. Ja, hauptsächlich dem weisen und gerechten Friedrich hatte es Luther zu verdanken, daß sein Werk nicht wie einstmals das eines Waldus, Wiklef und Huß ziemlich spurlos unterging, und daß er nicht vom Papst und der Geistlichkeit, vom Kaiser und von anderen mächtigen Fürsten unterdrückt wurde. So dankt die ganze evangelische Christenheit nächst dem Gottesmanne Luther Friedrich dem Weisen die Reformation der Kirche.

Nie hat Friedrich einen Krieg geführt, und doch ist er einer der berühmtesten Fürsten Deutschlands geworden. Er lebte in Frieden mit seinem Gotte, mit seinem Gewissen und mit der Welt bis an sein Lebensende. Im Vorgefühl seines Todes sagte er zu seinen Dienern: „Wenn mein lieber Gott will, so will ich gern von dieser Welt!" Sein treuer Hofprediger Spalatin besuchte ihn auf seinem Krankenbette, und der Kurfürst begrüßte ihn mild mit den Worten: „Ihr tut wohl, daß Ihr zu mir kommt; denn Kranke soll man besuchen." Wie er in Liebe gelebt, so schied er auch in Liebe; er nahm Abschied von allen seinen Dienern und sprach zu ihnen: „Liebe Kindlein, ich bitte euch um Gottes willen, wenn ich einen von euch erzürnt habe, ihr wollet mir's um Gottes willen vergeben." Alle seine Diener weinten und schluchzten laut wie die Kinder und reichten dem sterbenden Fürsten

die treue Hand. Er fragte nach Dr. Martin Luther, der leider gerade verreist war, und starb, wie ein Gerechter stirbt, nachdem er noch zuvor von seinem Beichtvater das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen hatte. Er starb am 5. Mai 1525 im 63. Lebensjahre, nachdem er 39 Jahre höchst glücklich und segensreich regiert hatte. In Wittenberg fand er seine Schlummerstätte. Melanchthon und der inzwischen heimgekehrte Dr. Luther hielten, ergriffen vom tiefsten Schmerze, dem Entschlafenen die Trauerreden. †

296. Johann der Beständige.

Friedrich dem Weisen folgte in der Regierung von 1525—1532 sein Bruder Johann, mit dem Beinamen „der Beständige". Jener hatte Luthern und sein Werk bloß beschützt, dieser erklärte sich öffentlich für die Reformation und führte sie in seinem Lande ein. Die Klöster wurden aufgehoben. Die Geistlichen brauchten nicht mehr ehelos zu leben. Der Gottesdienst wurde in deutscher Sprache gehalten und die Bibel in deutscher Sprache verbreitet. Den Nichtgeistlichen oder Laien wurde im Abendmahle auch der Kelch gereicht. Die reichen Klostergüter aber wurden für den christlichen Unterricht der Jugend und des Volkes verwendet. Im Auftrage des Kurfürsten unternahmen Luther und sein treuer Freund und Gehilfe am Reformationswerke, der gelehrte Melanchthon, eine Reise durch die kursächsischen Lande, um die Kirchen und Schulen zu visitieren, d. h. nachzusehen, ob auch in allen Kirchen und Schulen das lautere Wort Gottes verkündet und gelehrt werde. Bald schrieb Luther den großen und den kleinen Katechismus, den großen für die Pfarrer und Lehrer, den kleinen für das Volk und die Jugend.

Dem Beispiele Sachsens folgten bald andere Länder und viele Städte. In Hessen, in Preußen, in Magdeburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen u. s. w. wurde die Reformation ebenfalls eingeführt. Das erfüllte die Katholiken mit großem Verdruß. Auf dem Reichstage zu Speier suchten sie darum die Verbreitung der neuen Lehre zu hindern. Sie brachten einen Beschluß zustande, durch welchen der Reformation Stillstand geboten wurde. Da erklärten die lutherisch gesinnten Fürsten, daß sie sich diesem Beschlusse nicht fügen würden, sie protestierten gegen denselben. Deswegen nannte man von da ab die Anhänger Luthers „Protestanten".

Schon im folgenden Jahre 1530 wurde ein neuer glänzender Reichstag zu Augsburg abgehalten. Sogleich nach seinem Einzuge forderte der Kaiser, daß die protestantischen Fürsten mit ihm an einer katholischen Feier teilnehmen sollten. Als ihm aber der Markgraf von Brandenburg erklärte, er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, ehe er von Gottes Wort ablasse, rief er: „Nit Kop ab, lieber Fürst!" und sah von seiner Forderung ab. Hier übergaben die Evangelischen ihr Glaubensbekenntnis, die Augsburgische Konfession. Melanchthon hatte die Schrift abgefaßt und genau darin dargelegt,

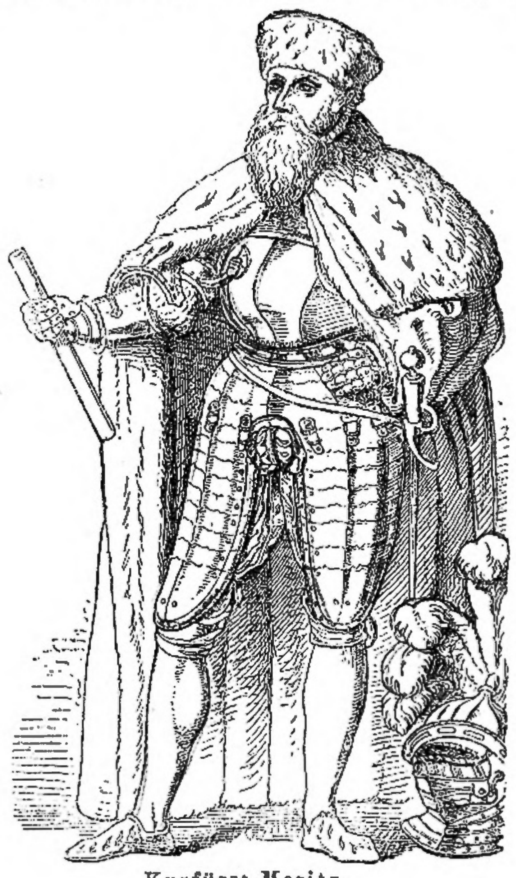
in welchen Punkten man mit den Katholiken übereinstimme und in welchen man abweiche. Luther, der noch in der Reichsacht war und sich darum zu Coburg aufhielt, hatte sie gebilligt. Er schrieb: „Sie gefällt mir sehr wohl, und ich weiß nichts daran zu bessern und zu ändern." Die protestantischen Fürsten und Städte hatten sie mit fröhlichem Herzen unterschrieben, der Kurfürst von Sachsen voran. Öffentlich, vor Kaiser und Reich, wurde die Bekenntnisschrift vorgelesen. Karl forderte, das solle in lateinischer Sprache geschehen. Johann der Beständige aber erklärte: „Wir sind Deutsche und auf deutschem Boden, und also wird Kaiserliche Majestät auch die deutsche Sprache zu reden uns erlauben." Da willigte der Kaiser ein. Dieser hätte die evangelische Lehre gern gänzlich unterdrückt. Das wußten die protestantischen Fürsten. Darum versammelten sie sich in der thüringischen Stadt Schmalkalden und schlossen hier 1531 einen Bund, den schmalkaldischen Bund und wählten zum Haupte desselben Kurfürst Johann den Beständigen. Solange er lebte, blieb Friede. Nach siebenjähriger Regierung legte er sein Haupt zur Ruhe nieder. Er starb 1532. Luther hielt ihm die Leichenrede. Mit Recht klagte er: „Mit Friedrich ist die Weisheit, mit Johann die Rechtschaffenheit gestorben." Kunze.

297. Kurfürst Moritz. 413.

Die unglückliche Schlacht bei Mühlberg war geschlagen, der hochherzige Johann Friedrich der Grofsmütige noch immer mit Landgraf Philipp von Hessen in des Kaisers Gefangenschaft, Moritz nun Kurfürst und der reine evangelische Glaube mehr als je durch das Augsburger Interim gefährdet. Mit dem ganzen Feuer seiner kühnen Seele hing der junge Albertiner an der evangelischen Lehre und sollte nun selbst das Werkzeug ihrer Vernichtung sein. Auf sein Wort hatte sich sein Schwiegervater, Landgraf Philipp, dem Kaiser unterworfen und schmachtete nun — dem Fürstenworte zum Hohne — im Gefängnisse! Als ein zweideutiger Mann stand Moritz vor den Augen seiner Glaubensgenossen, ja ganz Deutschlands da, obwohl er alles aufgeboten hatte, die Befreiung des Landgrafen zu erwirken. Er sah sich getäuscht, sah den drohenden Untergang der deutschen Freiheit und Verfassung, die damals einzig auf der Erhaltung der Fürstenmacht gegen den Kaiser beruhte; er sah im Geiste auf ihren Trümmern die schrankenlose Willkürherrschaft des Kaisers sich erheben. Da fafste er zum Heile Deutschlands einen kühnen Entschlufs. Er war nämlich vom Kaiser beauftragt, die Reichsacht über Magdeburg zu vollstrecken, und hatte deshalb ein Heer, das er für seinen geheimen Plan zu vermehren suchte. Deshalb zog er die Belagerung Magdeburgs in die Länge und schlofs heimlich ein Bündnis mit mehreren deutschen Fürsten und mit König Heinrich II. von Frankreich.

Zu Anfang 1552 warf er plötzlich die Maske ab und stand leuchtenden Antlitzes inmitten seiner Kriegsscharen, um mit dem

Schwerte in der Faust die deutsche Verfassung und die Glaubensfreiheit der Evangelischen zu retten. In Sturmeseile zog er mit seinen Verbündeten nach Süddeutschland, und vor ihnen her flogen zwei Kriegsmanifeste. Darin stand geschrieben, wie der Kaiser die Religion nur zum Deckmantel seiner Willkür nehme, wie er, allem Rechte zum Hohne, den Landgrafen noch gefangen halte in schwerem Leide, wie er die deutsche Freiheit und Verfassung vernichten wolle, dem Eide zuwider, den er der deutschen Nation geleistet; gegen solche unerträgliche Knechtschaft hätten sich denn die Fürsten zusammengetan in Kraft ihrer heiligen Pflicht, für alle andern Stände deutscher Nation einzustehen.



Kurfürst Moritz.

Schon nach 10 Tagen stand Moritz vor Augsburg. Es ergab sich ihm, und er stellte den unterdrückten evangelischen Glauben dort wieder her. Inzwischen brach König Heinrich II. in Lothringen und Elsaſs ein und besetzte mehrere Städte. Alle evangelischen Reichsstädte, bis auf Ulm, leisteten den verbündeten Fürsten Geldhilfe. Hierauf zog Moritz rasch gegen das kaiserliche Lager in Tirol, erstürmte es, gewann die Ehrenberger Klause und wollte nun geradewegs nach Innsbruck, um den Kaiser selbst in seine Gewalt zu bekommen. Das Vorhaben ward jedoch durch eine Meuterei der Soldaten, welche Sturmsold verlangten, vereitelt. Moritz verlor dadurch einen Tag, und der Kaiser, wiewohl er heftig an der Fuſsgicht litt, gewann noch Zeit, in einer Sänfte nach Villach in Kärnten zu flüchten. Freiwillig folgte ihm der gefangene Kurfürst, weil er die Freiheit seinem Vetter

Moritz nicht verdanken wollte. Der Kaiser aber, zum Kriege nicht gerüstet, sah sich gezwungen, mit Moritz Frieden zu schliefsen. Dies geschah zu Passau 1552. Kraft des Vertrages wurde der gefangene Landgraf losgegeben, die Geächteten wurden der Reichsacht enthoben, und die Protestanten sollten ihren Glauben und ihre Rechte behalten; kurz, Friede sollte sein zwischen beiden Parteien. Das war die schöne Frucht von Moritzens Werke. Nun kehrten die befreiten Fürsten Philipp und Johann Friedrich in ihre Lande heim, und mit Jubel empfing jeden sein treues Volk.

Mittlerweile hatte der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein wilder, unbändiger Herr, dem nur wohl war bei Trinken und Schlagen und Sengen und Brennen, das blutige Kriegshandwerk in Deutschland übermütig fortgetrieben. Da tat ihn der Kaiser endlich in die Reichsacht, das Reichskammergericht verhängte Exekution gegen ihn, und viele Fürsten, worunter auch Moritz, vereinigten sich gegen den Friedensbrecher. Bei Sievershausen in der Lüneburger Heide kam es am 9. Juli 1553 zur Schlacht. Der wilde Markgraf wurde besiegt. Aber die Schlacht kostete auch den kühnen Moritz das Leben. Er hatte die Flecken auf seiner Ehre durch Deutschlands Errettung vom Glaubensdrucke und der kaiserlichen Willkürherrschaft zu vernichten gesucht. Als der Kaiser die Nachricht von Moritzens Tode erfuhr, blieb er lange in finsterm Schweigen; endlich rief der Schmerz aus ihm: „O, Absalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Nach Duller.

298. Deutsche Tapferkeit und deutsche Treue. 282.

Es war im Jahre 1542, als die Türken, die Erbfeinde des Christentums, sich abermals aufmachten, um das Abendland zu bedrohen. Sengend und brennend, plündernd und mordend zogen sie durch Ungarn und eroberten sogar die feste Stadt Pesth. Grofs war die Not und Gefahr der Christen. Die Jammer- und Hilferufe drangen auch bis an das Ohr des tapferen Herzogs Moritz von Sachsen, und dieser säumte keinen Augenblick, den Bedrängten zu Hilfe zu eilen. Mit 5000 wackeren Streitern stiefs er zum Christenheere, welches vor der Festung Pesth lag, um sie den Türken wieder zu entreifsen. Diese aber wollten die Beute nicht fahren lassen und unternahmen am 1. Oktober einen heftigen Ausfall.

Moritz, der vor Ungeduld brannte, sich mit den Feinden zu messen, war einer der ersten auf dem Kampfplatze. Gleich dem Sturmwinde braust er auf feurigem Rosse an der Spitze seiner Reiter über die Ebene dahin. Die Seinigen vermögen ihm nicht so schnell zu folgen, und ehe sich's der zwanzigjährige Held versieht, ist er von Feinden umzingelt. Er ficht wie ein Löwe. Rechts und links schlägt sein Schwert tiefe Wunden. Schon

schöpft er Hoffnung, sich glücklich durchzuhauen. Da — o Unglück! — reifst der Sattelgurt, und er stürzt vom Rosse. Jetzt scheint er unrettbar verloren. Von allen Seiten dringen die Spahis aufs neue auf ihn ein. Sein Reitknecht sieht das, springt vom Pferde, wirft sich auf den Herzog, deckt mit seinem Leibe den Leib des geliebten Herrn und fängt so alle Hiebe und Stiche auf, bis die sächsischen Reiter heranstürmen und die Türken in die Flucht jagen. Herzog Moritz ist gerettet, trauert aber um den Tod dessen, dem er die Erhaltung seines Lebens dankt.

Der Name dieses Edlen, der da zeigte, was wahre Liebe und Treue vermag, wird unvergessen bleiben; denn wo man erzählt von Moritzens Tapferkeit, da wird man auch gedenken seines bis in den Tod getreuen Dieners, des Sebastian Reibisch. †

299. Der Pilgrim vor St. Just.

1. Nacht ist's, und Stürme sausen für und für.
Hispan'sche Mönche, schliefst mir auf die Tür!

2. Lafst hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

3. Bereitet mir, was euer Haus vermag,
ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

4. Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

5. Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
mit mancher Krone ward's bediademt.

6. Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

7. Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
und fall' in Trümmer — wie das alte Reich.

Platen.

300. Gustav Adolfs Tod.

Ein dichter Nebel bedeckte am Morgen des Tages von Lützen die Ebene. Der König ordnete sein Heer. Als man ihm einen Panzer anbot, wies er ihn mit den Worten: „Gott ist mein Harnisch!“ zurück. Dann kniete er zum Gebet nieder; sein Heer aber sang unter dem Klange der Trompeten das von ihm gedichtete Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein!“ und: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Gegen 11 Uhr begann der Nebel zu weichen, und der Feind ward sichtbar. Der König zog seinen Degen und rief: „Nun wollen wir dran, das walt' der liebe Gott! Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!“ Dann führte er die Seinen gegen die Kaiserlichen.

Siegreich drang er mit dem rechten Flügel des Heeres vor. Da erhielt er die Nachricht, dafs sein Fufsvolk weiche. An der

Spitze eines Regiments eilte er ihm zu Hilfe. Nur wenige vermochten, dem Jagenden zur Seite zu bleiben. Plötzlich zerschmetterte ihm eine Kugel den Arm. Er bat einen seiner Begleiter, ihn ohne Aufsehen aus dem Getümmel zu führen. Aber bald erhielt er einen zweiten Schufs durch den Rücken. Mit den Worten „Mein Gott, mein Gott!“ sank er vom Pferde. Der Reitersturm ging über ihn hin, und die Hufe der Pferde zertraten den Leichnam bis zur Unkenntlichkeit. Das mit Blut bedeckte Rofs des Königs sprengte durch die Reihen der Schweden und verkündete ihnen den unersetzlichen Verlust. Da rief Herzog Bernhard von Weimar: „Der Held ist gefallen, der für unsere Freiheit gestritten. Wer seinen König geliebt hat, der zeige es jetzt und folge mir in den Tod oder zum Siege!“ Unter seiner Führung drangen die rachedürstenden Scharen der Schweden von neuem vor und schlugen den Feind in die Flucht.

Erst nach langem Suchen fanden die Schweden am Tage nach der Schlacht den Leichnam ihres Königs. Mit Blut bedeckt, von den Hufen der Rosse zertreten, und aller Kleider beraubt, lag er unter einem Haufen von Toten in der Nähe eines grofsen Steines, den man seitdem den Schwedenstein nannte. Jetzt steht da, wo er sein Leben aushauchte, ein Denkmal. Die goldene Kette und den blutigen Rock des Gefallenen sandte Wallenstein nach Wien zum Kaiser, der beim Anblick derselben mit Tränen ausrief: „Gern hätte ich dem Helden ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Frieden geworden wäre.“ **Nach Grube.**

301. Der General Holk in Sachsen.

Die Verheerungen, welche der 30jährige Krieg in Deutschland, namentlich in Sachsen, anrichtete, übersteigen alle Vorstellungen. Pestartige Krankheiten, Hunger und Elend, Feuer und Schwert rafften die Bewohner zu Tausenden hinweg. Wer dem Tode entging, war ebensowenig beneidenswert. Zügellose Besatzungen sogen Land und Leute bis aufs Blut aus. Durchmärsche über Durchmärsche vernichteten mit einem Male die Früchte sauern Schweißes der geängstigten Einwohner. Das schöne Deutschland, das schöne Sachsen glich einer Wüste, in der Tod und Verderben, Jammer und Elend ihre Wohnung aufgeschlagen hatten.

Zu den Unholden, welche die blutige Geißel des Krieges in unmenschlicher Grausamkeit über Land und Leute schwangen, gehörte der General Holk. Wie ein verheerendes Hagelwetter brach derselbe im Jahre 1632, nachdem sich Johann Georg mit den Schweden verbunden hatte, mit 6000 Mann ins Vogtland ein. Da war kein Schonen, da war kein Erbarmen! Kaltblütig schleuderten die rohen Krieger zündende Feuerbrände auf die Stroh- und Schindeldächer der geängstigten Einwohner. Feuersbrünste, in welchen Dörfer und Städte untergingen, ver-

wandelten weit umher die Nacht in hellen Tag. Räubern gleich brach man in die Ställe ein, trieb das Vieh in Herden zusammen und entführte es als Beute den Eigentümern. Wohin Holk kam, hinterließ er schauderhafte Denkmäler seiner Grausamkeit. Schutt- und Aschenhaufen, zerstörte Dörfer und Städte, zertretene Feldfrüchte, niedergeschmetterte Menschen bezeichneten die Spuren seines Marsches.

Am meisten hatte die Stadt Ölsnitz zu leiden. Holks Horden erstürmten die Stadt, raubten und plünderten, legten Feuer an, trieben die Einwohner in die Flammen oder schleppten sie von dannen. Nicht viel besser erging es den Städten Adorf, Schneeberg, Zwickau, Marienberg, Buchholz, Scheibenberg, Öderan, Frauenstein und anderen Ortschaften. Da war Jammer und Herzeleid, wie noch nie gewesen. Wer sich retten konnte, floh; aber wohin? Dichte Wälder, einsame Höhlen, tiefe Bergwerke, dunkle Klüfte waren die Schlupfwinkel, wohin man flüchtete. Wie eine Wetterwolke nahete sich Holk mit seinem Heere auch der Stadt Annaberg. Die Einwohner zitterten. Schon dröhnte Kanonendonner vor den Mauern der Stadt. Jeder Augenblick drohte den geängstigten Bewohnern Tod und Verderben. Da dämmerte ein milder Hoffnungsstrahl in den Herzen der Annaberger. Eine ihrer Mitbürgerinnen, die Gräfin Sidonie von Hassenstein, erbot sich, in des Feindes Lager zu gehen und um Gnade für die Stadt zu flehen. Und siehe, Holk, der ein Herz hatte, härter als das Gestein des Erzgebirges, dessen Wohlstand sein eherner Fuß zertrat, nahm die Gräfin freundlich auf und gelobte der Stadt Schonung. Was stimmte aber den Feldherrn zu solcher Milde? Es war ein Zug von Dankbarkeit. Gräfin Hassenstein hatte den General Holk, der in einem mörderischen Kampfe schwer verwundet worden war, in ihr Haus aufgenommen und hatte ihn gepflegt, wie einst der Samariter den, der unter die Mörder gefallen war. Dessen erinnerte sich Holk und schonte die Stadt um seiner Wohltäterin willen.

Holk verließ das verheerte Erzgebirge und Vogtland. Man atmete wieder etwas leichter auf und hoffte, durch erneute Tätigkeit dem zerrütteten Wohlstande einigermaßen aufzuhelfen. Aber siehe da, das Jahr 1633 sollte noch größeres Unglück bringen. Holk überschwemmte zum zweiten Male das unglückliche Vogtland, und wie die Heuschrecken in Ägypten fraßen, was der Hagel nicht verwüstet hatte, so drohte diese neue Landplage zu vernichten, was 1632 dem Untergange entronnen war. Diesmal rafften aber nicht allein der Hunger und das Schwert, sondern auch eine ausgebrochene Pest Menschenleben über Menschenleben dahin. Ganze Dörfer und Städte waren entvölkert. Der unglückliche Landesteil glich einem ungeheuren Lazarette. Endlich ereilte das Verderben auch die, welche das Verderben herbeigeführt hatten. Die Pest brach in Holks Heere aus. Die Soldaten tobten in Verzweiflung; denn gegen diesen Feind wurde ihre Macht zur Ohnmacht. Die Gott und Menschen Hohn gesprochen, starben dahin in ihrem Elende. Jetzt umklammerte die Pestilenz auch den Mann, unter dessen Führung die Soldaten gleich blutdürstigen Tigern ge-

gewütet hatten. Wie ein elender Wurm wand sich Holk auf seinem Lager. Da gesellten sich zu den Schmerzen in seinen Eingeweiden die Qualen des Gewissens. Das Blut der Erschlagenen schrie um Rache. Das Wimmern der Elenden, die ihn auf den Knieen um Gnade, wenigstens um Schonung ihres Lebens angerufen hatten, verwandelte seinen Zustand in die Qualen der Hölle. Die Feuerbrände, die er einst mit teuflischer Freude auf Hab und Gut der geängstigten Einwohner schleudern ließ, brannten nun in seinem Innern. Holk zitterte vor der Rechenschaft, die seiner wartete. Seine Vergangenheit mit allen ihren Übeltaten und Greueln stand ihm vor der Seele. Da seufzte er mit Kain: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden kann!" In der Angst schickte er nach einem Geistlichen, dem er seine Schuld beichten, mit dem er beten wollte. Und als die Boten mit der Nachricht zurückkehrten, daß sie nirgends einen gefunden hätten, bat er sie mit herzergreifenden Worten, abermals auszugehen, und versprach dem, der ihm einen Geistlichen bringen würde, eine große Summe. Vergeblich suchte man in Dorf und Stadt. Endlich stieß man in einem Verstecke des Waldes bei Schöneck auf einen Geistlichen. Die Boten beschwuren ihn, ihnen zu folgen, General Holk harre sein und begehre Zuspruch und Trost. Aber es war zu spät. Als sie mit dem Botschafter des Evangeliums ankamen, war Holk eine Leiche. †

302. Die Belagerung von Freiberg.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1642, als Torstenson mit 800 Schweden vor der blühenden Stadt Freiberg erschien, und zwei Tage später sah Freiberg die ganze schwedische Armee vor seinen Mauern. Weder Wälle, noch Außenwerke schützten die Stadt, und niemand dachte, daß sie dem Eroberer von Breisach, Regensburg, Glogau und Leipzig fast 8 Wochen lang siegreich widerstehen werde. Auch Torstenson hielt Widerstand für unmöglich und ließ den Kommandanten auffordern, die Tore zu öffnen. Soldaten zählte man in der Stadt nur 290. Da mußten die Bürger, von denen ungefähr 1000 waffenfähig waren, und die Bergleute die Hauptverteidigung übernehmen.

Torstenson ließ die Stadt unausgesetzt mit 5 Mörsern und 104 Kanonen beschießen. Ferner ließ er gegen 30 Minen unter der Stadtmauer anlegen, welche furchtbare Verwüstungen anrichteten, ließ auch wiederholt gegen die Tore und Mauern anstürmen, aber die Stadt wollte nicht in seine Hände fallen. Da zeigte sich's denn recht, daß Mut und Entschlossenheit, gepaart mit Gottvertrauen, oft Wunderdinge auszuführen vermögen. Flogen Feuerbrände in die Stadt, augenblicklich sprangen wachsame Bergleute herbei und löschten sie aus. Andere unternahmen unerwartet einen Ausfall und fügten dem Feinde empfindlichen Schaden zu. Torstenson wütete und tobte und drohte der „Hexenstadt", wie er sie nannte, den Untergang. Aber sein Drohen schreckte die braven Freiberger nicht. — Im Februar 1643 setzte er

endlich alles in Bewegung, um zum Ziele zu gelangen. Die Stadt wurde von mehreren Seiten zugleich angegriffen. Ein Feuerkugelregen brach los. Pechkränze flogen über die Stadtmauern. Das Trinkwasser wurde abgeschnitten, und es wurde eine Bresche von 10 Meter Länge geschossen. Aber Freiberg ergab sich nicht.

Endlich erschien es auch den Freibergern unmöglich, noch auf längere Zeit solchen furchtbaren Angriffen Widerstand zu leisten. Siehe, da erschaute man in finsterer Nacht in der Ferne Wachtfeuer. Es waren Österreicher, die zum Entsatze der Stadt herbeigeeilt waren und am folgenden Tage zu den Toren derselben einzogen. Die Stadt war gerettet. Aber sie hatte furchtbar gelitten. Sie hatte aufgehört, die volkreichste Stadt Sachsens, eine Stadt von 32 000 Einwohnern zu sein; ja, sie zählte kurz darauf nur noch 7000. †

303. Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Nach 30 Jahren von Schlachten, Brand, Mord und Seuchen sah sich Deutschland nicht mehr ähnlich. Die Hälfte der Bevölkerung war ausgerottet. Städte und Dörfer lagen in Schutt, das Land war großenteils unbebaut, Handel und Gewerbe im Grunde erschüttert. Verhungerte Bauern, feige Bürger, liederliche Soldaten, mattherzige Höflinge waren der Rest des untergegangenen großen Geschlechts.

Man lieferte nicht bloß Schlachten, sondern zerstörte ganze Länder und mordete die wehrlosen Einwohner. Da der Bauer das Feld nicht mehr in Ruhe bauen konnte, riß überall Hungersnot ein, und zu allen Übeln kam auch die Pest hinzu. Man rechnet, daß Deutschland im 30jährigen Kriege die Hälfte, ja einige behaupten, sogar zwei Drittel seiner ganzen Bevölkerung verloren hat. In Sachsen kamen allein binnen zwei Jahren 900 000 Menschen um. Im damaligen Herzogtume Württemberg schmolz die Einwohnerzahl bis auf 48 000 Menschen herab, und so verhältnismäßig in ganz Deutschland. Im Brennen und Morden wetteiferten anfangs Tilly und Wallenstein, dann Baner und Torstenson. Viele hundert Städte, viele tausend Dörfer wurden in Asche gelegt. Viele sind völlig untergegangen, andere haben nie wieder die frühere Blüte erlangt. Selbst viele der alten Reichsstädte wie Magdeburg, Nürnberg, Augsburg haben lange Zeit gebraucht, um sich zu erholen und die Spuren des Verfalls zu verwischen.

Wie der Wohlstand zerrüttet wurde, kann man sich denken, da alles plünderte, vom Feldherrn bis zum Gemeinen herab, und da man mutwillig zerstörte, was man nicht fortschleppen konnte. Nur der Boden blieb dem ausgeraubten Volke; und dem Fleiße des Landmannes allein verdankte man später den langsam wieder aufkeimenden Wohlstand. Die Zerrüttung des Handels, die durch den Krieg herbeigeführt worden war, wurde durch den Frieden nur noch vergrößert; denn die Rheinschiffahrt blieb gehemmt, und das vom Reiche abgesonderte Holland zog alle Tätigkeit und alles Glück an sich, das sonst die deutsche Hansa begleitet hatte.

Am schlimmsten war es indes um den Geist und um die Sitten der Nation bestellt. Für die Freiheit war aller Sinn verloren. Die schlimmste Verirrung aber, die zugleich alle andern in sich begriff, war die Deutschvergessenheit. Niemand ehrte mehr den heiligen Namen des Vaterlandes. Seiner großen Vorzeit erinnerte man sich nicht mehr. Sogar die deutsche Sprache war beinahe vergessen. Man mischte sie mit lateinischen, französischen, spanischen und italienischen Wörtern, die man den fremden Soldaten seit 30 Jahren nachgelallt hatte. Auch die deutsche Tracht wurde verachtet. Man kleidete sich in die Trachten derselben Fremdlinge, die alles Elend und alle Schande ins Land gebracht hatten. Das waren die Dornen und Disteln, die aus den Trümmern des alten Deutschlands hervorwuchsen, bis allmählich der gute Grund und Boden wieder gedeihlichere Saaten aufkeimen ließ.

Nach Menzel.

304. Die Sachsen vor Wien.

1. Zittre, Wien! Um deine Mauern ist der Eisenring gezogen;
wild wie Meeresbrausen schäumen um dich her der Türken Wogen.
Gelles Jauchzen, Allahrufen durch die Lüfte furchtbar klingen;
um des Abendlandes Herrschaft Kreuz und Halbmond blutig ringen.

2. In dem grünen Prachtgezelte ruht bei des Propheten Fahne
Kara Mustapha, der Feldherr, auf der weichen Ottomane.
Schrecken blitzt aus seinem Auge, und die Stirne droht in Falten;
Christenhaß und Mordbegierde in dem Antlitz grausam walten.

3. Endlich springt er auf vom Lager: „Will dies Wien denn ewig leben?
Sieben Wochen stürm' ich täglich, und noch will sich's nicht ergeben.
Aber weh' dir, stolze Feste, wenn einst deine Mauern fallen!
Wehe dir, Graf Stahremberger! Dich zermalmt mein Zorn vor allen!

4. Meines Grimmes blut'ge Schrecken sollen deine Bürger fühlen;
in dem Blut der Christenhunde will ich meine Rache kühlen;
auf dem Turm der Stephanskirche soll der Halbmond golden gleißen,
und in ihren weiten Hallen soll man Allah künftig preisen!"

5. Aber als die Sonne golden sich entringt den Meeresfluten
und mit ihren ersten Strahlen taucht den Berg in Feuersgluten,
sieh, da steigen von den Höhen göttergleiche Erzgestalten;
ja, sie sind es: Christi Streiter gegen heidnische Gewalten!

6. Wie die Strahlen in den Panzern und den Schilden wiederblinken!
Wie die Hörner schmetternd klingen und die Fahnen weh'n und winken!
Heil dir, Johann Sobiesky, dir und deinen tapfern Polen!
Heil euch, Bayern! Sieg und Ehre heften sich an eure Sohlen!

7. Doch vor allen sei gepriesen Johann Georg, Wettinersprosse!
Wie der Gott des Krieges sitzest du auf hohem Schlachtenrosse!
Wohl, du bist „des Reiches Säule“; wohl, du bist „der Türken Schrecken“!
Sieh', wie deine Schwerterhiebe Furcht und Angst ringsum erwecken!

8. Vorwärts denn mit Gott zum Siege! Wie ein Bergstrom stürzt sich nieder
von den Höh'n das Heer der Christen; Schrecken löst der Türken Glieder!
Heute ist der Tag der Ernte! Die ihr Frevel ausgesäet,
werdet nun wie reife Garben von den Schnittern hingemähet.

9. Vorwärts stürmt der Sachsenherzog mitten in die dichten Reihen;
kampfesfreudig glüht sein Antlitz, gleich als ging's zur Lust im Maien!
Aber wehe! Plötzlich wird er von der Übermacht umschlossen,
Rings umblitzt von krummen Säbeln und umdrängt von Türkenrossen!

10. Doch da saust wie Ungewitter Oberst Minkwitz in die Menge;
mit gewalt'gen Schwerterschlägen reißt er ihn aus dem Gedränge.
Ja, die alte Sachsentreue hat sich immerdar bewiesen!
Darum sei die Tat des Wackern auch im Heldenlied gepriesen!

11. Und so schreiten denn die Tapfern vorwärts auf den Siegesbahnen;
als die ersten in dem Lager wehen stolz der Sachsen Fahnen,
und in wilder Flucht zerspalten sich der Türken stolze Glieder,
noch verfolgt vom Sachsengrimme, bis der Abend sinkt hernieder. —

12. Tag des Sieges! Tag der Ehren! Nimmer wird der Türke wagen
über Deutschlands heil'ge Marken Krieg und Brand und Mord zu tragen!
Vor dem starken Christengotte sank ihr Allah von dem Throne,
des Propheten Macht erbleichte vor dem großen Gottessohne!

Langebach (Gekürzt).

305. Ludwig's XIV. Einfluß auf Deutschland.

Vor dem 30jährigen Kriege war Deutschland das mächtigste Land Europas. Wie ward das anders, nachdem sich Deutschlands Macht in diesem Kriege fast zu Tode geblutet hatte!

Namentlich war es Ludwig XIV. von Frankreich, der mit dem armen Lande fast ganz nach Willkür spielte. Er wollte nicht nur Herr in Frankreich, sondern in ganz Europa sein.

Das deutsche Elsaß hatte er bereits. Da erklärte er plötzlich, daß er auch noch alles das dazu haben müsse, was jemals mit den eroberten Teilen zusammengehangen habe, z. B. alle Klöster und Ortschaften, die einmal im Lehensverbande mit Elsaß gestanden hätten, und wäre das auch tausend Jahre her. Hatten seine Rechtsgelehrten in den Akten einen solchen Ort aufgefunden, so ließ er in diesem Orte sogleich das deutsche Wappen abreißen und das Lilienwappen anbringen. Dabei steckten seine Soldaten wie Mordbrenner ganze Städte und Dörfer mitten im Frieden in Brand.

Einmütig hätten die Deutschen zu den Waffen greifen sollen, um den frechen Räubereien ein Ende zu machen. Statt dessen stritten sich auf dem Reichstage zu Regensburg die kurfürstlichen und fürstlichen Abgesandten über ganz nichtige Dinge. Da erscholl auf einmal die Nachricht: „Straßburg ist französisch." Mitten im Frieden hatte Ludwig diese wichtige Stadt in Besitz genommen, die Stadt, welche der Schlüssel zu Oberdeutschland war, und von welcher Karl V. gesagt hatte: „Wenn der Türke vor Wien und der Franzose vor Straßburg steht, so würde ich zuerst dem bedrängten Straßburg zu Hilfe eilen." Und der verräterische Bischof hatte den König Ludwig bei seinem Einzuge mit den Worten Simeons empfangen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!"

Außer diesem Bischofe gab es leider der Verräter noch mehrere in Deutschland und zwar selbst unter Gelehrten und Ministern. Den letzteren ließ Ludwig namhafte Geschenke zugehen und nannte sie Vettern; und die Gelehrten, die in ihren Schriften Frankreich über alles erhoben und Ludwig als den ersten Monarchen der Welt darstellten, bedachte er mit bedeutenden Jahrgeldern. Dabei verstand er es, den französischen Hof zum blendenden Mittelpunkte irdischen Glanzes zu machen. Seine Lustschlösser mit den Marmortreppen, seine Gartenanlagen mit den beschnittenen Alleen und mit den Springbrunnen, seine Hoftrachten, Hoffeste, Hofgebräuche wurden das Musterbild für ganz Europa, namentlich für Deutschland. Alle Fürsten, auch die kleinsten, ahmten ihm rasch und eifrig nach. Jeder schuf sich ein Versailles, ein Palais Ludwigs. Auch die kurzen Beinkleider mit dem Frack, die Schuhe mit den seidenen Strümpfen wurden überall eingeführt. Selbst die französischen Perücken fanden Eingang, und obgleich sie sich auf den Köpfen der ernsten Deutschen gar übel ausnahmen, so zwang doch die Mode alle Stände, sogar die Geistlichen, sie zu tragen. Ja, soweit verirrte man sich, daß man selbst die Bäume im Garten perückenförmig zuschnitt. Aber nicht nur die Sitten wurden französisch, auch die Sprache ward es. Luther hatte eine so kräftige, schöne deutsche Sprache geschaffen; man benutzte sie nicht. Um vornehm zu tun, verschnörkelte und verhunzte man sie mit französischen Brocken, und erst Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller brachten sie wieder zu Ehren. Französische Lehrer und Tanzmeister wurden nach Deutschland berufen, um französische Bildung zu lehren. Wer Geld hatte, reiste nach Paris, um sich hier zu verfeinern. Alles wandte seine Blicke nach Frankreich. Daheim aber verbrannte man Hexen, folterte man die Angeklagten, trieb man Goldmacherei und Sterndeuterei.

Eine wohltuende Erscheinung in jener traurigen Zeit war König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieser schaffte die Perücken und die französischen Hofkleider ab, und sein Wahlspruch war: „Ich will nicht französisch sein."

Vehse.

306. August der Starke und Karl XII.

Einer der eifrigsten Nachahmer französischen Wesens war der Kurfürst von Sachsen Friedrich August I. Er regierte von 1694 bis 1733. Seine gewaltige Körperkraft verschaffte ihm den Beinamen „der Starke". Teller und Schüsseln aus Metall rollte er wie Papier zusammen. In Spanien schlug er bei einem Stiergefechte einem Stier mit einem einzigen Streiche den Kopf vom Rumpfe. In Ungarn brach er das Hufeisen, mit dem ein Schmied sein Pferd beschlagen wollte, mit den Worten auseinander: „Was für schlechtes Eisen habt ihr hier zu Lande!" In Wien hielt er auf dem Stephansturme mit jeder Hand einen Trompeter kurze Zeit ins Freie hinaus und ließ sie in dieser gefährlichen Stellung blasen.

Als Prinz unternahm er große Reisen ins Ausland, die seinen Geist, insbesondere seinen Sinn für das Geschmackvolle und Schöne bildeten, in ihm aber auch eine zu große Neigung für Pracht und Glanz erweckten. Als er zurückgekehrt und Kurfürst geworden war, verwendete er darum große Summen auf Befriedigung seiner Prachtliebe. Alles, was er sammelte und baute, war schön und großartig. Dresden wurde mit herrlichen Bauwerken geschmückt, z. B. dem Zwinger, der Augustusbrücke, der Frauenkirche u. s. w., große Kunstsammlungen wurden angelegt, kostspielige Feste wurden abgehalten.

August der Starke war Fürst eines wohlangebauten Landes, eines betriebsamen und dem Landesvater treuergebenen Volkes. Aber er strebte nach größerem Besitz und höherer Würde, er wollte zum Kurhute auch noch eine Königskrone haben. Darum bewarb er sich um die eben erledigte polnische Königskrone. Damit ihn die polnischen Edelleute ja wählen möchten, ließ er große Summen Geldes unter sie austeilen; und da kein protestantischer Fürst den polnischen Thron besteigen durfte, so trat er zur römisch-katholischen Kirche über. Durch solche Opfer gelang es ihm endlich, sein Ziel zu erreichen. Unter dem Namen August II. wurde er zum König von Polen ausgerufen und in Warschau mit ungeheurer Pracht gekrönt.

Allein die neue Verbindung brachte Sachsen nur Unheil. Ungeheure Summen, die die sächsischen Untertanen durch Steuern aufbringen mußten, wanderten jahraus, jahrein nach Warschau, und Tausende von sächsischen Landeskindern mußten als Soldaten nach Polen marschieren und für dasselbe kämpfen. Die schlimmste Folge aber war, daß Sachsen in den sogenannten nordischen Krieg verwickelt wurde.

August der Starke wollte die schwedische Provinz Livland zurückerobern und sich dadurch bei den Polen in große Gunst setzen. Auch Peter der Große von Rußland und Friedrich IV. von Dänemark wollten ihre Länder durch Eroberung schwedischen Besitztums vergrößern. Alle drei schlossen ein Bündnis und waren der Meinung, ein Krieg mit dem 15jährigen Könige von Schweden, Karl XII., sei etwas Leichtes. Allein sie hatten sich schwer getäuscht. Karl war ein großer Held. Wie ein grimmiger Löwe brach er hervor. Mit Blitzesschnelle fiel er über die Dänen her, schlug sie und zwang sie zum Frieden. Ohne Zaudern wandte er sich dann gegen die Russen, brachte ihnen eine schwere Niederlage bei Narwa bei und machte sie für lange Zeit unschädlich. Nun brach er in Polen ein, um seinen dritten Feind auf-

zusuchen. Auch hier gewann er Sieg auf Sieg. Er trieb die Polen und Sachsen vor sich her wie der Wind die Spreu. Ja, er nötigte die Polen, August seines Thrones zu entsetzen und einen neuen König zu wählen. Und als August dem polnischen Throne nicht entsagen wollte, fiel Karl selbst in Sachsen ein, um seinen Gegner ganz zu demütigen. In bester Ordnung rückte er von Schlesien aus über Radeburg nach Meißen und weiter über Grimma und Naunhof bis nach Leipzig und zwang August zum Frieden von Altranstädt im Jahre 1706. Der Kurfürst mußte der polnischen Krone entsagen und den von Karl XII. eingesetzten König anerkennen. Ein ganzes Jahr blieben die Schweden in Sachsen. Zwar durften sie nicht rauben oder plündern; denn Karl hielt strenge Mannszucht. Aber sie mußten gut verpflegt und neu gekleidet werden, und viele Tausende sächsischer Rekruten wurden dem schwedischen Heere einverleibt. Dieses eine Jahr kostete Sachsen über 69 Millionen Mark.

Später verließ das Glück den kühnen Schwedenkönig. Von den Russen gänzlich geschlagen, floh er mit wenig Begleitern in die Türkei. Sofort suchte August den verlorenen Thron wieder zu gewinnen, was ihm auch gelang. Seitdem lebte er oft in Polen. Seine Liebe zu Pracht und Glanz brachte zwar viel Geld in Umlauf, zog auch viele Fremde an, kostete dem Lande aber auch über 300 Millionen Mark. †

307. Friedrich der Große.

In den Friedensjahren widmete sich König Friedrich mit dem größten Fleiße den Regierungsgeschäften. Nie hat ein Fürst tätiger für seines Volkes Glück gesorgt als er. „Ich bin," sagte er, „des Staates erster Diener. Mein Stand verlangt Arbeit und Tätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nötig, wohl aber, daß ich tätig bin." Alles ordnete er selber an, sorgfältig und pünktlich. Schon um vier Uhr des Morgens stand er auf und ging an den Arbeitstisch. Auf alle eingelaufenen Schreiben und Bittschriften erfolgte rasch der Bescheid. Oft schrieb ihn der König mit eigner Hand in kurzen treffenden Worten an den Rand. Keinem seiner Untertanen verweigerte er das Gehör. „Die armen Leute," sagte er, „wissen, daß ich Landesvater bin. Ich muß sie hören, denn dazu bin ich da."

Jedes Jahr bereiste er die Provinzen, um die Truppen zu mustern und zugleich nach allem in der bürgerlichen Verwaltung zu sehen. Hohe und niedere Beamte mußten da Rechenschaft über ihre Tätigkeit geben, und damit auch die Zeit, welche der König auf der Landstraße zubrachte, nicht unbenutzt bleibe, mußten die Landräte und Amtleute neben seinem Wagen herreiten und ihm von dem Zustande der Kreise und Ortschaften erzählen. Auch Kaufleute und Gewerbetreibende sah er gern, um sich bei ihnen nach den Gewerbsverhältnissen und dem Gang des Handels zu erkundigen. Mit Bauern und geringen Leuten redete er freundlich und treuherzig, und alle Stände hatten sich der Hilfe und unermüdeten Fürsorge ihres Königs zu erfreuen.

Die freien Stunden, welche ihm die Staatsgeschäfte übrig ließen, widmete er der Musik und wissenschaftlicher Beschäftigung.

Nach dem Siebenjährigen Kriege war seine erste Sorge darauf gerichtet, die Wunden zu heilen, welche der Kampf seinem Lande geschlagen hatte. Das Getreide, welches er schon für den nächsten Feldzug hatte aufkaufen lassen, verteilte er als Saatkorn unter die verarmten Landleute, und die Pferde, die für das Geschütz und Gepäck bestimmt waren, gab er für den Ackerbau her. Aus seinen eigenen Ersparnissen baute er die niedergebrannten Ortschaften wieder auf, ließ er notleidenden Gegenden Geldunterstützungen zufließen. Denn für sich selbst brauchte der König sehr wenig. Seine Lebensweise, seine Kleidung war höchst einfach. „Ich bin arm," pflegte er zu sagen, „aber der Staat ist reich; mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate." So half er mit freigebiger Hand und unermüdlicher Fürsorge dem gesunkenen Wohlstande seines Landes wieder auf. Ja, er erhob durch Herbeiziehung von Ansiedlern, die ganze Strecken wüstliegenden Bodens urbar machten, durch Unterstützung der Gewerbtätigkeit und des Handels, durch Förderung der Rechtspflege und der Volksbildung sein Land zu einer Blüte, wie es sie vorher nie gekannt hatte.



Friedrich der Große.

Bis an sein Ende erfüllte Friedrich mit der größten Sorgfalt und Treue alle Pflichten des königlichen Berufes. Auch als schon hohes Alter seinen Körper krümmte, ließ er in seiner Tätigkeit nicht nach. Wie einen Vater verehrten und liebten seine Untertanen den „alten Fritz". Wenn er unter sie trat in seiner blauen Uniform, den großen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, die Hand auf einen Krückstock gestützt, so war das ein festliches Ereignis für alle. Stets lief eine jubelnde Volksmenge neben seinem Pferde her, so oft er in die Stadt geritten kam. Und wie das preußische Volk auf seinen großen König stolz war, so verehrte, so bewunderte ihn ganz Europa. Als er endlich, 74 Jahre alt, nach 46jähriger Regierung am 17. August 1786 auf seinem Schlosse Sanssouci starb, war die Teilnahme eine allgemeine, und von den Thronen bis in die Hütten wirkte die Todesnachricht erschütternd.

Andrä.

308. Friedrich August II. und der Siebenjährige Krieg.

Friedrich August II. empfing als Kind einen guten Unterricht und wurde in der evangelisch-lutherischen Konfession erzogen und konfirmiert. 15 Jahre alt, begab er sich auf Reisen nach Italien und Frankreich. Im ersteren Lande trat er zur katholischen Kirche über. 1733 folgte er seinem Vater, August dem Starken, in der Regierung nach, und noch in demselben Jahre wurde er unter dem Namen August III. zum Könige von Polen gewählt und in Krakau mit großer Pracht gekrönt.

Friedrich August verband mit einem vorteilhaften Äußeren viel Gutmütigkeit des Herzens. Doch kümmerte er sich wenig um die Staatsverwaltung und ließ seinem Minister Brühl zu viel Spielraum. Brühl regierte mit der größten Willkür und schreiendsten Ungerechtigkeit. Sein jährliches Einkommen betrug über 52000 Taler, und er lebte prachtvoller als ein Fürst. Er hielt sich 200 Diener und ebensoviel Mann Leibwache. Nach Willkür legte er dem Lande Steuern auf oder ließ den Beamten keinen Gehalt und den Soldaten keine Löhnung auszahlen. Dabei spiegelte er dem Kurfürsten vor, es stehe alles gut, und jedermann im Lande sei zufrieden. Er war es auch, der den Kurfürsten bewog, dem Bunde gegen Preußen beizutreten, und ihn trifft die meiste Schuld, daß Sachsen in den für dasselbe so unheilvollen Siebenjährigen Krieg verwickelt wurde. Durch den verräterischen Geheimkanzlisten Menzel erhielt Friedrich Kenntnis von den Verhandlungen zwischen Österreich, Rußland und Sachsen. Er beschloß, seinen Feinden zuvorzukommen. Ohne jede Kriegserklärung, mitten im Frieden, brach er mit 60000 Mann in Sachsen ein und besetzte Dresden. Das sächsische Heer bezog ein befestigtes Lager zwischen Königstein und Pirna. Friedrich schloß es von allen Seiten ein. Ein österreichisches Heer rückte heran, um die Sachsen zu befreien. Allein Friedrich ging ihm mit einem Teile seiner Armee entgegen und schlug es bei Lobositz in Böhmen. 34 Tage lang waren die sächsischen Krieger den fürchterlichsten Hungerqualen und unaufhörlichen Regengüssen preisgegeben. Dann mußten sie die Waffen strecken, wovon der Kurfürst vom Königstein aus mit blutendem Herzen Zeuge war. Im Frühjahr 1757 flammte der Kriegsbrand noch mächtiger empor. Man sah den Einfall Friedrichs in Sachsen für Landesfriedensbruch an. Österreich, Frankreich, Rußland, Schweden verbanden sich gegen den Preußenkönig, und auch das Deutsche Reich trat in die Reihe seiner Feinde.

Der Krieg dauerte sieben Jahre und wurde mit abwechselndem Glück geführt. Trotz der Menge und der Macht seiner Feinde behielt aber Friedrich die Oberhand. Er besiegte die Österreicher bei Prag und Leuthen, die Franzosen bei Roßbach, die Russen bei Zorndorf. Daneben erlitt er auch manche Niederlage, wie bei Kollin, Hochkirch und Maxen von den Österreichern und bei Kunersdorf von den Russen. Doch mußte ihm Österreich im Frieden zu Hubertusburg (1763) Schlesien abtreten. Groß war die Not, welche die sieben Leidensjahre über Deutschland gebracht hatten. Manche Gegenden lagen verödet. Ganze Dörfer waren ausgestorben und in Trümmer und Asche verwandelt. Hunderttausende von Kriegern waren im Kampfe gefallen. Besonders hatte Sachsen viel gelitten. Bald waren die Preußen

bald die Österreicher, bald beide Parteien die Herren des Landes. Die armen Einwohner mußten die Heere unterhalten und außerdem unerschwingliche Steuern zahlen. Zittau wurde von den Österreichern so beschossen, daß kaum 60 Häuser stehen blieben und über 400 Einwohner von den einstürzenden Trümmern erschlagen oder in den Kellern vom Rauche erstickt wurden. Besonders schwer ward Dresden heimgesucht. Die Stadt wurde 1760 von den Preußen bombardiert; 416 Häuser und 5 Kirchen, darunter die Kreuzkirche, wurden in einen Stein- und Schutthaufen verwandelt.

Bald nach dem Friedensschlusse kehrte Friedrich August II. aus Warschau, wohin er sich zu Anfange des Krieges begeben hatte, in sein Kurfürstentum zurück und traf sogleich heilsame Einrichtungen, um die Not zu lindern. Doch noch in dem Jahre des Friedensschlusses, 1763, starb er plötzlich infolge eines Schlaganfalles.

Viel hat Friedrich August II. für die Kunst und besonders für die Verschönerung Dresdens getan. Für fast 6 Millionen Mark erbaute er die jetzige katholische Hofkirche. Der berühmte Rafael Mengs malte das Bild über dem Hauptaltare, und der als Orgelbauer weltbekannte Silbermann erbaute die Orgel. Durch den Ankauf der Modenaer Gemäldesammlung erlangte die Dresdner Bildergalerie europäischen Ruf. Seinem Vater, August dem Starken, ließ Friedrich August II. auf dem Neustädter Markte zu Dresden eine gewaltige Reiterstatue errichten. †

309. Christian Fürchtegott Gellert.

Gellert wurde geboren den 4. Juli 1715 in der sächsischen Fabrikstadt Hainichen. Sein Vater, der daselbst Pfarrer war, gab ihm in der Taufe die Vornamen Christian Fürchtegott und schrieb neben die Geburtsanzeige folgende Worte in das Kirchenbuch: „Ach Herr! höre mein Gebet auch für diesen Sohn; laß ihn wohlgeraten, fromm und ewig selig werden!“ Dieser herzliche Wunsch des Vaters ist auch in reichem Maße an dem Sohne in Erfüllung gegangen. Neben einem frommen Vater hatte unser Gellert auch eine liebe, brave und gottesfürchtige Mutter. Am Abend saß sie gewöhnlich unter ihren Kindern und erzählte ihnen lehrreiche Geschichten. Von ihr hat Gellert die Kunst erlernt, etwas schön und einfach zu erzählen. Vom Vater, der ein großer Freund der Poesie war und selbst zuweilen schöne Gedichte schrieb, erbte der Sohn die Anlage zum Dichten.

In seinem 14. Jahre kam Gellert auf die Fürstenschule in Meißen und in seinem 19. Jahre auf die Universität in Leipzig. Er studierte sehr fleißig und erwarb sich einen großen Schatz von Kenntnissen. 1745 wurde er Professor an der Universität in Leipzig. Seine Vorlesungen waren so zahlreich besucht, daß selbst die größten Säle die Zuschauer nicht zu fassen vermochten. Unbegrenzt war die Achtung und Liebe, die er bei allen Studenten genoß. Viele Ausländer studierten nur Gellerts wegen in Leipzig. Selbst fürstliche Personen, z. B. der preußische König Friedrich der Große, die Kurfürsten Friedrich Christian und Friedrich August von Sachsen, unterhielten sich gern mit ihm, und Friedrich der Große nannte Gellert den weisesten aller deutschen Gelehrten.

Seine Mußestunden benutzte er dazu, religiöse Lieder zu dichten und lehrreiche Fabeln und Erzählungen zu schreiben. Dieselben wurden ein Segen für jung und alt, für arm und reich, für hoch und niedrig; denn überall, selbst in der entlegensten Hütte wurden sie gelesen. Gellert war trotzdem mit seiner Wirksamkeit nicht zufrieden. Im Herzen deshalb betrübt, ging er an einem Sonntagsmorgen im Sommer spazieren. Da hörte er von einem Hirten sein Morgenlied: „Mein erst' Gefühl sei Preis und Dank!" andächtig singen. Etwas beruhigter ging er weiter. Da traf er eine Schar Kinder, die aufmerksam einem Greise zuhörten. Gellert lauschte. Der Greis erzählte der muntern Jugend seine Fabeln. Schon heiterer kam er an eine Dorfkirche. Als er in das kleine Gotteshaus eintrat, sang die versammelte Gemeinde sein Lied: „Ich komme, Herr, und suche dich!" Da sank Gellert auf seine Kniee, und mit nassen Augen, aber freudigem Herzen betete er: „O Gott, wie danke ich dir, daß du mir heute dreifach kundgegeben, daß ich nicht umsonst gelebt und gewirkt habe!"

So reich Gellert an geistigen Gaben war, so arm war er an irdischen Schätzen; denn seine Schriften und sein Amt brachten ihm nur wenig ein. Doch suchten viele reiche und angesehene Personen durch ihre Freigebigkeit sein Leben sorgenfrei zu machen. Gar oft erhielt er durch die Post Briefe von nah und fern mit ansehnlichen Geldbeträgen. Die edlen Geber waren dankbare Schüler oder deren Eltern, desgleichen Personen, die durch seine Schriften gebessert, erbaut und erfreut worden waren. Der Prinz Heinrich von Preußen schenkte ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte. Bei so viel Liebesgaben hätte Gellert wohl ein recht sorgenfreies Leben führen können, zumal er äußerst mäßig und zurückgezogen lebte. Allein er teilte mit vollen Händen wieder aus, was er erst empfangen hatte. An seine alte Mutter und seine Schwestern schickte er regelmäßig bedeutende Geldsummen. Viele arme Studenten unterstützte er, und er war überglücklich, wenn er Notleidenden und Hilfsbedürftigen ein Retter sein konnte. Ja, wohlzutun und mitzutheilen war seine größte Freude.

Im Jahre 1769, in einem Alter von 54½ Jahren, schloß der edle Mann die Augen für immer. Groß und allgemein war die Trauer. Seinen Leichnam bettete man auf den Johanneskirchhof in Leipzig. Ein schönes Denkmal in Marmor in der Johanneskirche daselbst und eine herrliche Statue im Rosentale, wo Gellert so gern spazieren ging, bewahren sein Andenken bis in die fernsten Zeiten. Auch Hainichen, die Geburtsstadt des unvergeßlichen Lieder- und Fabeldichters, hat ihm ein schönes Denkmal errichtet.

†

310. Friedrich Schiller.

Im nördlichen Schwaben liegt am Neckar in anmutiger Gegend das Städtchen Marbach. Hier wurde am 10. November 1759 Friedrich Schiller geboren.

Schillers Vater besafs eine gute Bildung, bedauerte jedoch lebhaft, sich früher nicht mehr Kenntnisse erworben zu haben. In diesem Gefühle

flehte er Gott an, seinem Sohne an Geistesstärke zuzulegen, was er selbst aus Mangel an gutem Unterricht nicht habe erreichen können, und dankte ihm später für die Erhörung seiner Bitte. Seine Pflichten erfüllte er mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, dafs er als Muster aufgestellt werden konnte. Sein Lebenswandel war ohne Tadel. Schillers Mutter besafs nur gewöhnliche Bildung, zeichnete sich aber durch grofse Herzensgüte aus. In ihrem Hauswesen herrschte stets die beste Ordnung.

Im Jahre 1768 wurde Schillers Vater nach Ludwigsburg versetzt und Friedrich der dortigen lateinischen Schule übergeben, und ein Jahr nach seiner Konfirmation kam er in die Karlsschule zu Stuttgart, eine Art Hochschule, um Medizin zu studieren. Deutsche Bücher zu lesen, war hier verboten. Schiller las daher heimlich die Werke der deutschen Dichter, zu denen er sich besonders hingezogen fühlte. Bald versuchte er auch zu dichten und schuf als 18jähriger Jüngling das Schauspiel „die Räuber“.



Goethe und Schiller.

Nach achtjährigem Aufenthalte in der Karlsschule wurde Schiller in Stuttgart als Regimentsarzt angestellt. Er liefs nun seine „Räuber“ drucken und hatte die Freude, sie bald danach auf dem Theater in Mannheim aufgeführt zu sehen. Der grofse Beifall, den das Stück fand, bestimmte ihn, fortan ganz der Dichtkunst zu leben.

Zu den Freunden, welche Schiller sich durch seine Dichtungen erwarb, gehörte vor allem der Vater Theodor Körners, der damals seinen Wohnsitz in Leipzig hatte und später Appellationsrat in Dresden wurde. Einer Einladung desselben folgend, kam Schiller 1785 nach Leipzig und liefs sich in dem benachbarten Dörfchen Gohlis nieder. Bald darauf folgte er seinem Freunde nach Dresden und verlebte in der Familie desselben glückliche Tage. Körner besafs in der Nähe Dresdens, in dem Dorfe Loschwitz an der Elbe, einen Weinberg, und dort vollendete Schiller in einem Gartenhause sein grofses Schauspiel „Don Carlos“. Im Sommer 1787 verliefs er Dresden und begab sich nach Weimar, wo er eine neue Heimat fand.

Allein schon 1791 wurde er von einem gefährlichen Brustübel befallen, von dem er sich nie völlig erholt hat. Seine angegriffene Gesundheit nötigte ihn auch, 1797 seine Professur in Jena, die er 1789 angenommen hatte, niederzulegen. Seitdem lebte er in Weimar, glücklich

im Kreise seiner Freunde und seiner Familie, von seinem Fürsten hochgeehrt und im lebhaftesten Verkehr mit seinem Herzensfreunde Goethe.

Im Herbste 1801 ging er zur ersten Aufführung seiner „Jungfrau von Orleans“ nach Leipzig. Das Haus war ungeachtet des heifsen Tages zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit höchst gespannt. Kaum rauschte nach dem ersten Akte der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!“ wie aus einem Munde erscholl und Paukenwirbel und Trompetengeschmetter sich in den Jubelruf mischten. Der Dichter dankte aus seiner dunklen Loge mit einer Verbeugung so bescheiden, dafs ihn nur wenige gewahr wurden. Nach der Beendigung des Stückes strömte daher alles herbei, ihn zu sehen. Der weite Platz vor dem Schauspielhause bis hinab nach dem Ranstädter Tore war dicht gedrängt voll Menschen. Als er aus dem Hause trat, war augenblicklich eine Gasse gebildet. „Das Haupt entblöfst!“ erscholl es von allen Seiten, und so ging der Dichter durch die Schar seiner Bewunderer, die mit abgenommenen Hüten ihn begrüfsten, hindurch, während hinter ihm Väter ihre Kinder in die Höhe hielten und riefen: „Dieser ist es!“ — Nachdem Schiller noch 1804 in Berlin gewesen war, wo sein Schauspiel „Wilhelm Tell“ aufgeführt wurde, kehrte er kränklich von da zurück und starb am 9. Mai 1805 im 46. Lebensjahre, tief betrauert nicht blofs in Weimar, sondern in ganz Deutschland.

Durch seine Persönlichkeit hat Schiller alle, die ihm näher traten, an sich gefesselt. Seine hohe, freie Stirn verriet den tiefsinnigen Denker, und wenn im Feuer des Gespräches sein Antlitz sich leicht rötete, so lag in demselben etwas aufserordentlich Anmutiges. Noch mehr fesselte er aber durch seinen Eifer für alles Gute und Schöne. Alles Unredliche und Falsche war ihm zuwider. Und ebenso herrlich wie als Mensch war er als Dichter. Schiller ist der Lieblingsdichter der deutschen Nation geworden, und das deutsche Volk wird sich an seinen Dichtungen erquicken und erheben, solange es noch seine Sprache redet und versteht.

Nach Herzog.

311. Pestalozzi.

Unter den Männern, welche den Ehrennamen „Wohltäter der Menschheit“ führen, steht der edle Schweizer Heinrich Pestalozzi mit obenan. „Alles für andere; für sich nichts!“ Das war seine Lebensregel.

Ihn jammerte des Volkes, wie es gar so unwissend, roh und elend war, und darum setzte er sein ganzes Leben daran, ihm ein Helfer zu werden. Seine Ruhe, sein Glück und sein ganzes Hab und Gut, alles gab er hin zum Wohle der Armen und Unglücklichen. Er besaß ein Landgut, den Neuhof bei Zürich, das ihn selbst und die Seinen nur notdürftig nährte. Da kam der strenge Winter von 1770—71 und nach ihm eine Teuerung und furchtbare Hungersnot. Zu Tausenden irrten Darbende und Frierende im Lande umher, um vor den Türen der Wohlhabenden zu betteln. Scharen dieser Unglücklichen kamen auch zum Neuhof. Pestalozzi, obgleich er selbst eine

schlechte Ernte gehabt hatte und mit den Seinen bange in die Zukunft schaute, konnte es nicht über das Herz bringen, sie ungetröstet von seiner Tür gehen zu lassen. Er gab und gab immer wieder und so lange, bis das letzte Stück Brot, das letzte Kleidungsstück verschenkt war.

Als Pestalozzi nichts mehr an Geld und Gut zu geben hatte, beschloß er, den Elenden und Hilfsbedürftigen sein ganzes großes Herz voll Liebe zu opfern und ihnen zu dienen mit seiner eigenen Person und mit den Gaben seines Geistes: er ward ein Armenvater, ein Lehrer und Erzieher der Verwaisten und Verwahrlosten.

Im Jahre 1798, zur Zeit der französischen Revolution, fielen 12000 Franzosen in das Schweizerland ein und wüteten mit Morden, Brennen und Plündern namentlich im Kanton Unterwalden. In wenigen Tagen waren die blühenden Dörfer und Flecken jener Gegend in rauchende Aschenhaufen verwandelt, und 2000 Schweizer fanden ihren Tod. Zahllose verwaiste und verwahrloste Kinder irrten hilf- und schutzlos im Lande umher. Für diese suchte die Regierung einen Vater und Erzieher. Als das Pestalozzi hörte, flammte sein Herz auf in glühender Liebe für die Unglücklichen, und er rief aus: „Ich will es werden! Den armen Waisen sei mein Leben geweiht; für sie will ich mit Freuden sorgen und arbeiten, und wenn's sein muß, hungern und entbehren." Schleunig machte er sich auf und pilgerte dem Vierwaldstätter See zu. Ein altes unwirtliches Kloster in Stanz ward ihm als Waisenhaus angewiesen. Und nun zogen sie ein, die zerlumpten, schmutzigen, mit ekelhaften Krankheiten und Ungeziefer behafteten, trotzigen und lügenhaften Buben und Mädchen, an denen er sein Werk treiben sollte. Was für Arbeit mußte da der Waisenvater tun! Er wusch die Kleinen, behandelte mit bewundernswerter Geduld ihre Krankheiten, sorgte für Nahrung und Kleidung, bekämpfte ihre Wildheit und ihre Unarten; er war Lehrer, Aufseher, Zahlmeister, und wenn's sein mußte, Hausknecht und Dienstmagd. Des Nachts wachte er an Krankenbetten, und des Tages ging er trotzdem allen in treuer Arbeit voran. Und welcher Dank ward ihm zu teil? Vor der Welt keiner; viele nannten ihn sogar einen Toren und verhöhnten ihn als einen Schwärmer; aber die Herzen seiner Zöglinge schlugen in rührender Wärme, wenn sie seine Hand küssen, ihn Vater nennen durften. Das war ihm mehr wert als Reichtümer und Ehrenstellen.

Der unglückliche Krieg, der noch immer wütete, war die Ursache davon, daß die Waisenanstalt in Stanz aufgelöst ward. Pestalozzi zog weinenden Auges von der Stätte, wo er so viel edeln Samen ausgestreut und so viel Tränen getrocknet hatte. Aber er gab seine Sorge um der Menschen Wohl nicht auf. Er schrieb viele herrliche Bücher. In diesen bat er mit herzlichen Worten seine Mitmenschen, Schulen zu gründen und alles zu tun, um die Jugend besser zu erziehen. Zugleich zeigte er an anschaulichen Beispielen, wie man die Erziehung der Kinder einzurichten habe. Mit Hilfe guter Menschen gründete er

später selbst eine Erziehungsanstalt, in welcher er die Kinder nach seinen Grundsätzen unterrichtete. Von fern und nah kamen die Lehrer herbei, um ihn in seiner Schule zu hören und zu sehen, und Tausende lasen seine Schriften mit Freuden. Fürsten und Gemeinden gaben Befehl, Schulen zu errichten für das Volk und darin zu lehren nach Pestalozzis Weise. So wurde Pestalozzi der Lehrer der Lehrer.

Als im Jahre 1813 der König von Preußen in seine Nähe kam, war Pestalozzi sehr krank. Dennoch sollte der Lehrer Ramsauer ihn zum Könige bringen, damit er demselben danken könne für seine Sorge um die Verbesserung des Schulwesens in Preußen. Auf der Hinreise sank Pestalozzi mehrmals in Ohnmacht, und er mußte aus dem Wagen gehoben und in ein Haus getragen werden. Als Ramsauer ihn bewegen wollte, umzukehren, erwiderte er diesem: „Schweig davon! Ich muß mit dem Könige sprechen, und sollte ich auch darüber sterben! Wenn durch meine Unterredung mit dem Könige auch nur ein einziges Kind in Preußen einen besseren Unterricht empfängt, so bin ich reichlich belohnt!"

Pestalozzi, der große Menschenfreund, das Vorbild aller Lehrer und Erzieher, ist längst gestorben, aber er ist nicht tot. Sein Geist lebt fort in den deutschen Lehrern und in der deutschen Schule. †

312. Friedrich August der Gerechte.

Im Jahre 1768 übernahm Friedrich August als achtzehnjähriger Jüngling die Regierung, und nach einem Zeitraume von 58 Jahren beschloß er dieselbe als 76jähriger Greis. Welch ein Leben, reich an Erfahrungen, reich an Sorgen und verhängnisvollen Ereignissen, aber auch reich an Beweisen der göttlichen Liebe, die über Fürsten und Völker waltet!

Die ersten 25 Jahre der Regierung Friedrich Augusts verflossen in fast nie gestörtem Frieden. Der junge Kurfürst verwendete die größte Aufmerksamkeit auf die inneren Angelegenheiten seines Landes, welches damals den Umfang von 714 Quadratmeilen hatte. Er lehnte die ihm angebotene Krone von Polen ab, welche bereits zwei seiner Vorfahren getragen hatten. Weil er in allen Handlungen eine strenge Rechtlichkeit bewies, so bezeichnet ihn die Nachwelt als den „Gerechten". Durch pünktliche Ordnung und Sparsamkeit hob sich unter Friedrich Augusts Regierung der Wohlstand des Landes, und als in den Jahren 1770 bis 1772 durch Mißwachs drückender Mangel an Lebensmitteln entstand, fanden die Armen an ihrem Landesvater einen unermüdlichen Wohltäter.

Doch auch schwere Prüfungsjahre waren ihm beschieden. Als im Jahre 1789 in Frankreich die welterschütternde Revolution ausbrach, welche über halb Europa Verheerung und blutige Kriege brachte, wurde auch Friedrich August genötigt, an dem Weltkampfe teilzunehmen. In seinem Lustschlosse Pillnitz wurde im Jahre 1791 die erste Verbindung zwischen Österreich, Preußen und Rußland geschlossen, und die sächsischen Soldaten fochten gar tapfer in der Schlacht bei Kaiserslautern gegen die Heere der französischen Republik.

Allein der Strom der Ereignisse nahm einen unerwarteten Lauf. In Frankreich bestieg Napoleon Bonaparte den Kaiserthron, und nachdem dieser gewaltige Mann die Preußen bei Jena 1806 aufs Haupt geschlagen hatte und Sachsen ihm schutzlos gegenüberstand, glaubte Friedrich August, es sei für das Wohl seines Landes das Beste, wenn er sich auf die Seite der Franzosen stelle. Er trat im Jahre 1806 dem Rheinbunde bei, nahm den Titel eines Königs von Sachsen an und zeigte sich von nun an als einer der treuesten Verbündeten Napoleons.

Diese Verbindung mit Napoleon brachte Sachsen zunächst eine bedeutende Gebietserweiterung; denn Friedrich August erhielt im Posener Frieden 1807 das Herzogtum Warschau, ein Land von 2770 Quadratmeilen; aber sie hatte auch zur Folge, daß Sachsen in die verderblichsten Kriege verwickelt wurde. Den eingegangenen Verpflichtungen gemäß nahm der König von Sachsen im Jahre 1809 an den Kämpfen Frankreichs gegen Österreich teil, und 1812 beteiligte sich Sachsen, wie auch Preußen, an dem Feldzuge gegen Rußland. Im letztern Kriege fing der Stern Napoleons an zu sinken. Sein ungeheures Heer, bei welchem auch 21 000 Sachsen waren, ging in Rußlands Schneegefilden und zum Teil in den Fluten der Beresina zugrunde. Hierauf kam das schlachtenreiche, besonders für Sachsen verhängnisvolle Jahr 1813. Die Völkerschlacht bei Leipzig vom 16.—19. Oktober zertrümmerte die Macht Napoleons. Ohne Befehl ihres Königs waren die sächsischen Truppen bereits am 18. Oktober auf die Seite der Verbündeten übergegangen, um mit gegen den Bedrücker Deutschlands zu kämpfen. Er selbst beharrte in seiner Treue am gegebenen Worte, bis Napoleon ihn am 19. Oktober aller Verpflichtungen gegen ihn entband und sein Schicksal der Großmut und der Gerechtigkeit der verbündeten Monarchen anheimstellte. Diese zogen als Sieger in Leipzig ein. Kaiser Alexander erklärte den König von Sachsen zum Gefangenen. Alle Versuche des letzteren, weitere Unterhandlungen anzuknüpfen, waren fruchtlos. Friedrich August wurde auf das Schloß Friedrichsfelde bei Berlin abgeführt, wohin ihn seine Gemahlin und seine Tochter begleiteten. Zwanzig Monate hindurch ruhten düstere Wolken über dem Schicksale Sachsens, bis der Kongreß zu Wien dem Könige die kleinere Hälfte seines Landes zurückgab.

Den Stürmen des Krieges folgte eine Reihe glücklicher Friedensjahre, während welcher der weise Monarch den zerrütteten Zustand seines Landes zu verbessern suchte. Nach einem Leben voll Prüfungen starb er am 5. Mai 1827. Wie er die vollste Achtung seiner zwei größten Zeitgenossen, Friedrichs II. und Napoleons, genossen hatte, so ehrte ihn auch sein Volk, und zwar noch im Tode. Im Juni 1842 wurde ihm im Zwinger zu Dresden ein Denkmal errichtet, dessen Inschrift lautet: „Friedrich August dem Gerechten das dankbare Vaterland."

†

313. Andreas Hofer.

420.

1. Zu Mantua in Banden
der treue Hofer war,
in Mantua zum Tode
führt ihn der Feinde Schar;
es blutete der Brüder Herz,
ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz,
mit ihm das Land Tirol!

2. Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
mit ruhig festen Schritten,
ihm schien der Tod gering,
der Tod, den er so manches Mal
vom Iselberg geschickt ins Tal
im heil'gen Land Tirol.

3. Doch als aus Kerkergittern
im festen Mantua
die treuen Waffenbrüder
die Händ' er strecken sah,
da rief er aus: „Gott sei mit euch,
mit dem verratnen Deutschen Reich
und mit dem Land Tirol!"

4. Dem Tambour will der Wirbel
nicht unterm Schlegel vor,
als nun Andreas Hofer
schritt durch das finstre Tor.
Der Sandwirt, noch in Banden frei,
dort stand er fest auf der Bastei,
der Mann vom Land Tirol

5. Dort soll er niederknien;
er sprach: „Das tu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
will sterben, wie ich stritt,
so wie ich steh' auf dieser Schanz';
es leb' mein guter Kaiser Franz,
mit ihm sein Land Tirol!"

6. Und von der Hand die Binde
nimmt ihm der Korporal.
Andreas Hofer betet
allhier zum letztenmal;
dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr
schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

Mosen.

314. Die Rückkehr der Franzosen aus Rufsland. 420.

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1813. Schneeflocken fielen, und weifs wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstrafse zu den ersten Häusern der Vorstadt. Das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanze und mit empörendem Übermute. Endlos waren die Truppenzüge gewesen. Tag für Tag, ohne Aufhören hatten sich die Massen durch die Strafsen der Stadt gewälzt. Nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt. Das kriegerische Schauspiel mit seinem Glanze und seinen Schrecken füllte noch die Phantasie.

Aber auch einem furchtbaren Verhängnis sah man entgegen. Einen Monat hatte der endlose Durchzug gedauert, wie Heuschrecken hatten die Fremden von Kolberg bis Breslau das Land aufgezehrt. Denn schon im Jahre 1811 war eine Mifsernte gewesen. Kaum hatten die Landleute Samenhafer erspart, den frafsen 1812 die französischen Kriegspferde; sie frafsen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh. Die Dörfer mufsten das Schock Häckselstroh mit 18 Talern, den Zentner Heu mit 2 Talern bezahlen. Und gröblich wie die Tiere verzehrten die Menschen. Vom Marschall bis zum gemeinen Franzosen waren sie nicht zu sättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner grofsen Stadt,

täglich 400 Taler zu seinem Unterhalte erpreſst. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgeistlichen gefordert, daſs sie ihnen die Schinken in Rotwein koche. Den fettesten Rahm tranken sie aus Krügen. Auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er des Mittags nicht zwei Gänge erhielt. Wie Wahnsinnige hatten sie gegessen. Schon damals indes ahnten das Volk und die Franzosen selbst, daſs sie so nicht zurückkehren würden.

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volke geträumt hatte. Es waren wandelnde Leichen, ungeordnete Haufen, aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel. Lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet. Keiner war beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Häute von Katzen und Hunden. Man sah Grenadiere in groſsen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm oder Tschako. Jede Art Kopftracht trugen sie, bunte und weiſse Nachtmützen, wie sie der Bauer hatte, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutze der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über dem untern Teile des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot, erloschen lagen die dunkeln Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuhe oder Stiefel; glücklich war, wer in Filzsocken oder Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte. Vielen waren die Füſse mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Felle der Tornister oder dem Filze von alten Hüten. Alle wankten, auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander, mit gesenktem Haupte, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraſse heran, in der Regel, sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Schrecklich war das lautlose Erscheinen. Entsetzlich waren die Leiden, welche sie mit sich brachten. Die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Heiſshunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie sich mit Gewalt an den warmen Ofen, als wollten sie hineinkriechen; vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot. Einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Die Bürger behaupteten, das sei ein Hunger von Gott. Einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt und auf dem Boden gekollert; jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden.

Überall in den Städten der Heerstrafsen wurden für die Heimkehrenden Lazarette eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt. Giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche dort herausgetragen wurden. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach notdürftiger Ruhe müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Strafse aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgends Rast und Ruh. So hat sie Gott geschlagen mit Mann und Rofs und Wagen!“ und hinter ihnen gellte der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!“ Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens, und schneller wankten sie zum Tore hinaus.

Freitag.

315. Das preufsische Volk im Jahre 1813. 426.

Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war in dem unvergefslichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preufsen nur e i n e Stimme, e i n Gefühl, e i n Zorn und e i n e Liebe. das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken. Krieg wollten die Preufsen, Gefahr und Tod wollten sie. Den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen und preufsischen Frieden hoffen konnten. Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren tot trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entliefs. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in dieser Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen. Ja, sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen. Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben.

Preufsen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen. Jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungs- und Waffenplatz verwandelt. Jede Feueresse war eine Waffenschmiede. Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen taten, das tat das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten.

menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die zum Teil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig teuren Namen der Frauen und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen und Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken gepflegt und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern. In Preufsen war plötzlich ein grofses, mächtiges Volk entstanden.

So hat das preufsische Volk sich offenbart. So sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dniepr und von der Düna verkündigt wurden, auch bei uns erneuet; so ist Gott und Gottes Kraft und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preufsen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet. Sie hatten die Tage von Rofsbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt wie die von Grofs-Görschen und von der Katzbach, von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher, weder mit einem so grofsen Geiste, noch für eine so grofse Sache das Schwert gezogen. Dafs Deutschlands Bewohner nach Vernichtung der französischen Übermacht frei atmen, dafs sie fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, dafs sie ihre Kinder wieder mit Freuden ansehen konnten: das danken wir nächst Gott diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit. Sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vertreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden.

Arndt.

316. Körner an seinen Vater.

Wien, am 10. März 1813.

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden, noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der deutsche Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die grofse Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit.

Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weifs, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei

Gott! ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, dafs kein Opfer zu grofs sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: „Theodor ist zu gröfseren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein grofses Pfund zu berechnen schuldig.“ Aber, Vater, meine Meinung ist die: „Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu!“ — Eine grofse Zeit will grofse Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich mufs hinaus und dem Wogensturme die mutige Brust entgegendrücken.



Körner-Denkmal in Dresden.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weifs, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen. Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schofskind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen.

Dafs ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; dafs aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und dafs ich es doch wage, dafs ich die süfse Empfindung hinwerfe, die nur in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonn-

abend oder Montag reise ich von hier ab. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preufsens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fufs oder zu Pferde, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben. Wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden. Dein Theodor.

317. Der Trompeter an der Katzbach.

1. Von Wunden ganz bedecket,
der Trompeter sterbend ruht,
an der Katzbach hingestrecket,
der Brust entströmt das Blut.

2. Brennt auch die Todeswunde,
doch sterben kann er nicht,
bis neue Siegeskunde
zu seinen Ohren bricht.

3. Und wie er schmerzlich ringet
in Todesängsten bang,
zu ihm herüber dringet
ein wohlbekannter Klang.

4. Das hebt ihn von der Erde,
er streckt sich starr und wild;
dort sitzt er auf dem Pferde
als wie ein steinern Bild.

5. Und die Trompete schmettert,
fest hält sie seine Hand,
und wie ein Donner wettert
Viktoria in das Land.

6. Viktoria! — so klang es,
Viktoria! — überall,
Viktoria! — so drang es
hervor mit Donnerschall.

7. Doch als es ausgeklungen,
die Trompete setzt er ab,
das Herz ist ihm zersprungen,
vom Rofs stürzt er herab.

8. Um ihn herum im Kreise
hielt's ganze Regiment;
der Feldmarschall sprach leise:
„Das heifst ein selig End'."

Mosen.

318. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Es war in den ersten Oktobertagen des Jahres 1813. Kaiser Napoleon hatte sein Hauptquartier, Dresden, verlassen und sich mit seinen Truppen in die grofse Ebene von Leipzig gezogen. Hier war es, wo vom 16. bis 19. Oktober Männer vom Tajo und Ebro, vom Po und von dem Tiber, von der Seine und dem Rheine im blutigen Kampfe gegenüberstanden den Völkern von der Donau, der Elbe, der Oder, dem Don, der Wolga, dem Weifsen und dem Schwarzen Meere. Gegen 500 000 Streiter kämpften miteinander. Mehr als 1000 Kanonen spieen Tod und Verderben. Von ihrem Donner erbebte die Erde und zersprangen die Fenster.

Am ersten Tage erlangte Napoleon bei Wachau einige Vorteile. Er liefs die Glocken läuten und sendete Siegesboten nach Paris. Allein es war zu früh; denn bei Möckern hatte Blücher nach furchtbar blutigem Kampfe einen vollen Sieg errungen, einen Sieg, der das Geschick der ganzen Schlacht entschied. — Am 17. Oktober, es war ein Sonntag, ruhte die Kriegsarbeit. Um-

sonst versuchte Napoleon, seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz von Österreich, durch allerlei Versprechungen zu bewegen, sich von den Verbündeten zu trennen. Man würdigte ihn jetzt nicht einmal mehr einer Antwort. So mufste der folgende Tag entscheiden.

Düster und trübe war der Morgen des verhängnisvollen 18. Oktobers. Napoleon nahm seinen Standpunkt auf einem Hügel bei dem Dorfe Probstheida, unmittelbar neben einer halb zerstörten Windmühle. Von hier aus leitete er die Seinen. Auf einem andern, nicht allzufern gelegenen Hügel aber standen die drei verbündeten Monarchen, um Augenzeugen des gewaltigen Ringens zu sein. Bei Connewitz begann der Kampf. Bald focht man aber auch heftig bei Probstheida, Abtnaundorf, Paunsdorf und Stötteritz. Heldenmütig verteidigten sich die Franzosen gegen doppelte Übermacht. Aber trotz ihrer Tapferkeit wurden sie überall zurückgedrängt. Da verliefsen auch noch die Sachsen und Württemberger ihre Reihen. In geschlossenen Kolonnen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zogen sie zu den Verbündeten hinüber und reichten ihren deutschen Brüdern die Hand. Kanonenschüsse in ihre Reihen waren die Scheidegrüfse der Franzosen.

Als der Tag sich neigte, war Napoleons Niederlage entschieden. Fürst Schwarzenberg sprengte nach dem Hügel, auf dem die drei Monarchen standen, und rief diesen zu: „Wir haben gesiegt, der Feind zieht ab!“ Da stiegen die Mächtigen von ihren Rossen, knieten nieder und dankten Gott für den Sieg.

Napoleon aber safs neben seiner Windmühle an einem Wachtfeuer auf einem hölzernen Schemel und diktierte die Befehle für den Rückzug. Dann versank er, die Hände nachlässig im Schofs gefaltet, in Schlaf. Um ihn herum standen düster und verstummt seine Generale, und in einiger Entfernung, am Fufse des Hügels rauschten die zurückziehenden Truppen vorüber. †

319. Blücher am Rhein. 205.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“ —
„Der Feind? — dahier!“
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“
„Paris? — dahier!“
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
wird, wo er wächst, am besten sein!“ —

Kopisch.

320. Vor Blüchers Statue. 131.

1. Hut ab, ihr Bursche! habt Respekt vor einem deutschen Mann!
Der alte Marschall Vorwärts ist's. Seht euch den Helden an

und lernt von ihm, was deutscher Sinn und deutsche Treue heißt,
und neigt das Haupt in Demut tief vor seinem Heldengeist.

2. Das war ein Mann voll Mut und Kraft, ein echter Mann der Tat,
fest, ehrenhaft und treu wie Gold und jeder Zoll Soldat;
im Kampfe wie ein Löwe kühn, so grimmig und so wild,
doch gegen den besiegten Feind als wie ein Lamm so mild. — —

3. Und dann bei Leipzig! Jungen, seht den Alten näher an!
Wer ihn und diesen Tag vergißt, der ist kein deutscher Mann.
Er war die Seele von dem Heer, er war das Herz der Schlacht,
der Schlacht, die unsre Ketten brach und Deutschland frei gemacht.

4. Dann vorwärts ging's, fort nach Paris, wo man den Frieden schloß,
der, weil er gar zu zahm und mild, den Feldmarschall verdroß;
er brummte zornig, und er zog die Heldenstirne kraus
und fand nur im Gedanken Trost, daß noch das Ding nicht aus.

5. Und kurze Zeit, da war gescheh'n, was er sich wohl gedacht,
da zog der greise Feldmarschall noch einmal in die Schlacht,
bekämpfte mit dem Wellington den Feind bei Belle Alliance
und tanzte dort, mit Sieg gekrönt, den letzten Ehrentanz.

6. Und als er merkte, daß es bald mit seinem Leben aus,
da trieb es ihn nach Rostock fort in seiner Eltern Haus,
und dort sah man auch abends spät still auf dem Kirchhof ihn
in fromm andächtigem Gebet an ihrem Grabe knien.

7. Und als er sterben ging, da sprach der Held: „Nun sterb' ich gern,
ich bin nichts nutz mehr auf der Welt; geht, sagt das meinem Herrn,
und sagt ihm, daß mich treu für ihn und für mein Vaterland,
wie ich's im Leben immer war, die Sterbestunde fand.

8. Und ihr, die ihr von mir gelernt so manches in der Schlacht,
lernt eines noch zuletzt von mir, woran ihr nicht gedacht;
ich meine, wie man ruhig stirbt. Sargt ohne Prunk mich ein,
und dort, wo die drei Linden steh'n, will ich begraben sein."

Sturm (Gekürzt).

321. Die Wacht am Rhein. 208.

1. Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

2. Durch hunderttausend zuckt es schnell,
und aller Augen blitzen hell.
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

3. Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
wo Heldenväter niederschaun,
und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

4. Und ob mein Herz im Tode bricht,
wirst du doch drum ein Welscher nicht;
reich, wie an Wassern deine Flut,
ist Deutschland ja an Heldenblut.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

5. Solang ein Tropfen Blut noch glüht,
noch eine Faust den Degen zieht
und noch ein Arm die Büchse spannt,
betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

6. Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
die Fahnen flattern hoch im Wind.
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
wir alle wollen Hüter sein!
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Schneckenburger.

322. Hurra, Germania!

425

1. Hurra, du stolzes, schönes Weib,
hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
zum Schutz vor deinen Herd!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und Streit;
in Fried' und Freud' und Ruh',
auf deinen Feldern weit und breit,
die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
die Garben fuhrst du ein —
da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
das Kriegshorn überm Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

3. Da warfst die Sichel du ins Korn,
den Ährenkranz dazu;
da fuhrst du auf in hellem Zorn,
tief atmend auf im Nu,
schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
da rauscht das Deutsche Meer;
da rückt die Oder dreist ins Feld,
die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span —
das deutsche Volk ist eins!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand,
der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland?
wir fragen's heut' nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
ein Wille sind wir heut'!
Hurra, Germania, stolzes Weib!
Hurra, du große Zeit!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag,
fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag,
nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
das deutsche Schwert gezückt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
für jedes teure Gut,
dem wir bestellt zu Hütern sind
vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
für deutsche Sitt' und Art —
für jeden heil'gen deutschen Hort,
hurra! zur Kriegesfahrt!
Hurra, hurra, hurra!
Hurra, Germania!

8. Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
Ins Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja —
groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurra, Germania!
Hurra, Viktoria!
Hurra, Germania! Freiligrath.

323. Der Krieg von 1870 und 1871. 426.

Mit Neid und Mißgunst blickte Frankreich nach 1866 auf Deutschland. Dasselbe zu demütigen, von seiner Höhe herabzustürzen und eine noch größere Einigung der deutschen Stämme zu verhindern, darauf war das Sinnen und Trachten des französischen Volkes gerichtet.

Ein Vorwand zum Kriege war bald gefunden. Und „Krieg!“ jubelten Napoleons Freunde und Diener. „Tod und Vernichtung den Preußen!“ lärmten die aufgehetzten Menschenhaufen, welche die Straßen von Paris durchzogen. Alles träumte und redete nur von Sieg und Ruhm, und mancher prahlte: „In drei Wochen werden wir bis Berlin spazieren und unsere Adler an den Ufern der Spree aufpflanzen.“

Ganz anders zeigte sich das deutsche Volk. Ein lebendiges Vaterlandsgefühl durchglühte alle Herzen. Der Geist der Freiheitskriege wachte auf. Hehr und gewaltig „vom Fels zum Meer“, von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen und vom Niemen bis zur Saar flammte die Begeisterung empor, und aus aller Munde ertönte ein entschiedenes: „Nein, keinen Fuß breit deutschen Landes!“ Da gab es keine Trennung mehr zwischen Nord- und Süddeutschland, da war mit einem Schlage die Einheit vollbracht.

Jubelnd stellten sich die Bayern, Badenser und Schwaben neben die Hessen, Sachsen und Preußen, und vieltausendstimmig erbrauste der Gesang:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Kaum vierzehn Tage nach der Kriegserklärung standen drei deutsche Heere, 400000 Mann stark, an der Grenze. Die erste Armee, in der Gegend von Trier und Saarlouis, befehligte der alte Steinmetz; die zweite Armee, welche bei Kaiserslautern stand, führte der kriegserprobte Prinz Friedrich Karl; die dritte Armee endlich, bestehend aus den Preußen, den Bayern, Württembergern und Badensern, rückte unter dem Befehle des ritterlichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen von Speier und Landau her gegen den Elsaß an.

Am 4. August überschritt die dritte deutsche Armee bei der elsässischen Stadt Weißenburg die französische Grenze. Die Stadt selbst und der sie überragende Gaisberg waren vom Feinde besetzt. Aber mit jubelnder Kampfbegier eröffneten die Bayern sofort den Angriff auf die Stadt, und kühnen Mutes stürmten die preußischen Königsgrenadiere unter ihrem alten Feldrufe: „Es lebe der König!" mit dem Bajonett den Berg hinan. Nach kurzem, heißem Kampfe war Weißenburg samt dem Gaisberge in deutschen Händen, und der erste Sieg war errungen.

Gar bald folgte auf die Schlacht bei Weißenburg eine zweite, größere. Am 6. August stieß der unaufhaltsam vorrückende Kronprinz bei Wörth auf das Heer Mac Mahons, des berühmtesten der Marschälle Napoleons. Die steilen Anhöhen, die vielen Weinberge und die Straßen der Stadt wurden tapfer verteidigt. Doch nach 15stündigem Kampfe war abermals ein großer Sieg erfochten. Die Deutschen hatten 36 Kanonen, sechs Kugelspritzen und zwei Adler erbeutet und gegen 10000 Gefangene gemacht.

An demselben Tage erstürmten die beiden andern Armeen die steilen, waldbedeckten Anhöhen von Spicheren.

Jetzt kam ein ungeheurer Schrecken über das französische Volk. Unter dem Angstrufe: „Die Preußen kommen!" verließen zahlreiche Familien Haus und Hof und flüchteten ins Gebirge oder über die Grenze. Napoleon legte den so ruhmlos geführten Oberbefehl nieder, und Marschall Bazaine trat an die Spitze der an 250000 Mann starken Streitmacht, die er bei Metz zusammenzog.

In der Umgebung dieser gewaltigen Festung kam es nun bald zu einer ganzen Reihe von Schlachten. Am 14. August warf General Steinmetz bei Courcelles ein französisches Heer bis unter die Kanonen von Metz zurück. Zwei Tage darauf, am 16. August, errang Prinz Friedrich Karl den wichtigen Sieg bei Mars la Tour.

Das französische Herr war jetzt in Gefahr, von den Deutschen völlig umschlossen zu werden. Um sich den Abmarsch in der Richtung nach Paris zu erkämpfen, stellte Bazaine sein Heer bei Gravelotte in Schlachtordnung auf. Um die Mittagsstunde des 18. August begann der Riesenkampf. Wie bei Leipzig und Königgrätz fochten an 500000 Krieger gegeneinander. Ein sinnbetäubender Kanonendonner erdröhnte stundenlang ohne Unterbrechung, ohne Entscheidung. Endlich, gegen Abend, sprengte Moltke im gestreckten

Galopp auf die Höhe zu, von welcher aus König Wilhelm die Schlacht leitete, und rief diesem zu: „Majestät, wir haben gesiegt, der Feind ist aus allen seinen Stellungen geworfen." Es war ein gewaltiger Sieg. Ein Heer von 180000 Mann ward nach Metz hineingeworfen, ward von den Deutschen wie mit einem eisernen Ringe eingeschlossen und konnte am weiteren Kampfe nicht mehr teilnehmen.

Mittlerweile hatten die Franzosen ein neues Heer von 150000 Mann gesammelt. An seiner Spitze stand Mac Mahon. Ihm rückten nun die 3. Armee unter dem preußischen Kronprinzen und die neugegründete 4. Armee unter dem Befehle des Kronprinzen Albert von Sachsen entgegen. Doch in aller Stille war Mac Mahon nach Norden abmarschiert, um von dorther Metz zu erreichen und Bazaine zu befreien. Frühzeitig genug erkannten die Deutschen seine Absicht. Sofort folgten sie ihm in Eilmärschen nach, und am 30. August erreichte der sächsische Kronprinz bei Beaumont einen Teil des feindlichen Heeres. Hier war es, wo sich der deutsche Eichenkranz, den die Bürger Leipzigs dem jetzigen Könige von Sachsen bei seiner Abreise zur Armee überreicht hatten, in fränkischen Lorbeer verwandelte. Unter seiner ruhmvollen Führung wurden die Franzosen abermals besiegt.

Zwei Tage danach — am 1. September — erfolgte dann die Hauptschlacht bei Sedan. Mac Mahons Streitmacht stützte sich auf die Festung Sedan, deren Mauern ihr den Rücken deckten. In der ersten Morgenfrühe beginnen die Bayern den Angriff. Enger und immer enger schließt sich der feindliche Gürtel um die Franzosen. Von allen Seiten her dringen die Deutschen vor. Die Franzosen vermögen nicht länger zu widerstehen, und nachmittags gegen 3 Uhr flüchten sie nach großen Verlusten hinter die Mauern von Sedan. Diese bieten aber keine Rettung mehr. Vernichtend fallen die feindlichen Bomben und Granaten in die wirren, dichtgedrängten Knäuel von entmutigten, verzweifelnden Soldaten, die alles verloren geben. Kaiser Napoleon und 85000 Soldaten mit dem Marschall und allen seinen Offizieren, mit 500 Kanonen und allen Adlern müssen sich dem Sieger ergeben. — Es war ein unermeßlicher Erfolg, ein Sieg ohnegleichen.

Nunmehr hatten die Franzosen keine Armee im Felde. Aber den Forderungen des Siegers sich zu beugen, den Frieden anzunehmen, dazu war das Volk zu verblendet. Es suchte Hilfe in einer Revolution, und am 4. September wurde in Paris die Republik ausgerufen. Eine aus Freiheitsmännern gebildete sogenannte „Regierung der Nationalverteidigung" übernahm die Aufgabe, „Frankreichs heiligen Boden von den barbarischen Eindringlingen zu säubern". König Wilhelm aber antwortete auf solchen Übermut mit dem Befehle an die Seinen: „Auf nach Paris!" Am 19. September langten die Deutschen vor den Mauern der Hauptstadt an. Allein ein weiter Kranz von mächtigen Festungswerken schützte dasselbe. Kaum war die deutsche Streitmacht zahlreich genug, die unermeßlich große Stadt völlig zu umschließen. Nur eine monatelange Belagerung konnte die Übergabe herbeiführen.

Unterdessen machten die Deutschen weitere wichtige Eroberungen. Neben vielen andern Festungen fiel auch das herrliche, vor 189 Jahren durch schmählichen Verrat verloren gegangene Straßburg in ihre Hände. Ein noch größerer Waffenerfolg war die vier Wochen später erfolgte Übergabe von Metz samt

der Gefangennehmung des französischen Heeres, das nach der Schlacht bei Gravelotte dort eingeschlossen war. 180000 Mann mit 3 Marschällen und 50 Generälen wurden Gefangene der Deutschen, und über 1400 Feld- und Festungsgeschütze wurden erbeutet.

Die republikanische Regierung rief alle wehrfähigen Männer unter die Waffen, und in kurzer Zeit waren auch wirklich zahlreiche Heeresmassen gesammelt. Selbst aus andern Ländern strömten Freiwillige herbei. Auch der alte Freischarengeneral Garibaldi kam aus Italien. Allein diese ungeordneten Scharen vermochten der Mannszucht der deutschen Heere gegenüber nicht lange Stand zu halten. Sie wurden bei Amiens, St. Quentin, Orleans und Le Mans besiegt. Im südöstlichen Frankreich kämpfte General Werder mit 40000 Mann gegen eine mehr als dreimal so starke feindliche Armee. Die Niederlage der deutschen Waffen schien diesmal unvermeidlich. Trotzdem wurden die Franzosen in der dreitägigen Schlacht bei Belfort völlig geschlagen und gezwungen, 88000 Mann stark mit Roß und Wagen auf das Schweizer Gebiet überzutreten und dort die Waffen niederzulegen.

Nun leistete nur Paris noch Widerstand. Über vier Monate lang war es bereits von den Belagerern eingeschlossen. Eine Rettung der Stadt war nicht mehr möglich. Alle Armeen, von denen sie Befreiung erwartet hatte, waren vernichtet. Jeder Versuch, durch Ausfälle den eisernen Gürtel zu durchbrechen, war gescheitert. Immer größer wurden die Verheerungen, welche die in die Festungswerke oder in die Stadt selbst einschlagenden Geschosse anrichteten. Zuletzt sah sich die 2 Millionen starke Pariser Bevölkerung vom Hungertode bedroht. Schon aß man nicht nur Pferde- und Eselsfleisch, sondern auch Hunde und Ratten und schlachtete die Bären und Elefanten des Tiergartens. Da endlich dachte man an Ergebung. Am 28. Januar 1871 kapitulierte die Riesenfestung, und am folgenden Tage wurden ihre Forts von den deutschen Truppen besetzt. Am 2. März wurde alsdann der Friede von seiten des deutschen Kaisers zu Versailles unterzeichnet, und am 10. Mai wurde derselbe endgültig zu Frankfurt a. M. abgeschlossen. Die wichtigsten Friedensbedingungen waren, daß Frankreich die dem Deutschen Reiche früher entrissenen Lande Elsaß und Lothringen, 14500 qm mit $1^3/_4$ Millionen Einwohner, an Deutschland zurückgab und 5 Milliarden Franken Kriegskosten zahlte.

Nur zehn Monate hatte der Krieg, der eigentliche Kampf kaum 7 Monate gedauert, und doch war er einer der ungeheuersten, die je geführt wurden. Nie hatte Deutschland ruhmreichere Tage gesehen, nie irgend ein Volk gewaltigere Siege erkämpft als hier das deutsche. In 200 Tagen hatten seine Heere ohne eine einzige Niederlage 23 Schlachten geschlagen, 150 Gefechte bestanden, 26 Festungen erobert, gegen 400000 Kriegsgefangene gemacht, über 6700 Geschütze erbeutet. Es war „ein Krieg ohnegleichen“.

Nach Andrä.

324. Die Rosse von Gravelotte. 206.

1. Heifs war der Tag und blutig die Schlacht,
kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

der Gefangennehmung des französischen Heeres, das nach der Schlacht bei Gravelotte dort eingeschlossen war. 180000 Mann mit 3 Marschällen und 50 Generälen wurden Gefangene der Deutschen, und über 1400 Feld- und Festungsgeschütze wurden erbeutet.

Die republikanische Regierung rief alle wehrfähigen Männer unter die Waffen, und in kurzer Zeit waren auch wirklich zahlreiche Heeresmassen gesammelt. Selbst aus andern Ländern strömten Freiwillige herbei. Auch der alte Freischarengeneral Garibaldi kam aus Italien. Allein diese ungeordneten Scharen vermochten der Mannszucht der deutschen Heere gegenüber nicht lange Stand zu halten. Sie wurden bei Amiens, St. Quentin, Orleans und Le Mans besiegt. Im südöstlichen Frankreich kämpfte General Werder mit 40000 Mann gegen eine mehr als dreimal so starke feindliche Armee. Die Niederlage der deutschen Waffen schien diesmal unvermeidlich. Trotzdem wurden die Franzosen in der dreitägigen Schlacht bei Belfort völlig geschlagen und gezwungen, 88000 Mann stark mit Roß und Wagen auf das Schweizer Gebiet überzutreten und dort die Waffen niederzulegen.

Nun leistete nur Paris noch Widerstand. Über vier Monate lang war es bereits von den Belagerern eingeschlossen. Eine Rettung der Stadt war nicht mehr möglich. Alle Armeen, von denen sie Befreiung erwartet hatte, waren vernichtet. Jeder Versuch, durch Ausfälle den eisernen Gürtel zu durchbrechen, war gescheitert. Immer größer wurden die Verheerungen, welche die in die Festungswerke oder in die Stadt selbst einschlagenden Geschosse anrichteten. Zuletzt sah sich die 2 Millionen starke Pariser Bevölkerung vom Hungertode bedroht. Schon aß man nicht nur Pferde- und Eselsfleisch, sondern auch Hunde und Ratten und schlachtete die Bären und Elefanten des Tiergartens. Da endlich dachte man an Ergebung. Am 28. Januar 1871 kapitulierte die Riesenfestung, und am folgenden Tage wurden ihre Forts von den deutschen Truppen besetzt. Am 2. März wurde alsdann der Friede von seiten des deutschen Kaisers zu Versailles unterzeichnet, und am 10. Mai wurde derselbe endgültig zu Frankfurt a. M. abgeschlossen. Die wichtigsten Friedensbedingungen waren, daß Frankreich die dem Deutschen Reiche früher entrissenen Lande Elsaß und Lothringen, 14500 qm mit $1^3/_4$ Millionen Einwohner, an Deutschland zurückgab und 5 Milliarden Franken Kriegskosten zahlte.

Nur zehn Monate hatte der Krieg, der eigentliche Kampf kaum 7 Monate gedauert, und doch war er einer der ungeheuersten, die je geführt wurden. Nie hatte Deutschland ruhmreichere Tage gesehen, nie irgend ein Volk gewaltigere Siege erkämpft als hier das deutsche. In 200 Tagen hatten seine Heere ohne eine einzige Niederlage 23 Schlachten geschlagen, 150 Gefechte bestanden, 26 Festungen erobert, gegen 400000 Kriegsgefangene gemacht, über 6700 Geschütze erbeutet. Es war „ein Krieg ohnegleichen“.

Nach Andrä.

324. Die Rosse von Gravelotte. 206.

1. Heiſs war der Tag und blutig die Schlacht,
kühl wird der Abend und ruhig die Nacht.

2. Droben vom Waldsaum nieder ins Tal
dreimal schmettert Trompetensignal;
3. Ladet so laut und schmettert so hell,
ruft die Dragoner zurück zum Appell.
4. Truppweis', in Rotten, zu dreien und zwei'n
stellen die tapferen Reiter sich ein.
5. Aber nicht alle kehren zurück,
mancher liegt da mit gebrochenem Blick;
6. Kam zur Reveille frisch noch und rot,
liegt beim Appell bleich, blutig und tot.
7. Ledige Rosse, den Sattel leer,
irren verwaist auf der Walstatt umher.
8. Doch der Trompete schmetternd Signal
ruft aus der Ferne zum dritten Mal.
9. Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
wiehernd wirft er die Nüstern empor.
10. Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih'.
11. Selber der blutige Schimmel, so müd',
hinkt auf drei Beinen und reiht sich ins Glied.
12. Truppweis', in Rotten, zu dreien und zwei'n
stellen die ledigen Rosse sich ein.
13. Rosse wie Reiter verstehn den Appell,
ruft die Trompete, so sind sie zur Stell'.
14. Über dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.
15. Über dreihundert, o blutige Schlacht,
die so viel Sättel hat ledig gemacht!
16. Über dreihundert, o tapfere Schar,
wo bei vier Mann ein Gefallener war!
17. Über dreihundert, o ritterlich Tier,
ohne den Reiter noch treu dem Panier!
18. Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
denkt auch der Rosse vom Leibregiment!

Gerok.

325. Ein Abendsegen. 305.

Nach dem grofsen Kampfe und Triumphe bei Sedan, schreibt ein thüringischer Offizier, trat das vierte Armeekorps seinen Marsch nach Paris wieder an und kam zur ersten Nachtruhe in Angecourt. Unser Bataillon vom thüringischen Infanterieregiment Nr. 96 schlug sein Lager in der Kirche auf. Die Mannschaft lagerte im Schiffe, wir Offiziere in der Sakristei. Die todmüden Krieger streckten sich zum Schlummer aus, schon als die Abenddämmerung die hohen Kirchenfenster umschleierte. Nur einzelnes Flüstern belebte noch hier und da den heiligen Raum. Die

Weihe der Dämmerung ergriff die Herzen und lenkte die Sehnsucht zu den Lieben und zur Heimat. Und doch verscheuchte die Erinnerung an den blutigen Sieg, die Wehmut über die gefallenen und verwundeten Genossen und wieder das stolze Bewufstsein, zum Heile und Ruhme des Vaterlandes mitgefochten zu haben, uns den Schlaf aus den Augen; wir alle hatten das Gefühl, dafs uns noch etwas zum Schlusse des Tages fehle.

Da erklang in der Stille der Dämmerung erst leise, dann immer kräftiger anschwellend, auf der Orgel die Melodie des Liedes: „Nun danket alle Gott!“ Wie aus einer Brust stimmten alle, Offiziere und Soldaten, in den heiligen Gesang ein. Und als das Spiel zu Ende war, trat der Orgelspieler hervor und hielt uns eine kurze, aber zu Herzen gehende Ansprache, die er mit einem Hoch auf das grofse einige Vaterland schlofs. Und abermals zur Orgel sich wendend, stimmte er zum Schlusse das alte herrliche Lied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Allen, allen war nun wohl im Gemüt, alle dankten dem braven Sänger und Redner. Es war ein thüringischer Lehrer, der als Gemeiner in der elften Kompagnie stand. Ihm dankte ein ganzes Bataillon diesen herrlichen Abendsegen.

Gartenlaube.

326. Am 3. September 1870.

1. Nun laßt die Glocken
von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken
im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
an uns getan!
Ehre sei Gott in der Höhe!

2. Es zog von Westen
der Unhold aus,
sein Reich zu festen
in Blut und Graus.
Mit allen Mächten
der Höll' im Bund
die Welt zu knechten,
das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

3. Vom Rhein gefahren
kam fromm und stark
mit Deutschlands Scharen
der Held der Mark.
Die Banner flogen,
und über ihm
in Wolken zogen
die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

4. Drei Tage brüllte
die Völkerschlacht,
ihr Blutrauch hüllte
die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
der Würfel Fall,
und bangend lauschte
der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

5. Da hub die Wage
des Weltgerichts
am dritten Tage
der Herr des Lichts
und warf den Drachen
vom güldnen Stuhl
mit Donnerkrachen
hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

6. Nun bebt vor Gottes
und Deutschlands Schwert
die Stadt des Spottes,
der Blutschuld Herd.
Ihr Blendwerk lodert
wie bald! zu Staub,
und heimgefodert
wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erb-
feind.

7. Drum laßt die Glocken
von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken
im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Geibel.

327. Des deutschen Knaben Tischgebet.

Das war einmal ein Jubeltag!
Bei Sedan fiel der große Schlag:
Mac Mahon war ins Garn gegangen,
der Kaiser und sein Heer gefangen,
und blitzschnell flog die Siegespost
am Draht nach Süd und Nord und Ost.
Da gab's ein Jubeln ohne Maßen,
von Flaggen wogten alle Straßen.
Vieltausendstimmig scholl Hurra!
und waren noch Kanonen da,
so schoß man auch Viktoria.
Doch jedenfalls die „Wacht am Rhein"
ward angestimmt von groß und klein;
denn auch durch der Unmünd'gen Mund
wird Gottes Lob von alters kund.

Und einer von den kleinsten Jungen,
der hat am lautsten mitgesungen.
Die bunte Mütze auf dem Ohr,
die Höslein flott im Stiefelrohr,
marschiert er wacker mit im Chor,
beteiligt sich den Morgen lang
an jedem Schrei und jedem Sang.
So wichtig nahm's der kleine Wicht,
als ging's ohn' ihn entschieden nicht,
war so mit Leib und Seel' dabei,
als ob er selbst die Rheinwacht sei,
hat drum den Glockenschlag vergessen
und kam zu spät zum Mittagsessen.

Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
mit offner Brust, verwehtem Schopf
erscheint er endlich siegesmatt —
die andern waren schon halbsatt —,
grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch
und greift nach seinem Löffel frisch.

Jedoch der biedre Vater spricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht!“
worauf mein Fritz vom Stuhl aufsteht,
die Hände faltet zum Gebet,
und weil sein Kopf noch stark zerstreut,
gibt's, wie der Geist ihm just gebeut,
spricht: „Lieber Gott, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Gerok



König Albert.

328. König Albert von Sachsen 1870.

1. Ein Herzog, zu Sachsen geboren,
er zog seinem Heere voran,
laut pocht an des Feindes Toren
der Sohn vom König Johann.

2. Laß deine Banner fliegen,
du streitbarer Fürst und Held!
Die Sachsen bei Deutschlands Siegen,
Alberto Duce im Feld!

3. Hell klirrt im Pulverdampfe
der deutsche Eisentritt,
die Sachsen, sie halten im Kampfe
mit Preußens Garden Schritt.

4. Sie haben als Helden gefochten,
das Rautenbanner in Blut;
da ward auch für sie geflochten
ein Kranz von Lorbeer gut.

5. Und wie sie dann fürder fuhren
reisig nach Frankreich hinein,
sie sollten auf Beaumonts Fluren
wiederum Sieger sein.

6. So fährt mit den Sachsenwehren
Herzog Albertus einher,
da neigen die alten Ehren
auf ihn sich voll und schwer.

7. Da kommt, geschickt zum Grimmen,
der alte sächsische Zorn.
Des Kampfes Eisenstimmen,
sie schmettern: Albertus vorn!

8. Und wer sein Grab dort gefunden
auf Berg und Heide rot,
der hat als Held überwunden
durch solches Sterben den Tod.

9. Die Kaiseradler, sie fallen,
das Rautenbanner weht,
und kühn zum Siege allen
voran Herr Albert geht.

10. Ein Herzog, zu Sachsen geboren,
er zieht als Sieger voran,
laut pocht an des Feindes Toren
der Sohn vom König Johann!

Hesekiel.

329. Vor der kronprinzlichen Villa in Strehlen, im Sommer 1870.

1. 's ist Mitternacht — ganz still in tiefem Frieden
ruhn rings die Berge, ruht der Elbe Tal.
Warum so spät noch helles Kerzenglänzen
da drüben in der hohen Fürstin Saal?

2. Die Fürstin wacht — sie wacht für Sachsens Söhne
und sorgt und schafft, daß alles schon bereit,
wenn's gilt, der Wunde brennend Weh zu lindern,
wenn heim sie kehren aus dem schweren Streit.

3. Der Mond steigt auf, als wollt' er Grüße bringen
vom tapfern Sachsenheer der edeln Frau.
Feucht wird ihr Auge, und die stillen Blumen
im Park, sie weinen mit im Tränentau.

4. Die klaren Sterne blicken drein — sie senden
nun Kraft und Trost und Frieden erdenwärts.
Die Nacht ist kalt und rauh — warm bleibt die Liebe,
die treue Wacht im edlen Frauenherz.

330. Der Kaisertag zu Versailles. 439.

Welch wunderbares Walten des Geschickes! Versailles, von wo aus Ludwig XIV. am eifrigsten und rücksichtslosesten an der Zersplitterung und Erniedrigung Deutschlands gearbeitet hatte, und wo immer die Siege der Franzosen über die Deutschen gefeiert worden waren, sollte auch der Ort sein, wo das deutsche Kaisertum wieder aufgerichtet wurde, wo der greise König Wilhelm die ihm von den deutschen Fürsten und Völkern einmütig dargebotene Kaiserkrone sich aufs Haupt setzte.

Es war am 18. Januar 1871. In der Mitte des großen, überaus prächtigen Spiegelsaales des Schlosses, unter all' der prahlerischen Eitelkeit der französischen Könige, ist ein bescheidener Altar errichtet, mit rotem Samt bedeckt und mit zwei goldnen Armleuchtern geschmückt.



Kaiser Wilhelm I.

Davor steht ein Geistlicher in schmucklosem, schwarzem Ornate. Am Ende des Saales sind auf einer Erhöhung aufgestellt die Fahnen und Standarten aller Regimenter, die um Paris lagern, jede von einem Unteroffizier gehalten in voller Ausrüstung, Helm auf und den gerollten Mantel über Schulter und Brust. Den übrigen Teil des Saales füllen in dichtgedrängter Masse gegen 600 Offiziere von allen Waffengattungen und im Schmucke ihrer mannigfaltigen prächtigen Uniformen.

Schlag 12 Uhr erscheint der König, gefolgt vom Kronprinzen und von sämtlichen Fürsten, die zur Feier gekommen sind. Nahe vor dem Altare nehmen alle Platz.

Unter Posaunenbegleitung singt nun ein Soldatensängerchor: „Jauchzet dem Herrn!“ Dann folgt ein kriegerisches: „Helm ab zum Gebet!“ und die Predigt beginnt. Mächtig dringen die Worte in aller Herzen. Es sind Worte über den 21. Psalm, in dem es heißt: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deine Hilfe. Du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Du setzest ihn zum Segen ewiglich. Denn der König hofft auf den Herrn und wird durch die Güte des Höchsten fest bleiben. Sie gedachten dir Übels zu tun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen.“ Mit dem Segen und mit einem brausenden: „Nun danket alle Gott!“ schließt die kirchliche Feier.

Jetzt erhebt sich der König und schreitet, gefolgt von allen Fürsten und Prinzen, mitten durch den Saal hindurch auf die Erhöhung zu, wo die Fahnenträger stehen, und vom erhöhten Platze herab, zu seiner Rechten den Kronprinzen, zur Linken Graf Bismarck, hinter ihm die Fürsten, spricht der fast 74jährige König mit laut erklingender, fester Stimme, daß er die ihm von Fürsten und Volk angebotene deutsche Kaiserwürde annehme, und daß er in diesem Sinne am heutigen Tage eine feierliche Bekanntmachung erlassen habe, die der Bundeskanzler jetzt vorlesen werde.

Graf Bismarck erfaßt das inhaltsvolle Schriftstück und liest lebendig und ausdrucksvoll bei lautloser Stille wie folgt:

An das deutsche Volk!

Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, verkünden hiermit: Nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorhergesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesamte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen.

Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es dem deutschen Volke gegeben sein werde unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen.

Wir übernehmen die kaiserliche Würde im Bewußtsein, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneuerte Angriffe Frankreichs gewähren werden.

Uns aber und Unsern Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!

Jetzt ergreift der Großherzog von Baden den richtigen Augenblick. Plötzlich zum Rande der Erhöhung vortretend, ruft er mit lauter Stimme: „Seine Majestät, König Wilhelm, der Kaiser von Deutschland, lebe hoch!“ Und ein Hochruf bricht aus der Versammlung mit einer Sturmesgewalt und einem brausenden Donner, wie er wohl zwischen diesen Wänden noch nicht gehört worden war. Die Hände recken sich auf zum Gruß und Schwur. Die Helme werden geschwungen, die Blicke leuchten, und dreimal rollt der Ruf an den Spiegel- und Marmorwänden hin und hallt von der gewölbten Decke wieder. Manches



Fürst Bismarck.

Auge wird naß, und dem greisen König-Kaiser stürzten helle Tränen aus den Augen. Man sieht, wie die stattliche Gestalt erschüttert ist vor Rührung. Der Kronprinz will dem Kaiser huldigen durch Handkuß, aber der Vater schließt ihn in die Arme und küßt ihn wieder und immer wieder unter Freudentränen. Danach nahen sich ihm der Bruder, die Vettern und die Fürsten, und bringen ihren huldigenden Glückwunsch dar durch Handdruck oder Handkuß.

Als der Kaiser das Königsschloß verließ, sank die Hohenzollernfahne nieder, und die neue deutsche Kaiserfahne rauschte in die Höhe.

Nach König.

331. Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland.

1. Ob wir, in Not und Schmach versunken,
in blut'gem Hader uns entzweit,
uns blieb ein lichter Gottesfunken —
der Traum der deutschen Herrlichkeit.
Und häuften sich die Leidenstage,
daß schon der Treusten Hoffnung schwand,
fort klang's wie eine heil'ge Sage:
„Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!"

2. Das klang durch unsre schönsten Lieder,
das traf die deutsche Brust mit Macht,
von Strom und Bergen hallt' es wider,
an unsern Marken hielt es Wacht.
Und als des Kampfes wilde Flammen
entlohten von verruchter Hand,
da standen endlich wir zusammen:
„Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!"

3. Und herrlich ist das Werk gelungen,
der Feind geworfen in den Staub,
mit unserm Blut ihm abgerungen
der nie verjährte schnöde Raub.
Des Sieges volle Kränze schlingen
um uns ein unzerreißbar Band;
nun soll's in Ewigkeit erklingen:
„Ein Volk, ein Herz, ein Vaterland!" Träger.

332. Dem deutschen Kaiser zum 90. Geburtstage.

1. Kaiser Wilhelm neunzig Jahr!
Ist's kein Märchen? Ist es wahr?
Der drei Menschenalter sah,
steht, ein Wunder Gottes, da!

2. Nie, solang der Zollern ragt,
hat ein Fest wie heut' getagt;
nie, solang noch rauscht der Rhein,
soll des Tags vergessen sein.

3. Laß dich grüßen, teures Haupt,
das der Lorbeer dicht umlaubt,
das, umwallt vom Silberbart,
Majestät und Güte paart.

4. Laß dich küssen, tapfre Hand,
die zum Schirm dem Vaterland
achtzig Jahr den Degen trug,
zwanzig Schlachten siegreich schlug.

5. Laß dir danken, edles Herz,
echt wie Gold und fest wie Erz,
lauter, bieder, mild und schlicht,
fromm vor Gott und treu der Pflicht.

6. Deutscher Mann von Kopf zu Fuß,
nimm der Deutschen Ehrengruß!
Nimm ihn an von Süd und Nord,
du, des Reiches Hirt und Hort.

7. Vater du des Vaterlands,
Friedefürst im Siegerkranz,
weil dein Arm das Schwert noch hält,
schweigt der Sturm und ruht die Welt.

8. Patriarch im Völkerkreis,
aller Nationen Preis,
dem der mächt'ge Zar sich neigt,
dem der Groll des Franken schweigt.

9. Nestor in der Fürsten Chor,
Sternen glänzt die Sonne vor.
Wer ist dir an Jahren gleich?
Wer wie du an Ehren reich?

10. Durch der Jugend herbes Leid,
durch des Mannes Kampf und Streit,
wer ist's, der mit Adlerflug
dich auf Sonnenhöhen trug?

11. Er, dem heut' dein Knie sich beugt,
er, dem heut' dein Mund bezeugt:
Herr, nicht wert bin ich der Treu',
die mir täglich wurde neu!

12. Was an dir dein Gott getan,
beten wir bewundernd an.
Sei der Herr dein Schild und Hort,
lang' noch hier und ewig dort.

Gerok.



333. Kaiser Wilhelm II.

Das Zepter über Deutschland führt jetzt Kaiser Wilhelm II. Früher, als menschliche Voraussicht zu ahnen vermochte, ist er dazu berufen worden, als Deutscher Kaiser und als König von Preußen, des schweren, verantwortungsvollen Herrscherberufes zu walten.

Kaiser Wilhelm II. stand bei seinem Regierungsantritte am 15. Juni 1888 im 30. Lebensjahre. Am 27. Januar 1859 erblickte er das Licht der Welt. Die Jahre seiner Kindheit verlebte der Prinz meist im „Neuen Palais", dem jetzigen Schloß „Friedrichskron", bei Potsdam. Tüchtig tummelte er sich hier mit Kindern aus verschiedenen Bevölkerungsklassen herum; er spielte, turnte und fuhr Kahn mit ihnen. Auf dem elterlichen Gute Bornstedt fand er auch vielfach Gelegenheit zum Verkehr mit der Dorfjugend. Da wurden Wettläufe veranstaltet, und wer siegte, erhielt vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Vater unseres Kaisers, einen Preis. So lernte der Knabe schon in früher Jugend das Leben des Volkes kennen.

In seine Knabenzeit fielen die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71. Er erlebte da mit, wie Preußen stark und Deutschland einig wurde. Sie gaben ihm besonders Veranlassung, die Geschichte seines Volkes zu studieren, und in seinem Vater sah er das würdige Vorbild eines vortrefflichen Feldherrn.

Bald nach seiner Konfirmation wurde der junge Prinz, gerade wie andere Landeskinder, in eine öffentliche Schule geschickt, und zwar besuchte er das Königliche Gymnasium zu Kassel. Hier, wie auch später auf der Universität zu Bonn, hat Kaiser Wilhelm mit dem Volke gelebt wie nie ein preußischer Thronfolger vor ihm. Rastlos ist er über Berg und Tal, durch Feld und Wald gewandert; ebenso hat er sich als rüstiger Schwimmer und als tüchtiger Schlittschuhläufer bewährt.

Dann begann die eigentliche militärische Laufbahn. Alle, die mit ihm und unter ihm gedient haben, wissen, daß er den Soldaten ein treuer und besorgter Vorgesetzter, den Offizieren ein guter und anspruchsloser Kamerad, den eignen Vorgesetzten ein pflichttreuer, zuverlässiger Untergebener war. —

Dem Kaiser zur Seite steht herzgewinnend seine Gemahlin Augusta Viktoria, die älteste Tochter des Herzogs Friedrich von Augustenburg. Die Kaiserin ist eine echt deutsche Frau. Anmut, Lieblichkeit und wahre Weiblichkeit sind ihr eigen; stets hat sie Liebe für alles Edle und Schöne gezeigt. Über das Familienglück, welches die Kaiserin, die von anspruchlosester Einfachheit ist, in ihrem Heim zu verbreiten versteht, herrscht bei allen, denen es je vergönnt war, einen Blick in dasselbe zu tun, nur eine Stimme rückhaltsloser Anerkennung.

Bei seiner Thronbesteigung gelobte Kaiser Wilhelm II., seinem Volke ein „gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schirmen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein".

Schillmann.

334. Die sächsische Verfassung.

Das Königreich Sachsen besitzt seit dem 4. September 1831 eine mit den Ständen des Landes vereinbarte Verfassung. Danach vereinigen sich alle Rechte der Staatsgewalt im Könige. Er ist unverletzlich und unverantwortlich. Er verkündet die Gesetze und ordnet ihren Vollzug an, ernennt die Minister und sonstigen Staatsbeamten, verleiht Würden und Auszeichnungen, übt das Begnadigungsrecht u. s. w. Zur Bestreitung der mit der königlichen Würde verbundenen Lasten dient die Zivilliste.

An der Spitze der Staatsverwaltung stehen sechs Ministerien. Das Ministerium der Justiz führt die Oberaufsicht über die Rechtspflege. Das Finanzministerium verwaltet das Staatsgut und die Staatseinkünfte. Die letzteren fließen aus Domänen, aus Steuern, und zwar direkten (Grund- und Einkommensteuer) und indirekten (Bier-, Branntwein-, Schlacht-

steuer etc.). Das Ministerium des Innern besorgt die eigentliche Regierung des Landes, und unter ihm stehen die Kreis- und Amtshauptmannschaften, die Polizei, das Medizinalwesen, die Heil- und Versorgungs-, die Straf- und Besserungsanstalten und die gewerblichen Schulen. Das Kriegsministerium verwaltet das Militärwesen. Das Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts führt die Oberaufsicht über das Kirchen- und Schulwesen, wozu auch die Universität und die Technische Hochschule gehören. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unterhält das Verhältnis des Staates und des königlichen Hauses mit auswärtigen Regierungen und Höfen. Dasselbe wird zur Zeit von dem Minister des Innern mit verwaltet. Die Vorstände der Ministerien bilden das Gesamtministerium als oberste Staatsbehörde. Die Minister sind den Ständen dafür verantwortlich, dafs die Regierung den Gesetzen gemäfs geführt werde.

Die Verfassung Sachsens ist aber nicht blofs eine monarchische, sondern zugleich auch eine konstitutionelle oder landständische. Bei sehr vielen für das Wohl des Volkes hochwichtigen Regierungshandlungen ist der König verpflichtet, vorher die Zustimmung der Landstände einzuholen. Diese bilden zwei Kammern. Die erste Kammer ist zusammengesetzt aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, aus den Vertretern des hohen Adels, z. B. den Prinzen von Schönburg-Waldenburg, aus den Bevollmächtigten gewisser Körperschaften, z. B. der Universität Leipzig, aus Mitgliedern, welche gewisse Ämter bekleiden, z. B. dem evangelischen Oberhofprediger, den Oberbürgermeistern zu Dresden, Leipzig und Chemnitz u. s. w., aus 12 auf Lebenszeit gewählten Abgeordneten der Besitzer von Rittergütern und aus 21 vom Könige aus dem Kreise der Rittergutsbesitzer und Bürgermeister, sowie nach freier Wahl ernannten Mitgliedern. Die zweite Kammer der Volksvertretung besteht aus 37 Abgeordneten der Städte und 45 Abgeordneten der ländlichen Wahlkreise. Die Abgeordneten der zweiten Kammer werden auf sechs Jahre gewählt. Aller zwei Jahre scheidet ein Dritteil aus, und es erfolgt Neuwahl. Stimmberechtigt sind alle, welche die sächsische Staatsangehörigkeit besitzen, das 25. Lebensjahr erfüllt haben und Grund- und Einkommensteuer entrichten. Wählbar dagegen ist nur, wer 30 Jahre alt und 3 Jahre sächsischer Staatsbürger ist und 30 Mark jährlich an Staatssteuern zahlt. Der Landtag ist aller zwei Jahre (Budgetperiode) mindestens einmal durch den König einzuberufen. Bei ihrem Zusammentritt haben die Landstände vor allem über die für die Ausgaben des Staates zu bewilligenden Mittel zu beschliefsen. Ihrer Zustimmung bedarf es zur Erhebung von Steuern, zur Aufnahme von Staatsanleihen und zur Veräufserung des Staatsgutes (Domänen). Auch steht den Ständen die Prüfung darüber zu, ob die vom vorigen Landtage bewilligten Mittel dem genehmigten Voranschlage gemäfs verwendet wurden. Das zweite wichtige Recht der Landstände ist die Teilnahme derselben an der Gesetzgebung. Kein Gesetz kann ohne Zustimmung der Stände erlassen oder abgeändert werden. Nur dann gilt ein Gesetzentwurf als von den Kammern angenommen, wenn in jeder derselben die einfache Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder zugestimmt hat; bei den Gesetzen jedoch, welche die Grundlage des Staates, die Verfassung selbst

betreffen, ist die Zustimmung von je zwei Dritteilen erforderlich. Gesetzeskraft erhält aber ein von den Landständen angenommener Gesetzentwurf erst durch die Zustimmung und Verkündigung des Königs.

Eine Reihe von Bestimmungen der sächsischen Verfassung gewährleistet jedem Untertan Schutz gegen willkürliche Verhaftung und Sicherheit seines Eigentums; sie sichert Unabhängigkeit der Gerichte, Rechtsgleichheit bei Verteilung der Steuern, wie bei Übertragung von Ämtern, Gewissens- und Glaubensfreiheit. Jeder Staatsbürger, der da glaubt, bei den zuständigen Behörden Hilfe und Recht nicht gefunden zu haben, hat die Befugnis, sich mit einer Petition oder einer Beschwerde an den Landtag zu wenden. †

335. Der innere Bau des Deutschen Reiches.

Die Landesverfassung gewährleistet die Erhaltung und Weiterentwickelung des Landesrechts und die Durchführung der inneren Kulturaufgaben. Der Zweck der Reichsverfassung dagegen ist ein weiterer. Das Reich hat zur Hauptaufgabe den Schutz des Reichsgebietes und die Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Die gemeinschaftlichen Aufgaben des Reiches sind in der Reichsverfassung genau bezeichnet. Dazu gehören namentlich Militär und Marine, auswärtige Vertretung, Schutz des deutschen Handels, ferner Zollwesen, Heimat- und Niederlassungs-, Post- und Telegraphenwesen, Ordnung des Eisenbahnwesens im Interesse des allgemeinen Verkehrs, Münz-, Mafs- und Gewichtswesen, endlich die Ordnung des Strafrechts und des bürgerlichen Rechts und des Verfahrens vor den Gerichten.

Das Bundesgebiet umfafst 25 deutsche Staaten und das Reichsland Elsafs-Lothringen. Es gibt jetzt ein Reichsbürgerrecht. Jeder Reichsangehörige ist nämlich in allen zum Deutschen Reiche gehörenden Staaten als Inländer zu behandeln und zum Wohnsitz, zum Gewerbebetrieb, zu öffentlichen Ämtern wie ein Inländer zuzulassen. Das Reichswappen zeigt einen einköpfigen schwarzen Adler mit rotem Schnabel und roten Füfsen und den preufsischen Adler im Brustschilde, während das Herzschild das Wappen der Hohenzollern trägt.

Das Oberhaupt des Reiches ist der deutsche Kaiser, dessen Würde erblich mit der preufsischen Krone verbunden ist. Der Kaiser führt insbesondere den Oberbefehl über die gesamte Land- und Seemacht, vertritt das Reich gegenüber fremden Staaten, ernennt die Reichsbeamten, verkündet die Reichsgesetze und beaufsichtigt deren Vollzug und ist befugt, bei einem Angriffe auf das Reich den Krieg zu erklären.

Die Reichsgesetzgebung wird durch den Bundesrat und den Reichstag ausgeübt. Der Bundesrat wirt gebildet durch die Vertreter der Landesregierungen. Jede derselben (mit Ausnahme von Elsafs-Lothringen) hat mindestens einen Vertreter im Bundesrate. Von den 58 Stimmen kommen 17 auf Preufsen, 6 auf Bayern, je 4 auf Sachsen und Württemberg, je 3 auf Baden und Hessen, je 2 oder 1 auf die übrigen Staaten. Der Bundesrat wirkt bei der Reichsgesetzgebung mit. Ohne seine Zu-

stimmung kann kein Reichsgesetz erlassen werden. Auch ist er die höchste Regierungsbehörde im Reiche, welche die Verwaltung der Reichsfinanzen und den Vollzug der Reichsgesetze überwacht und die nötigen Ausführungsbestimmungen erläſst.

Das deutsche Volk wird im Reiche durch den Reichstag vertreten. Auf durchschnittlich 100000 Seelen wird für je 5 Jahre ein Reichstagsabgeordneter gewählt, deren es gegenwärtig 397 gibt. Stimmberechtigt ist jeder Deutsche, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Die Abstimmung ist eine geheime. Die Hauptaufgabe des Reichstages ist die Teilnahme an der Reichsgesetzgebung. Wenn der Reichstag und der Bundesrat ein Gesetz mit Stimmenmehrheit angenommen haben, so ist dasselbe als Reichsgesetz gültig. — Sodann wirkt der Reichstag mit bei Feststellung des Reichshaushaltes, bei Bewilligung der Zölle und Reichssteuern, bei der Aufnahme von Reichsanleihen. Die für Reichszwecke, namentlich für das Heer und die Flotte, sowie für die auswärtige Vertretung erforderlichen Mittel werden teils bestritten aus dem Ertrage der Zölle und Reichssteuern, z. B. Tabak, Salz, teils aus den Überschüssen des Post- und Telegraphenwesens u. s. w., teils aus den Beiträgen, welche die Einzelstaaten nach dem Verhältnis der Einwohnerzahl aus Landesmitteln zu leisten haben.

Der Bundesrat, wie der Reichstag sind vom Kaiser jährlich mindestens einmal einzuberufen. Der Reichstag kann durch Beschluſs des Bundesrates und unter Zustimmung des Kaisers zum Zwecke der Neuwahl aufgelöst werden.

Das höchste Reichsamt bekleidet der Reichskanzler, welcher alle Anordnungen des Kaisers unterzeichnet und welcher im Bundesrate den Vorsitz führt. Unter seiner Leitung und Aufsicht stehen die Reichsbehörden, von denen hervorzuheben sind: das Reichskanzleramt, die Admiralität, das Reichspostamt, das Reichsgesundheitsamt, das auswärtige Amt u. s. w. Die höchste richterliche Behörde im Reiche ist das Reichsgericht in Leipzig.

†

336. Das Vaterland.

432.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Schiller.

Bilder aus der Erdkunde.

337. Mein Vaterland.

1. Dem Land, wo meine Wiege stand,
ist doch kein andres gleich;
es ist mein liebes Vaterland
und heißt — das Deutsche Reich.

2. Wie lieblich sind hier Berg und Tal,
die Wälder, wie so schön,
wie lockend auch im Sonnenstrahl
die rebumkränzten Höh'n!

3. An Städten rauscht vorbei der Strom,
trägt reicher Kaufherrn Gut,
und freundlich spiegelt Burg und Dom
sich in der blauen Flut.

4. Mein Kaiser aber thront als Held
in tapfrer Heldenschar
und führt in seinem Wappenfeld
den sieggewohnten Aar.

5. Drum fragt man mich nach meinem Land,
brennt mir das Herz sogleich,
und stolz, dem Frager zugewandt,
ruf ich: „Das Deutsche Reich!"

Sturm.

338. Deutschland über alles!

1. Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält,
von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt.
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!

2. Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang
sollen in der Welt behalten
ihren alten, schönen Klang,
uns zu edler Tat begeistern
unser ganzes Leben lang.
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
deutscher Wein und deutscher Sang.

3. Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand. —
Blüh' im Glanze deines Glückes,
blühe, deutsches Vaterland!

v. Fallersleben.

339. Sachsenlied.

1. Gott sei mit dir, mein Sachsenland,
blüh frei und fröhlich fort!
Ein frommes Herz und fleiß'ge Hand,
das sei dein Losungswort.
Hell leuchte deiner Tugend Glanz,
du edle Perl' im deutschen Kranz!
Glück auf, Glück auf, mein Sachsenland!

2. Wohl bist an Schätzen reich du nicht,
bist klein und engumgrenzt;
doch deine Kraft, das ist das Licht,
das Hütt' und Thron umglänzt.
Laut töne deiner Weisheit Ruhm,
du Säul' im deutschen Heiligtum!
Glück auf, Glück auf, mein Sachsenland!

3. In Sturm und Not auch lockre nicht
das alte, heil'ge Band,
das deutscher Sinn für Recht und Pflicht
um Volk und Herrscher wand.
Gesund sei Stamm und Krone dein,
du starker Baum im deutschen Hain.
Glück auf, Glück auf, mein Sachsenland!

Otto.

340. Das Königreich Sachsen.

Sachsen ist ein von Gott reich gesegnetes Land. Zwar gehört es mit zu den kleineren Staaten Deutschlands, doch vereinigt es in sich so viele Vorzüge, daß es in jeder Hinsicht neben anderen Ländern einen ehrenvollen Platz einnimmt. Schmücken es doch die üppigsten Getreidefluren bei Leipzig, Pegau, Leisnig und Lommatzsch; gleicht doch ein großer Teil Sachsens einem reichen Obstgarten; gehören doch das Erzgebirge und die Lausitz zu den gewerbreichsten Gegenden der Erde; ist doch der Handel Leipzigs weltberühmt! Und, was die Hauptsache ist — das Volk, das dieses Land bewohnt, steht wegen seiner Bildung und Tätigkeit geachtet da in ganz Deutschland, geachtet in ganz Europa.

Nur wenig Länder Europas sind so **bevölkert** wie unser Sachsen. Über 4 Millionen Menschen wohnen in 143 Städten und mehr als 3000 Dörfern. Kaum sollte man es für möglich halten, daß ein Land von nicht ganz 15000 qkm eine so verschiedene **Bodengestalt** haben könnte wie unser Vaterland. Kommt man in die Gegend von Radeberg, Radeburg, Königsbrück und Großenhain, so breiten sich weite Sandflächen, die von großen Waldungen unterbrochen werden, vor dem Blicke aus. In der Leipziger Gegend überschaut das Auge zwar ebenfalls eine weite Fläche, aber es wächst hier nicht Getreide mit dürftigen Ähren, wie in jener Gegend, sondern auf dem lehmigen Boden prangen Korn, Weizen, Gerste und Hafer in üppigster Fülle.

Wer in den Städten oder in der Umgegend von Reichenbach, Zwickau, Frankenberg, Chemnitz, Öderan, Freiberg, Nossen, Roßwein, Meißen und Dresden wohnt, kann bei einem Ausfluge nicht immer so bequem wie bei Leipzig seines Weges dahin wandeln. Bald führt ihn der Weg durch ein Tal, bald über einen Hügel, bald über einen mäßig hohen Gebirgszug. Wer aber aus eigener Erfahrung wissen will, was Bergesteigen heißt, der reise einmal in das Erz-

gebirge und zwar nach Altenberg oder Frauenstein oder Marienberg, Annaberg, Schneeberg, Schwarzenberg, Eibenstock oder Johanngeorgenstadt, und wer auf dieser Wanderung bei Ober- und Unterwiesenthal den Fichtelberg besteigt, steht 1213 m über dem Wasserspiegel der Ostsee. Könnte man die übrigen Berge Sachsens um diesen Berg herum aufstellen, wie die Kegel um ihren König, so würde man vom Fichtelberge aus dieselben alle überschauen können. Zwar sind viele der übrigen Berge deswegen noch keine Zwerge, doch erreicht keiner diese Höhe. Hoch empor strecken z. B. ihre Häupter der Auersberg bei Eibenstock, der Pöhlberg bei Annaberg, der Geising bei Altenberg, die Lausche und der Hochwald bei Zittau. Viel bescheidener ist der Collmberg bei Oschatz, der aber dennoch wie ein Leuchtturm auf dem unbegrenzten Meere weithin über die Ebene schaut.

Durch diese Gebirgs- und Hügelgegenden ziehen sich die anmutigsten Täler. Bezaubernd schön ist das Elbtal von Schandau bis Meißen mit seinen mächtigen Sandsteinfelsen, mit seinen Rebenhügeln und Landhäusern. Von den 80—100000 Fremden, die in den Sommermonaten in Sachsens Hauptstadt, in Dresden, einsprechen, kehren wohl wenige in ihre Heimat zurück, ohne den Plauenschen Grund bei Dresden und die Sächsische Schweiz mit ihren Felsen und ihrem Uttewalder-, Amsel- und Kirnitzschgrunde besucht zu haben. Wie reizend ist ferner das Muldental bei Zwickau, Glauchau, Waldenburg und Rochlitz, das Zschopautal bei Zschopau, Frankenberg, Mittweida und Waldheim, das Müglitztal bei Weesenstein, das Elstertal im Vogtlande und das Neißetal bei Ostritz!

Silbernen Bändern gleich, durchschlängeln viele dieser Täler Bäche und Flüsse. Unter den Flüssen steht obenan die Elbe, auf deren Rücken Gondeln schaukeln, Dampfschiffe dahin brausen und Lastschiffe mit schwellenden Segeln ihren langsamen, aber sichern Gang nehmen. Den tobenden Wogen der Elbe trotzen zwölf gewaltige Brücken bei Schandau, Pirna, Loschwitz, Dresden, Niederwartha, Meißen und Riesa, um Lastwagen, Kutschen und Fußgänger, oder die daher brausenden Dampfwagen ohne Aufenthalt von einem Ufer zum andern zu führen. — Netzartig umgibt eine große Anzahl kleiner Flüsse und Bäche den mächtigen Elbstrom, der sie, wenn auch manche erst im Auslande, in sein Bett aufnimmt. Den ersten Rang unter den Nebenflüssen nimmt die Mulde ein, deren zwei lange Arme sich in der Gegend von Colditz zum vereinten Lauf verbinden, nachdem sie die Zschopau, das Schwarzwasser, die Chemnitz, überhaupt die meisten Gewässer des Erzgebirges in ihr Bett aufgenommen haben. Wer hätte ferner nicht schon einmal die Weiße Elster nennen hören, welche die Vogtländische Schweiz durchströmt und mit ihren Nebenflüssen Perlen liefert, die den schönsten morgenländischen Perlen an die Seite zu stellen sind! Nur ein Fluß Sachsens, die Neiße in der Oberlausitz, kehrt in ihrem Laufe der Elbe den Rücken. Sie eilt bei Zittau, bei dem Kloster Marienthal und bei Ostritz vorüber, der Oder zu.

Hat Sachsen weite Ebenen, hügeliges und sehr bedeutendes Gebirgsland, so müssen natürlich auch das Klima und die Fruchtbarkeit in den einzelnen Gegenden außerordentlich voneinander abweichen. Wie würde sich wohl der Bewohner der Leipziger, Lommatzscher, Großenhainer oder Meißner Gegend wundern, wenn er einmal einen strengen Winter in Altenberg, Seiffen, Olbernhau, Jöhstadt, Ober- und Unterwiesenthal, Johanngeorgenstadt, Schwarzenberg, Karlsfeld, Falkenstein, Schöneck oder Adorf verleben sollte! Aus eigener Erfahrung würde er zugeben, daß man diese Gegend nicht ohne Grund das sächsische Sibirien nennt, wenn er auch keine Zobel, wie in dem eigentlichen Sibirien, fangen könnte. In diesen Gegenden decken ungeheure Waldungen das Land, welche Hirschen, Rehen und Hasen, Dachsen, Füchsen und Eichhörnchen, sowie Falken, Krammetsvögeln und Auerhähnen zur schattigen Wohnung dienen. Aber der üppige Graswuchs erleichtert dort die Rindviehzucht, und weit und breit sind die erzgebirgische Butter und die vogtländischen Schlachtochsen bekannt.

Hat das obere Erzgebirge ferner einen großen Reichtum an allerlei Waldbeeren, an Arzneigewächsen, an Flachs, Hafer und Kartoffeln aufzuweisen, so gedeihen die feineren Küchengewächse nur in der Zwickauer, Bornaer, Leipziger, Großenhainer, Dresdener und Zittauer Gegend. Die niederen Gegenden, sowie das benachbarte Böhmen treten mit ihren Produkten für das obst- und getreidearme Erzgebirge und Vogtland ein, während daselbst reicher Überfluß zu finden ist an Gewerbserzeugnissen, als Spitzen, Strümpfen, Handschuhen, Flanell, Merino, Tibet, Kattun, sowie überhaupt an Stoffen, bereitet aus Flachs, Schaf- und Baumwolle; ferner an Spielwaren und an allerhand Musikinstrumenten. Welch rege gewerbliche Tätigkeit herrscht da in den niedrigen Häuschen und den 4—6 Stockwerk hohen Fabrikgebäuden in den Städten Plauen, Reichenbach, Werdau, Crimmitschau, Meerane, Glauchau, Chemnitz, Annaberg, Buchholz, Lößnitz, Adorf, Markneukirchen, Klingenthal, Seiffen und Umgegend! Mit ungeheuren Massen der erzeugten Artikel werden die Messen in Leipzig und andern deutschen Städten versehen. Selbst die Türkei, sowie Rußland, Amerika und Asien beziehen leinene und wollene Waren und Spielzeug aus Sachsen. Weltberühmt ist auch der Großschönauer Damast, die Oberlausitzer Leinwand, der Lausigker Plüsch.

Welch ein Leben herrscht ferner in einem großen Teile unseres Vaterlandes in der Tiefe der Erde! Wird in den niederen Gegenden in den Gärten und Weinbergen und auf den Feldern gegraben, gehackt, gepflügt und gesäet; wird ferner in den Stuben des Erzgebirges, des Vogtlandes und der Oberlausitz geklöppelt, gespult und gesponnen, so wird in dem dunklen Schoße der Erde geklettert, gehämmert, gekarrt, und die Fälle sind nicht selten, daß, während Mutter und Tochter am Klöppelsacke sitzen, tief darunter Vater und Söhne als Bergknappen arbeiten. Lassen sich auch die unterirdischen Schätze unseres sächsischen Erzgebirges nicht im entferntesten mit den uner-

meßlichen Reichtümern Kaliforniens vergleichen, so bleibt der Segen des vaterländischen Bergbaues dessenungeachtet sehr groß. Seit 700 Jahren hat Sachsen so viel reines Silber gewonnen, daß daraus 900 Millionen Mark geprägt werden konnten. Die reiche Ausbeute, die Zinn, Blei, Kobalt, Eisen und auch Kupfer geliefert haben, ist hierbei nicht mitgerechnet. Wahrhaft unerschöpflich sind ferner die Steinkohlenflötze im Plauenschen Grunde, bei Zwickau und bei Oelsnitz. Auf der ganzen Erde dürfte wohl nicht leicht ein zweites Gebirge gefunden werden, dessen Eingeweide so durchwühlt worden sind wie die des Erzgebirges. †

341. Des Sachsenlandes Segen.

B V, 221. 349.

1. Sei gegrüßt aus vollem Herzen, du, mein schönes Sachsenland!
Sei gegrüßt mit inn'gem Gruße, mein geliebtes Vaterland!
2. Mitten unter Deutschlands Gauen strahlst du in bescheidnem Glanz,
eine lieblich schöne Blüte in der deutschen Länder Kranz.
3. Wie ein jedes echte Kleinod bist auch du, mein Sachsen, klein,
aber werte Schätze schließen deine engen Grenzen ein.
4. Von den Gipfeln dunkler Berge, deiner Ströme Heimathaus,
breitet weit ins Flachgefilde sich ein Garten Gottes aus.
5. Sanfte Anmut, wilde Größe, alles, was den Blick erfreut,
ist in mannigfachem Wechsel über Sachsen ausgestreut.
6. Seines Hochlands Felsenwunder ragen waldbegrenzt empor;
nicht der Menschen Hände wölbten kühn das hohe Felsentor.
7. Eine ewig feste Grenze, steht der Berge dunkler Wall;
doch auf ihren rauhsten Höhen wohnt noch Leben überall.
8. Durchs Gestein die enge Pforte bricht der stolze Riesenstrom.
mächt'ger Säulen Fuß umrauschend in dem stillen Waldesdom.
9. Reiche Adern edler Erze wachsen in dem finstern Schoß,
und der Mensch mit kühnem Wagen reißt sie aus der Tiefe los.
10. Weithin durch die stillen Täler schallt des Eisenhammers Schlag,
und der Öfen Höllengluten leuchten durch den mächt'gen Hag.
11. Aus dem Riß der Felsen sprudelt, mit der Erde Mark gemischt,
lautrer Born, der müde Herzen, bleiche Wangen neu erfrischt.
12. Reine Luft der Berge atmet wonnig die genes'ne Brust;
durch die Auen schweift das Auge nun mit neuer Lebenslust.
13. Friedlich grast die Wollenherde an des Hügels grünem Hang,
lieblich durch die Waldesfrische tönt der Rinder Glockenklang.
14. Langgedehnte Dörfer lehnen ihrer niedern Hütten Reih'n
an die Wand der engen Talung, rings umstarrt von Felsgestein.
15. Nimmer ritzt des Pfluges Eisen hier der Erde kargen Grund;
mit der Kunst der Städter schließen muß der Fleiß den engen Bund.
16. Zarte Spitzenarabesken zaubern Mägdlein, flink, gewandt,
und auf schnee'ges Linnen zeichnet Blum' und Blatt des Webers Hand.
17. Mit den stolzen Briten ringen Sachsens Bürger um den Preis;
denn auch über ihren Dächern wirbeln Dampfeswolken heiß.

18. Urweltswald ruht in den Tiefen aufgespeichert, schwarzes Gold.
Dampf bewegt das Radgewirre, das betäubend sausend rollt,
19. Bis sein Lenker stolz und freudig seiner Arbeit Früchte schaut.
Hohe, kühne Römerbrücken sind von Berg zu Berg gebaut,
20. Daß sich über breite Gründe schwinge die metallne Bahn
und willkommne Güter bringe flügelschnell zum Ozean.
21. Ferne Zonen senden Sachsen ihre Fülle übers Meer;
mit dem Geiste folgt der Kaufmann seinen Schiffen sorgenschwer.
22. Welch'Gewühl, welch' lautes Treiben, wenn nun an der Pleiße Strand
sich zum großen Völkermarkte Ost und West zusammenfand!
23. Schöne, stolze Stadt der Linden, unsers Vaterlandes Zier,
auch des Geistes hohe Güter werden treu gepflegt in dir.
24. Weisheit baut sich ihre Hallen, Wahrheit findet sichern Hort.
Wie das Feld vor deinen Toren bringet Frucht das freie Wort!
25. Auf dem sieggeweihten Plane prangt in Fülle goldnes Korn;
Labung, Kampf und Mühe lohnend, quillt aus diesem Segensborn.
26. Und zum Brote reift auf Hügeln an der Elbe goldner Wein;
Meißens grüne Rebenufer gleichen dem geprief'nen Rhein. —
27. Einen Blick von ihren Höhen! — Majestätisch ruht im Tal
Sachsens Königsstadt, mein Dresden, licht umglänzt vom Morgenstrahl.
28. Stolze Brücken, kühn geschwungen, steh'n im mastenreichen Strom,
und in seinen klaren Fluten spiegelt sich der schlanke Dom.
29. Mit den vollsten Blumenkränzen schmückt der jugendliche Lenz
dich, Juwel des Sachsenlandes, herrlich schönes Elbflorenz!
30. Und noch schön'rer Geistesfrühling gibt dir ewig neuen Ruhm,
bist du doch der Kunst, der hehren, hochgeweihtes Heiligtum.
31. Sei gegrüßt aus vollem Herzen, vielgeliebtes Vaterland!
Sei gegrüßt in treuer Liebe, du, mein schönes Sachsenland! Mende.

342. Die Elbe. 147..

Hoch oben auf dem Riesengebirge befindet sich eine Anzahl mooriger Wiesen, welche wie Schwämme die Feuchtigkeit der Atmosphäre aufsaugen. Überall quillt und sickert es. Bald treten die Wässer zu Tage, bald fliefsen sie unter der Moos- und Grasdecke dahin. Eine dieser Wiesen heifst die Elbwiese. Hier bilden die Wasserfäden an verschiedenen Stellen sogenannte Brunnen, Vertiefungen mit klarem, steinigem Grunde von $^1/_2$ bis $^3/_4$ m Durchmesser. Jetzt heifst nur einer derselben, welcher in Steine gefafst ist und 1207 m über dem Spiegel der Ostsee liegt, ausschliefslich die Elbquelle. Das aus dieser Quelle rieselnde Wasser vereinigt sich sehr bald mit vielen andern Quellen, läuft den abschüssigen Gebirgsrücken hinunter und bildet dabei unzählige kleine Wasserfälle. Der Abhang wird immer jäher, und plötzlich zeigt sich ein tiefer Einschnitt des Gebirges, der schöne, von hohen, steilen Gebirgswänden begrenzte Elbgrund. In allerlei Richtungen rauscht das Wasser über die Felsenwände.

trifft dann auf einen Vorsprung, an dem sein Strahl sich bricht, und von dem aus es mit sprudelndem Geräusche mehr als 30 m tief hinabstürzt, bis es endlich in einem Bogen frei durch die Luft vollends in die Tiefe des Abgrundes schiefst. Nach kurzem Laufe vereinigt sich der Elbbach oder Elbseifen mit dem doppelt so starken Weifswasser, welches unweit der Schneekoppe auf der weifsen Wiese entspringt. Der so entstandene Flufs, welcher jetzt den Namen Elbe annimmt, wendet sich nun nach Süden.

Zwischen steilen, meist mit Nadelholz bewachsenen Wänden, über wild neben- und übereinander lagernde Felsstücke und umgestürzte Fichtenstämme hinweg eilt die Elbe tosend den Gebirgsabhang hinunter. Bei Hohenelbe tritt sie aus dem Gebirge heraus, und das bis dahin sehr starke Gefälle mäfsigt sich. Von links her empfängt sie bedeutende Zuflüsse, als die Aupa und die Adler, und noch weiterhin fliefst ihr von rechts her die Iser zu. Nachdem sie danach die südöstliche und südliche Richtung mit der nordwestlichen vertauscht hat, nimmt sie bei Melnik den zweiten Hauptflufs Böhmens, die wasserreiche Moldau, auf, und weiterhin vereinigt sie sich bei Leitmeritz mit der Eger. Von Lobositz an werden die Ufer wieder hoch und felsig, und das Tal wird eng. Bei dem Dorfe Herrnskretschen verläfst sie das Böhmerland, durchbricht das Elbsandsteingebirge und tritt nach Sachsen über. Hierauf fliefst sie durch die an herrlichen Naturschönheiten so reiche Sächsische Schweiz und sieht in ihren Fluten die Festung Königstein, den Lilienstein und die Bastei sich spiegeln, bis sie endlich den von sanften Hügeln umzogenen, mit Landhäusern, Weinbergen und freundlichen Dörfern reich geschmückten Talkessel von Dresden erreicht. Zum dritten Male zwängt sie sich dann durch Berge hindurch, nämlich bei der überaus reizend gelegenen Stadt Meifsen. Von hier an aber werden die Ufer immer flacher, und unterhalb Riesa tritt der Strom in die norddeutsche Tiefebene ein, wo er aufser vielen andern Gewässern links die Mulde und Saale und rechts die Havel mit der Spree aufnimmt.

Auf ihrem mittleren und unteren Laufe begrüfst die Elbe die Festung Torgau, die durch Luther so berühmt gewordene Stadt Wittenberg, das im 30jährigen Kriege so schwer heimgesuchte Magdeburg und die erste See- und Handelsstadt Deutschlands, das reiche und blühende Hamburg. Viel tausend grofse Dampf- und Segelschiffe fahren von hier aus auf ihrem breiten Rücken alljährlich zum Meere nach England, nach dem fernen Amerika und den übrigen Weltteilen. Nach einem 1269 km langem Laufe mündet die Elbe bei Kuxhaven in einer Breite von 15—22 km in die Nordsee.

343. Dresden.

Dresden, die Haupt- und Residenzstadt Sachsens, nimmt nicht nur unter den deutschen Residenzen, sondern auch unter den

Städten Europas einen hervorragenden Rang ein. Seine Lage an beiden Ufern der Elbe, sowie inmitten eines anmutigen Talkessels, der von sanft abfallenden, von Landhäusern, Weinbergen und freundlichen Dörfern geschmückten Berghöhen umzogen ist, ferner die gröfstenteils regelmäfsige Bauart, sodann die durch die Prachtliebe kunstsinniger sächsischer Fürsten im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Paläste und öffentlichen Bauwerke, endlich die hier vereinigten, der Wissenschaft und Kunst gewidmeten Museen: das alles hat dazu beigetragen, Dresden zu einer Städteperle zu machen und ihm die allgemeinste Aufmerksamkeit und Bewunderung zu sichern. Ja, bis zum Aufblühen Berlins unter Friedrich dem Grofsen wurde Dresden mit Recht als die schönste und kunstsinnigste Stadt Deutschlands, als das „Florenz an der Elbe“ gepriesen.

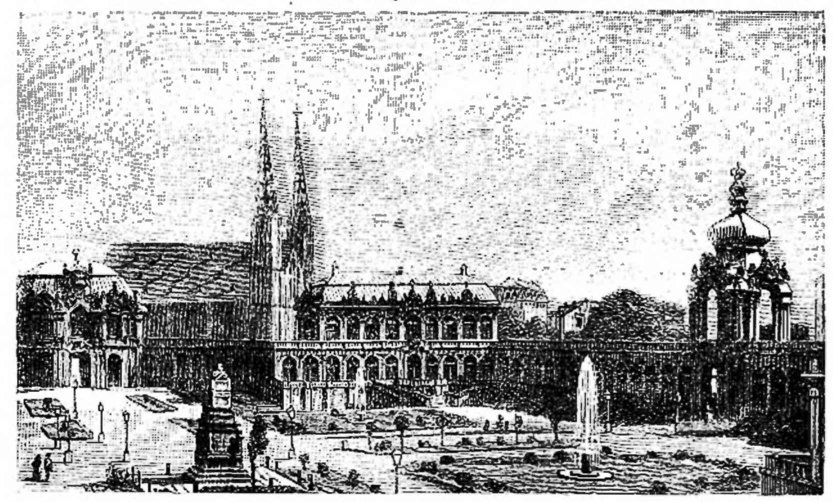
Beginnen wir jetzt vom Bahnhofe „Dresden-Neustadt“ aus eine kurze Wanderung durch die freundliche Königsstadt. Zuerst bewundern wir das Japanische Palais. Es ist herrlich an einem freien Platze, dem Kaiser-Wilhelm-Platze, gelegen und mit einem grofsen, schönen Garten, der bis ans Ufer der Elbe reicht, geziert. In seinem Innern befindet sich die Königliche Bibliothek, welche 500000 Bände gedruckter Bücher, 6000 wertvolle Handschriften und 20000 Landkarten zu jedermanns unentgeltlicher Benutzung enthält.

Nunmehr lenken wir unsere Schritte nach dem Reiterstandbilde Augusts des Starken, das auf dem Neustädter Markte steht, und betreten dann die alte oder Augustusbrücke, welche die beiden Stadtteile Neu- und Altstadt miteinander verbindet und als Hauptpulsader für den öffentlichen Verkehr ein sehr belebtes Bild bietet. Sie ruht auf 17 Pfeilern mit 16 Bogen und ist 402 m lang und 17 m breit. Ein Blick von der Augustusbrücke wird jedem unvergefslich bleiben. Der lieblich geschwungene Bogen des Elbstromes mit seinen zahlreichen Schiffen, die vier übrigen Brücken, die Eisenbahn-, Marien-, Albert- und Carolabrücke, die eigenartigen Bauten und villengeschmückten Gärten und Höhen elbaufwärts über Loschwitz hinaus und auf der entgegengesetzten Seite bis zu den steilen Rebenhügeln der Löfsnitz hinab: das gibt ein Rundbild von unvergleichlicher Schönheit.

Das Auge des Fremden haftet nun hauptsächlich an dem Punkte in der Altstadt unweit der Elbe, wo nahe beieinander die katholische Hofkirche, das Königliche Schlofs, das Hoftheater und der Zwinger stehen und die Brühlsche Terrasse sich erhebt.

Einen gewaltigen Eindruck macht die katholische Hofkirche, die gröfste Kirche Sachsens, die unter den Prachtgebäuden Dresdens jederzeit eine der ersten Stellen einnehmen wird. Das Residenzschlofs mit seinen altertümlichen Turmhöfen hat in neuerer Zeit durch einen Umbau ein aufserordentlich schönes Aussehen erhalten. Reichen Glanz entfaltet es in seinem Innern, wo besonders die vielen Säle prachtvoll ausgestattet sind. Die Wohn-

zimmer des Königs liegen im ersten Stock über dem Georgentore, die der Königin im zweiten. Im Erdgeschofs des einen Flügels ist die königliche Schatzkammer untergebracht, das Grüne Gewölbe, das in acht Sälen weltberühmte Kostbarkeiten von hohem Werte enthält: wertvolle Ringe und Armspangen, leuchtende Diamanten und Rubinen, den gröfsten Onyx der Welt, Halsbänder aus Edelsteinen und Perlen, goldene Gefäfse und seltene Uhren, feine Kunstarbeiten früherer Jahrhunderte, Waffen aus Italien und der Türkei, Figuren aus Bronze und Elfenbein, den Kristallbecher Luthers u. s. w. Das Grüne Gewölbe steht in Europa einzig da; es hat einen wirklichen Wert von über 40 Millionen, während sein Kunstwert sich gar nicht abschätzen läfst.



Der Zwinger.

Der Zwinger ist ein kunstvolles Bauwerk Augusts des Starken und bildet ein 250 m langes und 100 m breites Viereck, dessen weiten Raum lange Galerien mit 6 Pavillons und 3 Portalen umschliefsen, und in dessen Mitte das Denkmal Friedrich Augusts des Gerechten aufgestellt ist. August der Starke hatte sich den Zwinger als den Vorhof eines Prachtschlosses gedacht, das er an der Elbe aufführen wollte. Verschiedene Sammlungen, wie der mathematisch-physikalische Salon, das Naturalienkabinett, die geologische Sammlung u. a. sind jetzt in den Zwingerbauten untergebracht. Im Museum aber, welches den Zwinger nach der vierten Seite, nach der Elbe zu abschliefst, befindet sich die Gemäldegalerie mit den herrlichsten Gemälden fremder und deutscher Meister. Vor allem bewundern wir Raffaels weltberühmte Sixtinische Madonna, die Madonna von Holbein, die „Heilige Nacht“ von Correggio und den „Zinsgroschen“ von Tizian.

Ein anderer Sitz der Kunst ist das Hoftheater, in dem nicht nur die besten Werke unserer deutschen Dichter dargestellt werden, sondern das auch eine hervorragende Pflegstätte edler Musik ist.

Und nun wenden wir uns der Brühlschen Terrasse zu. Sie ist eine der gröfsten Zierden und einer der herrlichsten Erholungsorte Dresdens. Schwerlich wird man in der Mitte einer Grofsstadt einen gleich bequemen, schattigen, hoch über dem Strome sich hinziehenden, die buntesten Bilder darbietenden Spazierweg finden. Auf den 41 Stufen einer schönen, 13 m breiten Freitreppe steigt man zu ihr empor. Die Künstlerhand Schillings hat diese Treppe geschmückt mit vier trefflich ausgeführten Sandsteingruppen, die den Morgen, den Mittag, den Abend und die Nacht darstellen. Der neueste Schmuck der Terrasse sind das Akademiegebäude, welches zur Pflege der bildenden Künste errichtet worden ist, und das Albertinum, in dem die Werke der Bildhauerkunst aus alter und neuer Zeit aufgestellt sind. Malerisch nimmt sich das auf einem Vorsprunge der Terrasse erbaute weltbekannte Belvedere aus, der Sammelpunkt der „feinen Welt“, besonders wenn es bei Nacht im Glanze einer feenhaften Beleuchtung weit in das Elbtal hinausstrahlt.

Wenden wir uns zur Fortsetzung unseres Rundganges wieder zurück nach dem Schlofsplatze! Wir durchschreiten das Georgentor und kommen durch die überaus belebte Schlofsstrafse auf den Altmarkt. In der Mitte desselben erhebt sich als Siegesdenkmal die „Germania“. Aus einem Blocke karrarischen Marmors herausgemeifselt, thront sie auf einem roten Granitsockel. Siegesstolz stützt sie die Linke auf den Reichsschild mit dem deutschen Adler; ihre Rechte aber hält die mit Lorbeer geschmückte Reichsfahne. Auf dem Unterbaue sitzen vier weibliche Figuren, welche die deutsche Heeresmacht, die Kriegswissenschaft, den Frieden und die barmherzige Liebe versinnbildlichen.

Unter den evangelischen Kirchen ist am hervorragendsten die Frauenkirche am Neumarkte. Ihr Schöpfer war Georg Bähr, ein schlichtes sächsisches Dorfkind, zu Fürstenwalde bei Lauenstein im Erzgebirge geboren. Ebenbürtig reiht sich ihre Kuppel derjenigen ihrer grofsen Schwester, der Peterskirche in Rom an, nach deren Muster sie gebaut ist. Unweit des Altmarktes liegt die Kreuzkirche, deren gewaltiger Turm dem Dresdner zum Wahrzeichen der Stadt geworden ist. Die im Jahre 1760 beim Bombardement der Stadt eingeschossene alte Kreuzkirche war insofern denkwürdig, als in derselben 1539 der erste evangelische Gottesdienst in Dresden abgehalten wurde.

Neben den Bauten und Kunstschätzen wird das Auge weiter erfreut durch geschmackvoll hergestellte und wohlgepflegte gärtnerische Anlagen. Besonders ist zu nennen der Grofse Garten, ein Park von 140 Hektar Fläche, in der Mitte mit einem herrlichen Palais geschmückt. Wie der Berliner in den Tiergarten und

der Wiener in den Prater, so zieht der Dresdner Spaziergänger hinaus in den Grofsen Garten und erfreut sich an den alten, mächtigen Eichen und Linden desselben, an dem Konzert der heimischen Singvögel, an den klaren, fischreichen Teichen und Seen und an den herrlichen Baum- und Pflanzengruppen.

Sollte eine Stadt, die so ausgezeichnet ist durch Natur und Kunst, sowie durch treffliche Bildungsstätten für die Jugend, und deren Bewohner aufserdem in dem Rufe stehen, dafs sie gegen Fremde besonders freundlich und zuvorkommend sind, nicht eine mächtige Anziehungskraft ausüben auf die reiselustige, Belehrung oder Vergnügen suchende Menschheit? In der Tat, es ist so: Dresden ist die von den Fremden bevorzugteste Stadt im Deutschen Reiche. Namentlich die Ausländer sind zahlreich vertreten. Engländer, Amerikaner und Russen geben ganzen Stadtteilen den Namen und haben meist ihre eigenen Kirchen. Aber auch die Bewohner des Sachsenlandes kehren gern in Dresdens Mauern ein.

Nach Enkel.

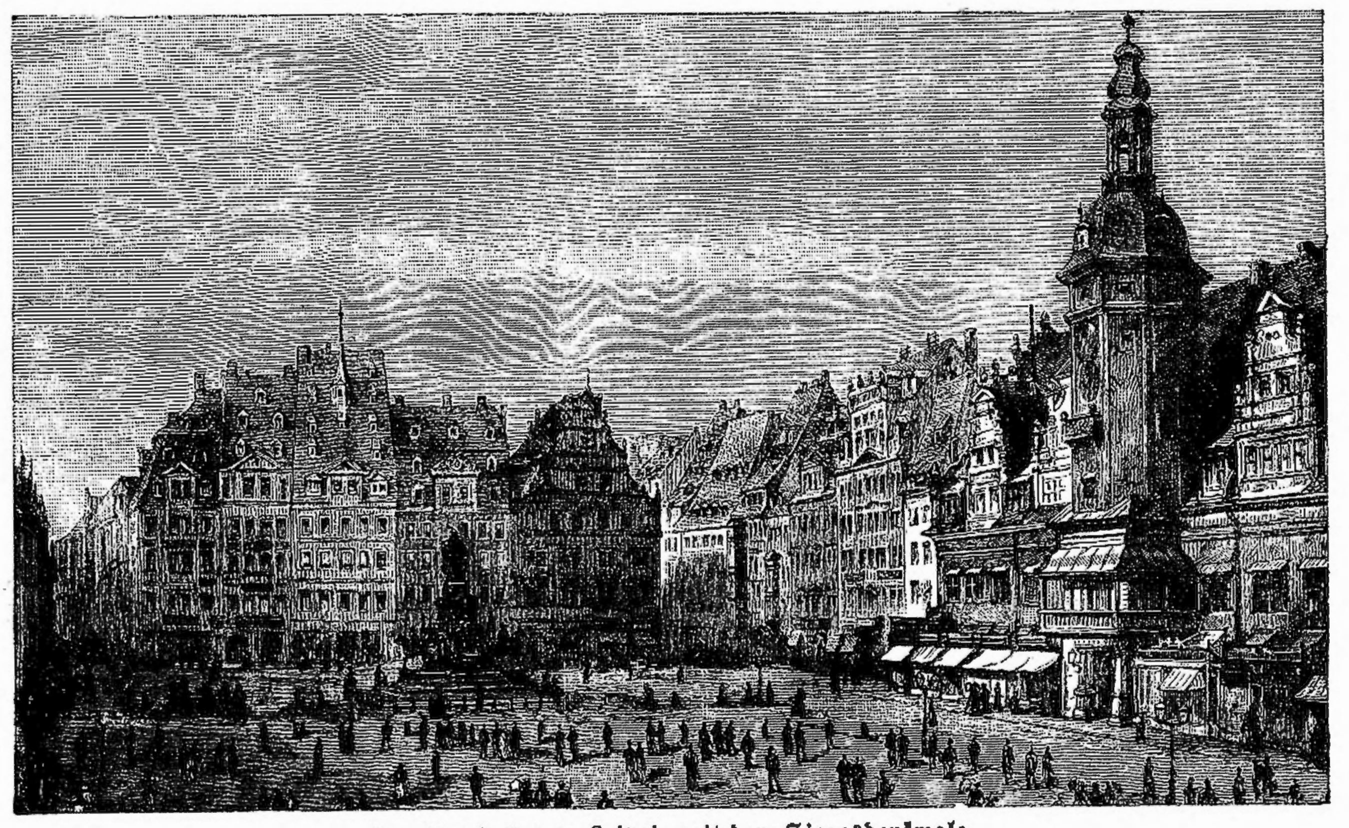
344. Leipzig.

In einer großen Ebene, wo kein Berg, ja oft meilenweit kein Hügel emporragt, da, wo Elster, Pleiße und Parthe zusammenkommen, liegt Leipzig, die größte Handelsstadt Sachsens, die viertgrößte Stadt Deutschlands.

Vor 1000 Jahren war Leipzig noch ein sorbisches Fischerdorf, das seiner vielen Linden wegen Lipsk, d. i. Lindenort, genannt wurde. Schon im 12. Jahrhunderte blühte es als Stadt auf; noch mehr aber hob es sich, als Markgraf Otto der Reiche aus dem Segen des Freiberger Bergbaues es mit Mauern und Gräben umgeben ließ und die Oster- und Michaelismesse einrichtete. Dadurch war der Grund zu seiner Entwickelung als Handels- und Meßstadt gelegt. Wegen seiner Lage in der Mitte Deutschlands ist Leipzig vorzüglich zu einer solchen geeignet. Bereits in alter Zeit kreuzten sich hier viele Handelsstraßen; jetzt vereinigen sich in Leipzig Eisenbahnen, die von Dresden, Chemnitz, Berlin, Magdeburg, Thüringen, Bayern und der Niederlausitz einlaufen.

Überblickt man das rege Leben, das der Handel und Wandel auf den Straßen der Stadt, in den Tausenden von Kontoren und Niederlagen und auf den Bahnhöfen hervorruft, und das nicht etwa nur zur Meßzeit zu verspüren ist, so bekommt man schon einen Begriff von der Bedeutung des Leipziger Handels. Wenn man aber einmal mittags zwischen 12 und 1 Uhr die Handelsbörse besucht und das geschäftige Treiben der vielen Hunderte von Kaufleuten beobachtet, welche hier Angebot und Nachfrage regeln, so wird man Leipzig als Handelsstadt alle Hochachtung zollen. Welche Summen von Geld gehen alljährlich durch die Hände der Leipziger Kaufleute! Ein einziges der vielen großen Bankhäuser, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, hat einen jährlichen Umsatz von 3 Milliarden.

Leipzig ist auch der Mittelpunkt und der Hauptsitz des deutschen



Der Marktplatz zu Leipzig mit dem Siegesdenkmale.

Buch- und Musikalienhandels. Hier sind Tausende von Menschen als Buchhändler, Schriftgießer und Schriftsetzer, Buchdrucker und Buchbinder, Noten- und Kupferstecher, Zeichner und Holzschneider beschäftigt. Große Mengen von Zeitungen gehen von und durch Leipzig in alle Welt.

Einen hohen Ruf genießt Leipzig als Universitätsstadt. Seit 1879 hat hier auch die oberste Gerichtsbehörde des Deutschen Reiches, das Reichsgericht, seinen Sitz.

Leipzig hat nicht die herrliche Lage Dresdens, aber trotzdem muß man es eine schöne Stadt nennen. Das schönste Stück der Umgebung ist das Rosental, ein stattlicher Eichenwald mit Wiesengrün und zahlreichen Spazierwegen. Die Wälle, Gräben und Tore des alten Leipzig sind verschwunden; an ihre Stelle ist eine wunderschöne Promenade getreten, welche die innere Stadt ringförmig umschließt. Den Mittelpunkt bildet der Marktplatz mit dem Rathause und dem prachtvollen Siegesdenkmale, das zur Erinnerung an den ruhmreichen Krieg von 1870—71 errichtet wurde. Die Straßen der inneren Stadt haben noch vielfach ein altertümliches Aussehen, laufen auch nicht immer schnurgerade. Man bemerkt hier keine Paläste, aber große Bürgerhäuser mit langen Höfen und Hintergebäuden, durch welche man hindurchgehen kann, um schnell zur nächsten Straße zu gelangen. Der schönste Platz ist der Augustusplatz, welcher von dem herrlichen Stadttheater, dem Museum, dem Postgebäude und der Universität umrahmt und mit dem kunstvollen Mendebrunnen geschmückt ist.

Jenseit der Promenade dehnen sich die Vorstädte und Vorstadtdörfer aus mit stattlichen Wohnhäusern, Villen, Werkstätten und Fabriken. Viele Vororte sind neuerdings dem Stadtgebiet einverleibt worden, so daß die Gesamtzahl der Einwohner auf ungefähr 460000 gestiegen ist.

Von jeher ist die Leipziger Ebene ein Tummelplatz gewaltiger Kriegsheere gewesen Dreimal maßen hier im 30jährigen Kriege die Kaiserlichen und die Schweden ihre Kräfte, zweimal bei Breitenfeld, einmal bei Lützen. Hier tobte vom 16.—19. Okt. 1813 die Leipziger Völkerschlacht, „die Schlacht, die unsre Ketten brach und Deutschland frei gemacht."

Selten wird es eine Stadt geben, die mit dem, was die Entwicklung zur Weltstadt begünstigt, so reichlich versehen ist wie Leipzig, und man muß denen wohl beistimmen, die ihr noch eine große Zukunft vorhersagen.

Nach Weber und Arnold.

345. Richard Hartmann und der sächsische Maschinenbau.

Unter den weitschauenden Männern, welche den ersten Bahnbau in Sachsen unter unglaublichen Schwierigkeiten zustande brachten, gab es manchen Vaterlandsfreund, der das Vertrauen hegte, das heimische Gewerbe könne auch noch so weit kommen, Lokomotiven zu bauen; Sachsen habe ja Eisen, es habe auch Kohlen und vor allem einen tüchtigen Handwerkerstand. Und

ein aus den Handwerkern hervorgegangener Maschinenbauer, Richard Hartmann in Chemnitz, war es, der mit der ersten in seiner Werkstatt gebauten Lokomotive „Glück auf“ am 7. Februar 1848 die Probefahrt auf der Sächsisch-Bayerischen Eisenbahn zur allgemeinen Zufriedenheit ablegte und damit jenen im stillen gehegten Wunsch erfüllte. Aus Hartmanns Maschinenbauanstalt sind aber bis Ende 1893 im ganzen 1900 Lokomotiven hervorgegangen.

Richard Hartmann erblickte 1809 zu Barr im Elsafs das Licht der Welt. Sein Vater war daselbst ein wackerer Weifsgerber. Nach Beendigung der Schulzeit trat Hartmann bei einem Zeugschmiede in Barr in die Lehre. Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Das hat auch Hartmann erfahren; doch blieb ihm bis an sein Lebensende die Frohnatur, die ihm alle Schwierigkeiten überwinden half. Mit neunzehn Jahren schnallte der Schmiedegeselle sein Reisebündel und ging auf die Wanderschaft. Nachdem er vorübergehend in Mannheim, Neustadt a. d. H. und in Jena gearbeitet hatte, finden wir ihn im Monat Februar 1832 in Chemnitz.

Reich zog er nicht in die Stadt ein, die später seine zweite Heimat werden sollte; denn sein ganzes Vermögen bestand in zwei Talern, dem Erlös aus dem Verkaufe seiner silbernen Taschenuhr. In einer Maschinenbauanstalt fand er Arbeit. Hier lernte er den ihm bis jetzt unbekannten Mechanismus der Maschinen kennen und brachte es infolge seines Fleifses trotz seines jugendlichen Alters bald zum Akkordmeister.

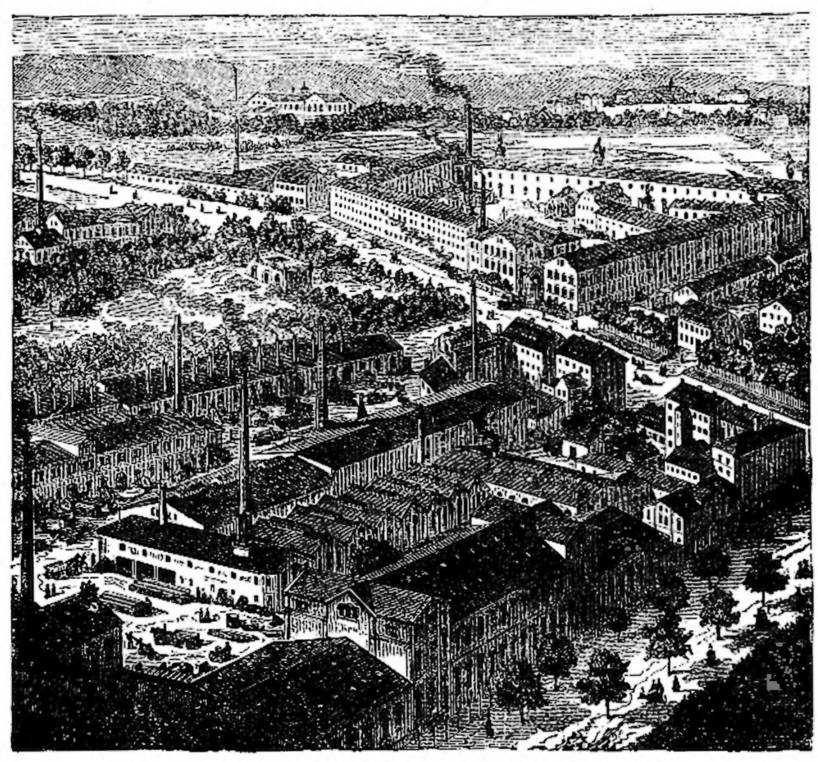
Der junge Akkordmeister wollte gern auf eigenen Füfsen stehen. Dazu gehörte Geld, und die Mittel Hartmanns waren gering; aber Zähigkeit und Ausdauer brachten ihn zum erwünschten Ziele. Am 15. Mai 1837 erwarb er das Bürgerrecht, und in demselben Jahre errichtete er eine eigene Werkstatt. Drei Arbeiter mit dem Meister waren in der Werkstatt tätig. Der Sparpfennig, in 150 Dukaten bestehend, war das Anfangskapital, und als der Meister im selben Jahre seine Braut als Gattin heimführte, bildete eine einfache Stube mit Kammer das erste Heim des jungen Paares.

Häufig kehrte die Sorge bei den Eheleuten ein; denn nur zu oft war am Freitag die brennende Frage: „Woher nehmen wir morgen zum Lohntage das Geld, um die Arbeiter zu bezahlen?“ Dem Fleifsigen guckt die Not wohl einmal ins Fenster, aber sie darf ihm nicht in das Haus — so war es auch bei dem jungen Maschinenbauer. Man sah seine Emsigkeit. Dies erwarb ihm Vertrauen, und so wurde zum Auszahlen der Arbeiter auch immer Rat.

Anfangs baute Hartmann Baumwollspinnmaschinen, welche bald solche Anerkennung fanden, dafs die Zahl der Arbeiter auf 76 stieg und die bisherigen Räumlichkeiten nicht mehr genügten. Tag und

Nacht wurde gearbeitet, um die zahlreichen Bestellungen auszuführen. An den Ruhetagen verkehrte Hartmann in kameradschaftlicher Weise mit seinen Arbeitern. So wie er Meister in der Werkstatt war, so war er auch Meister im geselligen Verkehr.

1845 verlegte Hartmann seine Werkstatt, die jetzt schon 350 Arbeiter beschäftigte, nach den von ihm käuflich erworbenen Grundstücken an der Leipziger Strafse, wo sich gegenwärtig die



Die sächsische Maschinenfabrik in Chemnitz.

Sächsische Maschinenfabrik befindet. Freilich war damals die **Fabrik** im Verhältnis zu der riesigen Ausdehnung von heute recht klein. Aber von Jahr zu Jahr erweiterten sich die Anlagen. Als 1860 durch ein Feuer zwei Dritteile der Fabrik zerstört wurden, zeigte sich Hartmann ganz in seiner Gröfse als Mensch und als Industrieller. Mit sicherem Urteil und seltener Ausdauer ordnete er alles in kürzester Zeit, so dafs der Betrieb nur ganz wenig unterbrochen ward und schon nach 6 Monaten voll wieder aufgenommen werden konnte. Kein einziger Arbeiter war entlassen worden.

Die Vorzüglichkeit der Maschinen, die aus Hartmanns Fabrik hervorgingen, verschafften derselben einen Weltruf. Auf den Ausstellungen zu Dresden, Berlin, Leipzig, München, Paris und London wurden Hartmanns Maschinen als mustergültig anerkannt. Der Inhaber der Fabrik wurde durch Orden und Titel ausgezeichnet. Dabei bewahrte Hartmann seinen bescheidenen Sinn. Vom öffentlichen Leben hielt er sich fern; er hatte nur Zeit für die Fabrik, und seine Erholung suchte er in seiner Häuslichkeit. Seinen Arbeitern war er ein treuer Ratgeber, vielen der älteren ein wahrhafter Freund. Jahrelang hat er unbemittelten Arbeitern während des Winters Brot gewährt, ohne daſs diese wuſsten, wer der Geber war.

Der nur im Schaffen sich wohlfühlende Mann stand bis ans Ende seiner Tage an der Spitze des groſsartigen Unternehmens. Er verschied am 16. Dezember 1878 infolge eines Gehirnschlages. Auf dem Friedhofe zu Chemnitz bezeichnet ein Denkmal den Hügel, unter welchem der rastlos tätige Mann, „der Mann aus eigener Kraft“ seine ewige Ruhe gefunden hat.

Im Jahre 1870 ist die Fabrik an eine Aktiengesellschaft übergegangen. Die Leiter der „Sächsischen Maschinenfabrik zu Chemnitz, vormals: Richard Hartmann“ haben es verstanden, nicht nur Hartmanns Schöpfung zu erhalten, sondern dieselbe auch noch nach jeder Richtung hin zu erweitern und zu vervollkommnen.

Die Sächsische Maschinenfabrik besitzt für ihren Betrieb drei in Chemnitz gelegene eigene Grundstücke mit einem Gesamtflächeninhalt von ungefähr 120000 qm, welche mit 83 Gebäuden und 14 hohen Schornsteinen bebaut sind. Das Werk beschäftigt ungefähr 250 Beamte und 4000 Arbeiter. Im Betriebe sind 23 Dampfkessel und 21 Dampfmaschinen. Der Wert der in einem Jahre hergestellten Maschinen, Kessel und dergleichen beträgt 10 Millionen Mark. Dieselben werden nicht nur nach allen europäischen, sondern auch nach den entferntesten überseeischen Ländern ausgeführt.

Hartmann ist nicht mehr; aber seines Geistes Wehen spürt man noch heute in allem, was die von ihm begründete Anstalt betrifft. Chemnitz würde einen nicht geringen Teil seines Ruhmes entbehren müssen, wenn es keinen Richard Hartmann gehabt hätte.

Nach Lungwitz.

346. Das sächsische Erzgebirge.

150.

Das Erzgebirge erstreckt sich in nordöstlicher Richtung von Schöneck bis Gottleuba. Es hat eine Länge von 135 km und bedeckt bei einer Breite von 40 km etwa den dritten Teil des Königreichs Sachsen.

Nach Süden zu, auf böhmischer Seite, fällt es steil ab, während es sich im Norden allmählich zum sächsischen Berglande abdacht und von da in die norddeutsche Tiefebene übergeht. Der Gebirgsrücken hat eine Meereshöhe von 700—900 m und ist reichlich mit Sümpfen

und Mooren, Steingerölle und Felsblöcken, vorwiegend aber mit düstern Wäldern bedeckt. Ein ganz anderes Bild gewährt der Nordabhang mit seinen anmutigen Längs- und Quertälern, welche das Gebirge in den verschiedensten Richtungen durchziehen. Hier entfaltet das Erzgebirge landschaftliche Schönheiten und Reize, welche einen Vergleich mit anderen vielgerühmten Gegenden unserer deutschen Mittelgebirge wohl aushalten. Anmutige Talgehänge wechseln mit schroff abfallenden Felswänden; das dunkle Grün der sorgfältig gepflegten Nadelwälder wird unterbrochen von der bunten Färbung der Laubbäume; aus allen Seitenschluchten stürzen über Felsblöcke und Steingerölle rauschende Bäche hervor, welche zwischen blumenreichen, saftigen Wiesen dahineilen. Reich an landschaftlichen Reizen sind z. B. die Täler der Zwickauer Mulde, des Schwarzwassers, der Flöha und der Zschopau.

Viele fleißige Hände sind in den mächtigen Waldungen des oberen Gebirges tätig, und an vielen Bächen und Flüssen hört man das knarrende Getön der Sägewerke und der Holzschleifereien. Der Überfluß des Holzes wird auf den trefflich unterhaltenen Straßen und den zahlreichen Eisenbahnen dem Niederlande zugeführt. Schmackhafte Pilze und medizinische Kräuter, vor allem aber eine Fülle der würzigsten Beeren gedeihen auf dem Waldboden, und Hunderte von Menschen beleben den Wald, um diese Gaben der Natur einzuheimsen.

Auch die Landwirtschaft beschäftigt und ernährt Tausende von Menschen, obgleich sie mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die unebene Gestalt der Oberfläche und die Magerkeit des Bodens erschweren den Ackerbau, und das rauhe Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten allen Erfolg der angewandten Mühe. Aber mit außerordentlicher Ausdauer sucht der Erzgebirger diese Schwierigkeiten zu überwinden. Bis in die rauhesten Lagen ist er nach und nach vorgedrungen und ringt hier der Erde ab, was sie ihm gleichsam versagen will. In den höchsten Gegenden des Gebirges erbaut der Landmann fast nur Hafer und Kartoffeln — die wahre Brotfrucht der Armen —, während auf den geschützteren Fluren der Abhänge auch Flachs, Roggen und Gerste, ja selbst Weizen gedeihen. Der Futterbau hat eine hohe Bedeutung für die erzgebirgische Landwirtschaft. Die kräuterreichen Bergwiesen ermöglichen eine lohnende Viehzucht. Die wohlschmeckende Gebirgsbutter wird in den Städten des Niederlandes sehr geschätzt und ist daher der Gegenstand eines lebhaften Handels geworden.

In neuerer Zeit hat sich auf dem ganzen Erzgebirgsabhange auch der Obstbau bedeutend gehoben. Derselbe wird sogar in den rauheren Gegenden mit Erfolg betrieben, seitdem man sorgfältig ausgesuchte und dem Klima angepaßte Sorten angepflanzt hat.

Seinen Namen verdankt das Erzgebirge den Metallschätzen der Erde. Die Entdeckung des Silbers rief den Bergbau hervor, welcher mehrere Jahrhunderte hindurch die ergiebigste Erwerbsquelle der Erzgebirger bildete. Infolge des Bergbaues entstand eine ganze Reihe

von Städten und Ortschaften, wie Freiberg, Annaberg, Schwarzenberg, Marienberg, in welchen noch heute der Bergmannsgruß „Glück auf!" zu hören ist. Im vorigen Jahrhunderte aber begann die Ergiebigkeit der Erzlager abzunehmen. Die dichte Bevölkerung sah sich gezwungen, neben Landwirtschaft und Bergbau andere Erwerbszweige aufzusuchen. Zunächst griff man zur Verarbeitung der einheimischen Bodenerzeugnisse, wie Holz, Eisen, Serpentin, Flachs u. s. w.; später verarbeitete man auch fremde Rohstoffe, besonders Schafwolle und Baumwolle, und gegenwärtig ist das Erzgebirge eine der gewerbreichsten Gegenden Deutschlands. Besonders blüht die Webwaren-, Strumpfwaren- und Eisenindustrie, als deren Mittelpunkt Chemnitz anzusehen ist. Außerordentlich begünstigt wird die gewerbliche Tätigkeit durch den Reichtum des Zwickauer und Ölsnitzer Steinkohlenbeckens und durch die zahlreichen Wasserkräfte der Gebirgsflüsse.

In den oberen Teilen des Gebirges ist noch eine gewinnbringende Hausindustrie für Spitzen und Posamenten mit dem Mittelpunkte Annaberg heimisch. Die Begründerin dieser Industrie war Barbara Uttmann, welche durch die Einführung des Spitzenklöppelns eine Wohltäterin des Erzgebirges wurde.

In den Gebirgsdörfern sind die Häuser der Feuersgefahr wegen meist weit auseinander gebaut, so daß oft ganz kleine Orte große Flächen bedecken. Die erzgebirgischen Städte haben zum großen Teile eine malerische Lage und gewähren auch in ihrem Inneren einen freundlichen Anblick. Die gewaltigen Feuersbrünste des 19. Jahrhunderts, durch welche ganze Städte in Asche gelegt wurden, haben die reinen Holzbauten mit ihren Schindeldächern verdrängt. Die alten, kleinen, gebrechlichen Häuser und Hütten mit hölzernen Riegel- und Schrotwänden haben fast überall stattlichen Neubauten weichen müssen, welche sich durch Zweckmäßigkeit, Feuersicherheit und Dauerhaftigkeit auszeichnen. Bezüglich der Wohnung ist der Erzgebirger bescheiden in seinen Ansprüchen. Er begnügt sich mit einem kleinen Raume, und oft sind zwei Familien in einer Stube anzutreffen. Solch enges Beisammensein wird nur erträglich durch die große Schmiegsamkeit und Friedfertigkeit, die den Erzgebirger auszeichnen. In mancher Stube vermehren noch Singvögel die Zahl der Bewohner. Des Erzgebirgers tief inniges Gemüt und seine Neigung für Gesang und Musik lassen die Liebhaberei für die gefiederten Sänger erklärlich erscheinen. Seinen Schönheitssinn sucht er durch die Pflege von Blumen und durch das Anbringen von Bildern und Photographien an den Wänden zu betätigen.

Fremden gegenüber zeigt er ein freundliches und gefälliges Wesen, weshalb sich die Tausende von Fremden, welche als Sommergäste oder Wanderer das Erzgebirge aufsuchen, bald heimisch bei ihm fühlen. †

347. Die Königin-Marienhütte bei Zwickau.

Wenn man Zwickau in südlicher Richtung verläßt, so erblickt man ein Gewirr von grauen Gebäuden und qualmenden

Essen. Das ist das gröfste Hüttenwerk Sachsens, die Königin-Marienhütte in Cainsdorf.

Über eine Brücke gelangt man auf das linke Muldenufer und zum Eingange in das Hüttenwerk, das den Flächenraum einer ansehnlichen Ortschaft bedeckt. Was uns schon in der Ferne in die Augen fällt und gleich nach dem Eintritte unsere Aufmerksamkeit noch mehr auf sich lenkt, ist der turmähnliche Hochofen. Der Schacht desselben ist in der Mitte weit, oben und unten enger gestaltet. Oben schüttet man abwechselnd eine Schicht Koke, eine Schicht Erze und eine Schicht Kalksteine in den Schlund. Zwei riesige Dampfmaschinen beschaffen dem Hochofen das Gebläse. Das ununterbrochene Brummen betäubt unser Ohr. Von Zeit zu Zeit wird die Ausflufsöffnung des Hochofens aufgestofsen; dünnflüssig und weifsglühend strömt das geschmolzene Eisen prasselnd und zischend heraus und ergiefst sich in eine Sandfläche mit schmalen, beetartigen Vertiefungen, wo es zu barrenähnlichen Stücken erkaltet.

Vom Hochofen begeben wir uns zu der zweiten sehenswerten Abteilung des Hüttenwerkes, zum Walzwerk. Der Lärm der Maschinen, das Hin- und Her- und Durcheinanderlaufen der Arbeiter und ihre lauten Zurufe betäuben uns für die ersten Augenblicke und machen uns ängstlich und scheu. Kräftige Männer sind beschäftigt, einen weissglühenden Eisenblock aus dem Schmelzofen zu ziehen und unter den Dampfhammer zu bringen. Dröhnend stürzt der Hammerblock hernieder und drückt den glühenden Eisenklumpen wie einen Schneeball zusammen, dafs die zähe Schlacke herausquillt und die Funken durch das weite Gebäude fliegen. Am meisten zieht uns aber das Walzen der Eisenbahnschienen an. Auf eisernen Wagen bringen die Arbeiter von dem Ofen die glühenden, etwa 1 m langen Eisenblöcke herbei. Ein solcher Block wird zwischen das erste Walzenpaar, das den gröfsten Zwischenraum hat, gebracht, von diesem erfafst, nach der andern Seite getrieben und dabei etwas gestreckt. Nun wird es von anderen Arbeitern in das nächste Walzenpaar und durch dieses wieder nach der ersten Seite befördert, wo andere Arbeiter bereit stehen, es mit grofsen Zangen, die an langen, von der Decke herabhängenden Ketten befestigt sind, nach den noch enger gestellten Walzen zu schieben. So geht es in vielfachen Wiederholungen weiter. Immer länger wird das glühende Eisenstück ausgedehnt, immer deutlicher erkennen wir die Gestalt der Schienen. Dabei werden unter lautem Knallen Schlacken ausgeprefst, welche als Funkenregen umhersprühen. Endlich hat die Eisenstange durch das letzte Walzenpaar die gewünschte Form erhalten. Mittels Hammerschlägen werden die geringen Krümmungen ausgeglichen, die überflüssigen Enden abgesägt, und die Schiene ist fertig.

Das schönste Bild aber, welches die Eisenindustrie zu bieten vermag, erwartet uns in der Bessemerhütte. In einem kolos-

salen, unter einer weiten Esse hängenden Gefäfse, die Birne genannt, bringt man das Roheisen zum Schmelzen. Alsdann leitet man mittels eines Dampfgebläses stark zusammengeprefste Luft hindurch, um den überflüssigen Kohlenstoff des Eisens zu verbrennen. Ein starkes Brausen kündigt den Beginn dieses Vorganges an. Durch die Gewalt der eindringenden Luft werden geschmolzene Schlacken als Funken emporgeschleudert. Der Hitzegrad steigert sich auf 2900° C., das Eisen wird noch flüssiger und gerät in heftige Wallungen. Von Zeit zu Zeit wird die Birne mit dem glutflüssigen Inhalte nach der Seite zu geneigt, und es wird eine Probe entnommen. Zeigt diese nun, dafs die Masse den gehörigen Grad von Reinheit erlangt hat, so läfst man die Birne herab, neigt sie zu den Formen und füllt diese mit dem geschmolzenen Metall. Sobald die Formen genügend abgekühlt sind, werden sie geöffnet, und die Bessemer- Stahlblöcke, die dann in dem Walzwerke zu Schienen verarbeitet werden, sind fertig. Der Engländer Bessemer hat im Jahre 1855 diese Art der Stahlbereitung erfunden. Doch ist auch diese in neuester Zeit wieder überholt, und man weifs guten Stahl auf noch praktischere Weise herzustellen.

Niemand verläfst dieses grofsartige Eisenwerk Sachsens, ohne von den mächtigen Eindrücken, die er erhalten hat, erfüllt und fast erdrückt zu sein.

Nach Gebauer.

348. Gebirgsindustrien in Sachsen.

Als in früheren Zeiten das Holz der ausgedehnten Waldungen des Erzgebirges und des Vogtlandes einen geringen Wert hatte, traf man in denselben viele Kohlenbrennereien und Pechsiedereien. Das ist seitdem anders geworden. Überall begegnet man jetzt Sägemühlen, welche Bretter und Klötzer schneiden, und Holzschleifereien, welche aus Holz Rohstoff für die Papierfabrikation herstellen. In verschiedenen Orten verfertigt man auch die verschiedensten Holzwaren: Stühle in Rabenau, Kunstmöbel in Johanngeorgenstadt, Zündhölzchen in Olbernhau. Aus gespaltenem Fichtenholze werden in Bockau und Lauter Spankörbe, aus Fichtenzweigen Rutenkörbe gemacht.

Einen großen Aufschwung hat im mittleren Erzgebirge die Spielwarenfabrikation genommen. Von Seiffen aus, wo die Anfertigung von Hemdenknöpfen, Feder- und Nadelbüchsen den ersten Anfang dieser Industrie bildete, verbreitete sie sich nach Olbernhau, Grünhainichen, Waldkirchen u. a. O. Die große Billigkeit der Spielwaren genannter Gegend hat ihren Grund in der Arbeitsteilung. So fertigt man in Eppendorf hauptsächlich Möbel für Puppenstuben, in Wünschendorf Schweizerhäuser, in Borstendorf Baukästen, in Grünhainichen und Waldkirchen Puppenstuben und Kindertheater, Kaufmannsläden, Küchen. Besonders überraschend für den Fremden ist das Drehen von sogenannten Reifen, welche wulstige Erhöhungen und flache

oder stärker gekrümmte Vertiefungen zeigen, deren Bedeutung man sich anfangs nicht erklären kann. Wozu sie dienen, sieht man erst, wenn der Reifen gespalten wird und nun die Umrisse eines Pferdes, Elefanten rc. zum Vorschein kommen. Das Drehen geschieht in Seiffen fast in jedem Hause durch ein vom Wasser bewegtes Triebwerk. Es kann eine Drehstelle auch beim Besitzer eines Drehwerkes je nach Bedarf für einen halben oder Vierteltag oder auf einige Stunden gemietet werden. 1880 gab es im ganzen Bezirke von Seiffen 675 Drehstellen; in der Spielwarenindustrie des Erzgebirges aber waren 1881 10000 Personen beschäftigt. Man verarbeitet vorwiegend Fichten- und Buchenholz, sowie Ahorn. Die Arbeiter verkaufen ihre Fabrikate an die großen Verleger in Olbernhau, Grünhainichen u. a. O., die sie auf den Markt bringen und besonders nach Amerika versenden. Bei der erstaunlichen Billigkeit der Waren kann der Verdienst der Arbeiter nur ein sehr geringer sein. Neuerdings sind zur Hebung dieser Industrie von der Regierung Fachgewerbeschulen errichtet worden. Außer Spielwaren werden auch hölzerne Haus- und Küchengeräte angefertigt.

Eine wichtige Hausindustrie des östlichen Erzgebirges ist die Strohflechterei, die besonders in der Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde betrieben wird. Strohflechtschulen, die an verschiedenen Orten bestehen, haben die Aufgabe, diese Industrie zu fördern. Wer die Flechtereigebiete durchwandert, sieht in den Fenstern überall Gefäße mit eingeweichten Strohhalmen. Kinder und Erwachsene sitzen im Sommer vor der Tür und sind emsig mit Flechten beschäftigt. Die hergestellten Geflechte werden an die Fabrikanten verkauft und wandern zunächst nach Dresden und von da aus nach Frankreich und Amerika. Abgesehen von Stroh verarbeitet man auch feine Holzfäden, die mit hobelartigen Werkzeugen aus weichem Holz erzeugt und zu recht gefälligen Geflechten verwendet werden. Für diese Holzbastgeflechte ist England Hauptabnehmer.

Im Südwesten des Erzgebirges beschäftigt sich ein ansehnlicher Teil der weiblichen Bevölkerung mit Spitzenklöppeln. Durch die Einführung dieser Industrie im Erzgebirge (1561) erwarb sich Barbara Uttmann große Verdienste um die Gebirgsbevölkerung; doch die Erfinderin des Spitzenklöppelns ist sie nicht. Das Klöppeln ist eigentlich ein künstliches Flechten, das durch den Klöppelsack, ein cylinderförmiges Kissen, auf dem ein Papierstreifen mit dem vorgezeichneten Muster befestigt ist, ermöglicht wird. Nur durch Übung von Jugend auf erwirbt man sich die dazu erforderliche Fingerfertigkeit. An Winterabenden kommen die Klöpplerinnen zusammen und arbeiten gemeinschaftlich bei heiterem Gespräche. Reinlich und sauber sind sie selbst und äußerst nett ihre sonst ärmlichen Stuben. Der Lohn für ihre Arbeit ist sehr gering. Jede Klöpplerin arbeitet für einen bestimmten Verleger oder Spitzenherrn, welcher die Muster den Arbeiterinnen ins Haus schickt und später die fertige Ware auffammeln läßt. An den einzelnen Orten werden besondere Arten von Spitzen gefertigt: seidene Spitzen oder Blonden in Schwarzenberg und Ober- und Unterwiesenthal, Band- und

Roßhaarspitzen in Marienberg und Johanngeorgenstadt, Bettspitzen in Crottendorf und Spitzen für Altar- und Kanzelbekleidung in Annaberg. In neuerer Zeit ist besonders die Herstellung von Haarspitzen (aus Menschenhaaren) zu Perückenböden aufgekommen. Man versendet diese Artikel hauptsächlich nach Frankreich und Amerika.

Seit 300 Jahren wird in Annaberg und Buchholz die Posamentenfabrikation betrieben, die sich von hier aus über verschiedene erzgebirgische Städte und Dörfer verbreitet hat. Die Aufgabe dieser Industrie besteht in der Beschaffung alles dessen, was zum „Säumen, Besetzen und Einfassen" dient. Ungefähr 20000 Personen befassen sich gegenwärtig im Erzgebirge mit der Herstellung von Posamenten.

In den südlichsten Teilen des Vogtlandes hat sich eine Industrie entwickelt, die vollständig im Dienste der Musik steht. Hier liegt Markneukirchen, das man, weil hier besonders gute Streichinstrumente gebaut werden, das „sächsische Cremona" genannt hat. Einen zweiten Mittelpunkt dieser Industrie bildet Klingenthal. Alles was zur Ausstattung eines vollständigen Musikkorps gehört, wird in Markneukirchen und Umgegend verfertigt. An erster Stelle ist der Geigenbau zu nennen. Im ganzen versendet Markneukirchen in einem Jahre 20000 Violinen verschiedenster Art nach allen Gegenden der Erde. Eine weitgehende Arbeitsteilung herrscht auch in diesem Gewerbe, und sie ermöglicht die niedrigen Preise. Außer dem einheimischen Ahornholz wird viel fremdes Holz verarbeitet, das man aus Siebenbürgen und der Bukowina, aus dem Böhmerwalde (Fichte) und Tirol (Ahorn), aus dem Kaukasus und Persien (Buchsbaum) und aus heißen Erdgegenden (Ebenholz, Jakaranda) bezieht. Die Pferdehaare für die Geigenbogen erhält man aus Rußland und den Laplatastaaten. Zu den großen Mengen von Darmsaiten, welche in Markneukirchen gefertigt werden, verwendet man die Därme von Schafen, besonders von Lämmern. Die meisten dieser Därme bezieht man aus dem Innern Rußlands, wo viele „Därmeputzereien" für Markneukirchener Fabrikanten bestehen. Die gereinigten Därme spaltet man in mehrere Teile, aus denen man dann die Saiten zusammendreht. Die Blasinstrumente werden meist aus Messing hergestellt. Der älteste Artikel Klingenthals ist die Mundharmonika, die in 150 verschiedenen Sorten angefertigt und mit 50 Pfennig bis 120 Mark das Dutzend verkauft wird. Auch Ziehharmonikas, Konzertinas, Leierkasten und Spieldosen bringt der genannte Ort in nicht geringer Zahl in den Handel.

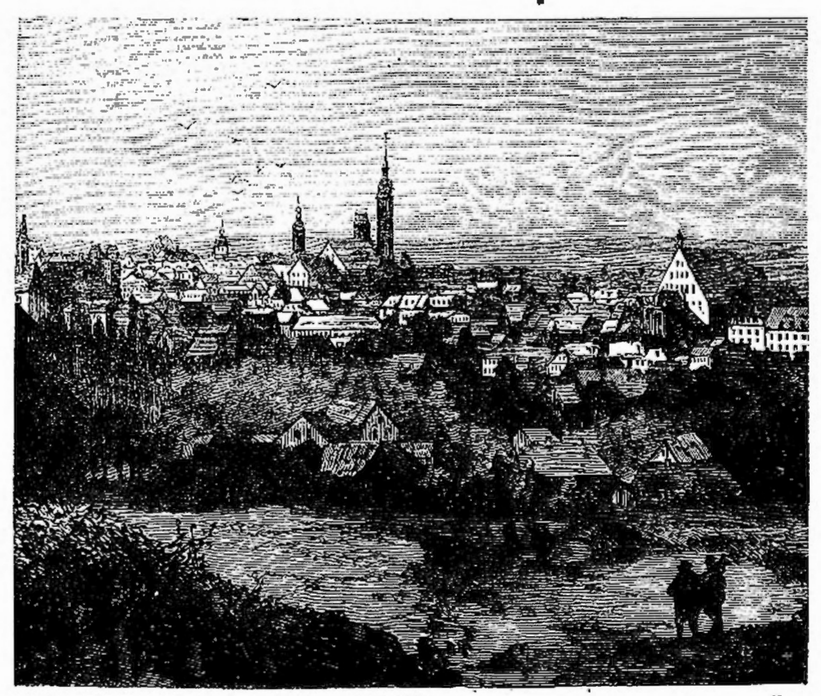
Nach Märkel und Hentzschel.

349. Der sächsische Bergbau.

Das sächsische Erzgebirge ist reich an kostbaren und nützlichen Metallen, die tief unter der Oberfläche der Erde lagern und vom Bergmanne mit großer Mühe an das Tageslicht gebracht werden. Der Bergbau ist deshalb auch eine der wichtigsten Beschäftigungen im Erzgebirge. Am stärksten wird er in der Gegend von Freiberg betrieben,

wo man vorzüglich Silber und Blei gewinnt. Eisen wird besonders bei Schwarzenberg und Eibenstock, Zinn bei Altenberg gefunden. Viele Städte, deren Namen auf „berg“ endigen, erinnern uns daran, daß sich in der Nähe Bergbau vorfindet, wie Schneeberg, Marienberg, Annaberg u. s. w.

Die Arbeit des Bergmannes ist überaus beschwerlich und mit vielen Gefahren verbunden. Um zu den unterirdischen Schätzen zu gelangen, muß er ein oft mehrere hundert Meter tiefes Loch graben,



Freiberg.

welches Schacht genannt wird. Von den Seitenwänden desselben aus werden nach verschiedenen Richtungen wagerechte Gänge gearbeitet. Diese heißen Stollen, wenn sie zur Aufnahme und Fortleitung des unterirdischen Wassers bestimmt sind, und Strecken, wenn sie angelegt werden, um das Erz zu gewinnen. Das Wasser würde, wenn es sich im Bergwerke ansammelte, dem Bergmanne sehr hinderlich und gefährlich werden; darum wird es durch gewaltige Maschinen in die Höhe gehoben und in die Stollen ergossen, aus welchen es an die Oberfläche der Erde gelangt. Der längste von allen Stollen dehnt sich über acht Meilen aus und verzweigt sich so, daß nur ein Sachverständiger seinen Lauf verfolgen kann. Ein anderer, der Rotschönberger Stollen, verbindet die Freiberger Bergwerke mit der Triebisch und hat die Auf-

gabe, die tiefsten Baue zu entwässern. Die Länge sämtlicher Stollen und Strecken wird nur allein im Freiberger Gebiet auf 40 Meilen geschätzt.

Die Arbeitszeit des Bergmannes, Schicht genannt, beträgt in der Regel 8 Stunden. Ist sie vorüber, so lösen sich die Bergleute ab. Diejenigen, welche im Schoße der Erde gearbeitet haben, kommen herauf; andere steigen hinunter, fahren an. Vorher versammeln sie sich in einer Stube des Huthauses, singen einige Liederverse und bitten den lieben Gott um Schutz bei ihrer gefährlichen Arbeit. Dann steigen sie auf großen Leitern oder Fahrten hinab in die dunkle Tiefe. Am erzhaltigen Gestein arbeitet der Bergmann mit Keilhacke, Schlägel und Eisen. Er trägt einen Grubenkittel, hat hinten ein Leder und vorn das Geleuchte.

Ist der Bergmann glücklich unten angelangt, so begibt er sich in einen der wagerechten Gänge, die nach allen Richtungen auslaufen, um dort das Gestein loszusprengen. Mit dem Schlägel treibt er das Eisen in das Gestein. Das Loch, welches entsteht, füllt er mit Pulver; dann steckt er einen Zünder hinein, brennt ihn an und entfernt sich schnell. Nach kurzer Zeit läßt sich ein Knall vernehmen, als stürzte das ganze Bergwerk zusammen: das Pulver hat das Gestein zersprengt. — An manchen Stellen der unterirdischen Gänge sammeln sich gefährliche Dünste, böse Wetter, die, wenn ihnen der Bergmann mit seinem Lichte zu nahe kommt, sich plötzlich entzünden und ihn zerschmettern oder verbrennen.

Das losgesprengte Gestein füllt man in große Kästen oder Hunde, die auf Rädern laufen und durch die Förderstrecken bis an den Schacht gefahren werden. Hier werden sie in den Förderstuhl geschoben und emporgewunden. Oben wird das brauchbare Erz von dem Gerölle geschieden; dieses wird weggeworfen, jenes aber in das Pochwerk gebracht. Große Balken, die unten mit Eisen beschlagen sind, werden durch ein Rad in die Höhe gehoben und fallen dann krachend herab auf das Gestein, welches dadurch zu feinem Mehl zerpocht wird. Dieses Mehl kommt nun in die Wäsche. Wasser fließt darüber hinweg und schwemmt das leichtere Steinmehl mit fort, während die schweren Metallteilchen liegen bleiben. Das gewaschene Erz kommt endlich in die Schmelzhütten, wo durch des Feuers Gewalt alles Unbrauchbare vollends ausgeschieden wird, so daß nur das reine Metall zurückbleibt. — So wird besonders das Silbererz behandelt.

Wer Bergmann werden will, muß als Scheidejunge antreten und als solcher das taube Gestein von dem silberhaltigen losschlagen. Als Grubenjunge fährt er mit in den Schacht, räumt das losgesprengte Erz weg und bringt es nach dem Förderschachte. Als Bergknecht fängt er an, im Innern der Erde das erzhaltige Gestein loszusprengen, und nachdem er so sieben Jahre tätig gewesen ist und sein „Probegeding“ glücklich bestanden hat, wird er Knappe, womit ge-

wöhnlich das Ziel seiner Wünsche erreicht ist; denn Steiger und Obersteiger können nur die werden, welche die Bergschule besucht haben. †

350. Das Vogtland.

Das Vogtland ist der südwestlichste Teil des Königreichs Sachsen; es kam erst im 16. Jahrhundert unter die Herrschaft der Kurfürsten von Sachsen.

Zwei Gebirge durchziehen es im Süden und Osten, das Elstergebirge und ein Teil des Erzgebirges. Das Elstergebirge erhebt sich zu beiden Seiten der Elster. Sein höchster Berg ist der Kapellenberg. Das Erzgebirge reicht nur mit seinen westlichen Ausläufern in das Vogtland hinein. Hier ist der höchste Berg der Rammelsberg bei Klingenthal. Das übrige Vogtland ist eine wellenförmige Hochebene, die sich allmählich nach Norden zu abdacht.

Das Klima ist merklich rauher als das des Niederlandes. Trotzdem läßt es den Ackerbau noch zu; ja es wird sogar im Vogtlande im ganzen mehr Ackerbau getrieben als im Erzgebirge. Freilich gibt es im oberen Teile ebenso rauhe und unwirtbare Gegenden wie im Erzgebirge, wo zuweilen der Hafer auf dem Halme, die Kartoffel in der Erde erfriert, und wo weder zarteres Gemüse, noch Obst gedeiht

Vortrefflich ist die Bewässerung des Landes. Außer dem Hauptflusse, der Weißen Elster mit ihren größten Zuflüssen Göltzsch und Trieb, durchziehen es noch zahlreiche Bäche und Bächlein, die meistenteils der Elster und mit dieser der Saale zufließen.

Da es im Vogtlande viel Wasser gibt, so gibt es auch viele prächtige Wiesen mit vortrefflichem Viehfutter. Daher kann der vogtländische Landwirt auch viel Vieh halten, und die Viehzucht bildet einen nicht unbedeutenden Nahrungszweig des Vogtlandes. Das echte vogtländische Rind sieht am ganzen Körper rot aus. Nur die Nase und die Spitze des Schwanzes sind weiß. Auch die Enden der Hörner haben weiße Farbe.

Ein Teil der Bevölkerung findet seine Beschäftigung in den großen, weiten Nadelholzwäldern seiner Heimat. Das ganze Jahr hindurch sind zahlreiche Arbeiter in den Wäldern beschäftigt, viele Tausende schöner, schlanker Stämme zu fällen, ihrer Rinde zu entkleiden und als Langholz, Brenn- oder Nutzholz zu verkaufen. Früher gewann man in den vogtländischen Nadelwäldern auch Holzkohlen und Pech. Doch jetzt treiben nur noch wenige Pechkratzer und Pechsieder ihr Werk, und nur vereinzelt ist hier und da ein Köhler beschäftigt, in den großen, runden Meilern Scheitholz in Holzkohlen zu verwandeln. Zur Zeit der Beeren und Pilze ziehen aber aus Dörfern und Städten Scharen von Frauen und Kindern mit Krügen, Töpfen, Eimern und Körben hinaus in den Wald und sammeln Heidel-, Preißel-, Erd- und Himbeeren, Eier-, Butter-, Stein- und andere eßbare Pilze.

Diese Beschäftigungen sind aber durchaus nicht hinreichend, um alle Bewohner des Vogtlandes zu ernähren; $^4/_5$ derselben haben sich vielmehr der Industrie zuwenden müssen. Die wichtigsten Zweige derselben sind die Baumwollen- und die Wollenindustrie und die Fabrikation von Musikinstrumenten. Auf Markneukirchner und Klingenthaler Geigen und Klarinetten und anderen Saiten- und Blasinstrumenten wird auch in Amerika und Australien zum Tanze aufgespielt, und die wollenen Kleiderstoffe und gedruckten Tischdecken Reichenbachs sind auch auf den fernsten Märkten gesucht. Über das ganze Vogtland erstreckt sich die Fabrikation der sogenannten Weißwaren. In den großen von Dampfmaschinen getriebenen Webereien in Plauen, Falkenstein und Auerbach werden Mull, Musselin, Jakonett und ähnliche Stoffe, besonders aber auch die in den herrlichsten Mustern prangenden Gardinen gewebt. Eine sehr große Zahl von Stickmaschinen, sowie viele Handstickerinnen stellen die zierlichen Stickereien, Streifen, Kragen, Kleider u. s. w. her, die alljährlich aus dem Vogtlande für putzbedürftige Frauen und Mädchen in alle Länder gesendet werden. Die Webereien in Mylau und Netzschkau liefern wollene Kleiderstoffe. In den großen Oelsnitzer Teppichfabriken können wir Teppiche kaufen, von den kleinsten bis zu den größten, von den einfachsten bis zu den farbenprächtigsten. Denken wir noch an die große Zahl von Korsetts, die in Oelsnitz und Plauen gefertigt werden, ferner an die sehr bedeutende Lederfabrikation in Plauen und Elsterberg, an die Perlmutterwaren Adorfs, an die Tuchfabrikation in Lengenfeld und die Tücherfabrikation von Treuen, so ersehen wir, daß das Vogtland eine sehr mannigfaltige und reiche Industrie hat.

Das Vogtland ist aber auch ein schönes Land. Wer Sinn und offenes Auge hat für die Reize der Natur, wird im Vogtlande davon so viele finden, daß es ihm lieb und teuer werden muß. Es hat viele schöne Höhen mit herrlichen Aussichten und liebliche, schattige Täler, die mit ihrer Anmut das Auge des Wanderers erquicken. Die schönste Gegend ist das Elstertal unweit Elsterberg und bei Jocketa, wo bei der mächtigen Elstertalbrücke das Triebtal einmündet. Zahlreiche Fremde, zum Teil aus weiter Ferne, kehren gern dort ein und freuen sich seiner Schönheit.

Nach „Unser Vogtland".

351. Die sächsische Lausitz.

Die Lausitz ist der östlichste Teil unseres Vaterlandes und zugleich der jüngste; denn sie gehört erst seit dem Jahre 1635 zu Sachsen. Vorher war sie böhmisches Besitztum.

Im Norden ist die Lausitz ein ganz ebenes Land. Der unfruchtbare Sandboden trägt dort auf weiten Strecken nichts als Kiefernwald und Heidekraut. Langsam schleichen die Flüsse durch die Ebene, und weit voneinander entfernt liegen die kleinen Dörfer, deren Bewohner vorzugsweise Ackerbau treiben. Die Landwirtschaft ist wenig

lohnend. Die Frucht des Feldes ist dürftig. Anstatt des Weizens und des Roggens baut man meist Buchweizen oder Heidekorn an. Das ist keine eigentliche Getreideart, sondern eine krautartige Pflanze, deren schwarze, dreikantige Samenkörner ein nahrhaftes Mehl enthalten. Heidegrütze ist die gewöhnliche Speise in der nördlichen Lausitz. Außer dem Heidekorn erzeugt jene Gegend noch Honig; denn die Bienen finden in Feld und Heide eine gute und reichliche Nahrung.

Südwärts ändert sich nach und nach das Landschaftsbild. Sanfte Hügelreihen mit schattigen Laub- und Nadelwäldern tauchen vor unseren Augen auf. Sie bilden das Lausitzer Gebirge. Besonders treten hervor als die Häupter desselben der Löbauer Berg, der Kottmar, der Czernebog, der Bielebog und der Valtenberg. Ganz im Süden, an der Grenze Böhmens, erhebt sich das schöne Zittauer Gebirge, von dessen höchsten Gipfeln, der Lausche und dem Hochwalde, aus man weithin nach Sachsen, Böhmen und Schlesien sehen kann. Innerhalb desselben liegt auch der merkwürdige Sandsteinfelsen Oybin, der wie eine Riesenglocke aus einem grünen Waldtale aufsteigt. Ein Kirchlein schmiegt sich an seine Seite, und auf seiner Höhe findet man den Friedhof des Dorfes Oybin, die Ruinen eines Klosters, die Trümmer einer alten Ritterburg und einen Aussichtspunkt mit Gasthaus, von dem aus das Auge die Stadt Zittau und ihre reizende Umgebung überschaut.

Ein ganz anderes Bild als im Norden bietet die Gegend hier. Fruchtbare Getreidefelder ziehen sich zwischen den einzelnen Hügelreihen hin. Durch die anmutigen Täler eilen kleine Bäche und stattliche Flüsse, von denen Spree und Neiße die wichtigsten sind, nach der Ebene hinaus. Langgestreckt liegen zur Seite derselben große Dörfer, die oft von der Höhe aus stundenweit in das Tal hineinreichen, und in denen nicht bloß Ackersleute, sondern auch fleißige Spinner, Weber und Bleicher wohnen. Die bedeutendsten Orte in der Lausitz sind die sogenannten Vierstädte: das reiche Zittau, das freundliche Löbau, das altertümliche Bautzen und das gewerbfleißige Kamenz.

Reich ist die Lausitz an Überresten aus alter Zeit, da die Bewohner noch Heiden waren. Schon die Namen der beiden Berge Czernebog, d. h. schwarzer Gott, und Bielebog, d. h. weißer Gott, erinnern an jene Zeit. Auf dem ersteren opferte man Tiere und das Blut gefangener Feinde dem „schwarzen“ Gotte, von dem alles Unglück kam, auf dem letzteren dem „weißen“ und guten Gotte Blumen und Früchte. Auf manchen Bergen findet man noch heute große Felsblöcke, welche im Altertume als Opferaltäre dienten. Hier und da sind rohe Steine im Halbkreise zusammengelegt und zu Mauern aufgeschichtet, und bei näherer Untersuchung bemerkt man, daß in dem eingeschlossenen Raume Feuer gebrannt hat; denn man gräbt Schlacken, Scherben und Asche heraus. Jedenfalls waren an diesen Orten Opferstätten der alten Sorben, der einstigen Bewohner der Gegend. Auch Gräber

aus jener Zeit hat man entdeckt. Unter Steinhügeln hat man Tonkrüge mit Knochenresten gefunden und unter Sandhügeln der Ebene verschiedene Aschenurnen von Ton. An manchen Stellen bemerkt man ringförmige Wälle; diese haben ihren Ursprung ebenfalls in der Vorzeit; hinter dieselben flüchteten sich die ehemaligen Bewohner der Gegend, wenn sie von Feinden bedroht wurden.

Aus der alten Zeit stammen auch verschiedene Sitten und Gebräuche, die man an einzelnen Orten der Lausitz noch heutzutage findet. Am Johannesabende zündet man noch immer die Johannesfeuer an, wie man es tat, als man den heidnischen Göttern zur Ehre die Sonnenwende feierte. In der Walpurgisnacht schwingt man auch noch heute wie ehedem die brennenden Besen und schießt mit Flinten und Pistolen, um die Hexen zu vertreiben, die um diese Zeit das Vieh im Stalle und die Obstbäume im Garten verderben wollen. Noch heute reiten die Bauernburschen in der Gegend von Schirgiswalde zur Osterzeit um die Saatfelder. Sie wollen durch diesen Brauch die Fruchtbarkeit vermehren und Gefahr und Schaden von ihnen abwenden; und noch heute holen die jungen Mädchen am Ostermorgen früh vor Sonnenaufgang schweigend das Osterwasser, durch dessen Gebrauch sie sich jung und schön zu erhalten suchen. Auch alte christliche Sitten haben sich in der Lausitz bis auf diese Zeit fortgepflanzt, wie z. B. die Adventsumgänge des Christkindes; andere aber sind nach und nach verschwunden oder sogar, weil sie in Unfug ausarteten, polizeilich verboten worden.

Ein großer Teil der Bevölkerung der Lausitz ist katholisch, namentlich in der Gegend von Bautzen, und es liegen in der Lausitz auch zwei Nonnenklöster, Marienthal und Marienstern, die einzigen Klöster in ganz Sachsen. †

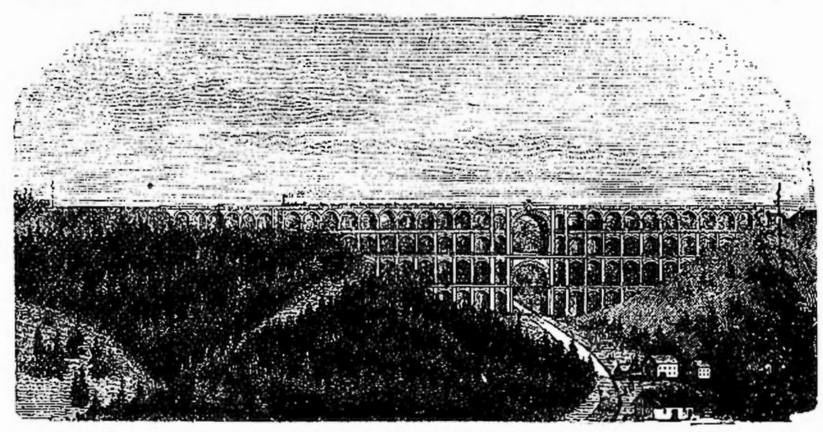
252. Eine Eisenbahn Sachsens.

Viele Eisenbahnen Sachsens sind nicht nur als Weltstraßen, sondern auch wegen ihrer großartigen Bauten von Bedeutung. Eine solche ist die Sächsisch-Bayerische Staats-Eisenbahn. Wir brauchen nur eine gerade Linie von Stralsund nach Venedig zu ziehen, so finden wir, daß der kürzeste Weg über Leipzig, Zwickau, Plauen führt, und daß also diese Bahn einen Teil der kürzesten Verbindung zwischen der Ostsee und dem Adriatischen Meere bildet. Deshalb galt es, keine Mühen und Kosten zu scheuen, um die gewerbreichen Städte Sachsens in die große Verkehrsstraße hineinzubringen. Aber das war nicht leicht. Von Reichenbach nach Plauen sind 25 km Entfernung, und innerhalb dieser Strecke waren zwei tiefe Täler zu überbrücken, das Tal der Göltzsch und das der Elster. Beide Talüberbrückungen sind kühn ausgeführt worden und erfüllen jeden Beschauer mit Staunen und Bewunderung.

Betrachten wir die Göltzschtalbrücke. In vier Stockwerken erheben sich die Pfeiler bis zu schwindelnder Höhe. Das erste Stockwerk

zählt zehn, das zweite siebzehn, das dritte zwanzig Pfeiler. Das vierte Stockwerk ist in kleinerem Maßstabe ausgeführt als die andern und zählt noch einige Pfeiler mehr als das dritte. Doch das Kühnste und Bewundernswerteste an dem herrlichen Bauwerke ist die mittelste Bogenspannung. Der Felsengrund, auf dem der mittelste Pfeiler aufgeführt werden sollte, lag sehr tief. Da ließ man den Pfeiler ganz weg und setzte hier statt vier nur zwei Stockwerke übereinander, wodurch der ganze Bau sehr an Schönheit gewann.

Fünf Jahre lang baute man an der über 500 m langen und 80 m hohen, in ganz Deutschland hochberühmten Göltzschtalbrücke. †



Die Göltzschtalbrücke.

353. Thüringen.

So ziemlich in der Mitte von Deutschland, gleichweit von der Nordsee und den Alpen entfernt, liegt ein wahrhaft bezauberndes und daher vielfach von Wanderern besuchtes Gebirgsland, bekannt unter dem Namen des Thüringer Waldes Das Gebirge bildet die Wasserscheide für drei Flüsse, für Elbe, Weser und Rhein. Alle kleinen Gebirgswässer und Flüsse wenden sich entweder der Werra oder der Saale oder dem Maine zu. Zu den bedeutendsten Erhebungen gehören der fast 900 m hohe Beerberg bei Suhl, der ziemlich gleichhohe Schneekopf und der am höchsten gelegene bewohnte Ort Oberhof (818 m). Der weiter nordwestlich liegende und wegen seiner hervorragenden Gestalt und seiner reizenden Aussicht bekannte Inselsberg ist nur 811 m hoch. Von ihm aus überblickt das Auge eine prächtige Landschaft mit Städten, Dörfern, Schlössern und Burgen. Dort glänzt Schloß Friedenstein über der lieblichen Stadt Gotha, und weiterhin taucht Erfurt mit seinen ehrwürdigen Domtürmen auf. Von Norden her schaut die alte, vielgenannte Wartburg aus den grünumlaubten Bergen heraus, und in noch weiterer Ferne gewahrt man sogar den Kyffhäuser und den Brocken. Um die nächsten Vorberge her liegen

viele der reizendsten Gegenden. Da liegt Kloster Reinhardtsbrunn, Schnepfenthal, Ruhla und Liebenstein mit herrlichem Bade, Möhra, Eisenach, Schwarzburg, weiterhin Suhl und Schmalkalden mit ihren Gewehrfabriken und Sonneberg mit seinen Spielwarenfabriken. Nirgends ist das Gebirge unwirtbar. Seine Höhen sind mit Holz freundlich bewachsen, und seine Täler und Wiesengründe sind von klaren Bächen durchflossen.

Nach Kutzner.

354. Der Harz.

Der Harz, das höchste Gebirge Norddeutschlands, ist ein ringsum wohl abgeschlossenes Massengebirge. Oben sind weitausgedehnte Flächen, und die Ränder werden von tiefen Tälern durchschnitten, von denen die der Bode und der Selke am weitesten in das Gebirge hineingreifen. Der westliche Teil, der bedeutend höhere, heißt im Volke der Oberharz, der östliche dagegen der Unterharz. Jener schickt seine Gewässer meist zur Weser, dieser zur Elbe. Jener trägt vorherrschend Nadelwald, auf dem Unterharze dagegen gibt es große Strecken Laubwald. Die größte Länge des Gebirges beträgt zwölf, die größte Breite nur vier Meilen. An Erzreichtum übertrifft der Harz viele Gebirge Deutschlands, und der Bergbau ist die Hauptbeschäftigung seiner Bewohner. Namentlich im Oberharz, wo das rauhe Wetter nur kümmerlich den Anbau des Bodens gestattet, leben fast allein Berg- und Hüttenleute und deren Gehilfen und Köhler, Fuhrleute und Waldarbeiter. Ein Mittelpunkt und ein rechter Musterort für den Bergbau ist Andreasberg, desgleichen Clausthal, und bei Goslar wurde schon zur Zeit Heinrichs I. reiches Silbererz gegraben. Man rechnet, daß der Harz jährlich für 80000 Mark Silber und 200000 Zentner Eisen liefert, außerdem noch Kupfer, Blei und andere seltenere Metalle. Eine andere Beschäftigung vieler armen Leute bilden die Holzarbeiten, und wir sehen sie die kleinen geschnitzten Waren für den Bedarf der Küche und des Hauses in hochgepackten Körben weit in das Land hineintragen und verkaufen.

Die reizenden Täler locken viele Reisende in den Harz. Ja, manche Familie bringt sogar einen großen Teil des Sommers hier zu und genießt die reine Bergluft, die Schönheit der Natur und die großartigen Fernsichten. Besonders fleißig wird das Tal der Bode aufgesucht, an dessen Ausgange die steilen Felsen der Roßtrappe, des Tanzplatzes und die oft senkrechten Talufer in mächtigen Granitpfeilern bis 300 m hoch emporstarren. Tief unten rauscht die Bode über die Felsblöcke in einer so engen Spalte, daß nur durch Wegsprengen der Felsen ein schmaler Fußsteig am Ufer möglich geworden ist. Anderen sehenswerten Stellen begegnen wir im Tale der Holzemme, welche durch die aus mächtigen Felsblöcken aufgetürmte „steinerne Renne“ nach Wernigerode hinunterstürzt, ferner im Tale der Ilse, welche vom Brocken niederschäumt und steile Felsenpfeiler am Ufer bespült. Ähnlich ist das Tal der Selke, in dem der Falkenstein, eine

vollständig erhaltene Burg der Vorzeit, der Hüttenort Mägdesprung und der Heilbrunnen Alexisbad die Reisenden fesseln. — Unter den Gipfeln des Harzes ist der Brocken der höchste und wegen seiner Bildung und Fernsicht auch der besuchteste. Der Brockengipfel ist 1137 m hoch und hat eine Stunde im Umfange. Gipfel und Abhänge sind mit Granitblöcken dicht besetzt. Oft ist einer über den andern gestürzt, und tief unter ihnen rauschen die Bergwasser. Viele Sagen knüpfen sich an den Berg, und er ist gewiß einst ein Versammlungsort der heidnischen Sachsen gewesen, welche daselbst ihren Göttern Opfer darbrachten und Beratungen hielten; und daran hat dann eine spätere Zeit die Sagen von allerlei Teufelsspuk und Hexengeschichten geknüpft.

Preuß und Vetter.

355. Abseits.

1. Es ist so still. Die Heide liegt
im warmen Mittagssonnenstrahle.
Ein rosenroter Schimmer fliegt
um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blüh'n. Der Heideduft
steigt in die blaue Sommerluft.

2. Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
in ihren goldnen Panzerröckchen.
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
sich an der Edelheide Glöckchen.
Die Vögel schwirren aus dem Kraut.
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

3. Ein halbverfallen Schindelhaus
steht einsam hier und sonnbeschienen.
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
behaglich blinzelnd nach den Bienen.
Sein Junge auf dem Stein davor
schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

4. Kaum zittert durch die Mittagsruh'
ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten.
Dem Alten fällt die Wimper zu,
er träumt von seinen Honigernten.
Kein Klang der aufgeregten Zeit
drang noch in diese Einsamkeit.

Storm.

356. Hamburg.

Auf dem ganzen Festlande von Europa gibt es kaum einen Handelshafen, der gleich günstig liegt wie Hamburg. Im Jahre 811 wurde die Stadt durch Karl den Großen gegründet. Hamburg hat im Laufe der Jahrhunderte viel gelitten; immer aber hat es sich wieder emporgearbeitet. So überwand es auch den furchtbaren Brand 1842, der etwa 1800 Häuser in Asche legte und über 20000 Menschen obdachlos machte. Nach Entdeckung der Seewege und des neuen Weltteils wuchs Hamburgs Handel bedeutend. Zum Welthandel stieg er aber erst seit 1783 empor, als die nordamerikanischen Kolonien sich von England unabhängig machten und der Verkehr für die deutschen Nordseehäfen freigegeben ward. Die Ostsee verlor immer mehr an Bedeutung; dagegen nahm der Verkehr auf der Nordsee einen ungeahnten Aufschwung.

Gegenwärtig ist Hamburg der erste Seehandelsplatz des europäischen Festlandes; es steht in ganz Europa nur hinter London

zurück und etwa Liverpool gleich. Es übertrifft in seinem Gesamthandelsverkehr bei weitem alle Seeplätze des europäischen Festlandes, ja in Ein- und Ausfuhr ganz Holland, Belgien oder Spanien. Im Jahre 1902 betrug der Wert der Einfuhr ungefähr 3000 Millionen und derjenige der Ausfuhr über 3000 Millionen Mark. Obgleich Hamburg 90 km vom Meere gelegen ist, so ist es doch wegen des breiten und tiefen Fahrwassers der Elbe (8—9 m) für die gröfsten Seeschiffe zugänglich. Sein ausgezeichneter Hafen erscheint trotz des fortwährenden Kommens und Gehens der Fahrzeuge mit einem wahren Mastenwalde bedeckt. Jährlich laufen etwa 20000 Seeschiffe ein und aus. An Flufsschiffen gehen stromab- und stromaufwärts etwa 60000. Der Schiffahrtsverkehr Hamburgs erstreckt sich in erster Linie auf England und Nordamerika, ferner auf Brasilien und Australien. Weniger häufige, aber wichtige Verbindungen finden statt mit Westindien, Mittelamerika, der Nordküste von Südamerika, Valparaiso, China, Indien und den afrikanischen Kolonien. Die meisten dieser regelmäfsigen Verbindungen werden von Hamburger Häusern unterhalten. Die bedeutendste dieser Dampfschiffunternehmungen ist die „Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft“, welche 1847 gegründet wurde. Einfuhrartikel sind Kolonialwaren, Getreide, Häute, Kohlen, Schlachtvieh; zur Ausfuhr kommen Woll- und Baumwollwaren und Maschinen. Sehr bedeutend ist jetzt Hamburg auch als Auswanderungshafen.

In Hamburg ist das See- und sonstige Versicherungswesen stark vertreten. Der Geldhandel wird durch 15 grofse Banken besorgt. Wenn die Industrie auch dem Handel und Seeverkehr nachsteht, so ist dieselbe doch immerhin sehr ansehnlich. Sie beschäftigt sich mit Schiffsbau, Eisengiefserei und Maschinenbau, Zuckersiederei, Baumwollenspinnerei, Herstellung von Schiffszwieback, Rauchfleisch, Chemikalien, Lederwaren u. s. w.

Am meisten fesselnd für den Fremden sind unstreitig die Häfen, welche längs des Elbstromes liegen und von dessen Armen und der Alstermündung gebildet werden. In dem Oberhafen liegen die Flufsschiffe. Das aufserordentliche Gedränge, das ewige Durcheinander schwer beladener Schuten und Ewer, die Masse hin und wider fahrender Jollen und Kähne, die hochbepackten Torf-, Holz-, Stroh- und Heuschiffe, aus deren engen Kajüten bläuliche Rauchsäulen aufwirbeln, gewähren ein ungemein belebtes Bild.

In dem Niederhafen liegen die Seeschiffe. Welch einen Genufs gewährt es, die Mastenwälder des Binnen- und Niederhafens zu durchfahren oder von der schattigen Höhe des Stintfangs, welche die schönste Aussicht auf den belebten Strom und auf die grünen Elbinseln darbietet, zu überschauen! Der Grönlandsfahrer liegt neben dem Chinafahrer; der Russe ankert bei dem Afrikaner; zahllose Wimpel flattern, zahlloses zierliches Tauwerk zieht sich von den schlanken Mastenspitzen herab. Es wird aus und ein geladen; beladene und leere Bote kommen und gehen,

und Neger, Malaien, Spanier, Franzosen, Engländer, Dänen, Deutsche, Amerikaner singen und heulen die eintönigen Matrosengesänge, welche die Arbeit an den Winden und Luken stets begleiten.

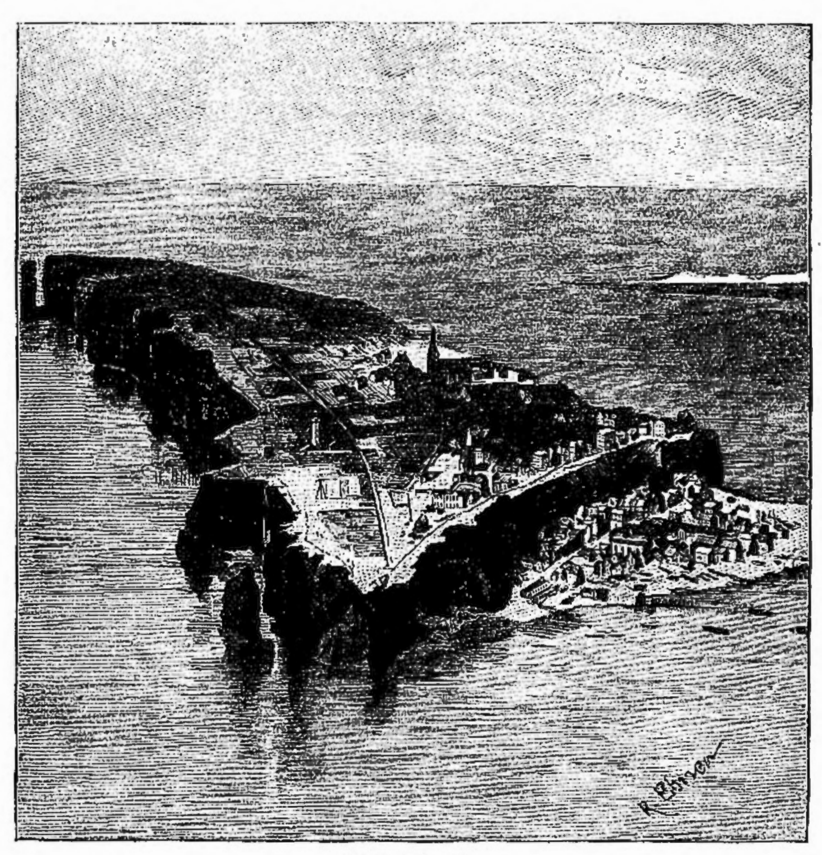
Wegen des ausgedehnten Handels, den die alte Hansastadt mit dem Auslande pflegt, wurde ihr die Einrichtung eines Freihafens gestattet, in dem die ausländischen Waren zollfrei niedergelegt, umgepackt, geordnet oder verarbeitet werden dürfen, um dann gegen Entrichtung eines geringen Durchgangszolles wieder ins Ausland oder gegen Erlegung der gesetzmäfsigen Steuer ins Inland zu gelangen. Die Gröfse dieser „zollfreien Niederlage" sollte etwa 700 ha Land- und ungefähr 300 ha Wasserfläche betragen. Um einen günstigen Platz für dieselbe zu gewinnen, sahen sich die Väter Hamburgs in die Notwendigkeit versetzt, einen ganzen Stadtteil, der von fast 20000 Menschen bewohnt wurde, niederzureifsen. Wo sich früher Strafsen und Häuser befanden, sieht man jetzt Kanäle und Speicher. Die Herstellung dieses Freihafens kostete 120 Millionen Mark. †

357. Helgoland.

Kuxhaven liegt hinter uns; die deutschen Küsten sind den Blicken entschwunden, und frei fliegt das Schiff in die offene Nordsee hinaus. Da erhebt sich im Nordwesten ein dunkles Wölkchen, und wie eine rote Blume taucht aus dem grünen Meeresschofse empor: Helgoland! „Grün ist das Land, rot ist die Wand, weifs ist der Strand! Das sind die Farben von Helgoland."

Helgoland, das „heilige Land", wie man den Namen so gern deutet, ist ein deutsches Eiland, ein Trümmerrest deutschen Bodens. Vom Schiffe aus betreten wir zuerst den weifsen Strand des Unterlandes, ein flaches, sandiges Gestade, mit Muscheln und Seetang bedeckt. Dichte Reihen hölzerner Häuser sind hier errichtet, aus denen dann und wann ein stattlicheres Gebäude hervorragt. Eine schmale Gasse, die mit glänzenden Läden und Schaufenstern geschmückt ist, führt zur grofsen Treppe, die in 186 breiten und bequemen Stufen zum Oberlande emporführt. Freundliche Helgoländerinnen mit ihren roten, turbanartigen Kopftüchern, die im Unterlande an dem einzigen süfsen Brunnen der Insel ihre Wassereimer gefüllt haben, kräftige Fischergestalten, denen Knaben und Mädchen die gefangenen Fische nachtragen, geputzte Badegäste, die hier Erholung und Kräftigung suchen, steigen mit uns die Treppe hinauf. Schlanke Rüstern und Linden beschatten den unteren Absatz, weiter oben säumt Rosen- und Fliedergebüsch die Stufen; wilder Wein umrankt die Abhänge des dunkelroten Felsens. Wir haben den grünen Rasenteppich der Felsplatte erreicht. Unter uns liegt das Gewühl der belebten Gassen; die Töne der Musik verhallen, und die Menschengruppen im Schatten der Häuser und Zwergpappeln werden zu blofsen Punkten.

Unser Blick schweift zum Gestade, wo die Boote auf den Wogen schaukeln. Die Ebbe entblöſst jetzt eine weite Strecke des weiſsen Meeressandes. Dazwischen glänzen helle Wasserstreifen, in denen Knaben umherwaten, um Muscheln und Taschen-



Helgoland.

krebse zu suchen. Weiter drüben erhebt sich die Düne, deren fester und feiner Sandgrund den herrlichsten Badestrand darbietet. Das Badeleben hat Wohlstand über die 2000 Bewohner der Insel verbreitet; aber dieser Wohlstand ist unsicher. Die Wogen nagen leise an der Düne fort, und Sturmfluten reiſsen ganze Hügel ab. Selbst die Wände des weichen, roten Tonfelsens bröckeln ab; denn unwiderstehlich ist die Gewalt der Meereswogen. Fast mit Sicherheit ist anzunehmen, daſs nach Jahrhunderten Helgoland von den Wellen der Nordsee verschlungen sein wird.

Seit dem Jahre 1890 ist die „Perle der Nordsee“ wieder im Besitz des Deutschen Reiches, welches Helgoland von England gegen aufsereuropäische Besitzungen eingetauscht hat. Als Station für Kriegsschiffe soll es die Wacht über die Mündungen der Elbe und der Weser übernehmen. †

358. Die Nord- und Ostseeküste.

Die natürlichen Grenzen Deutschlands bilden im Norden die Nord- und Ostsee. Die Küsten beider Meere sind meist flach und gefährlich für die Schiffe. Die Küstenbewohner liegen im beständigen Kampfe mit dem wilden Meere, das oft gierig ins Land flutet und die Frucht ihres Fleifses verschlingt. In diesem Kampfe sind sie zu einem tüchtigen, ehernen Geschlechte erwachsen und ihre Kraft und Heimatsliebe ist erstarkt. Die friesischen Seeleute gelten für die besten der Welt. Die von Westen heranrollenden Fluten der Nordsee haben die Küste von Friesland und Schleswig mit mächtigen Sandwällen oder Dünen, die der Strandhafer mit seinem Wurzelgeflecht zusammenhält, umlagert. Später sind viele von den Fluten durchbrochen und zu Inseln zerstückelt worden. Von diesen sind Norderney und Sylt als Seebäder berühmt, und die kleinen Halligen sind deshalb bekannt, weil sie von jeder Springflut überspült werden. Die eigentliche Küste ist durch mächtige Dämme oder Deiche gegen die Flut geschützt. Dahinter liegen die aus zurückgebliebenem Meeresschlamm entstandenen Marschen mit ihrem fruchtbaren Acker- und Weidelande. Ein Deichbruch bringt unsägliches Unglück über sie. Die Anlegung von Häfen ist an dieser Küste sehr schwierig und kostspielig gewesen. An dem Dollart, der Emsmündung, lag Emden, das jetzt durch Verschlemmung ein Stück vom Meere abgerückt ist. An der Wesermündung baute sich das reiche Bremen Bremerhaven. Für seine Kriegsflotte besitzt Deutschland an dem Jahdebusen einen nie zufrierenden Kriegshafen, Wilhelmshaven, und Hamburg gewann in Kuxhaven an der Elbemündung einen sicheren Winterhafen.

Ein liebliches Bild bietet die Ostküste von Schleswig dar. Grüne Hügel erheben sich hier, und tiefe Buchten schneiden weit ins Land ein. Hier sind die Häfen von Flensburg, Schleswig, Kiel und Lübeck. Kiel ist der schönste Hafen der Ostsee und beherbergt einen grofsen Teil der deutschen Kriegsflotte; Lübeck, das als Haupt der Hansa einst Länder und Meere beherrschte, liegt an der Trave und wird von grofsen Schiffen in dem ausgetieften Flufsbette erreicht. Von hier aus bis zur Insel Rügen ist die Ostseeküste flach und hat nur die Häfen Wismar und Rostock. Die Oder bildet vor ihrer Mündung einen See, den die Inseln Usedom und Wollin vom Meere trennen, und vor dem das lebhafte Stettin, gleichsam der Hafen Berlins, liegt. Die Küste Hinterpommerns ist wieder flach und hafenarm, und das Land

dahinter ist unfruchtbar und dünn bevölkert. An der weiten Danziger Bucht liegen das äufserst regsame Danzig und Pillau, der Vorhafen Königsbergs, wo besonders viel Holz- und Getreidehandel getrieben wird. Merkwürdig ist dieser Teil der Küste dadurch, dafs hier die Ostsee lange Sandmauern oder Nehrungen aufgeworfen und so das Frische und Kurische Haff vom offenen Meere getrennt hat.

Polack.

359. Rügen.

Sind wir auf Rügen gelandet, so suchen wir zunächst das Jagdschlofs des Fürsten Putbus auf. Der Weg führt durch grüne Auen und dunkeln Wald, und bald haben wir den hohen Turm erreicht, der weithin einen Blick auf Land und Meer gestattet. Da übersehen wir nun fast die ganze Insel. Sie bedeckt einen Raum von nahezu 20 Quadratmeilen, aber ihr Gebiet ist vielfach von dem Meere zerrissen. Lange Halbinseln strecken sich nach allen Seiten wie Arme eines Seeungeheuers in die salzige Flut: Mönchgut, Jasmund und Wittow. Auf der Nordspitze der Insel, auf Wittow, erhebt sich der Leuchtturm von Arkona, der dem Schiffer durch den Schein seiner Lampen in der Nacht ein sicheres Zeichen gibt, dafs er dem Lande nahe sei. Auf der Halbinsel Jasmund sehen wir helleuchtende, mit herrlichen Buchenwaldungen bedeckte Kreidefelsen. Dort erblicken wir auch, hart an die steile Meeresküste gelagert, die freundlichen Badeorte Safsnitz und Crampas, die in jedem Sommer von Badegästen reich belebt sind, und welche man von Stralsund aus mit der Eisenbahn, von Stettin aus aber durch die grofsen Ostseedampfer bequem erreichen kann. Hinter diesen Orten ragt Stubbenkammer, der höchste Punkt der Insel empor. In der Mitte der Insel erhebt sich die Berggruppe des Rugard und dicht dabei die Stadt Bergen. Haben wir ein gutes Fernglas zur Hand, und ist das Wetter klar, so erblicken wir von hier aus das schwedische Uferland und nach Westen und Süden die ganze Küste von Vorpommern mit den benachbarten Inseln Wollin und Usedom.

Herrlich belohnt, steigen wir herab von dem Turme und eilen nun zunächst nach Stubbenkammer. Wir kommen durch freundliche Dörfer, die mit fruchtbaren Äckern umgeben sind. Die kleinen, regelmäfsig geformten Hügel dort auf der Heide sind Hünengräber, in denen die früheren Bewohner der Insel zur Erde bestattet sind. Streitäxte, Götzenbilder und allerlei Geräte hat man ihnen ins Grab mitgegeben. Nach und nach aufsteigend, erreichen wir endlich den nordöstlichsten Punkt der Insel, Stubbenkammer, welcher mit dem prächtigsten Buchenwalde gekrönt ist. Der am weitesten ins Meer vortretende Punkt ist der nahezu 160 m hohe Königsstuhl, so genannt, weil einst der Schwedenkönig Karl XII. von hier aus den Verlauf einer Seeschlacht ver-

folgte. Ein ganz neues, großartiges Schauspiel bietet sich uns hier dar. Schroff fallen zum Strande die Felsen ab, die aus weißer Kreide, mit Feuerstein untermischt, gebildet sind. Weithin schweift der Blick über die Wogen des Meeres hinaus, welche sich an diesem Felsen rauschend brechen. Möven ziehen ihre langen Furchen durch die Luft, und fern auf der hohen See gleitet ein Schiff mit vollen Segeln majestätisch dahin. Feierliche Stille umgibt uns, nur unterbrochen von dem Rauschen des Buchenwaldes und dem Murmeln der Wellen. Und wer gar das Glück gehabt hat, von hier aus zu sehen, wie die Sonne am Morgen aus dem Meere emporsteigt oder am Abend in die Fluten hinabtaucht, der wird diesen Anblick sein Leben lang nicht vergessen.

Wir begreifen es, warum die ältesten heidnischen Bewohner der Insel gerade diese Gegend zum Heiligtum für ihre Göttin Hertha erwählten. Hier, wo die Natur zur Andacht stimmt, hielten sie ihren Götzendienst, von dem auch noch manche Erinnerungen aufbewahrt sind. Inmitten des dunklen Buchenhaines liegt der schwarze See, der Herthasee. Dort, in der schauerlichen Waldeinsamkeit lebte nach der Meinung der alten Inselbewohner die Göttin, von Priestern bedient. Einmal im Jahre stieg sie heraus aus den Fluten. In einem goldenen, mit weißen Kühen bespannten Wagen durchzog sie segnend das Land und verschwand alsdann ebenso geheimnisvoll, wie sie gekommen war.

Nach Rittershaus.

360. Berlin.

357.

Berlin, die größte Stadt des Deutschen Reiches, liegt nur 30 m über dem Meere an der nur für kleine Fahrzeuge schiffbaren Spree. Als Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen, des größten deutschen Staates hat sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit entwickelt, so daß sie jetzt über $1^3/_4$ Million Einwohner zählt. Das Aussehen der Stadt ist daher ein durchgehends neumodisches und ganz verschieden von dem alter Haupt- und Handelsstädte. Nur wenige unter den Hunderten von Straßen sind eng und krumm. Manche bestehen aus lauter großartigen Häusern, und fast überall ziehen sich schöne Fußwege zu beiden Seiten der Straßen hin. Die herrlichste aller Straßen ist die „Unter den Linden“, welche 45 m breit und 700 m lang ist. In schnurgerader Linie und in genau abgemessenen Entfernungen voneinander stehen in zwei langen Reihen Linden- und Kastanienbäume. Der Raum zwischen den Baumreihen ist ungepflastert und besonders für die Spaziergänger bestimmt; zu beiden Seiten liegen aber breite gepflasterte Straßen für die Reiter und das Fuhrwerk.

An prächtigen Gebäuden ist Berlin sehr reich. Da steht zuerst am Ende der Linden das große Königliche Schloß, mit dem an Macht der Wirkung kein anderes deutsches Fürstenschloß zu vergleichen ist.

Nicht weit davon befinden sich das Zeughaus, das Museum der

preußischen Heere, sowie das Magazin für Kriegsgerät und die Universität, wo Wissenschaft und Kunst durch große Männer würdig vertreten sind. An der Nordseite des an das Schloß grenzenden Lustgartens liegen drei gewaltige und prächtige Gebäude, das alte und das neue Museum und die Nationalgalerie. Sie enthalten Gemälde, Bildsäulen, kostbare Geräte und Kunstsachen aus allen Zeiten und Ländern.



Das Königliche Schloß.

Unter den Thoren Berlins ist das **Brandenburger Tor** am Ausgange der Straße Unter den Linden das berühmteste. Es ist ein prächtiger Sandsteinbau, der an den beiden Hauptseiten mit mächtigen Säulen geziert ist und fünf Durchgänge hat. Auf ihm steht in einem von vier schnaubenden Erzrossen gezogenen Triumphwagen die Viktoria, die Siegesgöttin.

Was aber der Stadt noch vorzüglich zur Zierde gereicht, sind die **Standbilder** der großen Helden des preußischen Staates. Auf den öffentlichen Plätzen stehen diese hehren Bildsäulen und rufen in den Vorübergehenden die Erinnerung an Preußens große Vergangenheit

wach. Da steht die Reiterstatue des Großen Kurfürsten, ferner das Standbild Blüchers, des Marschalls Vorwärts, des Helden kühner Wagnisse, mit blankem Husarensäbel vordringend, bis er seinen Fuß auf die eroberten Geschütze gestellt hat; ihm zur Linken Gneisenau, in die Ferne schauend, mit erhobener Hand den Weg bezeichnend, der allein zum Ziele führen wird; zur Rechten York, zurückhaltend, sein trotziges Haupt von Blücher und Gneisenau abgewendet, beide Hände auf dem Knopfe seines Säbels übereinandergelegt, erinnernd an das Wort: „Es tritt kein andrer für ihn ein, auf sich selber steht er ganz allein!“ — Auf dem Wilhelmsplatze sehen wir die Helden des Siebenjährigen Krieges: Schwerin, Winterfeld, Keith, Seydlitz, den alten Dessauer mit dem dreieckigen Hute und den Husarengeneral Ziethen. Großartiger noch ist das Denkmal Friedrichs des Großen am Eingange der Linden, von Rauch gefertigt. Es zeigt uns nicht bloß den großen König, sondern auch auf den Ecken und Flächen alle diejenigen Männer, welche die bedeutendsten Geistesrichtungen zur Zeit Friedrichs II. vertraten. Das größte aller Denkmäler ist das Siegesdenkmal vor dem Brandenburger Tore, das zum Andenken an die Kriege von 1864, 1866 und 1870 errichtet worden ist: eine hohe Säule, von deren Spitze die Siegesgöttin in goldenem Glanze herableuchtet.

Von den Vergnügungsplätzen der Berliner ist der bekannteste der Tiergarten, ein über 200 Hektaren großer Lustwald mit schönen Anlagen und Wasserpartien, Lusthäusern und Gastwirtschaften aller Art.

Nach Kutzner.

361. Das Riesengebirge. 354.

Der höchste Gebirgskamm der Sudeten, der sich zwischen Böhmen und Schlesien hinzieht, und den die Schneekoppe krönt, ist das Riesengebirge.

Von dem freundlich im Tale gelegenen Städtchen Warmbrunn aus besuchen wir zuerst die auf einem waldigen Granitfelsen thronende Burg Kynast, die schönste und sagenreichste Burg Schlesiens. Danach erfreuen wir uns an dem Anblicke des Kochelfalles und seiner lieblichen Umgebung, begrüßen das durch seine Glasschleifereien und Instrumentenfabriken berühmte, 3—4 Stunden lange Dorf Schreibershau und eilen sodann auf schattigem Pfade zum Zackenfalle.

Weiter hinauf führt uns der Weg durch die letzten Wälder auf den Kamm des Gebirges, in das eigentliche Herrschergebiet des neckischen und launenhaften Berggeistes Rübezahl. Hier ist alles kahl, öde und tot. Die Bäume schrumpfen zum Knieholz zusammen, zu dürftigen, in Schlangenwindungen am Boden hinkriechenden Wurzeln mit grünen Büscheln. Nur spärlich entsproßt das Gras dem steinigen Boden. Hier und da zeigen sich torfige, moorige Wiesen, die Geburtsstätten der Bäche und Ströme. Überall liegen kleinere und größere Felsblöcke umher, über welche sich eine graugelbe Decke von Flechten zieht, oder an die das zarte Veilchenmoos einen bläulichgrünen Schimmer haucht.

Über die kahlen Flächen erheben sich gewaltig hoch aufgeschüttete Felshaufen von Granit und Glimmerschiefer, der Reifträger, das Hohe Rad, die große und kleine Sturmhaube und die Schneekoppe. Leben und Bewegung in diese tote Wildnis bringt einzig und allein der Elbfall, welcher in mehreren Absätzen eine Höhe von 52 m herabschäumt.

Den müden Wanderer empfängt die eine oder andere von den gastlichen Bauden, von denen die Hampelbaude, die Wiesenbaude, die schlesische Baude und die Riesenbaude die namhaftesten sind. Diese Bauden sind die Sennhütten und zugleich die Gasthäuser des Gebirges. Unter einem langen Schindeldache erheben sich die ebenfalls durch Schindeln geschützten Seitenwände. Mehrere der genannten Bauden haben indes den Ansprüchen der Neuzeit Rechnung getragen und sich zur bequemeren Beherbergung der Sommerreisenden in massive Gasthäuser verwandelt.

Das letzte Ziel des Sudetenwanderers ist die Schneekoppe, die höchste Bergkuppe des Riesengebirges und des ganzen nördlichen Deutschlands. Der aus Blöcken von Granit, Gneis und Glimmerschiefer zusammengeschüttete Gipfel, dessen Seiten rastlos von der stürmisch bewegten Luft gepeitscht werden, erhebt sich 1600 m über den Meeresspiegel und etwa noch 78 m über den Riesenkamm. Steil klimmt der Fußpfad hinan und gewährt an einzelnen Stellen einen Blick in die schwindelnde Tiefe des wild romantischen Aupagrundes. Die Aussicht von der Schneekoppe ist für den Glücklichen, den Rübezahl begünstigt und nicht in undurchdringliche Wolkennebel hüllt, von entzückender Schönheit. Von Breslau bis zur vieltürmigen Moldaustadt schweift der Blick. Schlesien und Böhmen liegen wie eine Landkarte zu unsern Füßen ausgebreitet. Der hohe Riesenkamm und daneben der Kamm des Eulengebirges, die Bergkessel von Waldenburg und Glatz mit ihren Kuppen und Kegeln, der weitschauende und weit sichtbare Zobten, fern im Dufte verschwimmend die mährischen Sudeten mit dem Altvater und nach der andern Seite hin das Erzgebirge, hinter den Bergen die schlesische Ebene bis an die Grenze von Polen und Sachsen mit den zahllosen Türmen ihrer Städte und Dörfer und den bunten Bildern ihrer Felder, Wälder und Hügel: das alles gibt ein Gesamtbild von großartiger Schönheit, und namentlich dann, wenn die Gegend erglänzt in den Strahlen der auf und unter gehenden Sonne.

Nach der Illustr. Zeitung.

362. Frankfurt am Main.

155.

1. Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen tot;
da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Not.
2. „Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!
O weh, da liegt ein Nebel, der Feind ist hinterdrein!“
3. Nun betete Kaiser Carol auf Knien an seinem Speer,
da teilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher.

4. Die führte ihre Jungen hinüber zum andern Strand;
so machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt.
5. Hinüber zogen alle, wie Israel durchs Meer,
die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr.
6. Da schlug der Kaiser Carol mit seinem Speer den Sand:
„Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt!"
7. Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht,
damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.
8. Doch dort am Main erpranget nun eine werte Stadt,
die reich ist aller Güter und edle Bürger hat.
9. Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Carols Kron'
und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron.
10. Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn;
es schöpfte jeder Arme Wein sich aus reichem Born.
11. Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal,
mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wände im Saal.
12. Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum;
kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum.
13. Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt,
die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

Kopisch.

363. Sonntags am Rhein.

358.

1. Des Sonntags in der Morgenstund',
wie wandert's sich so schön
am Rhein, wenn rings in weiter Rund
die Morgenglocken gehn!

2. Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
da singt's und jubelt's drein;
du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
in all' die Lust hinein?

3. Vom Dorfe hallet Orgelton,
es tönt ein frommes Lied,
andächtig dort die Prozession
aus der Kapelle zieht.

4. Und ernst in all' die Herrlichkeit
die Burg herniederschaut
und spricht von alter, starker Zeit,
die auf den Fels gebaut.

5. Das alles beut der prächt'ge Rhein
an seinem Rebenstrand
und spiegelt recht in hellem Schein
das ganze Vaterland —

6. Das fromme, treue Vaterland
in seiner vollen Pracht,
mit Lust und Liedern allerhand
vom lieben Gott bedacht.

Reinick.

364. Der Rhein.

Deutsche Kunst in Wort, Lied und Bild verherrlicht schon seit Jahrhunderten den „Vater Rhein" — und mit Recht; denn wo bietet sich ein gleich erheiterndes Bild dar wie hier an den Ufern des vaterländischsten aller Ströme? Die klare, grüne Flut, vielfach bedeckt von Kähnen und Schiffen, die duftenden Rebenhügel, die schön bewaldeten Berghöhen mit Schlössern und Burgen, die freundlichen Dörfer und reichen, blühenden Städte, bewohnt von Menschen mit anheimelnden

Sitten, dazu die Fülle von Sagen und geschichtlichen Begebenheiten, die sich an diese Orte knüpfen: das alles übt einen unbezwinglichen Zauber aus auf alle, die für die Reize der Natur und für die Kunde der Vorzeit empfänglich sind.

Jubelnd besteigen wir im „goldenen Mainz“ eines der vielen Dampfboote, welche mit ruhigem Gange die grünen Fluten des Rheines durchfurchen, und schwimmen zuerst durch den prächtigen Rheingau bis Bingen und grüßen dabei die Rebenhügel von Johannisberg, Geisenheim und Rüdesheim. Weiter fahren wir vorüber am Mäuseturme, wo der Sage nach Hatto von Mainz von verfolgenden Mäusen verzehrt wurde, an der Pfalz bei Caub, bei der die Deutschen in der Neujahrsnacht von 1813—14 unter Blücher nach Frankreich hinübersetzten, und am Lorleyfelsen, von dem herab die Lorley den Schiffer in den Strudel lockt. Danach winkt aus dichtem Grün Schloß Stolzenfels, und endlich taucht in der Ferne auf „die Wacht am Rhein,“ die leuchtende Festung Ehrenbreitenstein.

Da, wo der Strom das Hochland durchbricht, um in das Flachland zu treten, steht als Grenzstein das Siebengebirge, und zwar in einer Gegend, die noch einmal alle Reize in sich vereinigt, die der herrliche Strom von Mainz bis Bonn in so reicher Fülle zeigt. Hier ragt der Drachenfels empor, wo Siegfried den Drachen erschlug. Gegenüber thront Rolandseck, wo der gefeierte Held Roland um Hildegunde trauerte, die in dem inmitten des Rheines gelegenen Kloster Nonnenwert der Welt entsagt hatte, um nur dem Himmel zu leben. Nachdem dann der Rhein noch seine Wogen vorübergerollt hat an Köln, Düsseldorf und Wesel, teilt er sich 20 Meilen vor seiner Mündung in mehrere Arme und schüttet durch dieselben eine Wasserfülle in den Ozean wie kein anderer deutscher Strom.

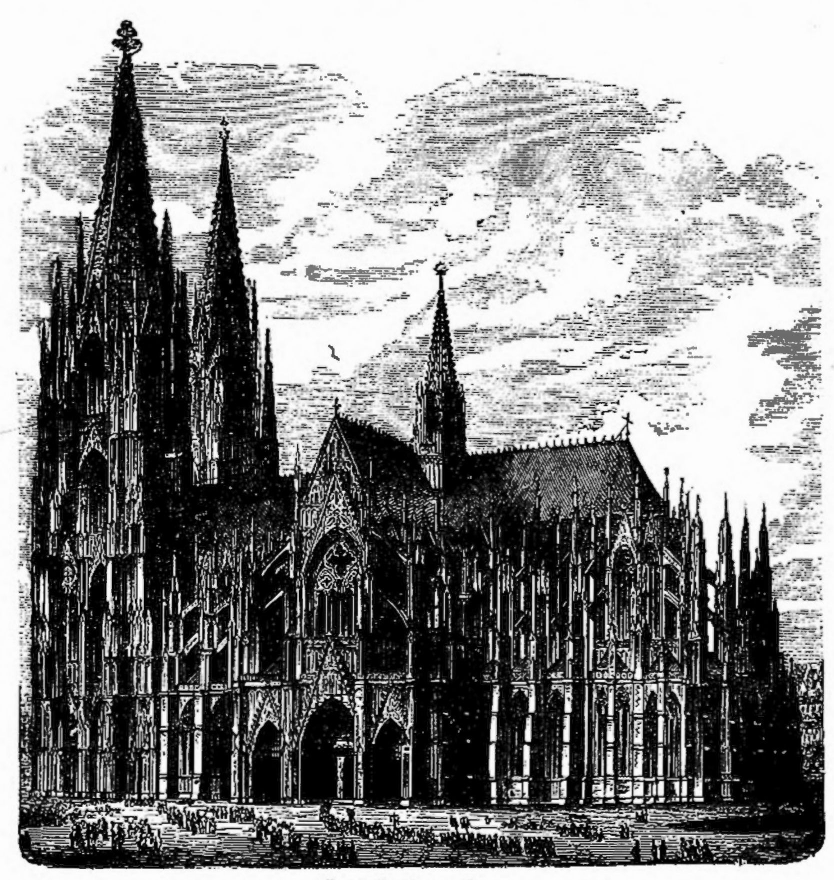
Von jeher war der Name dieses Stromes ein süßer Klang in jedem deutschen Ohre. Wie oft und gern flochten die Minnesänger seinen lieben Namen ihren Liedern ein! Und noch heute, wenn wir „die Wacht am Rhein“ singen oder in dem Rheinweinliede des wackeren Claudius an die Stelle kommen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!“ wie stimmen da alle Kehlen vollkräftig mit ein, wie klingen da alle Gläser an, wie schüttelt da der Deutsche dem Deutschen die Hand, wie fühlen sich da alle in dem Gedanken an den geliebtesten unserer Ströme befreundet und verbrüdert! Ja, was dem Indier der Ganges ist, ist dem Deutschen der Rhein. Religion, Recht, Kunst und Sitte haben sich von ihm aus über die Gauen unseres Vaterlandes verbreitet. Darum ist es heilige Pflicht, Gut und Blut einzusetzen, sollte je sein Besitz uns streitig gemacht werden.

Nach Grube.

365. Der Dom zu Köln.

Unter den kirchlichen Bauwerken Deutschlands ist der Kölner Dom als das merkwürdigste und prachtvollste zu bezeichnen und zugleich als das reinste Muster des herrlichen gotischen Baustils. Er ist in der

Form eines Kreuzes gebaut. Seine Länge beträgt 135 m und seine größte Breite 86 m. Wie von innerer Lebenskraft getrieben und den Bäumen des Waldes vergleichbar, wachsen die hohen Pfeiler vom Boden empor. Oben aber neigen sie sich in sanft aufsteigenden Spitzbogen gegeneinander. Blick und Sinn des Beschauers werden mächtig



Der Kölner Dom.

nach oben gezogen. Die innere Höhe des Domes beträgt 47 m. Die beiden Türme aber erheben sich 156 m hoch.

In dem südlichen Turme hängt die große Domglocke, welche 225 Zentner wiegt und von 12 Mann gezogen werden muß. Neuerdings ist eine noch größere Glocke hinzugefügt worden. Dieselbe ist aus Metall von eroberten französischen Kanonen, die Kaiser Wilhelm I. geschenkt hat, gegossen worden. Sie hat einen Durchmesser von 3,40 m, eine Höhe von 4,50 m, ein Gewicht von 545 Zentnern und heißt **Kaiserglocke.**

Der Dom ist reich an vortrefflichen Gemälden. Die herrlichen alten Glasgemälde, welche die ungeheuren Fenster bedecken, gehören zu den bedeutendsten Leistungen der Glasmalerkunst. Das Licht des Tages bricht sich in den gemalten Fenstern und verbreitet einen eigenartigen Dämmerschein durch die weiten Hallen.

Im Jahre 1248 wurde der Bau dieses großartigen Gotteshauses begonnen. Die Kosten des Riesenbaues wurden aber mit der Zeit so groß, daß die Arbeit eingestellt werden mußte, ehe noch die Hälfte fertig war. So hat das Werk von 1509 bis 1842 geruht. Im letzteren Jahre wurde auf Anregen des Königs Friedrich Wilhelm IV. der Kölner Dombauverein gegründet, welcher es sich zur Aufgabe machte, dieses herrliche Denkmal alter Baukunst weiter zu führen und zu vollenden. Am 15. Oktober 1880 wurde in Gegenwart des Kaisers Wilhelm I. der letzte Stein des südlichen Domturmes aufgesetzt und darauf die Vollendung des Ganzen durch eine große Festlichkeit ausgezeichnet.

†

366. Rheinsage.

358.

1. Am Rhein, am grünen Rheine,
da ist so mild die Nacht,
die Rebenhügel liegen
in goldner Mondenpracht.

2. Und an den Hügeln wandelt
ein hoher Schatten her,
mit Schwert und Purpurmantel,
die Krone, von Golde schwer.

3. Das ist der Karl, der Kaiser,
der mit gewalt'ger Hand
vor vielen hundert Jahren
geherrscht im deutschen Land.

4. Er ist heraufgestiegen
zu Aachen aus der Gruft
und segnet seine Reben
und atmet Traubenduft.

5. Bei Rüdesheim, da funkelt
der Mond ins Wasser hinein
und baut eine goldene Brücke
wohl über den grünen Rhein.

6. Der Kaiser geht hinüber
und schreitet langsam fort
und segnet längs dem Strome
die Reben an jedem Ort.

7. Dann kehrt er heim nach Aachen
und schläft in seiner Gruft,
bis ihn im neuen Jahre
erweckt der Trauben Duft.

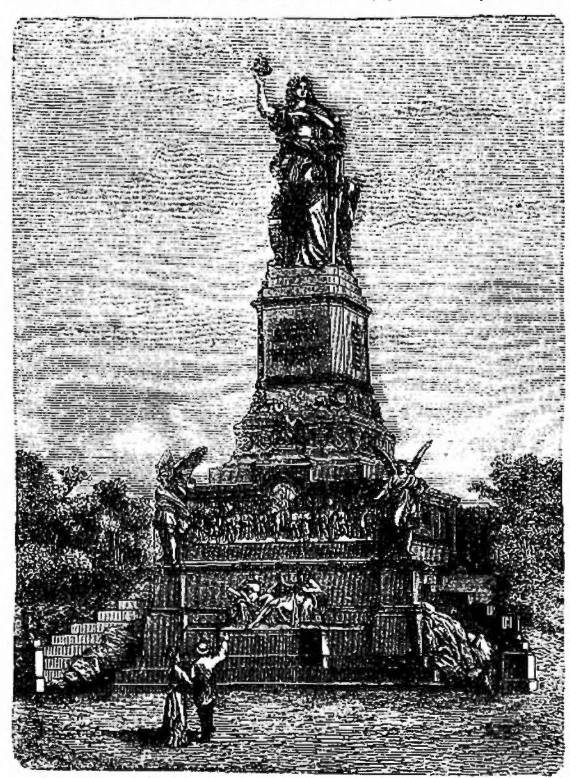
8. Wir aber füllen die Römer
und trinken im goldenen Saft
uns deutsches Heldenfeuer
und deutsche Heldenkraft.

Geibel.

367. Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

In einer der schönsten Rheinlandschaften, nahe bei dem weingesegneten Rüdesheim, erhebt sich das Nationaldenkmal 25 m hoch über die Bergspitze des Niederwaldes. Auf mächtigem Unterbau erblickt man die in Bronze gegossene Kolossalfigur der Germania. In majestätischer Ruhe steht sie da, den Blick nach Westen gerichtet. Das wehende Haar umwallt Schulter und Rücken. Ein Eichenkranz ruht auf dem wunderschönen Haupte, und ein Lorbeerkranz rankt sich um

die Krone, welche sie in der hocherhobenen Rechten dem Sieger darbietet. Lorbeer umrankt auch das mächtige Schwert, das sie mit der Linken umfaßt. Die Gewandung ist reich und edel gehalten, die Brust umspannt ein prächtiger Gürtel. Mit dem rechten Fuß etwas zurücktretend, steht das stolze, königliche Weib hoch emporgerichtet vor dem Thronsessel, dessen Lehne zwei Greife zieren. Es ist eine Germania, wie sie so groß und schön bisher von keiner Künstlerhand geschaffen wurde.



Das Niederwalddenkmal.

Von mächtiger Wirkung sind auch die anderen Figuren des Denkmals. In der Mitte des unteren Sockels befindet sich eine Bronzegruppe: der Rhein übergibt der Mosel das Wächteramt. Auf den beiden Ecksockeln erheben sich zwei gewaltige allegorische Figuren — links der Krieg, rechts der Friede — in vorzüglicher Ausführung. Zwischen beiden ist nun auf dem zweiten Sockel das große Hauptrelief angebracht, das nach des Künstlers eigenen Worten die „Wacht am Rhein" verkörpert, in dem Augenblicke, da sich die deutschen Krieger um ihren königlichen Führer scharen. In der Mitte desselben sitzt Kaiser Wilhem hoch zu Roß, umrahmt von den Fahnen deutscher Städte. Die Rechte hat er auf die Brust gelegt und das Haupt gen Himmel gerichtet. Ihm zu beiden Seiten befinden sich alle die Fürsten und Heerführer, die 1870 und 1871 ihm begeistert folgten. Es sind nahe an 200 Figuren, die meisten in Lebensgröße und porträtähnlich. Die Seitenreliefs stellen in ergreifender Weise „des Kriegers Abschied" und „der Krieger Heimkehr" dar. Vom Unterbau der Vorderseite strahlt die Inschrift herab: „Zum Andenken an die einmütige, siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederherstellung des Deutschen Reiches 1870—1871." Auf der Rückseite

im oberen Sockel stehen die Worte: „Frankfurter Friede am 10. Mai 1871“, und weiter unten gedenkt eine eherne Tafel der Schöpfer des großartigen Werkes mit den Worten: „Urheber und Bildner Johannes Schilling; Erbauer Karl Weisbach aus Dresden.“ — Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald ist die Versinnbildlichung deutscher Kraft und Größe, deutscher Gesittung und Gesinnung. Mag es ein Friedenszeichen für alle Zeiten bleiben! †

368. Der Schwarzwald und seine Bewohner. 161.

Begrenzt im Süden vom Rheine und im Norden von der Ebene zwischen der Enz und dem Neckar, zieht sich der Schwarzwald in einer Länge von etwa 18 Meilen und einer Breite von 8 bis 9 Meilen von Süden nach Norden. Auf der Westseite gießen sich seine Quellflüsse Kinzig, Murg, Neckar, Enz und Nagold in den Rhein, auf der Südostseite in die Donau, die hier selbst ihren Ursprung nimmt. In der gesegneten Rheinebene liegen an seinem Fuße die Städte Freiburg, Offenburg, Rastatt, Durlach, Karlsruhe und Bruchsal. Seine größte Höhe erreicht das Gebirge östlich von Freiburg, da, wo der bekannte Paß, die Hölle, sich befindet. Unter den Spitzen sind der Feldberg und der Katzenkopf, über dessen Gipfel die Grenze von Baden und Württemberg läuft, die bedeutendsten. Der ganze Schwarzwald ist Granitgebirge. Die höheren Punkte sind mit Sandstein bedeckt. Auf mehreren Höhen finden sich auch Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt und Mineralwasser. Groß ist der Reichtum an Waldungen. Der Fruchtbau dagegen ist mühsam und beschränkt sich auf Roggen, Hafer und Kartoffeln. Der vorzüglichste Zweig der Landwirtschaft ist die Viehzucht. Auf dem eigentlichen Gebirge finden sich wenige in Städtchen und Dörfer zusammengezogene Gemeinden, die meisten bestehen nur aus zerstreuten Höfen und Häuschen von eigentümlicher Bauart.

Vor allem aber birgt der Schwarzwald ein kräftiges, gesundes, wackeres Volk von Hirten, Holzhauern, Flößern und Ackerbauern, das sich alte Sitte und Tüchtigkeit erhalten hat. Riesenhohe Tannen und Fichten flößt der Schwarzwälder auf seinen Gebirgsbächen hinunter zum Neckar und Rhein, auf dem sie zu großen Flößen verbunden werden, so groß, daß oft vierzig Menschen auf denselben sind, um sie mit Rudern und Stangen zu regieren. Angetan mit breitkrämpigem Hute, roter Weste und weißen Hemdsärmeln, stehen diese kräftigen Gebirgssöhne in langer Reihe auf dem schwimmenden Walde und lassen ihn unter taktmäßigem Ruderschlage nach den Niederlanden hinabgleiten, um reichen Städten feste Unterlage, schwellenden Segeln eine Stütze zu gewähren. Für Holz tauscht der Schwarzwälder das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, Uhren, Strohhüte u. s. w. sind durch ganz Deutschland bekannt. Man findet überdem im Schwarzwalde Hammerwerke, Glashütten, Pech- und Teersiedereien, besonders aber viele Sägemühlen. Die Wohnungen liegen in den wildschönen Tälern zerstreut umher, sie sind von Holz und

mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt und mit vielen Fenstern versehen; doch haben sie wegen der weit hervorspringenden Dächer wenig Licht. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen. Unter diesen Gängen draußen am Hause liegt der Holzvorrat. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendläuten. Berthelts geogr. Bilder.

369. Elsaß und Lothringen.

Zwischen den grünen Ufern des Rheines und den Vogesen zieht sich ein schmales Land dahin. Dies ist das Elsaß. Es war früher deutsch, später französisch, und seit 1871 ist es wieder mit dem Mutterlande vereinigt. Es ist ein fruchtbares und anmutiges Land, dessen schönster Schmuck die Vogesen sind. Am Fuße des Gebirges findet man prachtvolle Laubwälder. Die Abhänge bedecken düstere Nadelholzwaldungen. Von den Kuppen schauen die Ruinen vieler mittelalterlicher Ritterburgen ernst in die lachende Rheinebene herab, wo fruchtbare und wohlbestellte Felder, grasreiche Wiesen, gutgepflegte Weinberge, schattige Kastanien- und Nußbaumalleen, freundliche Dörfer und reiche, gewerbfleißige Städte in bunter Reihe miteinander abwechseln. Der Boden ist ergiebig, besonders an Getreide und Gemüse, Obst und Wein, Hopfen und Tabak, Raps und Krapp. Die Wälder beherbergen viel Wild und liefern Brenn- und Bauholz in Menge, und aus dem Schoße der Berge gräbt der Bergmann Eisen und andere Metalle.

Die Bewohner sind ihrem Wesen und Charakter und ihrer Sprache nach deutsch. Ihr untersetzter Körperbau, ihre harmlose Gemütlichkeit, fröhliche Offenheit und zähe Ausdauer weisen deutlich auf die schwäbische Abkunft hin. Echt deutsch ist auch in den Dörfern die Bauart der Häuser. Die Wände sind weiß getüncht, das Balkenwerk dagegen ist meist rot angestrichen.

Im Süden des Landes liegt das gewerbreiche Mülhausen. Hier sind Tausende von Arbeitern in den Fabriken beschäftigt, aus Schaf- und Baumwolle und Seide Kleiderstoffe aller Art anzufertigen, sie zu drucken, zu färben und zu bleichen. Nördlich davon breiten sich Kolmar und das mit Mauern, Gräben und Wällen umgebene Schlettstadt aus. Noch nördlicher aber thront die Hauptstadt des Elsaß, das alte, ehrwürdige und zur Festung ersten Ranges erhobene Straßburg mit seinem weitberühmten Münster.

Nördlich von den Vogesen, nach der Mosel zu, liegt Deutsch-Lothringen. Tannen-, Buchen- und Eichenwälder, welche sich über die gebirgigen Gegenden ausbreiten, und die vielen Burgruinen, welche die Anhöhen schmücken, geben der Landschaft ein freundliches und malerisches Aussehen. Die größte und angesehenste Stadt Lothringens ist Metz an der Mosel. Einst war sie eine mächtige und blühende

freie Stadt des Deutschen Reiches, und jetzt ist sie eine der bedeutendsten Festungen der Welt und das stärkste Bollwerk Deutschlands nach Westen hin. †

370. Der Bodensee. 163.

Überraschend ist der Eindruck, bezaubernd der Anblick, wenn man von den Höhen oberhalb Lindau zum ersten Male über den Spiegel des „Schwäbischen Meeres" hinblickt. Ungeduld ergreift den Wanderer, hinabzueilen an die reizenden, mit Obstgärten, Weinhügeln und lieblichen Ortschaften umsäumten Ufer, und ist man unten angekommen, so lockt das gegenüber liegende Gestade, sich rasch den schaukelnden Wellen anzuvertrauen. Die Schweizerberge scheinen mit ihrem Fuße in den blauen Fluten zu ruhen. Von den Allgäuer Höhen über den Vorarlberger und Graubündner Alpen und von da in kleineren Bergzügen bis zu den Basaltkegeln des südlichen Badens dehnt sich ein prächtiger Gebirgskranz aus. Beim Auf- und Untergange zaubert die Sonne über diese Höhen und Tiefen Lichter hin, die kein Pinsel, geschweige eine Feder malen kann. Morgens zittern im blauen Wasserspiegel die Türme von Konstanz, mittags erglänzen die Berge mit ihren grünen Geländen und eisgrauen Häuptern im hellsten Sonnenlichte, und abends senkt sich die Sonne als purpurroter Feuerball mit wunderbarer Schönheit in die blinkenden Fluten. Aber nicht immer ergötzt der König der deutschen Seen das Auge mit anmutigen Bildern. Wenn der Himmel von zerrissenem Gewölk bedeckt ist, wenn der Föhn aus dem oberen Rheintale hervorsaust und mit seinen westlichen und nördlichen Vettern über dem See zusammenstößt und im wütenden Kampfe brausend und heulend ins Wasser sich einbohrt, dann steigen die Wellen, dann schäumt die Brandung, und weit über Damm und Brüstung wirft sich Woge an Woge.

Unter den deutschen Binnenwässern ist der Bodensee unstreitig das größte. Bei 15 km Breite und 45 km Länge beträgt der Umfang 200 km, seine größte Tiefe aber 276 m. Ein Kaiserstaat, zwei Königreiche, ein Großherzogtum und zwei Kantone der Eidgenossenschaft umgrenzen ihn und haben gemeinsame Ansprüche auf seinen Wasserreichtum. Den lebhaften Verkehr zwischen den verschiedenen Ufern vermittelt eine große Anzahl Dampfschiffe, und es ist ein Bild von besonderem Reize, wenn man in weiter Ferne das schwarze Schiff auf blauem Grunde erblickt, hinter welchem sich eine lange Rauchwolke kräuselt.

Sehr reich ist der Bodensee an Fischen, besonders an schmackhaften Forellen und noch reicher an der großen und kleinen Maräne. Eingemacht und geräuchert bringt man diese Gangfische, wie man sie nennt, als Delikatessen in den Handel.

Eine Eigentümlichkeit des Bodensees ist das jährliche Fallen und Steigen seines Wasserspiegels. Wenn nämlich im Spätherbste und Winter die Gletscher und Schneefelder nicht mehr auftauen, und die Zuflüsse dann nicht mehr stark genug sind, um das zu ersetzen, was

durch die Verdunstung und durch die Brücke von Konstanz täglich abgeht, dann fällt das Wasser fast 3 m tief. Der bedeutendste Zufluß aber, der Rhein, breitet sich Sommer und Winter recht behaglich in dem weiten Bette aus, um seinen Schlamm abzulegen und dann als schöner Jüngling über Schaffhausen ins liebe Deutschland zu hüpfen, dessen Zierde und Schmuck er ist. †

371. Die Alpen.

Unter den Alpen versteht man die in der Schweiz, Österreich und auch im südlichen Teile von Deutschland sich erhebenden, weit ausgedehnten Gebirge, deren Gipfel größtenteils mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind. Am höchsten sind diese Kuppen an den Grenzen der Schweiz gegen Italien hin.

Auf den Matten der Alpen sieht man während des Sommers zahlreiche Viehherden, die von den Hirten, welche Älpler oder Sennen heißen, gehütet werden. Hier bereitet man den weltberühmten Schweizerkäse. Das Geschäft des Melkens und der Käsebereitung versehen meist Männer. Butter wird wenig gemacht. Der Senn wohnt in hölzernen Hütten, Sennhütten genannt, in denen auch der Reisende oft ein Obdach findet.

Wo die grünen Matten aufhören, beginnt die Gegend des ewigen Eises und Schnees. Die Grenze zwischen beiden schneidet zuweilen so scharf ab, daß man den einen Fuß auf Rasen, den andern auf Eis setzen, mit der einen Hand den Schnee berühren, mit der andern blühende Pflanzen greifen kann. Oft ragen die nackten Spitzen noch über Schnee und Eis hinaus. Die steilsten Kuppen der Gebirge werden in der Schweiz gewöhnlich Hörner genannt, wie die Namen Schreckhorn, Wetterhorn u. a. beweisen. In den Hochalpen fällt alljährlich eine außerordentliche Menge Schnee; er gefriert an seiner äußeren Rinde und schmilzt nur teilweise im heißen Sommer. Diese Berge bieten daher zu allen Jahreszeiten das prächtigste Schauspiel, besonders wenn bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang das ganze Land im Schatten liegt und nur die höchsten Schneekuppen, von den Sonnenstrahlen vergoldet, in unbeschreiblicher Erhabenheit einsam hervorragen und glühen. Man nennt diese Erscheinung das Alpenglühen.

Was der Berg wegen des schroffen Abhanges nicht zu halten vermag, oder was die Stürme herabwehen, das füllt die nahe gelegenen Täler an, in denen sich daher der Schnee im Winter sehr anhäuft. In den unteren Tälern löst ihn die Frühlingswärme meistenteils auf; in höher liegenden Tälern aber kann selbst der Sommer diese Massen nicht bewältigen. Der Schnee bleibt dort immer liegen, verhärtet sich durch den Druck seines eigenen Gewichts, und bildet einen Gletscher. An der Oberfläche, an den Seiten und vorzüglich an den unteren Ausläufern, wo das Eis von der Luft und dem Erdboden berührt wird, schmilzt es; daher fließen aus jedem Gletscher mächtige Bäche hervor; diese unterwühlen denselben und bilden in sehr heißen Sommern besonders

an der Stelle, wo ihm der Bach entströmt, nicht selten prächtige Eisgewölbe. Diese beständige Untergrabung der Gletscher ist die Ursache ihres häufigen Zusammenbrechens. Unter donnerähnlichem Getöse entstehen tiefe Spalten und Schlünde, die dem Wanderer namentlich dann sehr gefährlich werden, wenn frisch gefallener Schnee sie bedeckt und eine trügerische Brücke über sie wirft. Diese Zertrümmerung verändert beständig die Oberfläche der Gletscher. Die meisten zeigen ein wunderbares Gemisch von Eisklippen, Erhöhungen und Vertiefungen.

Die Gletscher sind in einer beständigen Zunahme begriffen; sie wachsen sowohl an Dicke und Höhe, als auch an Ausdehnung, indem sie sich weiter in die Täler hinabsenken, bis sie einmal wieder in sehr heißen Sommern auf einige Zeit zurückgedrängt werden. Sie bedecken alle Bergabhänge und Vertiefungen der höheren Alpen; man zählt ihrer über 400. Manche derselben sind sechs bis sieben Stunden lang und eine halbe bis dreiviertel Stunden breit. Sie werden aber nur dem unvorsichtigen Reisenden oder dem allzukühnen Jäger gefährlich.



Hospiz auf dem Großen St. Bernhard.

Größer ist die Gefahr, welche den Bewohnern der Alpengegenden und jedem im Hochgebirge Reisenden von den Lawinen droht. Lawinen sind Schneemassen, welche von den Gebirgen in die Tiefe stürzen und oft sowohl durch unmittelbare Gewalt, als auch durch den Luftdruck große Verheerungen anrichten, Ströme verstopfen, Häuser und Wälder fortreißen und Menschen und Tiere töten. Sie entstehen, wenn bei tiefem Schnee plötzlich gelinde Witterung eintritt, was vorzüglich im Frühling der Fall ist. Es rollen dann leicht kleine Schneeballen ab, die sich auf ihrem Wege zu ungeheuren Klumpen vergrö-

ßern und alles mit sich fortreißen oder durch ihre Last zerquetschen. Am 12. Dezember des Jahres 1809 wurden in der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwyz und Graubünden in einer Nacht und fast in der nämlichen Stunde durch die Lawinen Hunderte von Menschen verschüttet, ganze Viehherden mit den Ställen vernichtet, Wiesen und Gartenland bis auf den nackten Felsen abgeschürft und weggeführt und ungeheure Wälder so zugerichtet, daß die Bäume zerknickt und zerschmettert übereinander lagen wie die Halme auf dem Felde nach dem Hagelschlag. †

372. Das Alplied.

1. Auf hoher Alp
wohnt auch der liebe Gott.
Er färbt den Morgen rot,
die Blümlein weiß und blau
und labet sie mit Tau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

2. Auf hoher Alp
von kräuterreichen Höh'n
die Lüftlein lieblich weh'n,
gewürzig, frei und rein;
mag's wohl sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

3. Auf hoher Alp
erquickt sein milder Strahl
das stille Weidetal;
des hohen Gletschers Eis
glänzt wie ein Blütenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

4. Auf hoher Alp
des Gießbachs Silber blinkt;
die kühne Gemse trinkt
an jäher Felsen Rand
aus seiner reichen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

5. Auf hoher Alp
in Scharen, weiß und schön,
die Schaf' und Zieglein gehn
und finden's Mahl bereit,
daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

6. Auf hoher Alp
der Hirt sein Herdlein schaut,
sein Herze Gott vertraut;
der Geiß und Lamm ernährt,
ihm auch wohl gern beschert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Krummacher.

373. Wien.

Der Wiener hat recht, wenn er singt: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!" Denn nicht nur durch ihre Grösse und die Schönheit ihrer Lage, sondern auch durch die vielfachen Erinnerungen, die sich an sie knüpfen, sowie besonders durch die hervorstechenden, liebenswürdigen Eigentümlichkeiten ihrer Bewohner ist diese Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates zugleich die merkwürdigste Stadt desselben. Schon von den alten Römern angelegt, widerstand sie späterhin mit ihren festen Mauern, Türmen und Wällen, verteidigt durch die standhafte Tapferkeit ihrer Bewohner, mehrmals den furchtbarsten Angriffen der siegreich vordringenden Türken. Mächtigen deutschen Kaisern aus dem habsburgischen Geschlechte diente sie zur Residenz, und die bedeutendsten unserer deutschen Musiker: Haydn, Beethoven und Mozart, haben

den gröfsten Teil ihres Lebens darin zugebracht und hier, unter den für alle Kunst empfänglichen Wienern, ihre Meisterwerke geschaffen.

Die Stadt liegt in einer durch Abwechslung von Berg, Ebene und Wasser sehr angenehmen Gegend am rechten Ufer der Donau, deren Spiegel fortwährend mit einer Menge fremder Schiffe bedeckt ist, welche die Erzeugnisse des fernen Orient vom Schwarzen Meere her Österreich zuführen. Auf einem Flächenraume, welcher 26 km im Umfange hat, wohnen hier fast 1³/₄ Million Menschen, Deutsche, Italiener, Ungarn u. s. w., die vielen, besonders orientalischen Fremden abgerechnet, welche sich fortwährend in Wien des ausgedehnten Handels wegen aufhalten.

Wien ist reich an grofsen, prachtvollen Palästen und andern Gebäuden. Doch unter allen tritt ein Bauwerk ganz besonders hervor, es ist die Stephanskirche mit ihrem 140 m hohen Turme. Diese herrlichste Kirche Wiens ist zugleich eine der schönsten der Welt und ein vorzügliches Denkmal altdeutscher Baukunst.

Unter den vielen öffentlichen Vergnügungsorten, in denen wir das Wiener Leben in seiner Gemütlichkeit und Ausgelassenheit zugleich beobachten können, zeichnet sich namentlich der Prater aus. Es ist ein in der Nähe der Stadt auf einer ausgedehnten Donauinsel mit üppigem Wiesengrunde gelegener Lustgarten, welcher von den fröhlichen Wienern fleifsig besucht wird; denn ein Hauptzug des Wiener Charakters ist Leben und Lebenlassen. Selbst mitten unter ernsten Bedrängnissen verläfst den Wiener sein fröhlicher Mut, der oft in ausgelassener Laune übersprudelt, so leicht nicht.

Nach Gittermann.

374. Die ungarischen Pufsten. 366.

In den weiten ungarischen Ebenen an der unteren Donau und Theifs liegen etwa 3000 Weideplätze, die der Ungar Pufsten, d. h. Öden, nennt. Endlos dehnt sich die Pufsta vor unseren Blicken aus. Sichtbare Grenzen hat sie nicht, nur das blaue Gewölbe umschliefst sie. Das hohe Gras verwelkt ungemäht, und stumm eilen die Flüsse weiter zwischen den rohrbedeckten Ufern. Einöden sind aber die Pufsten nicht; sie sind vielmehr der Schauplatz eines reichen Natur- und Volkslebens. Auf leichten, behenden Rossen durcheilt sie der Magyar. Die Sonne brennt glühend heifs auf seinen Scheitel hernieder, und die Heiden, Steppen und Sandflächen fliegen in wilder Hast an ihm vorüber. Doch nicht lange befinden wir uns allein. Ganze Karawanen von Fuhrwerken, welche mit Pferden und Ochsen bespannt sind und die Erzeugnisse Ungarns von einem durch die Pufsten getrennten Orte in den andern bringen, begegnen uns und beleben die Gegend. Dann treffen wir eine Herde von zahllosen Rindern, die, begleitet von den dumpfen Klängen vieler Glöckchen und dem Gebelle der Hunde, nach einer der grasreichen Weidetriften zieht. Hier laden Brunnen, deren

schlagbaumartig schräg aufgerichtete Schwengel in der Ferne wie seltsame Gestalten aussehen, zu erfrischender Rast ein. Dort taucht plötzlich eine einzeln stehende Pusstaschenke auf, worin wir zwar nur notdürftige Erfrischung und Unterkunft, dafür aber ein sich reich entfaltendes Volksleben finden. Bei dem Klange einer Zigeunerfiedel und dem schnarrenden, schrillen Tone eines Zimbals dreht und neigt sich der stolze Sohn der Pussta im Kreise oder sitzt zechend am schmutzigen Tische, sein kurzes Pfeifchen schmauchend.

Die Hirten der Pussten sind schöne, kräftige Menschen, echte Naturmenschen, und scheinen gefeit zu sein gegen jede Krankheit. Die Urkraft, die in ihnen wohnt, trotzt der sengenden Glut der Sonnenstrahlen wie den eisigen Herbstnebeln. Einfach wie ihr Kleid ist ihre Nahrung, sie kennen kaum eine andere als Speck und Brot, und eine Hose und ein Hemd von grober Leinwand machen ihre ganze Kleidung aus. Sie kennen nichts in der Welt als die ihnen anvertrauten Tiere; sie lieben nichts als ihre Pferde, Schafe, Schweine und Rinder, mit denen sie sich schon als kleine Jungen beschäftigten. Je nach ihrer besonderen Beschäftigung teilen sie sich in Rosshirten, Schafhirten, Rinderhirten und Schweinehirten, die sich in ihrer Lebensweise streng voneinander scheiden.

Nach der „Illustr. Zeitung".

375. Petersburg.

An der Mündung der Newa legte Peter der Große im Jahre 1703 den Grundstein zur heutigen Peter-Pauls-Festung und gründete zugleich eine Stadt, die das „Fenster nach Westen" werden sollte, durch welches das Licht der europäischen Bildung in das Riesengebäude des russischen Reiches seinen Eintritt nehmen könnte. Es geschah dies unter großen Schwierigkeiten; denn das Land war hier mit dichtem Urwalde bedeckt, und stundenweit dehnten sich Sümpfe und Moräste. Doch die Tatkraft Peters verstand alle Hindernisse zu besiegen. Vier Jahre lang waren 50 000 Menschen mit der Trockenlegung der Sümpfe, dem Ausroden der Wälder, dem Bau von Festungswerken und Häusern beschäftigt. Heute ist Petersburg eine Stadt der Paläste, deren Bevölkerung $1^1/_2$ Million beträgt.

Die Hauptverkehrsader der Stadt ist der Newsky-Prospekt. Wenn man aus dem vornehm stillen Teile kommt, in welchem der Kaiser- oder Winterpalast liegt, und plötzlich in den Newsky einbiegt, ist man im ersten Augenblicke wie betäubt von dem Lärme der Menschen, Wagen und Pferde, welche sich durch die schnurgerade breite Straße bewegen. Man muß die Gewandtheit der Kutscher bewundern, die sich ohne Unfall durch das unabsehbare Gewirr der Wagen hindurchzuwinden verstehen. Dabei sind die breiten Fußsteige der schönen Straße immer mit Fußgängern bedeckt; denn hier ist die Promenade der vornehmen Welt, hier ein prächtiger Verkaufsladen neben dem anderen. Ein buntes Gemisch von Uniformen (auch alle Beamten und Schüler tragen in Rußland Uniform) und Volkstrachten zieht an uns vorüber. Am häufigsten ist der volks-

tümliche Kaftan, zu dem hohe Stiefel und eine Pelzmütze gehören. Durch die bunte Menge drängen sich Verkäufer, die im Winter warmen Tee und im Sommer Eis oder das beliebte Volksgetränk „Kwas“ feilbieten, Garköche, die ihre Fleischpasteten, Kuchenverkäufer und Bilderhändler, die alle ihre Ware mit der ganzen Kraft ihrer Lunge anpreisen. Leichte Schutzdächer, von schlanken, eisernen Säulen getragen, reichen fast von jeder Haustür über den breiten Fußsteig hinweg bis zum Fahrdamme. Die große Sauberkeit, welche Straßen und Häuser zeigen, berührt aufs angenehmste. Wer eines Fuhrwerkes bedarf, dem steht für 10—20 Kopeken (etwa 30—60 Pfennig) sofort eine einheimische Droschke, die immer nur einen Fahrgast befördert und ohne Federn und Rückenlehne ist, zu Gebote. Auf die größte Schnelligkeit bei der Beförderung achtet nicht nur der Insasse des Fahrzeuges, sondern auch die Straßenpolizei, und oft genug kann man sehen, wie einem trägen Droschkenkutscher vom Schutzmanne bedeutet wird, rascher zu fahren.

Wer den Russen bei seinen Vergnügungen beobachten will, muß in den Tagen der Butterwoche (der Woche, welche dem sechstägigen Osterfasten vorangeht) das Marsfeld besuchen. Der Platz hat sich in eine Budenstadt verwandelt. Schaustände aller Art suchen die Menge durch Ausrufer herbeizulocken. Zu den Karussells und Schaukeln drängt man sich besonders. Stundenlang sitzt der gemeine Mann in den letzteren, ohne dieses Vergnügens überdrüssig zu werden. Zu den Volksvergnügungen gehören auch die Rutschfahrten von den Eisbahnen. Auf steiler Holztreppe erklimmt man das hohe Gerüst und gleitet auf der anderen Seite mit Blitzesschnelle die steile Bahn hinab, um alsdann auf wagerechter Fläche noch einige hundert Schritte mit fortgeführt zu werden. Durch Met, Kwas, Tee, Wodka (Branntwein) sucht man sich dabei anzuregen. Jedermann knackt Nüsse oder stillt seinen Hunger mit einem aus Sahne, Butter und Mehl bereiteten Pfannengebäck. In diesen Festtagen kennt der gemeine Russe keine Enthaltsamkeit. Obwohl sonst wenigstens an Wochentagen nüchtern, beschließt er doch jeden Tag der Butterwoche mit einem größeren oder geringeren Rausche. Trotzdem kommen Ruhestörungen, Streit und Rauferei höchst selten vor.

Ein besonders lebhaftes Treiben herrscht in der russischen Hauptstadt während des Winters. Dann wird es auf den großen Eisbahnen, auf denen sich Tausende von Schlittschuhläufern tummeln, selten leer. Mag auch der Nordwind mit eisigem Hauche über die glatte Fläche dahinstürmen, man zieht doch die kristallene Eisbahn dem wärmenden Ofen vor. Über den gefrorenen Strom geht nun der Verkehr der Fußgänger und der Fuhrwerke. Alle Teile der Stadt stehen durch das Eis in innigster Verbindung, und bequem gelangt man von Ufer zu Ufer, von Insel zu Insel.

†

376. Der Lappe und das Renntier.

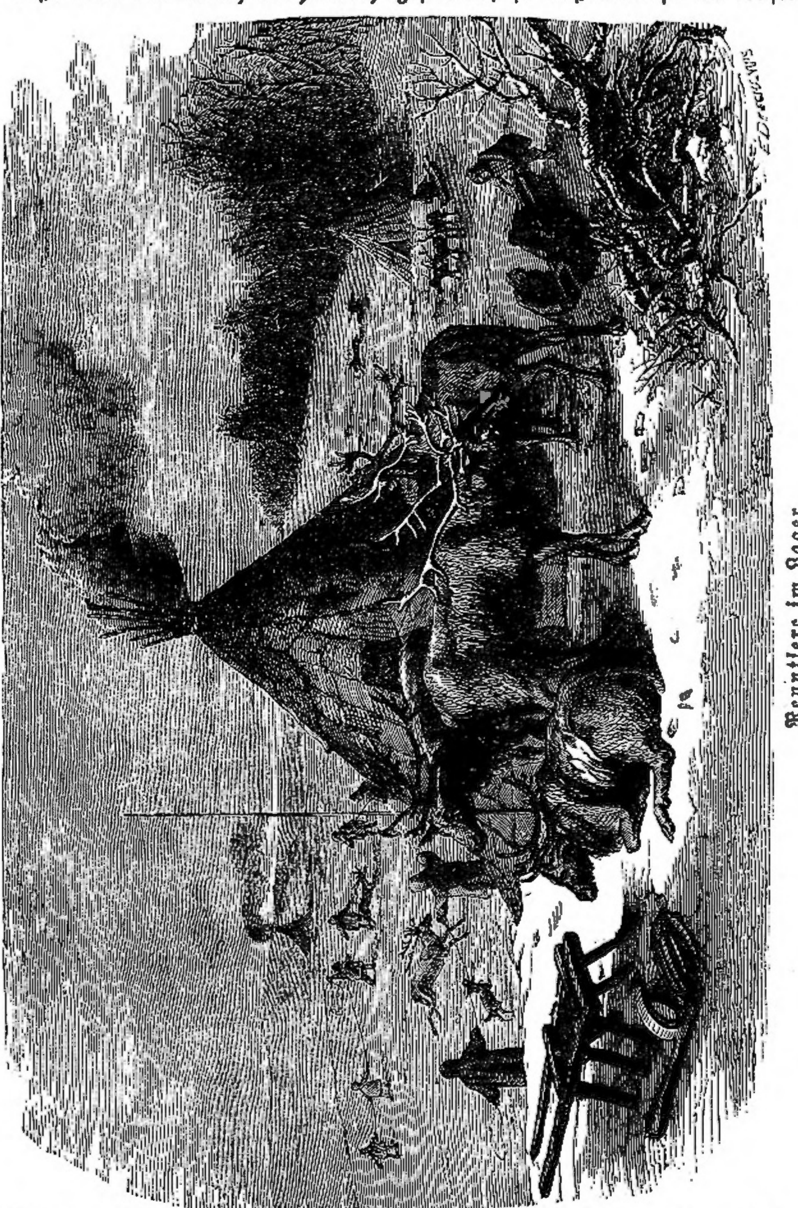
Das Renntier weidet auf den hohen, wüsten Hochebenen **Finnmarkens**, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das

bittere Renntiermoos trägt. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegenschwärmen verfolgt, welche Menschen und Tieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, daß seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tieferen Täler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es, dem Verlangen des Tieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renner würde gewaltsam entlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchirren.

Zieht der Lappe im Herbste in das Hochland zurück, so werden die Renntiere mit allem Eigentume beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten ausgesucht, und man verteilt möglichst die Last; denn ein Renntier trägt nicht viel. Den großen Leittieren werden Glocken angehängt, und so wandert die Karawane, die mindestens 200, zuweilen aber mehr als 2000 Geweihe zählt, die öden Hochebenen aufwärts in die unermeßlichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte. Dabei sucht er gern die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wachsen, wo ein Bach niederstürzt, und er baut dann diese Hütte etwas fester als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von außen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Tieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräten, die weiße, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt meterhoch; aber das Renntier achtet das nicht. Es weiß mit seinen Hufen die Hülle fortzuscharren, weiß die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheuren Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen.

Neben dem Wohnplatze des Lappen steht meist noch ein Zelt, hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräten besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Kleidungsstücke, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Renntiermagen, in denen er seinen Milch- und Käsevorrat verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Renntiere des Tages zweimal gemolken werden. Dies ist das Anziehendste für den Fremden. Die Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Tiere mit den klugen, milden Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mütter, und die jungen Tiere erproben spielend und stoßend ihre Kraft. Beim Melken wird jedem Tiere eine Schlinge übergeworfen, damit es still steht, und diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Das Renntier gibt wenig Milch, aber sie ist fetter als jede andere und außerordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion; ein anderer Teil wird zu der täglichen Suppe verwendet, welche, mit Mehl oder auch mit Renntierblut und Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Speise

gewährt. Aus dem Reste der Milch wird Käse gemacht. Im Winter läßt man die Milch wohl auch gefrieren, so daß man sie in Tafeln



Renntiere im Lager.

schneiden kann. Sie verliert dabei durchaus nichts von ihrer süßen Frische und ist namentlich auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungs-

mittel. Fleisch und Milch des Renntieres ist die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, die Furchtbarkeit des Winters zu überdauern. Mügge.

377. Der Heringsfang an der Küste von Norwegen. 364.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf als den Hering, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist es wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählte die ungeheueren Schwärme, die jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen erliegen und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Im Frühjahre schwimmt er an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dieses Geschäft verrichtet ist; aber es erscheinen im Sommer und Herbste auch Scharen von solchen Tieren, die nicht Milch, noch Rogen haben, und so ziehen zu allen Zeiten einzelne, unermeßliche Heere aus, bald von Schottland herüber, bald in die Ostsee, bald nach Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch das Kattegat und den Sund; und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht; aber dem Fischer und Kaufherrn ist es genug — sie sind da, und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, mieten Hütten und Plätze und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nötig haben, versorgen. Sie tun sich nun in Gesellschaften zusammen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, und erwarten dann die Heringsschwärme. Ungeduldig fahren sie von jetzt ab täglich weit ins Meer hinaus, um den lang ersehnten, silberhellen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch die Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter die Ankunft des Tieres. Einzelne Walfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt; denn der Walfisch ist der sichere Verkündiger des Herings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriffe bereit zu halten. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, die Wasserstrahlen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, die in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: „Gebt acht! wir liefern sie euch, seid bereit und fertig!“ Hat der Walfisch seine Sendung

vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küste treiben, wo sich derselbe zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um grimmigen Feinden draußen zu entkommen, andern noch schrecklicheren in die Hände fällt; denn hier erwarten ihn die Fischer mit den Netzen. Ist der Fang gut, so steckt in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch. Die Menge der Fische ist so ungeheuer, daß sie zuweilen eine Wand bilden, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote mehrere Zentimeter aus dem Wasser gehoben werden.

Sobald die Fahrzeuge gefüllt sind, ziehen die Fischer nach Bergen. Dort nun eröffnet sich ein neues Schauspiel. Arbeiter karren die Heringe aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, Scharen von Menschen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt. Halb in Fischbergen begraben, ergreifen die Arbeiter einen Hering nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf, reißen mit einem kunstgemäßen Zuge Gedärme und Eingeweide heraus und werfen ihn dann in die bereitstehenden Tubben. Sie haben in dieser Arbeit eine solche Fertigkeit, daß viele tausend Fische täglich abgetan werden. Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von anderen Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren. Dort werden die Heringe in Fässer gepackt und mit Salzlake begossen. Nachdem die Gefäße vom Böttcher geschlossen und in dem Magazine aufgestapelt worden sind, kommen sie zur Ausfuhr. Wenn man bedenkt, daß in guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300000 Tonnen Heringe ausgeführt werden, kann man sich wohl einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen.

Ein besonders glückliches Ereignis ist es für die Fischer, wenn der Hering, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küsten und in die Buchten tritt. Ist dies der Fall, so werden die Buchten, wenn es irgend angeht, durch große Netze sogleich abgesperrt, und dann sind alle armen Eindringlinge verloren; sie werden mit Gemächlichkeit abgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat schon acht- bis zehntausend Tonnen aus einer Bucht gezogen, und ebenso viele Fische waren durch das gewaltige Zusammendrängen der Massen erstickt. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wohl noch mehr von den Raubtieren verschlungen werden. Endlich, im März, senken sich die Scharen in die Tiefen, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz.

Wie viele Gefahren, wie viele Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert das Gewerbe des Heringsfanges, wie viele entsetzliche Not und Leiden bringt es mit sich! Und doch ist es bei jenen norwegischen Küstenbewohnern zu einer Leidenschaft geworden, von der sie nicht lassen können. Von dem Frieden des Hauses, von dem Rauschen der Ährenfelder, von der himmlischen Stille des Lebens

wissen sie nichts. Auf den Wellen fahren, dünkt ihnen viel schöner als in den Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen. Mügge.

378. Holland.

In der nach allen Seiten offenen Landschaft fällt dem Fremden dreierlei besonders auf: Kanäle, Viehherden und Windmühlen. Diese drei zeigen sich in Holland immer beisammen und geben dem Lande bei dem sich stets gleichbleibenden Wiesengrün und dem niedrigen Busch- und Laubwerk das stehende einförmige Aussehen.

Die Kanäle, die bei jeder Wendung immer aufs neue in die Weite glänzen, versehen den Dienst der großen und kleinen Landstraßen und zugleich der Umzäunungen der Grundstücke und kleinen Landgüter und Anwesen. Breit oder schmal, mit kahlen oder gezierten Rändern, ketten sich endlos Gräben voll Wasser aneinander, hier Dörfer und Städte verbindend, dort Felder und Wiesen umziehend. Unter dem dunstigen Himmel liegen sie da wie langgestreckte, stille Spiegel der Landschaft. Von Zeit zu Zeit beleben sie sich mit allerlei Fahrzeugen; dann zeigen sich Boote mit Segeln, lange schmale Postschiffe (Treckschuiten) von Pferden geschleppt, die ein reitender Bursche unaufhörlich antreibt, nicht selten auch hochbeladene Kähne, die von Männern oder Frauen mit vorgeneigtem Körper und im Schweiße des Angesichts gezogen werden. Die Anstrengung ist jedoch nicht zu groß, da das Gewässer keine Strömung hat, die zu überwinden wäre. Im Innern dieser Fahrzeuge gibt es Wohnungen, in denen Familien Tag und Nacht mit Kind und Kegel sich aufhalten.

Längs der großen Kanäle ziehen sich gewöhnlich auch Landstraßen hin. Dieselben sind ebenfalls wie nach der Schnur gezogen; denn weder Tal noch Hügel schreiben ihnen Auf- oder Absteigen oder Krümmungen vor. Diese Straßen haben ein festes und stets trockenes Pflaster, welches aus den sogenannten Klinkers, einer Art kleiner gebrannter Ziegel besteht.

Auf Straßen und Kanälen begegnet man häufig Heuwagen und Heuschiffen. Auf letzteren liegen ungeheuere Lasten aufgehäuft; des Sommers sind sie nur dürftig bedeckt, für lange Reisen aber, besonders im Winter, mit wohlgezimmertem Dache versehen. An Heu muß im ganzen Lande beständig Vorrat sein; denn ist das Gras in einer Gegend minder dicht und saftig, so muß eine üppigere herleihen. Heu ist die Grundbedingung für einen bedeutenden Teil des Landesreichtums. Alle Welt weiß, welche Massen von schmackhafter Butter und gutem Käse Holland ausführt. Aber auch die Ausfuhr von lebendem Vieh ist höchst beträchtlich. An Pferden geht jährlich wohl eine Million über die Grenze, besonders aus Friesland; die Ausfuhr an Schafen steigt bis auf sieben Millionen Stück.

Bieten die schönen Viehherden zwischen schimmerndem Grün und Gewässer eine Augenweide, deren man nicht leicht müde wird, so bereiten die unzähligen Windmühlen dem Fremdlinge eine Augenqual.

Das Wasser fließt und strömt nicht in diesem Lande; es kann weder Mühlen noch Fabriken treiben. Die Wäldchen, soviel ihrer auch sind, liefern zu wenig Holz zum Heizen der Dampfkessel, und auch an Kohlen fehlt es. Zwar ist Torf überall in Menge da; doch ist dieser als Heizmittel für Dampfmaschinen wenig geeignet. Darum muß der Wind eintreten. Wo es nur etwas zu zermahlen, zu zerreiben, zu zerstampfen gibt, oder wo etwas zu reinigen und in Formen zu schlagen, zu heben, zu schöpfen oder auszuschütten ist, da wird der Wind zur Arbeit eingefangen. Wo der sandige Boden sich nur ein wenig erhöhte, wurde er gleich mit einer Windmühle besetzt. Zum Glück weht es Tag und Nacht, mächtig oder leise, von der Nordsee her. Wenn sich dann die langen, dunklen Haspelarme der Windmühlen schwingen, erhält man die Vorstellung, als bewegten sich unaufhörlich ungeheure Spinnen in den Lüften. Selbst bei den Großstädten sind die Wälle mit ihnen bekränzt. Von welcher Seite auch man sich z. B. Amsterdam nähert, jedesmal steht links und rechts eine Reihe von Windmühlen und nimmt die Aussicht in Beschlag.

Bekannt, ja sprichwörtlich ist die holländische Reinlichkeit, die in dem Dorfe Broek bis zur Übertreibung gepflegt wird. Wenn nun auch nicht in ganz Holland, so wie es in Broek geschehen soll, sämtliche Gerätschaften des mit Fliesen belegten und täglich gescheuerten Kuhstalles so blank geputzt werden wie Tischgeschirr, so scheuert die holländische Bürgerfrau doch wöchentlich Haus und Straße gründlich, ebenso das mit Ölfarbe gestrichene Haus von außen. In Amsterdam, der Weltstadt, ist diese Reinlichkeit selbst in den Hütten der Ärmsten zu finden. †

379. London.

London bedeckt einen Raum, auf dem Paris zweimal, Berlin fünfmal, Hamburg dreißigmal Platz hätte. Es ist die größte Stadt der Welt und hat über $4^1/_2$ Millionen Einwohner, so daß es allein manchen Staat, wie z. B. das Königreich Sachsen, an Volkszahl übertrifft. Die ungeheuere Stadt liegt zu beiden Seiten der Themse. Dieser Strom ist Londons Größe und Londons Schmuck, er ist die belebende Pulsader des gewaltigen Ganzen. 20 Brücken, darunter sehr prachtvolle, führen über den Strom.

Die Häuser sind meist schmal, nur drei oder höchstens vier Fenster breit, auch nicht sonderlich hoch. Das kommt daher, weil jeder Engländer, wenn er irgend kann, gern mit seiner Familie ein Haus für sich bewohnt.

Von einzelnen Bauwerken sind die wichtigsten das großartige Parlamentsgebäude, die Westminsterabtei, eine schöne gotische Kirche, in der die Könige gekrönt und die Bildsäulen von allen berühmten Männern Englands aufgestellt werden, die Paulskirche, die größte evangelische Kirche der Welt und der Peterskirche in Rom zu vergleichen, und der Tower (Tauer), eine alte Burg, in der die Reichskleinodien aufbewahrt werden.

In der Nähe des Tower beginnen die Docks, große ausgegrabene Wasserbecken, in welche die Schiffe durch Kanäle und Schleusen einlaufen, um daselbst ein und aus zu laden, oder auch um ausgebessert zu werden. Solche Docks sind für den ausgedehnten Handel und die Schiffahrt der Stadt durchaus notwendig; denn da an einem Tage oft 300 bis 400 Schiffe einlaufen, so ist der Strom bei weitem nicht breit genug, daß alle anlegen und aus oder ein laden können. Die meisten Docks sind von ungeheuern Warenhäusern umgeben, die oft bis zu sieben Stockwerken hoch und mit den Erzeugnissen aller Weltteile angefüllt sind. Da sind Häuser, in denen große Vorräte von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen liegen. Ein anderes Gebäude, schon von außen über und über blau gefärbt, faßt nichts weiter als Indigo. Ganze Reihen von Warenhäusern enthalten Tee oder Tabak. Schiffe aus allen Ländern der Erde, von allen Bauarten und Größen liegen in buntem Gemisch bei einander; Seeleute aus allen Völkern laufen und schreien durcheinander, und die Sprachen von aller Welt Enden werden wohl an keinem Orte der Erde in so mannigfaltigem Wechsel gehört als im Hafen von London.

In der Nähe des Hafens bedurfte man einer Verbindung zwischen beiden Ufern des Flusses; und doch mochte man keine Brücke errichten, weil diese die Schiffahrt hindern würde. Da baute ein kühner Mann während zwanzig Jahren und unter unsäglichen Schwierigkeiten einen Tunnel unter der Themse hinweg. Große Wendeltreppen führen zu beiden Seiten hinab, und man geht unter dem Flusse und seinen Schiffen hinweg nach dem andern Ufer hinüber.

Ganz unbeschreiblich groß ist das Gewühl der Menschen auf den Straßen. In den Hauptstraßen der City und an den Brücken ist es zu jeder Zeit so lebhaft wie auf einer Messe oder einem Jahrmarkte. Der Lärm und das Getöse ist betäubend, und das Gedränge der Menschen, der Wagen und Pferde wird von Jahr zu Jahr größer und gefährlicher. Darum hat man darauf bedacht sein müssen, den Verkehr durch andere Mittel zu bewältigen und die Straßen vor Überfüllung zu bewahren. Hoch über den Straßen hinweg ziehen sich auf starken Pfeilern Eisenbahnen mitten durch die Stadt, und Lokomotiven mit Personen- und Güterzügen sausen über den Köpfen der Menschen neben den Dächern dahin. Eine unterirdische Eisenbahn geht tief unter den Straßen hin und an den Kellern der Häuser entlang; sie hat sechs bis sieben Stationen, zu denen man auf Treppen hinuntersteigt. Selbst die Post kann die Briefe, deren sie Tag für Tag über eine halbe Million empfängt, nicht sämtlich mit Wagen und Pferden durch die Straßen fahren. Darum hat sie weite eiserne Röhren unter den Straßen legen lassen, in denen kleine Wagen mit den Briefen und Paketen durch Luftdruck hin und her getrieben werden.

Die Heiligung des Sonntages ist in England viel strenger als in Deutschland. Der Engländer pflegt am Sonntag keine Besuche zu empfangen und zu machen. Eisenbahnzüge und Omnibusse verkehren zwar auch Sonntags, aber nur in geringer Anzahl. Der Verkehr stockt also nicht gänzlich; die Postanstalten werden jedoch nicht offen gehalten,

so daß man Sonntags weder Briefe wegschicken, noch empfangen kann. Alle öffentlichen Vergnügungen sind an diesem Tage verboten. Die Theater und Gemäldegalerien, die Sammlungen der Kunstgegenstände, die Ausstellungen, die Kaffee- und Spielhäuser sind geschlossen. In langen Zügen bewegen sich die ernsten Kirchgänger zur Kirche. Es ist allgemeine Regel, den Gottesdienst zweimal zu besuchen. Das Lesen nichtreligiöser Schriften pflegt man zu meiden. Nur in der Bibel, im allgemeinen Gebetbuche oder in anderen geistlichen Schriften darf und soll gelesen werden.

Nach Daniel und Grube.

380. Frankreich.

Auf, nach Frankreich, nach dem schönen Frankreich! — Nicht mehr wie vor dem Jahre 1870 empfangen jetzt den Fremden schon an der Rheinbrücke bei Straßburg die französischen Zollbeamten, die ersten lustigen, spaßigen, geselligen, aber auch leichtlebigen und ehrgeizigen Franzosen, um die Koffer und Ränzchen zu durchsuchen. Erst hinter dem stark bewaldeten Vogesengebirge, wo das gesegnete Lothringen mit seinen halb deutschen, halb französischen Bewohnern liegt, in der Nähe der schönen Stadt Nancy und der Festung Verdun an der Mosel überschreitet man jetzt die französiche Grenze. Dort liegt die Champagne, wo auf dürrem Kreideboden der schäumende Champagner wächst; weiter im Norden die Normandie mit ihren ernsten und klugen Bewohnern norwegischer Abkunft und den Seine- und Seestädten Rouen und Havre; weiter westlich die neblige Bretagne am stürmischen Meere, wo auf den mit Heidekraut bewachsenen Flächen einst eingewanderte Briten sich festsetzten, und wo das fabrikreiche Nantes in der Loire sich spiegelt.

An der Grenze zwischen Norden und Süden, an der trüben Seine, breitet sich in einem Umfange von 30 km Paris aus, das mehr als 50000 Häuser und nahezu $2^3/_4$ Millionen Bewohner zählt. Hohe, massive Häuser, schön gepflasterte Straßen, große öffentliche Plätze, Gärten, Springbrunnen, herrliche Kais und Brücken machen die Stadt zu einem der schönsten Punkte Europas. Sogenannte Boulevards, das sind rings um das Stadtinnere laufende, breite, mit Alleen besetzte Straßen, trennen die eigentliche Stadt von den vielen Vorstädten. Auf einer Seineinsel erhebt sich die Kirche Notredame mit ihren viereckigen Türmen und den Statuen französischer Könige. Nicht weit davon erblickt man den Louvre, einen großen prachtvollen Palast, in welchem die herrlichsten Kunstsammlungen aufbewahrt werden. Mit ihm durch eine Galerie verbunden ist der Palast der Tuilerien, an dessen Garten die Elysäischen Felder grenzen, die mit dem Berliner Tiergarten und dem Wiener Prater zu vergleichen sind.

Dampfschiffe bringen den Reisenden aus dem Drängen und Treiben der Weltstadt, aus dem Mittelpunkte des wissenschaftlichen, gewerblichen und politischen Lebens, nach Havre am Meere. Eisenbahnen führen ihn nach Brüssel oder nach dem Süden in das Weinland Burgund,

zur Rhone und weiterhin in die Provence, das Paradies Frankreichs, wo an den glücklichen Ufern des Mittelmeeres die wichtige Kriegshafenstadt Toulon liegt. Treffliche Straßen, Eisenbahnen und Kanäle begünstigen nebst vielen großen Flüssen den ausgebreiteten **Handel** in Seide, Baumwolle, Wolle, Leinen, Wein, Leder-, Metall-, Galanterie-, Porzellan- und Glaswaren. Unweit der schneebedeckten Pyrenäen und der weinreichen Stadt Bordeaux an der Garonne gibt es aber auch in dem schönen Frankreich noch ungeheure **Sand- und Sumpfwüsten**, wo 30 Stunden lang und 15 Stunden breit nichts wächst als Heidekraut, Fichten und Korkbäume und die armen Bewohner nur von Schafzucht, Pech-, Harz- und Schiffsteerbereitung leben, berühmte Holzschuhe verfertigen und sehr geschickt auf hohen Stelzen durch die heimatlichen Sümpfe wandern. †

381. Italien.

Im Norden wird die **Halbinsel** von einem mächtigen, schützenden Gebirgswalle, den Alpen, umschlossen. Die ganze Länge des Festlandes durchzieht wie ein Rückgrat der **Apennin**, der seine Äste rippenartig nach beiden Seiten ausstreckt. Zwischen den Alpen und dem Apennin liegt die Stromebene des Po. Dieselbe gehört zu den fruchtbarsten Gebieten Europas. Sie wird nicht nur durch den Po und seine zahlreichen Nebenflüsse, sondern auch durch künstlich angelegte Kanäle reichlich bewässert. Die Wiesen können daher sechsmal gemäht werden. Ein Teil der Ebene ist mit Reisfluren bedeckt, die zur Blütezeit unter Wasser stehen. An andern Stellen sieht man gartenähnliche Felder, umkränzt von Ulmen- und Maulbeerbäumen, an denen die Weinrebe sich emporrankt. Die eigentlichen Südfrüchte wollen jedoch hier noch nicht gedeihen. Infolge ihrer Fruchtbarkeit gehört die Ebene zu den dichtest bewohnten Gebieten in Europa. Überall sieht man zwischen dem frischen Grün einzelne Häuser, Landsitze, Dörfer und Städte. Im Mittelpunkte dieser Ebene liegt **Mailand**. Im Osten derselben ist, 4 km vom Festlande entfernt, das stolze **Venedig** auf flachen Inseln erbaut. Statt der Strafsen findet man hier Kanäle, statt der Wagen Gondeln. In der ganzen Stadt gibt es nicht ein Pferd; aller Verkehr wird durch Gondeln vermittelt.

Der Apennin hat wenig Wald und wenig Schnee. Er ist daher im Sommer wasserarm, und selbst Flüsse wie Arno und Tiber schrumpfen dann zu schwachen Adern ein. Im Norden liegt auf schmalem Küstensaume in einem herrlichen, milden Klima **Genua**, die bedeutendste Handelsstadt Italiens. Am Arno entzückt uns **Florenz**, eine der schönsten Städte der Erde. Zu beiden Seiten des Tibers breitet sich **Rom** aus, die Hauptstadt Italiens.

Je weiter wir nach Süden wandern, desto wärmer wird es. Südlich von Rom wird der Anbau der Orangen allgemeiner; der Weinstock bringt seine köstlichsten Trauben zur Reife, und der

Baumwollenbau beginnt. Die Winter sind sehr milde. Schnee ist selten, und wenn er fällt, so bleibt er nicht lange liegen. Die Hauptregenzeiten sind Frühling und Herbst; der Sommer ist fast regenlos. In äufserst fruchtbarer Gegend, im Süden der Halbinsel, liegt Neapel, die volkreichste Stadt des ganzen Landes. Der ewig heitere Himmel lockt hier alles auf die Strafse. Das Haus dient der ärmeren Bevölkerung meist nur als Nachtquartier. In der Umgebung von Neapel liegt der Vesuv, ein feuerspeiender Berg, etwas höher als der Brocken. Von dem Unheil, das er schon angerichtet hat, zeugen die im Jahre 79 verschütteten Städte Herkulanum und Pompeji. Letzteres ist jetzt teilweise wieder ausgegraben.

Ein schmaler Meeresarm trennt die Insel Sizilien vom Festlande. Hier liegt der Ätna, der höchste feuerspeiende Berg Europas, fast dreimal so hoch wie der Vesuv. Die bedeutendsten Städte auf Sizilien sind Palermo und Messina. Zu Italien gehört auch die Insel Sardinien, an deren Küsten die bekannten „Sardinen“ gefangen werden. †

382. Konstantinopel.

373.

Wie Rom ist Konstantinopel auf sieben Hügeln erbaut, deren Abgrenzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden ein Dreieck; aber nur die eine Spitze desselben ist uns sichtbar, das sogenannte neue Serail mit seinen buntverzierten Gebäuden, Palästen und Gartenhäusern. Zwischen denselben sieht man ganze Wälder von Orangen, grofse Platanen und schlanke Zypressen, welche ihre Schatten über diese ungeheure Wohnung der Sultane werfen. — Was aber der Stadt ein wunderbares, ja fast feenartiges Aussehen verleiht und dem überraschten Beschauer einen lauten Freudenruf entlockt, sind die vielen zierlichen Minarets und die glänzenden Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern. Man kann sie kaum zählen.

Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aja Sophia, an ihren Erbauer, den prunkliebenden Justinian, der in ihr ein Werk hinstellen wollte, welches den Glanz des Salomonischen Tempels verdunkeln sollte! Es gelang ihm. Doch als der stolze Bau vollendet war und der Kaiser mit den Worten: „Salomon, ich besiegte dich!“ an den Altar eilte, ahnte er wohl nicht, dafs einst der Herrscher der Ungläubigen auf seinem Streitrosse in diese Hallen ziehen, mit eigener Hand die heiligen Zeichen des christlichen Glaubens zerschlagen und sprechen werde: „Es ist kein Gott als Allah, und Mohamed ist sein Prophet!“ — Das Kreuz verschwand von der Höhe der Kuppel, und jetzt erhebt sich an seiner Stelle ein kolossaler, 28 Meter im Durchmesser haltender Halbmond.

So liegt Konstantinopel vor uns, und seine Häuserreihen steigen bis zu den Ufern des grofsen Hafens, des Goldenen Horns, hinab, das wir mit allen seinen Schönheiten gerade vor uns haben. Auf seinem Wasser von der schönsten grünen Farbe ruhen die Schiffe

aller Nationen nebeneinander. Das alte, sonderbar gebaute Fahrzeug der syrischen Küstenfahrer liegt neben der zierlichen Jacht des Briten. Da ankert schwerfällig ein türkisches Kriegsschiff, ein zerschossener Invalide, neben einer leichten, französischen Brigg. Zwischen diesen gröfseren Fahrzeugen schiefsen Boote pfeilgeschwind auf dem Wasser des Hafens hin und her, ja, sie wagen sich über den Bosporus nach dem asiatischen Ufer. — Auf der einen Seite ist das Bild begrenzt von einer alten Feste, deren Wälle und Türme keck am Gestade des Bosporus hinaufklettern; auf der andern liegt das Meer von Marmara, dessen blaue Fluten in der Ferne mit der Bläue des Himmels verschwimmen.

Das Ganze ist ein Gemälde von zauberhafter Herrlichkeit, und ich fühlte die Wahrheit der Worte: „Stambul ist die Herrin zweier Erdteile und zweier Meere, die geborene Beherrscherin Asiens und Europas.“

Nach Hackländer.

383. Jerusalem.

Wir näherten uns, so berichtet ein Reisender, Jerusalem. Das Herz klopfte vor Sehnsucht und Erwartung, es zu schauen. Endlich liegt es vor den suchenden Blicken. Von kahlen Bergen und dürren Tälern umgeben, streckt es sich einsam über eine behügelte Hochfläche. Wie in eine trostlose Gebirgswüste ist die Tochter Zion hingeworfen. Keine Herde wandelt auf dem Rücken dieser Berge, kein Wald, kein Gebüsch begrünt diese Abhänge, kein Wasser durchrieselt die durstigen Täler. Und doch ist das Gemüt beim Anblick dieser Stadt und Gegend von Rührung, Dank und Anbetung aufs tiefste ergriffen.

Unser erster Gang führte durch die sogenannte Pilgerstraße nach der Kirche „des heiligen Grabes“. Am Eingange schiebt sich ein starker, halb abgebrochener Glockenturm empor. Geradeaus fällt der Blick auf eine weißmarmorne Platte, welche den Ort bezeichnen soll, wo der Leichnam Christi gesalbt worden ist. Der mittlere Teil der Kirche ist der ansehnlichste und zugleich am prächtigsten geschmückte Raum. Drei Gittertüren führen von da in die eigentliche Kirche des heiligen Grabes. Durch die Eingangspforte gelangt man zuerst in ein kleines Gemach, die Engelskapelle. Aus dieser tritt man tief gebückt durch ein enges Pförtchen in die Grabkammer, deren größere Hälfte der Altar einnimmt, welcher den Felsensarg des Herrn bedeckt. Viele kleine Nischen umgeben den Altar, geschmückt mit goldenen und silbernen Leuchtern und Gefäßen. Viele Lampen — Geschenke von Päpsten, Kaisern und Königen — erleuchten die Grotte Tag und Nacht. Die Luft ist erfüllt vom Dufte des Weihrauches. Alles ist still, niemand wagt ein lautes Wort zu sprechen. Unsere Seele versinkt in unaussprechliche Gedanken.

Wir durchschritten das nach dem Blutzeugen Stephanus benannte Tor, und vor uns lag das tiefschluchtige Tal Josaphat und gegenüber der Ölberg. Wir gingen den steilen Fußpfad hinab und über die Brücke des im Sommer wasserleeren Kidron. Jenseit standen wir an einem ummauerten Gartenraume. Wir klopften an die kleine Pforte.

Ein Wächter öffnete uns, und — wir waren in Gethsemane. Eine feierliche Stille umgab uns. Kein Geräusch der Stadt drang zu unseren Ohren. Ein junger Franziskanermönch saß in einer Ecke des Gartens und betete leise aus einem Buche. Unwillkürlich schwebte uns das Bild des Erlösers vor der Seele, wie er hier trauerte und zagte.

Wir stiegen den Ölberg hinauf. An die vielen und trefflichen Ölbäume, welche einst hier standen, erinnern nur etwa noch 50 Stämme, welche wie eine irrende Herde sich über ihn zerstreuen. Hier und dort liegt ein Stück Getreidefeld, stehen vereinzelte Mandel- und Feigenbäume. Nur in der Regenzeit gewinnt der Berg ein lachendes, erfreuendes Aussehen. Auf dem Gipfel erblickt man die Ruinen der „Himmelfahrtkapelle“.

Zu unseren Füßen liegt Jerusalem, leuchtend im Sonnenglanze. Die Kuppeln der Kirchen und Klöster, die Minarets der Moscheen ragen empor über das Gewirre der gleichförmigen und unansehnlichen Häuser mit den meist platten Dächern. Auf dem Hügel Akra fallen die Kuppeln der Kirche des heiligen Grabes in die Augen, weiter zur Linken der langgestreckte Rücken des Berges Zion. In scharfen Umrissen zeichnet sich die Burg Davids am westlichen Himmel ab. Jenseit des Tales Josaphat erhebt sich der berühmte Hügel Moriah, auf dem einst Salomos Tempel prangte, jetzt aber eine türkische Moschee mit ihrer mächtigen Kuppel in die Ferne schaut.

Nach Berthelts Geogr. Bildern.

384. Der Jordan.

1. Durch der Erde weit Gefilde rauschet manch' erlauchter Strom;
herrlich spiegelt sich im Rheine Rebenhügel, Burg und Dom.
An des Tiber gelben Fluten türmt sich stolz das alte Rom.
Hoch von Bergen bringt der Ganges Himmelsluft und Waldarom.

2. Doch wie heifst das stille Wasser, dem das lautste weichen mufs,
das der Pilger kniend grüfset mit entzückter Andacht Grufs,
drin er leise schaudernd netzet Stirn und Wange, Hand und Fufs?
Das bist du, o Sohn des Hermon, benedeiter Jordanflufs!

3. Zwar, du wiegst auf deinen Wellen keinen stolz beflaggten Mast,
schaust in deiner grünen Wildnis keines Fürsten Prachtpalast,
trägst auf dem geweihten Nacken keiner Brücke Marmorlast;
doch wo sah ein Strom auf Erden je, was du gesehen hast?

4. Seit in grauen Vorweltstagen Jakob deine Furt durcheilt,
vor Jehova's heil'ger Lade fromm sich deine Flut geteilt,
gnadenvoll des Syrerfürsten bösen Aussatz du geheilt,
immer hat auf deinen Wassern segnend Gottes Geist geweilt!

5. Aber deine gröfste Stunde gönnte dir dein Gott zuletzt,
als mein Herr in deine Fluten seinen heil'gen Fufs gesetzt,
als die fromm gesenkte Stirne ihm des Täufers Hand benetzt
und aus Himmelshöhen segnend klang des Vaters Stimme jetzt.

6. Glänzte nicht in goldnem Schimmer damals deiner Wellen Schaum?
Bebte nicht ein leises Rauschen feierlich durch Busch und Baum?
Wurde nicht die stille Wüste rings zum Paradiesesraum?
Singst du nicht von jener Stunde heute noch entzückt im Traum?

7. Heil'ger Strom, dem in der Stille Gott solch himmlisch Heil beschied,
weil er fromm den Staub der Strafsen, das Gewühl der Städte mied,
einsam rinnen deine Wellen unter Weiden, Schilf und Ried,
aber dem geweihten Ohre flüstern sie ein selig Lied;

8. Singen von dem Strom der Gnade, der nicht lärmend wogt und wühlt,
aber tief im stillen Grunde frommer Herzen wird gefühlt,
leis die sündenkranke Seele rein von ihren Flecken spült
und des Pilgers heifse Stirne mit dem Tau des Himmels kühlt.

Gerok.

385. China.

Das gröfste Reich Asiens und nach Rufsland das umfangreichste der Erde ist China. Auf dem ungeheuer grofsen Flächenraume von 11 Millionen qkm wohnen etwa 450 Millionen Menschen, also der dritte Teil der gesamten Menschheit. Die Chinesen sind ein ganz eigener Menschenschlag. Von Statur sind sie klein, aber gut gebaut. Das Gesicht ist rund. Die Augen sind klein, enggeschlitzt und schief gestellt. Die Backenknochen ragen weit hervor, die Nase dagegen ist gedrückt, und die Stirn ist niedrig und unbedeutend. Die Farbe des ganzen Gesichts ist gelblich oder bleich. Das Haar schert der echte Chinese am Vorder- und Hinterkopf kahl ab, und was um den Scheitel stehen bleibt, bindet er in einen Zopf zusammen, den er lang über den Rücken herabhängen läfst. Als besondere Schönheit gelten lange Fingernägel und bei den Frauen kleine, verkrüppelte Füfse. Andere Eigentümlichkeiten der Chinesen sind, dafs sie zum Zeichen des Bejahens mit dem Kopfe schütteln und beim Verneinen mit demselben nicken, dafs sie beim Schreiben die Wörter nicht von links nach rechts, sondern von oben nach unten aneinander fügen, und dafs sie sich beim Essen statt einer Gabel zweier kleiner Stäbchen von Bambus oder Elfenbein bedienen, mit denen sie aus den suppenartig bereiteten Gerichten die festen Stücke geschickt herauszufischen verstehen.

China ist eins der fruchtbarsten Länder der Erde, und viele Gegenden desselben gleichen Gärten, die niemals brach liegen und jährlich drei- bis viermal Frucht bringen. Weizen, Gerste, Tabak und Hülsenfrüchte sind die vorzüglichsten Erzeugnisse der nördlichen, dagegen Baumwolle, Zuckerrohr, Pfeffer, Gewürze, Südfrüchte, vor allem aber der Reis die Haupterzeugnisse der südlichen Provinzen. Ferner ist China dasjenige Land, wo die Seidenraupe und der Teestrauch ihre Heimat haben, und die Abhänge der westlichen Gebirge sind bis jetzt der einzige Fundort des für die Heilkunde so wichtigen Rhabarbers.

Am stärksten und wahrhaft übermäfsig ist das Land in der fetten Mündungsgegend der Ströme bevölkert, „dem nährenden Magen des Reiches." Hier ist China mehr als 100 Meilen weit wie mit einer einzigen Stadt bedeckt. Ja, ein Teil der Bevölkerung wohnt gänzlich auf dem Wasser. Jede Stadt hat einen grofsen Teil schwimmender Häuser, und als „Wassernomaden" leben auf Flüssen und Kanälen ganze Fischervölker in Fahrzeugen, ziehen kleine schwimmende Gärten auf Flöfsen hinter sich her, treiben Enten- und Schweinezucht und bilden so schwimmende Dorfschaften, die freilich öfters durch Orkane in den Wellen begraben werden.

Der Chinese ist sehr arbeitsam, dabei im Essen und Trinken äufserst mäfsig. In Porzellan, Lackarbeiten und Schnitzereien leistet er ganz Vorzügliches, und Pulver, Kompafs und Buchdruckerkunst waren den Chinesen viel eher bekannt als den Europäern. — Die Religion der Chinesen ist ein grober Götzendienst. In prachtvollen Tempeln werden allerlei fratzenhafte Götzen verehrt; meist hat man auch einen Hausgötzen, der aber gezüchtigt wird, wenn er die Wünsche der Hausbewohner nicht erfüllt. Regelmäfsige Sonntage werden in China nicht gefeiert, sondern nur einige Feste, wie das Neujahrsfest u. a. Das Christentum wird hier schon seit langem gepredigt; doch ist die Zahl der Christen noch nicht weit über eine Million gekommen. Den hartnäckigsten Widerstand leisten die Priester. Oft genug regen sie das Volk gegen die Missionare auf, und dann werden diese mit Weib und Kind niedergemetzelt.

Im Besitze eines Landes, das ihnen die mannigfachsten Erzeugnisse in reicher Fülle darbietet, auf allen Seiten von wilden Völkern umgeben, von den gebildeten Bewohnern Indiens und Persiens durch ungeheuere Wüsten und unermefslich hohe Gebirge getrennt, lebten die Chinesen schon in der frühesten Zeit in völliger Absonderung. Die Bewohner des „Reiches der Mitte", des „himmlischen Reiches", waren sich selbst genug. Alle Fremden erschienen ihnen als Barbaren, von denen sie nichts lernen könnten. Sie verboten ihnen das Land, und erst vor wenigen Jahrzehnten haben die Engländer und Franzosen den Stolz der Chinesen zu brechen und sie zum Abschlufs von Handelsverträgen zu bewegen vermocht.

†

386. Die Karawane.

377.

1. Es ist Mitternacht vorüber. Der erste fahle Schein des Morgens, „der Wolfschweif", wie die Beduinen sagen, streicht über den Himmel. Dunkle, plumpe Massen lagern, Felsblöcken gleich, im Sande; es sind die Kamele der großen Handelskarawane. Zwischen ihnen schleichen in langen Mänteln Beduinen umher, um den Tieren die Fußgelenke zu entfesseln; denn die Stunde des Aufbruchs ist ge-

kommen. Alle kostbaren Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Hand sind da in Ballen und Kisten aufgestapelt: Seide aus Indien, Tücher aus Angora, Samt aus Brussa, Baumwollengewebe von Mossul, damaszenische Säbel, persische Dolche, arabische Lanzen, Straußfedern vom Kap und indisches Elfenbein, Perlen, duftende Öle, Gummi, Weihrauch, Myrrhen, Granatäpfel, Datteln für eines Paschas Keller. Alle diese Seltenheiten liegen hier miteinander vereint, und die Kamele tragen sie vom Senegal nach Mogador, von Bagdad nach Mekka, von Dschidda nach Kairo, von Timbuktu nach Alexandrien.

Nach zwei Stunden ist die Karawane gerüstet. Das Signal zum Aufbruche wird gegeben und ein Kamel hinter das andere gebunden. Je 10 bis 20 zu einer Kette vereinigt, setzen sich die Hunderte von Tieren allgemach in Bewegung, bis der ganze Zug in einer unabsehbaren, staubwirbelnden Linie sich trollt. Voran reitet auf einem Maulesel der Führer der Karawane, ein hagerer Araber, die lange Flinte über der Schulter. Den Kamelen zur Seite gehen die Treiber; es sind kräftige, schweigsame Neger. Auf dem Rücken der Lasttiere sitzt der Kaufherr, die Hand wachsam an Dolch und Säbel gelegt, sitzt der Pilger, den ein frommes Gelübde zur Kaaba treibt, der phlegmatische Türke in hohem Feß, der Franke, der unbeholfen hin und her schwankt, und weiterhin sitzen, in Körbe gepackt, je zwei auf einem Kamel, verschleierte, neugierige, kluge Weiber. Um den Zug aber schwärmt auf kleinen, sehnigen Pferden oder hoch auf Dromedaren die Schar der Beduinen, denen das Geleit der Karawane obliegt. Ein weißbärtiger Scheich führt sie an.

Jetzt steigt die Sonne empor. Über die Wüste rollt der goldene Strom des Lichtes. Die Karawane kehrt sich der aufsteigenden Sonne entgegen und begrüßt den Herrn der Schöpfung. Aber ihr Gebet ist stumm; der Mensch feiert und ist still mit der feiernden Natur. Nichts hört man als die heisern Kehllaute des Kameltreibers oder das Getön der Glöckchen, mit denen er sein Tier behängt. Und höher erhebt sich die Sonne, und ihre Glut strahlt herab und wieder von dem Boden zurück.

2. Es ist Mittag. Die Sonne steht lotrecht am stahlblauen Himmel und drückt mit unbeschreiblicher Schwere auf Mensch und Tier. Die Beduinen haben sich dichter in ihren Burnus gehüllt, aus dem nur die schwarzen Augen hervorfunkeln. Zusammengekauert sitzen sie auf ihren Pferden und Dromedaren, Lanze und Säbel über den Sattelknopf geworfen. Die Treiber schleichen matt neben den Kamelen, die Märchenerzähler sind still geworden; auch die Rohrflöte ist verstummt. Das Knistern des unter den Füßen der Tiere zusammenrieselnden Sandes ist der einzige Laut in der unendlichen, glühenden Weite. Umsonst sucht auch das Auge nach einer Spur des Lebens. Da ist nirgends ein Baum, noch ein Strauch, nirgends selbst nur ein Schimmer dürftiger Halme. Grabhügel und Gebein, Tod und Verwesung in allen Gestalten sind die einzigen Spuren der Hunderte und Tausende, die diese Straße der Schrecken gezogen. Langsam kreist der

Aasgeier in den Lüften, und der Schakal schleicht lauernd hinter den Sandbergen hervor; sie machen Jagd auf Leichen.

Die Karawane lechzt; denn schon sind die Wasserschläuche geleert, und die Kamele haben den letzten aufgesparten Trunk aus der schwammigen Kammer des Magens herausgepreßt, die Zunge zu feuchten. Es ist der fünfte Tag seit der letzten Tränke. Die Durstzeit muß enden, wenn nicht Tier und Mensch erliegen soll.

Immer unerträglicher wird der Durst, jeder Atemzug wirft einen Feuerbrand in die Pulse. Einzelne Kamele erheben ein Angstgebrüll, sie taumeln und zittern. Das Maß der Kräfte ist erschöpft. Ihres Schicksals bewußt, strecken sie sich stöhnend auf den Sand, indes ihre Augen wie hilfesuchend umherirren. Krächzend und mit schwerem Flügelschlage kommt die Schar der Raben, um die Beute zu zerfleischen. Der Zug schleppt sich weiter, und unbemerkt bleibt wohl ein Nachzügler, ein verlechztes Weib zurück. Ihre Tiere sind gefallen. Sie machen einen ohnmächtigen Versuch, der Karawane zu folgen. Bald sinken sie nieder, und den Burnus über das Haupt gezogen, das Gesicht nach Mekka gewendet, betten sie sich todergeben zu dem letzten Schlafe, der sie freilich oft erst nach langen, schweren Stunden erlöst. So sterben sie einsam in der Wildnis, kein Grab deckt sie, und nach wenig Tagen hat der Samum die letzten Spuren ihres Daseins verweht. Das ist das Los so vieler in der Wüste.

3. Die Sonne sinkt. Die Schatten der Ziehenden gleiten seltsam über das hochgelbe Sandmeer. Da mit einem Male wirft das Dromedar des Scheichs den Hals hoch auf. Es schnaubt mit den weit geöffneten Nüstern des emporgestreckten Kopfes und stößt ein wieherndes Geschrei aus. Wasser! Wasser! Aus Stundenferne saugt das Tier einen feuchten Luftstrom, den Dunst eines Quelles. Es bäumt sich, und mit wilder Hast stürzt es, seine letzte Kraft aufbietend und alle Bande sprengend, der Wasserstelle zu und ihm nach mit einem Freudengeschrei die ganze Karawane. Jedes Auge leuchtet, die todesmatten Glieder durchzuckt ein elektrisches Feuer. Bald ist das Tal der Oase erreicht. Eine Palme streckt den Wipfel empor. Zwischen Gräsern und Binsen murmelt der Quell, der lebenspendende Bach. Er hat die Karawane gerettet.

Die Kamele haben getrunken. Die Treiber rufen ihr schmetterndes Krri, und nun lagern sich die Tiere, um entlastet zu werden. Die abgelösten Ballen bleiben zu beiden Seiten auf dem Boden stehen. Die Kamele zwischen ihnen erheben sich, ihrer Bürde frei, und gehen auf die Weide.

Inzwischen taucht die Sonne am Horizonte hinab und übergießt die ganze schauerlich großartige Wildnis mit Purpur, um im nächsten Augenblicke zu versinken und alles in Dämmerung zu hüllen. Die Zelte sind aufgeschlagen. Man hat sich gelagert, Feuer prasseln auf, von geschäftigen Händen genährt und bei jedem neuen Aufwurf die Lohe in die Nacht hinausstrahlend. In malerischen Gruppen stellt und lagert sich die Karawane umher. Hier, neben den Kamelen, liegen die Treiber,

zum Schlafe bereit. Hinter ihnen, um ein zweites Feuer, kauern Beduinen. Sie spielen, treiben Possen oder schmauchen aus langen Pfeifen und reichen während des Gesprächs die Trinkschale umher. Vor jenem Zelte aber sammelt sich im seltsamen Gemisch der Trachten und Waffen der große Kreis der Reisenden: Araber, Türke, Fesaner, Jude und Franke in einer Runde. Sie hören einem Derwische zu, der Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ erzählt, und werden nicht müde, den Erzählungen zu lauschen.

4. Allmählich nahet Mitternacht. Mächtige Feuer lodern empor. Sie wehren dem Schakal, der heiser bellend das Lager umschleicht. Sonst herrscht tiefe Stille, und alles schläft. Wenn aber die Sterne bleichen und Orion am Horizonte erlischt, dann erhebt sich mit neuer Kraft die Karawane. Tage um Tage vergehen, Sonnenglut wechselt mit Nachtfrost, bis endlich die grünen Fluren der Fellahs aufleuchten. Alsdann zeigen sich die Kolosse der Pyramiden, der majestätische Nil wird sichtbar, und vor den Blicken liegt die alte Kalifenstadt Kairo mit ihren Hunderten von Türmen und Domen, mit ihren Moscheen und Palästen ohne Zahl. Die Karawane hat ihr Ziel erreicht, und schon warten die Nilbarken der Schätze, um sie dem Meere zuzuführen; und das Meer wird sie hinübertragen nach Europa, in die Bazars der Weltstädte, in die Schlösser der Fürsten, in die Museen der Wissenschaft, in die Hallen der Industrie. Masius.

387. Die deutschen Kolonien in Afrika.

Schon vor 200 Jahren hatte Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg, den Versuch gemacht, deutsche Kolonien anzulegen. Er schickte einige Schiffe an die Westküste Afrikas, schloß ein Freundschaftsbündnis mit einigen Negerhäuptlingen und gründete die Niederlassung Groß-Friedrichsburg an der Sklavenküste. Seine Nachfolger indes zeigten keine Neigung für derartige Unternehmungen und verkauften die Kolonie an die Holländer für 6000 Gulden. Seitdem war bei der Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands kein deutscher Staat imstande, in fremden Erdteilen sich festzusetzen, und wenn auch reiche deutsche Handelshäuser in Hamburg und Bremen verschiedene überseeische Handelsverbindungen anknüpften, so entbehrten diese doch des vaterländischen Schutzes.

Da entstand 1871 das neue Deutsche Reich und mit ihm eine mächtige deutsche Flotte. Nun erwachte auch der Mut zu neuen Unternehmungen. Tatkräftige deutsche Männer gründeten Kolonien in der Südsee und in Afrika, und jetzt besitzt Deutschland ein fest begrenztes Gebiet, das viermal so groß ist als Deutschland selbst, und das von 8 Millionen Menschen bewohnt wird.

1. Dem Mutterlande zunächst liegt Togo, an der ehemaligen Sklavenküste. Es hat zwar nur die Größe des Königreichs Württemberg und ist die kleinste unter den Kolonien, doch ist sie bis jetzt die einträglichste. Der Meeresstrand ist hier kahl und sandig. Etwas

landeinwärts dehnt sich eine lange Lagune aus. Dieselbe ist rundherum mit Dörfern dicht besetzt. Hier liegt auch Togo, die Hauptstadt des Landes, mit etwa 3000 Einwohnern. Fast jedes Dorf hat seinen Häuptling. Mit mehreren solchen Häuptlingen schloß Deutschland einen Vertrag, nach welchem sich dieselben unter deutschen Schutz stellten und den Deutschen besondere Handelsrechte einräumten. Einige Meilen landeinwärts steigt das Land allmählich an und erhebt sich sogar bis zur Alpenhöhe. Die Täler sind von rauschenden Bächen durchzogen, deren Wassermengen, verbunden mit der tropischen Wärme, einen üppigen Pflanzenwuchs hervorbringen. Man findet prächtige Kokos-, Fächer- und Ölpalmen, mächtige Affenbrotbäume, undurchdringliches Schilf und Buschwerk, belebt von allerhand Tieren, besonders Affen; auch Leoparden, Elefanten und Löwen gibt es hier.

Die Bewohner des Landes sind die Ewe-Neger. Sie wohnen in reinlichen Dörfern und treiben etwas Ackerbau und Viehzucht; von Gewerben verstehen sie die Weberei, Töpferei und Schmiedekunst. Ihre gewöhnliche Nahrung ist Mais und die kartoffelartige Yamswurzel. Für die Deutschen ist jetzt allein der Handel von Wichtigkeit. Sie tauschen Palmöl, Palmkerne und Elfenbein gegen Branntwein, Waffen, Pulver, Salz und andere Waren ein. In Zukunft hofft man auch reiche Feldfrüchte zu erbauen und insbesondere Kakao zu ernten.

2. In dem innersten Winkel des Meerbusens von Guinea liegt die Kolonie Kamerun. Sie hat die Größe des Königreichs Preußen und ist jedenfalls unter den deutschen Kolonien die wertvollste. Der Kamerunfluß, welcher sich hier ins Meer ergießt, kann von Seeschiffen befahren werden und ist deshalb für den Handel von hoher Bedeutung. An der Küste erhebt sich das Kamerungebirge mit dem mächtigen Götterberge, der fast die Höhe des Montblanc erreicht. Mit seinem Fuße das Meer berührend, bietet er mit seinen tropischen Wäldern an den Abhängen, mit seinen zackigen Felsen auf seinem manchmal am Morgen mit einer leichten Schneedecke belegten Gipfel, einen großartigen Anblick. Kamerun ist reich bewässert. Fast 10 Monate im Jahre regnet es täglich, so daß bei der tropischen Hitze sich das Land in einen Nebelschleier hüllt, den selbst die Sonne nicht zu durchbrechen vermag. In dieser Zeit stellen sich Fieber ein, denen der Europäer nur schwer widerstehen kann. Auch die Hitze wirkt entkräftend auf ihn, und daher werden Deutsche wahrscheinlich sich hier nie ansiedeln können; wohl aber sollen die eingeborenen Neger zum Ackerbau herangezogen werden. Das Land ist ein wahrer Garten. Mächtige Wälder von Bananen und Zuckerrohr, Kautschuk- und Ebenholzbäumen und den verschiedenen Palmenarten bedecken dasselbe. Aber es ist auch fähig, Mais und Reis, Tabak und Baumwolle, in den höher gelegenen Gegenden sogar unsere Getreidearten, Obst und Wein hervorzubringen. Jetzt leben die Eingeborenen nur vom Handel, indem sie das aus dem weiten Hinterlande herbeigebrachte Palmöl und Elfenbein an die Europäer verkaufen. Feldarbeit halten die Männer für schimpflich; diese müssen die Weiber und Sklaven besorgen.

3. Ganz anders beschaffen ist das Land der Kolonie Südwestafrika, welche im Süden bis an den Oranjefluß reicht und fast doppelt so groß ist als ganz Deutschland. Das ganze Küstenland ist eine Wüste. Der Pflanzenwuchs fehlt gänzlich, nur einzelne Akazien und etwas Dorngestrüpp trifft man hier und da. Die Flußbetten sind wasserleer und füllen sich nur in der Regenzeit. Nach dem Innern zu erhebt sich das Land allmählich. Zwischen den Höhenzügen liegen fruchtbare, waldige Gegenden, die sich vortrefflich zur Viehzucht eignen. Hier tummeln sich Zebras, Gazellen, Antilopen, Giraffen und Strauße; hier gibt es auch noch Elefanten und Rhinozerosse. Ein Teil der Bewohner gehört zu den heller gefärbten Hottentotten, andere haben eine schwarze Hautfarbe und sind Viehzüchter und umherziehende Nomaden. Unter ihnen hat das Christentum vielfach Eingang gefunden, so daß sie auf keiner ganz niedrigen Bildungsstufe stehen. Für die Deutschen hat diese Kolonie jetzt nur Wert durch ihren Viehreichtum. Man hofft jedoch, in den Bergen Kupfer und andere Metalle zu finden und das Land für den Ackerbau nutzbar zu machen. Das Klima ist der Ansiedlung deutscher Auswanderer günstig; nur ist die Verbindung mit dem Meere sehr beschwerlich wegen des dazwischen liegenden 20 Meilen breiten, wüsten Küstenstriches. Auch befindet sich der einzige gute Hafen, Walfischbai, in den Händen der Engländer.

4. Die deutsche Kolonie Ostafrika ist doppelt so groß als Deutschland und reicht bis an die großen Seen Innerafrikas, den Tanganjika- und Ukerewesee. Die einzelnen Landschaften sind von sehr verschiedener Beschaffenheit. Ein Streifen an der Küste ist sumpfig und daher sehr ungesund. Nach innen erhebt sich das Land; es folgen weite, unfruchtbare Steppen, dahinter mächtige Gebirge mit wasserreichen Tälern und weiterhin, bis an die Seen, außerordentlich fruchtbare Ebenen. An der Nordgrenze erhebt sich der Kilima-Ndscharo, der höchste Berg Afrikas. An seinem Fuße herrscht die Glut des Äquators, weiter hinauf folgen mächtige Wälder und Palmenhaine; dann glaubt man sich versetzt auf die Almen der deutschen Alpen, und endlich gelangt man in die Eisluft des ewigen Schneees, aus dem wasserreiche Quellen herabrauschen.

Wälder und Steppen wimmeln von wilden Tieren aller Art. Da weiden Antilopen und Zebras in Herden von 2—300 Stück. Die langhalsige Giraffe frißt hier Laub von den Bäumen; im Grase sitzt der Strauß und brütet, und der Löwe erschreckt des Nachts die Bewohner durch sein Gebrüll. In den Morästen hausen das Nashorn und das Nilpferd. Die Elefanten durchbrechen die dichten Urwälder, und auf den Bäumen hüpfen zahllose Affen von Ast zu Ast.

Die Bewohner gehören den verschiedensten Negerstämmen an und sind teils Heiden, teils Muhamedaner. Sie wohnen in Familien und Dörfern beisammen und stehen unter mächtigen Häuptlingen, die fast beständig einander bekämpfen. Das größte Unglück für die dortige Negerbevölkerung waren bisher die eingedrungenen arabischen Sklavenhändler, die alljährlich Hunderttausende gefangener

Männer, Weiber und Kinder fortschleppten und als Sklaven in die Fremde verkauften. Diesen Sklavenhandel völlig abzuschaffen, ist die Aufgabe der neuen Herren des Landes.

An der Küste liegen aufblühende Städte. Dorthin bringen die Karawanen aus dem Innern des Erdteiles allerlei Waren, vorzüglich Elfenbein, Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, Ebenholz, und sie vertauschen dieselben gegen Baumwollstoffe, Glasperlen und andere Schmucksachen, Werkzeuge, Rum, Gewehre u. dgl. Bald werden durch tatkräftige Ansiedler in den fruchtbaren Gegenden Plantagen entstehen, welche das Mutterland mit Tabak, Baumwolle, Kaffee, Kakao und anderen nützlichen Produkten versorgen. Sansibar freilich, die wichtigste Hafenstadt, gehört den Deutschen nicht, sondern steht unter englischer Schutzherrschaft.

†

388. Durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten haben fast die Größe Europas und mehr Einwohner als Deutschland; sie reichen von dem Britischen Nordamerika und den fünf großen Seen bis zur Republik und dem Golfe von Mexiko, von dem Atlantischen bis an den Stillen Ozean. Dieses jetzt so blühende Land war vor 200 Jahren ein undurchdringlicher Wald, in welchem nur Indianer und wilde Tiere wohnten. Seit jener Zeit ist aber mit demselben eine ganz gewaltige Veränderung vorgegangen. Eisenbahnen durchziehen es in allen Richtungen, verbinden die entlegensten Staaten und erleichtern neben den zahlreichen Dampfschiffen auf Flüssen, Strömen und Seen den Verkehr. Durch die große Pacificbahn ist seit 1869 der Stille Ozean mit dem Atlantischen, mithin St. Franzisko mit Neuyork verbunden.

Um eine Vorstellung von dem Leben in diesem ungeheuren Lande zu erhalten, lassen wir uns von einem Reisenden folgendes erzählen: Ich landete in **Neuyork**, der größten unter den Riesenstädten Amerikas. Nachdem ich die großartigen Bauwerke bewundert, namentlich auch die Hängebrücke, welche Neuyork mit ihrer Schwesterstadt Brooklyn verbindet, betrachtet hatte, bestieg ich eines Tages, von dem außerordentlichen Leben und Treiben ermüdet, eins der unzähligen Dampfboote, um auf dem **Hudson** nach Albany zu fahren. Der Hudson ist einer der schönsten Flüsse. Der stille, spiegelglatte und doch majestätisch breite Strom mit seinen schroffen Felsufern, mit dem herrlichen Grün und den kleinen Städtchen, die sich an seine Ufer schmiegen, mit den Tausenden von Fahrzeugen, die auf seinen Wellen schaukeln, erfüllt das Herz mit Bewunderung. — **Albany** liegt an der Mündung des **Eriekanals**, der den Hudson mit dem Eriesee verbindet. Auf diesem Kanale strömen alle Erzeugnisse herbei, welche aus den Feldern, Bergen und Waldungen des unendlich reichen Westens hervorgeholt werden. Der Hudson bietet für sie die bequemste Straße zum Meere, und auf dieser kommt noch Wertvolleres herauf aus den Werkstätten der Alten Welt. — Auf einem von Pferden gezogenen Kanalboote setzte ich meine Reise weiter fort. Ohne Unterbrechung begegneten uns Boote,

die alle beladen waren mit Getreide, Mehl, Branntwein, Öl, Fleisch, Fett, Häuten, Salz u. s. w. Überall am Kanale entstehen Werk- und Lagerhäuser und Ortschaften. Die Axt mäht in die Wälder hinein, um Äcker zu schaffen. Hier liegen die Städte Troja, Syrakus, Rom, Lyon u. a., die in kurzer Zeit gleichsam aus der Erde gewachsen sind. An der Seite des Kanals brauste auf der Eisenbahn das Dampfroß, und auf der Straße fuhren die Wägelchen der Landbauern und Städter. So erreichten wir endlich den anderen Endpunkt des Kanals, Buffalo, und bald schimmerte uns die unübersehbare Fläche des Eriesees entgegen.

Ein Dampfboot trug uns in mehrtägiger Fahrt über die Wellen dieses Sees nach Detroit, am westlichen Ende desselben. Vor hundert Jahren noch ein kleines Dorf, ist Detroit jetzt eine blühende Stadt mit breiten, baumbeschatteten Straßen und hohen Vorratshäusern.

Eine zwölfstündige Fahrt auf dem Dampfwagen durch den lachenden Ohiostaat brachte mich nach Cincinnati, der deutschen Hauptstadt Amerikas, an den blühenden Ufern des Ohio. Wenn unter den Bewohnern auch die Deutschen nicht die Mehrzahl bilden, so ist doch der deutsche Geist am meisten hier herrschend. Die englische Sprache, die sonst überall Siegerin geworden ist, hat hier der deutschen nachgeben müssen, und wenn man in den Gegenden um Cincinnati deutsche Töne und Lieder hört, so glaubt man sich in die Rheinlande versetzt. Jeden Herbst werden an 12—15000 Schweine und 3—4000 Ochsen aus der Nähe und Ferne nach Cincinnati gebracht, um hier geschlachtet, gepökelt, geräuchert und in alle Welt versandt zu werden. Ebenso wird der Wein aus den vielen, die Stadt umgebenden Weinbergen und eine große Menge von Erdbeeren bis nach Neuyork und Neuorleans versendet.

Von Cincinnati richtete ich meinen Weg weiter nach Westen, nach Saint Louis, welches unterhalb der Mündung des Missouri in den Mississippi gelegen ist. Unterwegs genoß ich den Anblick der gewaltigen Prairien, die aber jetzt, in der kalten Jahreszeit, ein sehr trübseliges Aussehen hatten. Das lange, gelbe, wogende Gras, die ungeheure strohfarbene Fläche verlieh dem Gemälde einen düsteren Anstrich. Die Nächte brachte ich bei Farmern oder auch unter freiem Himmel zu. Am beschwerlichsten war der Weg durch weite Sumpfstrecken, oder wenn angeschwollene Flüsse ihn versperrten. Nach 14 Tagen erreichte ich endlich das Ufer des Mississippi im Staate Missouri, wo viele Deutsche, namentlich Schwaben wohnen.

Von St. Louis schlug ich eine südliche Richtung ein und gelangte nach etwa einer Woche durch Wälder und Einöden, an Farmen und Städtchen vorüber, an den Arkansas. Hier erblickte ich einen indianischen Stamm, der sein Lager dicht am Flusse aufgeschlagen hatte. Ueber den prasselnden Feuern hingen Kessel, in denen große Stücke von Hirsch- und Bärenfleisch, Eichhörnchen, Waschbären, Opossums, wilde Katzen, und was sonst noch das Jagdglück dem Stamme beschert hatte, steckten. Nach längerer südwestlicher Wanderung jenseit des Arkansas

erreichte ich den Red River und die Grenzen von Texas. Hier lernte ich den Plantagenbau kennen. Rings um das Blockhaus des Aufsehers standen die niedrigen Hütten der Arbeiter.

Auf den pfeilschnellen Wogen des Red River, an dessen Ufern viele Alligatoren sich sonnten, legte ich in fünf Tagen ziemlich 90 Meilen zurück und gelangte nun an den Mississippi, den „Vater der Wässer". Das ganze Land nahm hier einen südlichen Charakter an. Auf einem der großen Mississippidampfer fuhr ich den Strom hinab und gelangte so nach Neuorleans. Diese Stadt liegt förmlich im Sumpfe und kann sich nur durch einen Damm vor dem Austreten des Mississippi schützen. Man sollte meinen, das Land hier sei gar nicht für Menschen, sondern nur für Alligatoren, Moskitos und Frösche bestimmt. Nicht mit Unrecht nennt man die Gegend den Kirchhof der Vereinigten Staaten, da das gelbe Fieber hier alljährlich Tausende von Menschen wegrafft. Weiter aufwärts am Strome aber ist die Landschaft entzückend. Plantage reiht sich an Plantage, und die reizenden Landhäuser mitten in Orangenbüschen, Granatäpfel- und Chinabäumen bilden ein bezauberndes Gemälde.

Von Neuorleans fuhr ich mit dem Dampfschiffe auf dem Mississippi und Ohio 3000 km weit zurück nach Cincinnati.

Berthelts geogr. Bilder.

389. Die Auswanderer. 381

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
ich muß euch anschau'n immerdar.
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das ihr aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd!

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Missouri alles schwiege,
sie malten euch der Heimat Bild:

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
zu der ihr schöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;

bald reicht sie müden, braunen Gästen
voll frischen Trunkes eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
ermattet, von der Jagd bestaubt;
nicht mehr von deutscher Rebenlese
tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn,
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimatberge Grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden —
und euren Feldern Reis und Mais!

Freiligrath.

390. Die Tierwelt in den brasilianischen Urwäldern. 384.

Nicht minder ausgezeichnet als das Pflanzenleben ist die Tierwelt, welche die Urwälder Brasiliens bewohnt. Wer zum ersten Male hierher versetzt wird, weiß nicht, ob er mehr die Formen oder die Farben oder auch die Stimmen der Tiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine feierliche Stille über die im Sonnenlichte glänzende Natur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll des Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das eintönige Schmettern und Schwirren der Zicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre fußlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgetürmten Wohnungen, mit denen sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbstgebahnten Straßen, ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge eilen von Blume zu Blume. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edel-

steinen aus dem frischen Grün der Blätter oder aus den duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blume übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, sich an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist alles voll tätigen Lebens. Eichhörnchen, Herden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Hühnervögel und Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder rot gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem kreischenden Geschwätz. Der Tukan klappert mit seinem großen, hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirole schlüpfen aus ihren lang herabhängenden, beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem, zänkischem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnäpper schwingen sich von Bäumen auf Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahinwogenden Schmetterling oder die vorübersummenden, glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen, flötet die Drossel ihre schönen Melodien, und am Stamme der Bäume läßt der Specht sein weitschallendes Klopfen ertönen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Kolibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem **Untergange der Sonne** gehen die meisten Tiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, der rüsselige Tapir und einige andre weiden noch umher; die Nasen- und Beuteltiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hilfe rufende Faultier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Zicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen. Tausende und Abertausende leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

Martius.

391. Die Erde. 171.

Nach dem Augenscheine kommt uns die Erde mit allen ihren Bergen und Tälern wie eine grofse, runde Fläche, gleich einer ungeheuer grofsen Scheibe vor. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr; dort ist gleichsam der Himmel an sie gefügt,

der wie eine grofse, hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berge oder Hause, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter und bei Nacht den Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Allein so ist es in der Wirklichkeit nicht. Aus mehreren sicheren Anzeichen erkennen die Gelehrten folgendes: Die Erde ist nicht eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheuere Kugel. Sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung wie die Sonne und der Mond in dem unermefslichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Sie ist ringsum, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und von Tieren und vernünftigen Menschen belebt. Man mufs nicht glauben, dafs auf diese Art ein Teil der Geschöpfe mit dem Kopfe abwärts hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg in die Luft herabzufallen. Dies ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen. Überall nennt man unten, was man unter den Füfsen hat, und oben, was über dem Haupte hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, dafs er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füfsen und den Himmel voll Licht oder Sterne über sich haben. Aber wie grofs ist diese Kugel! Der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkte der Oberfläche durch den Mittelpunkt hindurch zum andern Punkte beinahe 1719 deutsche Meilen oder 12755 km. Die Länge der Erdachse vom Nordpol bis zum Südpol aber mifst nur etwas über 1713 Meilen oder 12712 km. Daraus geht hervor, dafs die Erde nicht eine vollkommene Kugel, sondern an den Polen abgeplattet ist. Der Umkreis der Kugel oder der Äquator beträgt 5400 deutsche Meilen oder 40070 km, ihre Oberfläche aber über 9 Millionen Meilen ins Geviert oder 500 Millionen qkm; und davon sind zwei Dritteile Wasser und nur ein Dritteil Land. Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als 2662 Millionen Meilen im Klaftermafse. Das haben die Gelehrten mit grofser Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheuer grofse Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Tau und sein Gedeihen gibt und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, dafs ungefähr 1500 Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne die Tiere.

Die Erde dreht sich in vierundzwanzig Stunden um sich selber. Nämlich man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkte der Erdkugel durch ihre Mitte bis zum entgegengesetzten Punkte

eine lange Achse gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichsam um diese Achse herum dreht sich die Erde in vierundzwanzig Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne; und der Morgen und Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in vierundzwanzig Stunden um die Erde herum und erscheinen nie in allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien z. B. sechsundfünfzig Minuten früher als in Paris. Während aber die Erde den Morgen und den Abend und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in vierundzwanzig Stunden gleichsam um sich herumspinnt, bleibt sie nicht an dem nämlichen Orte im unermeſslichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer groſsen Kreislinie in 365 Tagen 5 Stunden und 48 Minuten um die Sonne herum und wieder auf den alten Ort. Deswegen, und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr sechs Stunden alles wieder so wird und alles wieder so steht, wie es vor eben so viel Zeit auch gestanden hat, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahre und spart die sechs Stunden vier Jahre lang zusammen, bis sie auch vierundzwanzig Stunden ausmachen. Deshalb rechnet man je auf das vierte Jahr einen Tag mehr und nennt es Schaltjahr.

Der Frühling beginnt um den 21. März. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde, Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen und immer höher am Himmel aufzusteigen, die Tage und die Wärme nehmen zu, die Nächte und die Kälte nehmen ab. Der Sommer beginnt um den 21. Juni. Alsdann steht die Sonne am höchsten über unserm Haupte, und dieser Tag ist der längste. Von da an kommt die Sonne immer schiefer gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer. Der Herbst beginnt um den 21. September. Tag und Nacht sind wieder gleich, die Tage und die Wärme nehmen immer ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu. Der Winter beginnt um den 21. Dezember. Der Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daſs sie ihm noch früh um neun Uhr durch des Nachbars Kaminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind. — Hieraus ist zu erkennen, daſs nie auf der ganzen Erde zu gleicher Zeit die nämliche Jahreszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit und in gleichem Maſse, wie sich die Sonne von unserem Scheitelpunkt entfernt oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenigen zu stehen, welche gegen den anderen Pol hinaus wohnen, und umgekehrt ebenso. Nach Hebel.

392. Die Sonne.

Die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinausschaut, ist doch

zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen als erwägen und ausdenken läfst, so merke: Wenn auf der Sonne eine grofse, scharf geladene Kanone stünde, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblicke, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen und könntest darin noch lange Zeit ruhig essen und trinken und schlafen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren auf der Erde anlangen.

Dafs nun weiter die Sonne nicht blofs eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Gröfse zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? — Der Durchmesser der Sonne ist 108 mal gröfser als der Durchmesser der Erde, aber ihre Masse beträgt fast anderthalb Millionen mal so viel wie die der Erde. Wenn sie inwendig hohl wäre, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum; auch der Mond, der doch 50000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstofs auf und nieder gehen, ja, er könnte fast noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er es ist, und doch ohne Anstofs um die Erde herumspazieren, wenn er wollte. So grofs ist die Sonne und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Mohnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt; eines so unbegreiflich wie das andere.

Nach Hebel.

393. Der Mond.

Der Mond ist auch eine grofse Kugel, die im unermefslichen Weltraume schwebt wie die Erde und die Sonne; aber er ist in seiner körperlichen Masse fünfzigmal kleiner als die Erde und nur ungefähr 50000 Meilen von ihr entfernt. Wie die Sonne, so scheint auch er sich in vierundzwanzig Stunden um die Erde herumzudrehen. Aber es scheint nur so, und in Wahrheit kommt das Erscheinen und Verschwinden des Mondes, wie der Sonne, nur von der Umdrehung der Erde um ihre Achse her. Der Mond empfängt auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne. Die Hälfte seiner Kugel, welche gegen die Sonne gekehrt ist, ist erhellt, die andere ist finster. Damit nicht immer die nämliche Hälfte hell und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond, wie die Erde, ebenfalls um sich selber oder um seine Achse, und zwar in neunundzwanzig und einem halben Tage. Daraus folgt, dafs in dieser

langen Zeit der Tag und die Nacht nur einmal um den Mond herumwandeln. Der Tag dauert dort an einem Orte so lange wie ungefähr zwei von unsern Wochen und ebenso lange die Nacht.

In der nämlichen Zeit bewegt sich der Mond auch um die Erde. Dies sieht man an den Sternen. Der Mond hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vorgerückt; aber ungefähr in obenbenannter Zeit, etwas früher, kommt er wieder zu demselben Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Bewandtnis hat. Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und der Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und der Erde heraustritt und sich gleichsam mit ihnen ins Dreieck stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, der immer gröſser wird, bis zum ersten Viertel. Erstes Viertel ist, wenn der Mond so steht, daſs gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel oder der vierte Teil des Mondes gegen uns im Lichte ist und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde hinter der Erde steht, also daſs die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne beschienen wird, und aus unserer Nacht hinaufschauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel. Dies tritt ein, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, die andere verfinstert ist.

Wenn aber der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nämlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hineinrückt, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am hellen Tage die Sonne eine Zeitlang nicht sehen oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsternis. Die Sonnenfinsternis kann nur im Neumond stattfinden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und den Mond hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dies ist alsdann eine Mondfinsternis.

Die Dunkelheit, die wir an dem Monde erblicken, ist nichts anderes als der Schatten von unserer eigenen Erde. Nach Hebel.

394. Zahl der Sterne.

„Siehe an die Sterne! Kannst du sie zählen?“ Diese Frage des Ewigen an den betenden Abraham ertönet fort und fort an alle Geschlechter der Menschen. Jeder denkende Geist, jedes empfindende Herz richtet den Blick nach diesen leuchtenden Welten. Wie grofs ist die Zahl der Sterne? — Stellen wir diese Frage an die Wissenschaft, so beugen sich heute noch die weisesten Himmelsforscher in tiefster Ehrfurcht vor dem Unermefslichen und vermögen die Zahl der himmlischen Welten ebensowenig auszusprechen wie Abraham vor 4000 Jahren.

Um der menschlichen Fassungskraft zu Hilfe zu kommen, hat man die Sterne nach dem Grade ihrer Lichtstärke in zwanzig Klassen und nach ihrer Gruppierung am Himmel in sechzig verschiedene Sternbilder geordnet. Zu den Sternen erster Gröfse, welche am stärksten leuchten, zählt man nur zwanzig. Zu ihnen gehören u. a. Sirius, der hellste Fixstern, Regulus im Herzen des Löwen und die Ähre der Jungfrau. Sterne zweiter Gröfse, welche so freundlich wie der Polarstern und wie die sechs helleren Sterne des Himmelswagens blinken, zählt man fünfundsechzig. Die Gesamtzahl der Sterne von der ersten bis sechsten Gröfse, welche sämtlich noch mit scharfen, unbewaffneten Augen erkennbar sind, beträgt 4022.

Zu den Sternen der siebenten Gröfse gehören über 13000, zur achten Gröfse 40000, zur neunten 142000. Bis zur zwanzigsten Gröfse schätzt man ihre Zahl auf zwei Millionen. Davon sind bereits mehr als 100000 in den Jahrbüchern und Verzeichnissen der Himmelsforscher nach ihrer örtlichen Stellung genau bestimmt.

Durch das Herschelsche Teleskop sind 20374000 Sterne sichtbar. Durch sinnreiche Zählung hat Herschel die Sterne der Milchstrafse auf 36 Millionen geschätzt, und die des ganzen Himmels berechnet man auf 148 Millionen. Das sind indessen nur die selbstleuchtenden Sonnen. Wie viele Myriaden von Weltkörpern diese Sonnen zu Trabanten haben — wer will das erforschen? Und diese Millionen Sonnen gehören nur erst dem einen Fixsternsystem an, welchem auch unsere Sonne mit ihrer Planetenwelt als ein Glied einverleibt ist.

Die Welten, welche dem Schöpfungsworte des Ewigen entströmen, sind nur erst zum kleinsten Teile zur Kenntnis des Menschen gelangt. Die neuesten Teleskope eröffnen im Hintergrunde der Milchstrafse immer neue Weltenscharen. Auch das Riesenteleskop des Lord Rosse ist nicht imstande, den weifsschimmernden Hintergrund der Milchstrafse, der ein Abglanz von Myriaden Sonnen ist, in einzelne Sterne aufzulösen.

Wie grofs und herrlich auch das Schöpfungsgebiet dieser zahllosen Sonnen erscheint, es ist noch nicht das Weltall, sondern nur ein kleines Stückchen desselben — eine Weltinsel unter Millionen anderen, welche aus unergründlichen Tiefen des Weltraumes zu uns herüberleuchten. Man hat die Zahl sämtlicher mit unsern jetzigen Sehwerkzeugen wahrnehmbaren Sterne auf 500 000 Millionen geschätzt. Aber auch diese Schätzung ist nicht erschöpfend; denn in Höhen und Tiefen, welche keine menschliche Sprache auszudrücken vermag, schwimmen Weltsysteme ohne Zahl.

Sind diese leuchtenden Welten von lebendigen, denkenden und fühlenden Geschöpfen bewohnt wie unsere kleine Erde? — Gibt es in jenen Lichtwelten Wesen, welche mit Kräften ausgestattet sind, die wir nicht verstehen, Selige, die der Gottheit näher stehen als wir? — Und wenn höhere Wesen auf diesen Sonnen wohnen, sollten sie nicht durch ein geistiges Band mit ihrem Schöpfer und untereinander verbunden sein?

Werden nun diese Lichter des Himmels ewig leuchten, oder werden sie eins nach dem andern allmählich ausglühen und verlöschen? — Tatsache ist, dafs die Himmelsforscher schon manchen glänzenden Stern verlöschen und spurlos verschwinden, andere dagegen plötzlich aufleuchten sahen. Ein Strom des Werdens ist also auch in den höheren Regionen des Weltraums nicht zu verkennen. Wo ist der Ursprung dieses Lebensstromes? wo der Urquell dieses unaussprechlichen Glanzes? Wo ist der Feuerherd, dem alle diese Himmelsfunken entglommen sind? wo die Urkraft, welche diese Myriaden flammender Welten ins Dasein rief?

Wenn wir auf den Schwingen des Lichts die Räume des Himmels durchschreiten, um seine Reiche zu messen, seine Ordnung zu durchforschen, die Harmonie seiner Gesetze, Kräfte und Lebensregungen anzuschauen, so wird es uns klar werden, dafs der Bau des Himmels an Erhabenheit alles übertrifft, was sonst die sinnliche Welt Grofses und Herrliches zu bieten vermag; wir werden staunend bekennen müssen: Ja, in Wahrheit, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes!“

Der grofse Newton wurde durch die Anschauung der himmlischen Welten so ergriffen, dafs er jedesmal, wenn er den Namen Gottes aussprach, sein Haupt entblöfste.

Nach Böhmer.

Bilder aus der Naturkunde.

395. Das Reh.

323.

Stille, heilige Waldstille herrscht um mich. — Doch horch! Jetzt knackt es in den Zweigen. Ein Rehbock, erst mit halbem Leibe sichtbar, tritt aus dem Waldesdunkel. Das Haupt mit seinem kräftigen, doch nicht vielzackigen Geweihe ist keck emporgerichtet. Die großen, hellen, blauen Augen rollen nach allen Seiten, beobachten alles, lauschen aufmerksam und horchen, ob auch alles sicher und ohne Gefahr sei. Er zieht sich wieder zurück, kommt noch einmal, prüft noch einmal, und nun erst gibt er den Seinen das Sicherheitssignal. Im Nu ist die Ricke mit ihren beiden Kälbchen ihm zur Seite, und in muntern Sprüngen geht es ins Tal, hinab auf die betaute Waldwiese. In den drolligsten, mutwilligsten Sätzen umkreisen die netten, weißgefleckten Zicklein die Mutter, entfernen sich dann von ihr mit Blitzesschnelle, und im Nu sind sie wieder da, tändeln mit ihr und werfen sich nieder, um zu saugen. Bald kommen noch mehrere der munteren Tiere hinzu. Schon ist ein ganzes Rudel beisammen. Da aber schlagen die Hunde des in der Nähe weidenden Hirten an. Sofort ist der Haufe auseinander. In wilden Sprüngen setzen sie durch die Fichtenschonung, und bergauf, bergab geht die Flucht.

Das Reh ist ein munteres, gewecktes und schönes Tier. In seinem ganzen Wesen, in allen seinen Bewegungen zeigt sich eine Leichtigkeit, in seinem Laufe eine Flüchtigkeit, die Staunen erregt. Seine vollen, glänzenden Augen beseelt eine Frische und ein Feuer, das ganz mit seinen raschen Bewegungen und seiner Leichtigkeit im Springen übereinstimmt. Sein heiterer Jugendsinn meidet feuchte und sumpfige Stellen und hohe, finstere Eichen- und Buchenwaldungen. Es liebt mehr lichte Schläge, die an Saatfelder stoßen. Es ist listiger und viel flüchtiger als der Hirsch und läßt den verfolgenden Hund hinter sich. Es weiß diesen durch mannigfaltige Umwege, verdoppelte Kreuzsprünge irre zu führen, macht mitten im Laufe einen starken Absprung zur Seite, duckt sich wie ein Hase nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehetzten, bellenden Feinde vorüberziehen.

Die Jungen verbirgt das Reh im Gestrüpp und zeigt sich lieber

selbst dem Jäger, um nur die Feinde von ihnen abzulenken. Doch bald kehrt es auf weiten Umwegen unversehrt zu denselben zurück und überläßt dem Bocke das weitere Spionieren. Stößt diesem etwas unvermutet auf, so stutzt er im ersten Augenblicke, ist dann aber blitzschnell davon und warnt die Seinigen durch einen weithin schallenden dem Blöken des Schafes ähnlichen Laut, welchen er mehrmals wiederholt.

Jung auferzogen, sind die Rehe allerliebste Geschöpfe, allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben, worauf sie sich fühlen und mit ihrem Geweihe zu stoßen versuchen.

Wunderlich.

396. Der Fuchs. 113.

„Fuchs, rede! Sage deine ganze Geschichte nebst allen deinen listigen Streichen selbst her! Doch lüge nicht mitunter! Märchen darfst du allenfalls wohl mit anbringen. Wie gern hört man nicht das Märchen, daß du mit deinem Schwanze Krebse fangest, während du doch gar keine issest."

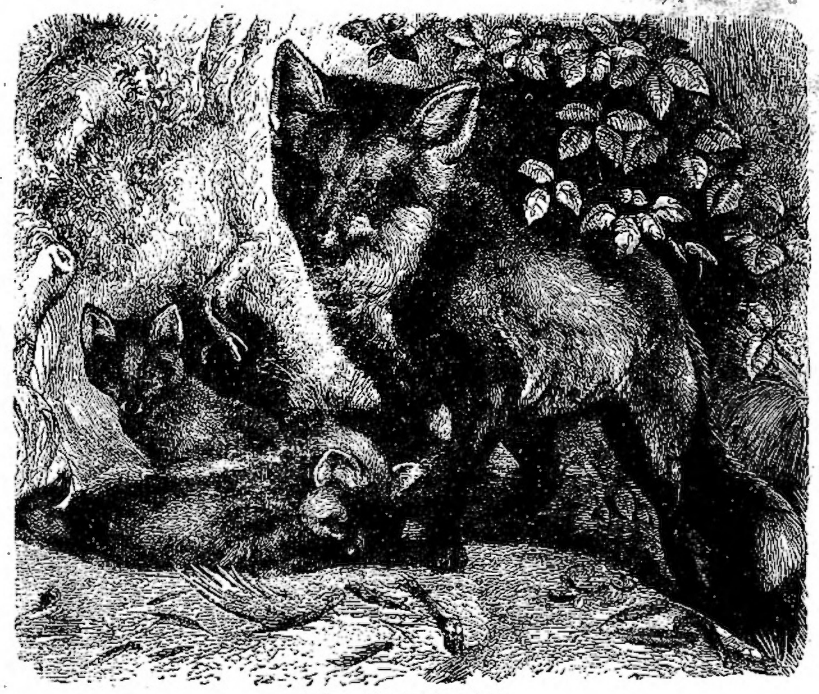
„Ich, Meister Fuchs, bin so groß wie ein mittelmäßiger Schäferhund und sehe diesem Hunde auch ganz ähnlich, habe rotgelbe Haare — doch gibt es auch graue, weiße und schwarze Füchse — und einen langen, zottigen Schwanz, wohne in Höhlen in allen nördlichen Gegenden der Welt, fresse Hühner und Tauben, Gänse und Enten, und was ich sonst noch von Geflügel erwischen kann, auch Hasen und Kaninchen, Eier und Käse, Milch und Butter. Habe ich aber alle diese guten Bissen nicht, so nehme ich auch mit Ratten und Mäusen, Schlangen, Eidechsen und Kröten fürlieb. Ach, und wie gern fresse ich nicht Honig und Weintrauben! Den Honig raube ich sowohl den Bienen, als auch den Hummeln und achte gar nicht darauf, wenn sie mich auch gleich ganz jämmerlich zerstechen."

„Ist es wahr, Fuchs, daß du keine eigene Wohnung bauest, sondern andere Tiere aus der ihrigen verdrängst?"

„Allerdings. Ich kann mir zwar, wenn ich will, meine Wohnung selbst graben; allein ich tue es nicht gern, weil ich darüber zu viel Zeit verliere, die ich zum Durchstreifen meiner Gegend weit besser anwenden kann. Ich jage daher lieber die Dachse und Kaninchen aus ihrem Loche heraus und mache dasselbe sodann für mich, mein Weibchen und meine Jungen zurecht. Wir bekommen alle Jahre vier bis sechs Junge, die ich nach einigen Wochen mit Tauben, Hühnern, Käse, und was ich sonst Weiches den Bauern abzwacken kann, so lange füttere, bis sie groß und stark genug sind, mit uns gemeinschaftlich auf das Rauben auszugehen.

Ich schlage meine Wohnung gern nahe bei Dörfern und Bauernhöfen auf, damit ich schon von ferne die Hühner gackern, die Hähne krähen, die Gänse schnattern und das übrige Geflügel schreien hören kann. Gewöhnlich gehe ich nur des Nachts auf das Rauben und Morden aus. Und dies fange ich so an. Erst mache ich mir die nahen

Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuser genau bekannt. Sodann spüre ich das Federvieh darin aus. Hierauf merke ich mir diejenigen Höfe, worin ich Hunde und verdächtige Bewegungen höre. Nun untersuche ich die Mauern und Hecken und alle bedeckten Örter, die ich am leichtesten durchkriechen oder überspringen kann. Jetzt schleiche ich ganz langsam an den Ort meiner Bestimmung, setze über Zäune und Mauern oder krieche und grabe mich unter denselben durch. Und endlich breche ich in die Bauernhöfe ein und erwürge alles, was mir vorkommt.



Eine Fuchsfamilie.

Ach, wie geht es da nicht über die dummen Gänse und die armen Hühner her!

Werde ich nun in meiner Tätigkeit nicht gestört, so würge und schleppe ich so lange fort, bis mir entweder der Anbruch des Tages oder ein Geräusch im Hause eine Mahnung gibt, mich davonzumachen. Und so trage ich oft in einer einzigen Nacht auf drei bis vier Tage Fraß zusammen.

Ebenso mache ich es auch auf den Vogelherden und Dohnenstrichen. Hat sich da ein Krammetsvogel oder eine Amsel oder sonst ein Vogel in einer Schlinge gefangen, so komme ich den Vogelstellern zuvor und nehme sie weg. Auf dem freien Felde aber überfalle ich die Hasen in ihrem Lager und jage ihnen zuweilen ein wenig nach.

Die Kaninchen besuche ich in ihren unterirdischen Wohnungen; auch die Rebhühner und Wachteln spüre ich mit leichter Mühe auf und fresse die Mutter nebst ihren Eiern und Kindern."

„Und das geht dir alles so ungestraft hin?"

„O nein! Man verfolgt und quält mich entsetzlich. Hunde und Jäger und die Bauern sind fast immer hinter mir her und jagen und verfolgen mich oft ganze Tage lang in einem fort. Man legt mir Schlingen und Fallen und schießt und prügelt mich zu Tode. Solange ich noch Kräfte habe zu laufen, lasse ich mich nicht so leicht gefangen nehmen.

Überfällt man mich in meinem Baue, so grabe ich geschwind einen andern Ausgang und fliehe mit Weib und Kind davon und betrüge den Jäger, der nun vergebens auf meinen Pelz lauert. Ist auch gleich meine Höhle mit Fallen umgeben und mir zur Flucht fast gar keine Hoffnung mehr übrig, so leide ich doch lieber den grausamsten Hunger, als daß ich mich in den ersten vierzehn Tagen zum Gefangenen ergebe, und versuche alles Mögliche, noch zu entkommen. Hilft aber alles nichts, je nun, so ist es endlich einerlei, ob ich in meiner Höhle verhungere oder in der Falle eines gewaltsamen Todes sterbe. Ich klage und seufze eher nicht, als bis man mich lebendig ergreift und zu Tode prügelt. Und auch das hält schwer; denn ich habe ein sehr zähes Leben. Oft scheine ich tot, während ich nur auf einen günstigen Augenblick warte, meine Feinde zu beißen und zu entfliehen.

Ich lebe ungefähr zwanzig Jahre und lasse mich nicht leicht zähmen. Schlägt man mich im Winter tot, so gibt mein Balg treffliche Pelzkleider, und auch mein Schwanz tut dann allerhand Dienste. Ermordet man mich aber während des Sommers, so kann nur der Hutmacher meine Haare gebrauchen."

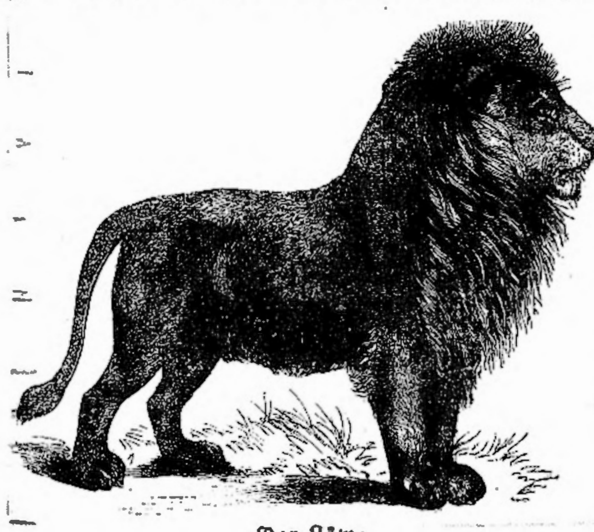
„Du hast ganz recht, schlauer Fuchs, dein Sommerbalg ist weit schlechter als dein Winterbalg. Ei, weißt du auch, was wohl der Winterbalg eines deiner schwarzen Kameraden in Norwegen, Lappland oder Sibirien kostet?" — „Nein. Wieviel denn?" — „Einhundert, und manche sagen, sogar zwei- bis dreitausend Mark." Raff.

397. Der Löwe. 326.

Seit den ältesten Zeiten hat der Löwe wegen seines Mutes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmut, seines Ernstes und seiner Ruhe den Namen König der Tiere erhalten. Er ist in der Tat das stärkste, mutigste und berühmteste aller Raubtiere, die gewaltigste unter allen Katzen. Unbezwingliche Kraft, Selbstvertrauen, kühner, sicherer Mut und Siegesgewißheit im Kampfe spiegeln sich in seinem Äußeren. Hoch aufgerichtet ist der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majestätisch ist sein Blick, würdevoll, achtunggebietend seine Haltung. Alles an ihm zeugt von Adel, jede Bewegung ist gemessen und würdig; Körper und Geist stehen im vollsten Einklange. Sein Leib ist stark und kräftig

gebaut, sein kurzes, rötlichgelbes Haar liegt glatt an, sein Gesicht ist breit und ausdrucksvoll, eine Quaste ziert die Spitze seines Schweifes; seine Mähne, welche wie ein Herrschermantel die Schultern umschlägt, verleiht ihm das stolze, königliche Aussehen.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Erst mit der Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an. — Wir versetzen uns jetzt im Geiste in ein Steppendorf Mittel-Afrikas oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden, um eine jener Nächte kennen zu lernen, welche durch den Löwen gestört werden. Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der Seriba eingehürdet. Der Frieden der Nacht senkt sich auf das sonst so geräuschvolle Lager herab. Der Lärm verstummt. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgetan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Es ist alles still und friedlich. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt.



Der Löwe.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen; — in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Ein wahrer Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, und die Rinder rotten sich unter Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen. Das Kamel sucht alle Fesseln zu zersprengen, und die mutigen Hunde, welche Leoparden und Hyänen bekämpfen, heulen kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher aber selbst rat- und hilflos ist.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die 3 m hohe Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Tatzen wirft ein zweijähriges Rind zu Boden. Das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Tiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute. Die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubgier. Mit dem

Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Tier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäumung und will doch auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt. Mit Leichtigkeit trägt er nun die Last seinem Lager zu, welches vielleicht 3—4 km entfernt ist.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Untertanen hervorruft. Die heulende Hyäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke. Der Leopard hört auf zu grunzen. Die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Herde wird totenstill. Die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig. Das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe des Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht. Das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts. Der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn.

Wenn der heiße Tag vorüber ist und die kühle Nacht sich allmählich herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Giraffe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder der Lache. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leittier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt tut es, ohne sich zu versichern, daß alles still und ruhig sei. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und jagt in eiliger Flucht davon. Die andern folgen. Über Busch- und Grasflächen setzen sie dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Giraffe. Aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen! Wehe ihnen, wenn sie mit dem Winde zur umbuschten Lache schreiten. Wehe, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergessen! Ein Sprung, ein Biß — und kraft- und mutlos bricht das geängstete Tier zusammen.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen, besonders wenn derselbe ruhig stehen bleibt und ihm fest ins Auge schaut.

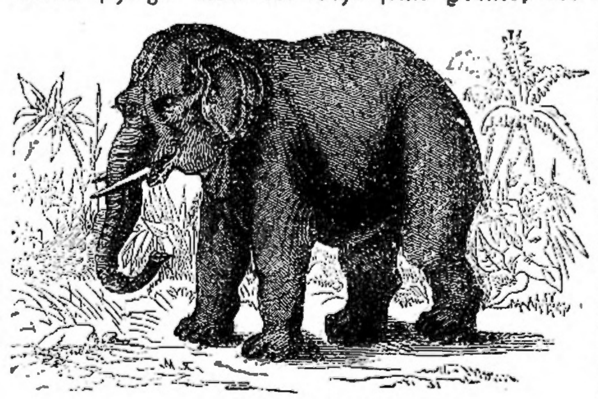
Brehm.

398. Der Elefant.

Wo die hohen Palmen mit ihrem dunklen Grün emporragen, wo der Tiger in den undurchdringlichen Waldungen haust, wo die Königsschlange und die Brillenschlange unter den Bäumen auf Beute lauern, wo das Krokodil im schlammigen Schilfe des Ganges sich lagert: dort lebt auch der Riese der jetzigen Tierwelt, der asiatische Elefant, und zwar an einzelnen Orten in ganzen Herden beisammen. Die Wildnis, in der man keine menschliche Wohnung erblickt, ist seine Heimat. Dort

tummelt er sich mit seinen Genossen. Seine Nahrung holt er sich mit dem langen Rüssel von den Bäumen, deren Zweige er genießt. Wehe den Fruchtfeldern, in welche er hineingerät! Am Reis, am Mais und vorzüglich am Zuckerrohr richtet er zuweilen schreckliche Verwüstungen an.

Seine Kraft ist ganz außerordentlich groß. Das Kamel trägt durchschnittlich 250 kg, der Elefant aber 2000. Auf seinen Rücken setzte man früher ganze Kriegstürme mit Soldaten. Er zieht so viel wie sechs Pferde, kann daher eine Kanone auch bei schlechtem Wege allein fortbringen. Sein Gewicht kommt dem von 50 Menschen gleich. Das Wunderbarste am Elefanten ist der Rüssel. Er kann ihn bis auf $2^1/_2$ m ausdehnen, aber auch bis auf $^1/_2$ m zusammenziehen; er besitzt in ihm eine solche Kraft, daß er mit demselben nicht bloß einen Menschen, sondern den stärksten Tiger augenblicklich zu Boden schlägt. Wie der Ochs seine Hörner, der Löwe seine Tatzen, so hat der Elefant den Rüssel als furchtbare Waffe bekommen. Dieser starke Arm ist aber zugleich eine geschickte Hand, die fähig ist, die kleinsten Geldstücke aufzuheben, Knoten zu lösen, Türschlüssel umzudrehen und Blumen zu pflücken. Diese Dinge verrichtet das Tier hauptsächlich mit der fingerähnlichen Spitze des Rüssels, mit der es auch zu tasten vermag. Im Innern ist der Rüssel hohl; auf dem Grunde desselben befinden sich die beiden Nasenlöcher. Mit dem Rüssel pflückt der Elefant das Gras zu seinen Füßen und das Laub von den Bäumen, mit ihm schöpft er Wasser und spritzt es in das Maul. Letzteres liegt nämlich so tief in dem unteren Teile des Kopfes, daß er ein Teil der Brust zu sein scheint, und daß sich der Elefant bei seinem kurzen, steifen und dicken Halse vergeblich anstrengen würde, damit auf die Erde zu reichen. Mit dem Rüssel zieht er auch Wasser ein, um alle Teile seines Körpers damit zu bespritzen, wenn die Wärme sehr groß ist. Belästigen ihn Insekten, so schlägt er mit dem Rüssel nach ihnen, oder er bricht einen Zweig von einem Baume, um sie durch Wedeln mit demselben zu verjagen.



Der Elefant.

Bemerkenswert sind auch die großen Zähne, die eine gewaltige Länge und eine bedeutende Schwere erreichen und das geschätzte Elfenbein liefern.

Obgleich die Beine des Elefanten wie vier dicke, mächtige Säulen

aussehen, auf denen die schwere Masse des Riesenleibes ruht, so kann er doch so schnell laufen, daß sein Trab schneller ist als der Galopp des schnellsten Pferdes. Er ist auch ein tüchtiger Schwimmer. Mit großen Lasten schwimmt er über breite Ströme, wobei er seinen Rüssel, um Luft zu schöpfen, in die Höhe hält. Wenn sich aber eine Herde von Elefanten in der Ebene in Bewegung setzt, so saust und braust es, als wenn eine Lawine über den Wald stürzt.

Nach Grube.

399. Der Walfisch.

Wer den Walfisch in seinem natürlichen Elemente, dem Wasser, umherschwimmen sieht, wer die Gestalt seines Körpers, seine Finnen und seinen Schwanz oberflächlich anschaut, wird keinen Augenblick zögern, ihn unter die Fische zu zählen. Das hat man denn auch früher getan, daher der Name Walfisch. Und doch ist er kein Fisch.

Zuerst: Bei den Fischen findet man immer Kiemen, mit denen sie atmen. Der Walfisch dagegen hat keine Kiemen, sondern atmet Luft ein durch ein Paar Nasenlöcher, ebenso wie wir Menschen. Darum kann der Walfisch auch nicht beständig unter Wasser bleiben wie die Fische, sondern er muß von Zeit zu Zeit über Wasser kommen, um frische Luft zu schöpfen. Zum andern: Alle Fische legen Eier und bringen durch diese Junge zur Welt. Der Walfisch dagegen legt keine Eier, sondern bringt lebendige Junge hervor, die er dann durch seine Milch ernährt, und darum gehört er in die Klasse der Säugetiere.

Der Walfisch kann eine erstaunliche Größe erreichen, man findet ihn zuweilen 20 m lang. Seine Kraft steht damit im Verhältnis. Durch einen Schlag seines Schwanzes kann er ein Boot zerschmettern. Der Schwanz ist aber auch seine einzige Waffe. Denn obgleich sein Maul entsetzlich groß ist — es gehen wohl zehn Menschen zugleich hinein —, ist dasselbe doch nicht mit Zähnen bewaffnet. Sein Oberkiefer ist ganz besetzt mit langen, schmalen, hornigen Platten, die dicht bei einander stehen. Diese Platten heißen Barten. Sie dienen dem Walfische zum Auffangen der Nahrung; denn dieses kolossale Tier nährt sich lediglich von kleinen Tieren, wie Mollusken, Krebsen, kleinen Fischen u. s. w. Dieselben bleiben, wenn das von ihm eingeschluckte Wasser durch die Barten wieder abfließt, im Maule zurück und wandern alsdann durch den Schlund in den Magen.

Der Walfisch lebt sowohl im Nördlichen, als auch im Südlichen Eismeere. Er wird eifrig gejagt. Die Schiffe, die man für den Walfischfang ausrüstet, müssen stark gebaut sein, um nicht so schnell durch die starken Eisschollen beschädigt zu werden. Sie sind mit verschiedenen Schaluppen oder kleinen Fahrzeugen versehen. Sobald man nun in der Ferne eines Walfisches ansichtig wird — und man erkennt ihn an den Wasserstrahlen, die aus den Spritzlöchern aufsteigen —, werden einige Schaluppen in die See gelassen und bemannt. Ist eine der Schaluppen nahe genug an den Walfisch herangekommen, so wirft einer von der Mannschaft dem Tiere eine Harpune, d. i. ein pfeilförmiges, starkes,

mit Widerhaken versehenes Eisen, mit Kraft in den Leib. Der Walfisch taucht schnell unter und versucht zu entfliehen. Aber die Leine, die an der Harpune befestigt ist, läuft ab, und man rudert dem Tiere schnell nach. Sobald es wieder über Wasser kommt, um Luft zu schöpfen, wird es abermals mit einer Harpune verwundet. Endlich ist es durch Blutverlust ganz erschöpft und wird vollends durch Lanzenstiche getötet. Der tote Walfisch wird dann nahe an das Schiff geschleppt und an einer Längsseite desselben befestigt. Der Speck, der zuweilen 20—30 cm dick ist, wird abgegraben oder abgeschnitten, und die Barten werden herausgenommen. Das Übrige läßt man forttreiben zur Beute für Seevögel oder Eisbären. Denn das Fleisch des Walfisches ist so tranig, daß es für die meisten Menschen von unangenehmem Geschmack ist. Nur die Bewohner der Polarländer, die Grönländer, die Eskimos und die Kamtschatalen genießen es. Während die europäischen und amerikanischen Walfischfänger allein den Speck und die Barten mitnehmen, den ersteren, um Tran daraus zu kochen, den letzteren, um Fischbein daraus zu machen, lassen jene Völkerschaften beinahe nichts von dem Tiere unbenutzt. Das Fleisch essen sie, den Tran trinken sie, oder sie brennen ihn wie Öl zur Erleuchtung ihrer Wohnungen; von den durchscheinenden Häuten der Eingeweide machen sie Fenster für ihre Wohnungen, die Knochen dienen ihnen als Dachsparren oder wie Zimmerholz. So wissen die armen Nordpolbewohner Vorteil zu ziehen aus den geringen Hilfsmitteln, welche die Natur ihnen in ihrem unfruchtbaren Vaterlande bietet.

Nach „Wanderungen im Reiche der Natur.“

400. Der Maulwurf.

116.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunklen Gängen unter der Erde nachgeht. „Und an dem einen ist's zu viel,“ wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet. Nun, so wollen wir denn Gericht halten über den Missetäter. Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt. Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt wird und die darunterliegenden Keime im Wachstume gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut. Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten? — Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich tut's der Maulwurf.“ — Seht doch, wie man sich irren kann! Dort kommt ein Anwalt des Maulwurfs,

ein erfahrener Landwirt und Naturbeobachter, der sagt so: „Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Engerlinge und reinigt den Boden von diesen Feinden.“ — Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Engerlinge da sind, denen er nachgeht, und die er verfolgt.

Alle Säugetiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade oben und unten nur je zwei und zwar sehr scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden, er hat in der oberen Kinnlade sechs und in der unteren acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt, er ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt. Das merkt ihr auch, wenn ihr einem getöteten Maulwurfe den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt. — Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so tut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer und frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis. — So sieht's aus!

Hebel.

401. Der Star.

128.

„Bruder Lustig“ hat ein bekannter Naturforscher den Star genannt und damit die beste Bezeichnung für diesen heitern Allerweltsliebling gefunden. Unser Star ist ein schmuckes Bürschchen, das ungefähr 20 cm mißt. Er trägt ein schwarzes Kleid, das im Lichte der Sonne wie Atlas glänzt und dabei einen blaugrünlichen Schimmer zeigt, im Herbste aber nach der Mauser wie mit weißen Perlen übersät ist. Das ist sein Reisekleid, in dem er uns aber erst dann verläßt, wenn der Winter ihm das Leben in unserer Nähe unmöglich macht. Nur zögernd trennt er sich von seinem „Daheim“ und verirrt sich in der Regel nicht weiter von demselben als in die nächste wärmere Gegend unseres Vaterlandes, die ihm genügende Nahrung bietet. Nur einige reiselustige Stare sehen sich in Spanien, Italien

und Griechenland um, während einzelne noch kühnere ihre Reise bis Afrika ausdehnen. Sowie aber nur der Frühling bei uns seine Ankunft ansagt, ist sicher „Bruder Lustig“ einer der ersten unserer Frühlingsgäste.

Bei seiner Ankunft in der geliebten Heimat fliegt er auf die äußerste Spitze eines in der Nähe seiner alten Wohnung stehenden Baumes und verkündet mit lustigem Liede, daß er glücklich wieder angelangt ist. Dann aber ist sein erstes Geschäft nachzusehen, wie es denn eigentlich mit seinem Sommerlogis steht. Hat er sich dazu einen hohlen Baum im Walde ausersehen, so gilt es gewöhnlich nur, ein wenig aufzuräumen. Besteht dasselbe aber aus einem Hause, das ihm seine Freunde in ihrem Hofe oder Garten gebaut haben, aus einem sogenannten Starkübel, dann geht sein Einzug oft nicht ohne Kampf, Ärger und Geschrei ab. Die frechen Spatzen, die kein Eigentumsrecht achten, haben die Wohnung in Beschlag genommen. Dann giebt es harten Kampf. Doch zuletzt muß die Spatzenfamilie die Wohnung räumen, und Frau Starin ergreift Besitz von ihr. Sofort geht es nun an die Einrichtung der Wohnung. Den Plunder der Frau Spatzin, Stroh und Heu, schmutzige Federn und alte Lumpen hat die Starin bereits trotz alles Schimpfens des Spatzenpaares ausgeräumt und in den Hof hinabgeworfen. Star und Starin sind von jetzt an von früh bis abends tätig und tragen Strohhalme, Federn und Heu herbei, um das Nest zurecht zu machen. Einen künstlichen Bau gibt es nicht, aber er ist anständig genug dem Nestbau der Spatzin gegenüber.

Wenn der April, der wetterwendische Monat sich seinem Ende zuneigt, liegen fünf bis sechs hellblaue Eier im Neste, und nun beginnt eine nicht gerade angenehme Zeit für die Frau Starin. Gegen sechzehn Tage muß sie brütend auf den Eiern sitzen; sie tut es aber gern in Hoffnung auf junge Stärchen. „Bruder Lustig“ dagegen hat gute Zeit. Aber das muß man ihm nachsagen, daß er ein Herz für sein Weibchen hat. Er versorgt dasselbe nicht nur unermüdlich mit Nahrung, sondern singt ihm auch zur Unterhaltung seine schönsten Lieder vor.

Wenn aber die Jungen aus den Eiern geschlüpft sind, dann beginnt auch für ihn eine ernste, arbeitsvolle Zeit, und die lustigen Lieder verstummen. Die kleinen Stare sehen wunderlich aus, und es wird wohl niemand diese nackten Geschöpfe mit großen Köpfen und großen Schnäbeln schön finden. Aber danach fragt die Elternliebe nicht. Das Starenpärchen ist unermüdlich, die kleinen, unförmlichen Schreihälse zu füttern. Bald sieht man Star und Starin Blatt um Blatt an den Bäumen im Garten durchsuchen, bald auch wieder flink im Grase umhertrippeln und die zierlichen Köpfchen mit den klugen Augen bald dahin, bald dorthin wenden.

Es gilt, Schnecken, Raupen, Käfer und Würmer für die hungrigen Kinder zu suchen und nebenbei sich selbst zu bedenken. Kehren Vater und Mutter zum Kübel zurück, so gibt es ein gewaltiges

Geschrei; fünf oder sechs Schnäbel sperren sich weit auf, und jedes der Kinder möchte gern zuerst bedacht sein. Aber: „Eins nach dem andern!“ heißt die Hausregel, und es ist wunderbar, daß die Eltern nach und nach das ganze Häuflein Kinder zu befriedigen wissen. — Sechzehn Tage lang dauert die angestrengte Futterzeit, dann streckt ein Stärlein nach dem andern sein Köpfchen aus dem Flugloche und blickt neugierig in die Welt hinein. Das Nest wird ihnen zu eng. Die Flügel sind ihnen gewachsen, und die Lust, das Häuslein zu verlassen, wird immer größer. Kaum sind noch zwei Wochen vergangen, da geht es husch! und husch! und ein Junges nach dem andern fliegt auf den nächsten Baum. Lange bleiben sie hier nicht sitzen. Die Welt ist so schön und so weit. Sie sind mündig geworden und können sich nun ohne Hilfe der Eltern durch das Leben schlagen. Mutig fliegen sie in das Weite und treffen bald mit andern jungen Staren zusammen.

Ein lustiges Leben beginnt. In großen Schwärmen fliegen sie umher, suchen sich am Tage Nahrung und finden ihren Tisch überall gedeckt. Am Abend aber fallen sie in das Röhricht der Teiche oder in dichte Weidichte ein und machen einen gewaltigen Lärm. Die Alten dagegen bleiben am Kübel. Für diese gibt es noch keine Ruhe. Sie reinigen die Wohnung und richten sie aufs neue behaglich ein für die zweite Brut. Endlich ist auch diese flügge.

Naht der Oktober, so kehrt das Starenpärchen noch öfter gegen Abend zu seiner Wohnung zurück, und Freund Star bezahlt seine Miete in klingender Münze, er singt ein fröhliches Abschiedslied. — Sein Nachtlager wählt er jetzt mit Tausenden seinesgleichen am liebsten im Rohre eines Teiches, und er liebt es, im vollstimmigen Chor vor der Nachtruhe noch ein Ständchen zu bringen. Erst wenn der Winter seinen Einzug hält, denkt „Bruder Lustig“ an seine Abreise, doch nicht, ohne ein letztes Lied an seinem Kübel zu singen und seinen Freunden ein fröhliches „Auf Wiedersehen!“ zuzurufen. Reinhold.

402. Der Kreuzschnabel. 117.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,
himmelwärts den Blick gewandt,
fühlt er heimlich sanftes Zücken
an der stahldurchbohrten Hand.

2. Hier von allen ganz verlassen,
sieht er eifrig mit Bemüh'n
an dem einen starken Nagel
ein barmherzig Vöglein zieh'n.

3. Blutbeträuft und ohne Rasten,
mit dem Schnabel zart und klein
möcht' den Heiland es vom Kreuze,
seines Schöpfers Sohn, befrei'n.

4. Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag das Zeichen dieser Stunde
ewig, Blut und Kreuzeszier!“

5. Kreuzesschnabel heißt das Vöglein.
Ganz bedeckt von Blut so klar
singt es tief im Fichtenwalde
märchenhaft und wunderbar.

Mosen

403. Schonet die Vögel! 329.

Meistens ist es Gedankenlosigkeit und Mangel an Einsicht in das Leben der Natur, wenn man die Vögel, statt sie als die treuesten Freunde zu hegen und zu pflegen, wie Feinde verfolgt und auf jede Weise vertilgt. Einige wenige Beobachtungen müssen schon genügen, um den Wert derselben deutlich zu machen. So waren z. B. in einem Gewächshause drei hochstämmige Rosen von ungefähr 2000 Blattläusen bedeckt. Man holte eine Sumpfmeise herbei und liefs sie fliegen. Binnen wenigen Stunden hatte sie die ganze Menge verzehrt und die Pflanzen vollkommen gereinigt. Man beobachtete einmal, wie ein Rotschwänzchen, welches man in einer Wohnstube umherfliegen liefs, in einigen Stunden mehrere hundert Fliegen wegfing. Ein Paar Nachtschwalben oder Ziegenmelker vertilgte abends in einer Viertelstunde ungeheuere Mückenschwärme. Ein Pärchen Goldhähnchen bringt seinen Jungen durchschnittlich in jeder Stunde 36 mal Nahrung von Insekten. Für die Obstbäume und Wälder sind die Meisen von unermefslicher Wichtigkeit, indem sie besonders die Eier eines sehr gefährlichen Schmetterlinges verzehren, während sie der haarigen Raupe nicht beikommen können. Ein weiblicher Falter dieses Spinners legt, oft zweimal im Sommer, 600 bis 800 Eier, und eine Meise verzehrt mit ihren Jungen mehrere tausend an einem Tage.

Auch die Sperlinge verdienen mehr Schonung, als ihnen in der Regel zu teil wird. Ein einziges Pärchen trägt seinen Jungen in der Woche durchschnittlich 2000 Raupen zu. Wenn man bedenkt, welchen Nutzen sie dadurch stiften, so kommt das Pfund Kirschen, das Liter Getreide, das der Land- und Gartenbesitzer ihnen vielleicht opfern mufs, dagegen gar nicht in Betracht. Auch die verrufenen Eulen fangen während ihrer Jagd in den Dämmerungsstunden am Abende und am Morgen gewaltige Massen von Forstinsekten, besonders Dämmerungs- und Nachtfalter und deren Raupen weg. Wo Maikäfer so häufig vorkommen, dafs sie Schaden anrichten, da leisten die Stare, Dohlen, Saatkrähen, Häher, Würger u. a. treffliche Dienste. Ein Naturforscher beobachtete längere Zeit hindurch ein Pärchen Schleiereulen und fand, dafs es durchschnittlich aller fünf Minuten eine Maus ins Nest trug. Ein Pärchen Steinkäuze brachte an einem Juniabende den Jungen elf Mäuse. Die meisten kleineren Vögel nähren sich ganz oder teilweise von Insekten, Würmern, Schnecken, Spinnen u. s. w., so alle Grasmücken, Würger, Fliegenschnäpper, Drosseln, Rohrsänger, Bachstelzen, Goldhähnchen, Steinschmätzer, Meisen, Pieper, Lerchen, Zaunkönige, Buchfinken, Goldammer, Schwalben, Baumläufer, Nachtigallen u. dergl. Alle diese vertilgen Millionen von Raupeneiern, Raupen, Fliegen, Mücken, Käfern, Ameisen, Blattläusen, Nachtfaltern, Würmern u. s. w. und zwar in wunderbarer Verteilung der Arbeit, die ihnen im Haushalte der Natur

zugewiesen ist. Einige suchen mehr diese, andere mehr jene Klasse von Ungeziefer. Einige sind befähigt, es von den Blättern und Zweigen abzusuchen, andere, es aus der Baumrinde zu bohren, noch andere, es in der Luft abzufangen, wieder andere, es aus der Erde zu holen.

So sind die Vögel des Landwirts treueste Verbündete. Jeder, der nur irgend einen Fleck Erde bebaut, sollte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die nützlichen Tierchen an sein Grundstück zu fesseln suchen. Vor allem darf man sie selbst und ihre Brut nicht verfolgen. Die kleinen Dinger sind klug genug, um zu merken, wo sie am sichersten nisten können, wo sie am wenigsten das mörderische Gewehr, Schlingen und Fallen zu fürchten haben. Man kann aber noch mehr tun, als dafs man die ungezogenen Buben abwehrt. Wie man den Störchen aus Liebhaberei oder Aberglauben oft eine Herberge bereitet, so sollte man auch den kleinern Vögeln, wenn nicht aus Liebhaberei, so doch um des eigenen Vorteils willen das Nisten erleichtern. Man reinige z. B. die Astlöcher, in denen sie gerne brüten, von Moder und Moos, lege Starkästen an und fertige aus hohlen Ästen oder alten Brettern Bruthöhlen mit nicht zu grofsen Löchern und hefte sie an die Bäume, und zwar mit dem Eingange nach Osten hin, um die Nester vor dem Regenwinde zu schützen. Wer so die muntern Tierchen an seinen Hof und Garten gewöhnt und dabei ihre Feinde, vor allen die nesterzerstörenden und eiersammelnden Knaben abwehrt, der wird den Nutzen auch bald an Baum und Strauch, an Gemüse und Getreide spüren, und die Zeit, Mühe und etwaigen Kosten, die er darauf verwandt hat, ihnen Wohnungen herzustellen, werden sich mit tausendfältigen Zinsen bezahlt machen.

Oldenburger Beobachter.

404. Der Straufs.

393.

In den afrikanischen Wüsten und Ebenen, dort, wo der afrikanische Löwe auf Raub ausgeht, die ungeheuren Dickhäuter die Erde nach Wurzeln aufwühlen, die anmutige Giraffe das Laub der Akazien und Mimosen abweidet und schlanke Antilopenherden munter umherschwärmen, hat der Straufs, der König der Vögel, seine Heimat. Er erreicht eine Höhe von 2 m und wird 75 kg schwer. Dabei ist er so stark, dafs er einen leichten Menschen tragen kann. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Pflanzenstoffen. In der Freiheit weidet er nach Art des Truthahns, indem er frisches Gras abbeifst oder Körner und Kerbtiere vom Boden aufliest, ohne jemals zu scharren. Daneben würgt er jedoch auch noch eine Menge völlig ungeniefsbarer Gegenstände in seinen Magen hinab, als Sand, Steine, Scherben, Holz, besonders aber alles Glänzende.

Der Straufs ist ein sehr vorsichtiges Tier, dem im offenen

Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er sehr weit hin sicht und gleich die Flucht ergreift, sobald er Gefahr vermutet. Besonders sorgfältig suchen die Straufse den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, wogegen nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer gerade Bahnen getreten sind, die in den unbewohntesten Gegenden oft auf die Vermutung führen, es seien Fufssteige von Menschen. Sobald die Tiere bemerken, dafs man ihr Nest entdeckt hat, und dafs ein Mensch oder ein Raubtier dabei gewesen ist, Eier mitgenommen oder die Lage derselben verändert hat, zerstören sie es augenblicklich selbst und legen an einem andern Orte ein neues an. Ein Straufsenei wiegt gewöhnlich nahe an $1^1/_2$ kg und wird im Durchschnitt 24 Hühnereiern gleich geschätzt. Das Dotter ist sehr schmackhaft, hat aber doch nicht den feinen Geschmack des Hühnereies. Es ist so nahrhaft und so sättigend, dafs man nicht viel davon geniefsen kann. Es gehören schon vier sehr hungrige Personen dazu, um ein ganzes Straufsenei zu verzehren, und dann müssen es noch echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Straufseneier halten sich lange frisch und werden oft bis nach der Kapstadt gebracht. In den Wintermonaten Juli, August und September findet man die Straufsennester am häufigsten, indessen gibt es zu allen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier.



Der Straufs.

Die Straufsenweibchen haben eine dunkelgraue Farbe. Nur das Männchen liefert die schönen weifsen Federn, die schon seit langer Zeit als Kopfputz der Damen beliebt sind. Darum hat auch dieses von der Verfolgung der Eingebornen hauptsächlich zu leiden. Auf flüchtigen Pferden eilt man ihm in der Steppe nach, und wenn auch die Geschwindigkeit seiner Beine den Lauf des schnellsten Rosses übertrifft, so weifs man mit vereinten Kräften das gehetzte Tier doch nach und nach so zu ermüden, dafs es sich seinen grausamen Verfolgern ergeben mufs.

Nach „Vogels Naturbildern".

405. Die Fische.

384.

Von den tiefsten Tiefen bis hinauf zu den höchsten Höhen, im Wasser wie in der Luft, überall ist Leben. Aber so verschieden Wasser und Luft voneinander sind, so verschieden sind auch die Tiere, die in beiden leben. Mit dem Lichte und der Sonne befreundet, erwacht der Vogel, wenn der Morgen graut, und schliefst das Auge, wenn die Sonne sinkt; der Fisch dagegen hat in der Tiefe des Meeres beim hellsten Sonnenscheine nur Dämmerlicht. Sein Auge deckt kein Augenlid, Tag und Nacht ist es geöffnet und schauet doch weder den Aufgang, noch den Untergang der Sonne. Stumm verbringt der Fisch sein Leben, während der Vogel vor lauter Lust in den Lüften jubelt und trillert. Er bauet kein Nest, er brütet und füttert keine Jungen.

Die Grundgestalt eines Fisches ist die eines Kahnes. Der Schwanz ist das Steuer, und die Flossen sind die Ruder. Leicht ist die Bedeckung seiner Haut, schlüpfrig der ganze Körper, zugespitzt der Kopf und platt der Leib an beiden Seiten. Wie der Ballast in den Schiffen den untern Raum derselben ausfüllt, damit sie gesichert vor dem Umschlagen durch die Fluten gleiten, so ist auch der kahnförmige Leib der Fische nach unten mit den Eingeweiden beschwert, nach oben aber meistens durch eine Schwimmblase erleichtert. Diese liegt in dem Rückgrate, ist mit Luft angefüllt und gewährt dem Fische grofsen Nutzen. Ein leiser Druck seiner Rippen reicht hin, die in der Schwimmblase enthaltene Luft zusammenzupressen, den Körper dadurch schwerer zu machen und ihn plötzlich in die Tiefe hinabzusenken. Läfst der Druck nach, so dehnt sich die Luft wieder aus, und ohne Anstrengung wird der Fisch wie ein Ballon in die Höhe gehoben. So durchschneidet er das Wasser noch bequemer als der Kahn, den die Hand des Menschen zimmerte, und rudert mit den kurzen Flossen rascher als der Frosch, den die vier Ruderstangen seines Leibes ihrer Länge wegen mehr behindern.

Er eröffnet die Reihen der höheren Tiere, die ein Knochengerüst in dem Fleische ihres Körpers haben. Aber es ist ein Gesetz der Natur, dafs sie in ihren Schöpfungen nur allmählich vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortschreitet und nirgends einen Sprung macht. So tritt denn auch das Knochengerüst bei den Fischen nicht gleich in seiner höchsten Ausbildung auf, sondern ist bei manchen nur Knorpel, also noch nicht fertig gewordener Knochen. Man unterscheidet daher Knorpel- und Knochenfische. Das Skelett der Fische zeigt weder die Gliederung, noch die Biegsamkeit höherer Wesen. Starr und regungslos liegen auch die Muskeln auf demselben, und der mit geringer Nervenmasse ausgefüllte Kopf verrät wenig geistige Fähigkeiten.

Gude.

406. Die Kreuzotter.

131.

Diese gefährliche Schlange wohnt fast überall in Deutschland und zwar da, wo sie gute Schlupfwinkel, genügende Nahrung und Sonnenschein findet. Sie lebt in Löchern, welche Mäuse und andere Tiere verlassen haben, und kommt bei warmem Sonnenscheine hervor. Im Winter sind diese Ottern nur ermattet, nicht völlig erstarrt, kommen sogar an wärmeren Tagen aus ihrer Höhle hervor, und nur dann, wenn der Frost sehr stark ist und bis in ihre Wohnung eindringt, erstarren sie ganz und leben nicht wieder auf. Die Farbe dieser Schlangen ist nach dem Alter verschieden. Leicht erkennt man sie an einer auf dem Hinterkopfe beginnenden dunkeln Zickzacklinie, die über den ganzen Rücken hin bis zur Schwanzspitze läuft, und in deren Winkeln jederseits ein kleiner dunkler Fleck ist. Jede Seite des Unterkiefers und der Gaumen hat kleine Zähne; aber auch auf jeder Seite des Oberkiefers ist ein sehr beweglicher Knochen, auf dem ein langer, sehr feiner Zahn steht, und dieser ist der Giftzahn. Neben ihm steht öfters noch ein zweiter, und hinter ihm bemerkt man noch kleinere, die später an seine Stelle rücken. Die Giftzähne sind etwas nach hinten gebogen und mit einer häutigen Scheide umgeben, aus der ihre Spitze hervorragt. Bei geschlossenem Rachen liegt sie nach hinten; sobald das Tier aber den Rachen öffnet, um zu beifsen, richtet sie sich nach vorn empor. Der Bifs der Schlange ist oft so gefährlich, dafs der Gebissene in wenigen Stunden davon sterben mufs. Doch kommt es sehr darauf an, wie die Schlange beifst, ob die Zähne wirklich tief in die Wunde eingedrungen sind oder die Haut nur leicht geritzt haben, ob sie mit beiden oder nur mit einem Zahne verwundet hat u. s. w. Nach dem Bisse schwillt die Wunde sogleich auf und wird rot oder blau. Das Aussaugen der Wunde ist meist vergeblich; dagegen kostet es nicht viel Mühe, sie zu unterbinden oder auszuschneiden, was stets von bestem Erfolge ist, sobald es gründlich und schnell geschieht. In Gegenden, wo sich Kreuzottern aufhalten, sich auf den Rasen zu legen und zu schlafen oder barfufs zu gehen, ist stets gefährlich.

Reichenbach.

407. Die Seidenraupe.

337.

Wie die schönsten Sänger unter den Vögeln das schlichteste Kleid tragen, so auch die nützlichsten unter allen Schmetterlingen, die Seidenspinner. Im heifsen Asien, wo ihre eigentliche Heimat ist, schwirren sie in grofsen Mengen um die Maulbeerbäume und legen an die Zweige derselben je 300—500 Eier von der Gröfse eines Stecknadelkopfes. Binnen wenigen Tagen brütet die Sonne die Eier aus, und aus jedem derselben entsteht eine kleine, graue Raupe, welche auf ihren 16 Füfsen zum nächsten Maulbeerblatte kriecht und 6—7 Wochen lang in einem fort frifst.

Davon wird sie so dick, dafs ihr die Haut zu enge wird, weshalb sie dieselbe zersprengt und abstreift. Viermal wechselt sie ihr Kleid, und jedes neue ist heller gefärbt und geräumiger. Während dieser Zeit ist sie so lang geworden wie ein kleiner Finger und hat aus dem Safte der Maulbeerblätter, welche sie verzehrte, in ihrem Körper eine grofse Menge Spinnsaft angesammelt. Aus diesem formt sie einen feinen hellen Faden, heftet denselben an einem Zweiglein des Baumes an und wickelt ihn um sich herum. Sie beginnt jetzt einen wunderlichen Tanz. Nach allen Seiten dreht sie sich im Kreise und zieht feine Fäden ganz ähnlich einem Knäuel, den ein Kind aus Zwirn oder Garn wickelt, nur mit dem Unterschiede, dafs das Kind bei seinem Knäuel innen anfängt und nach aufsen wickelt, die Raupe aber die äufseren Fäden zuerst spinnt und dann die inneren. So dreht sie sich 7—8 Tage lang und macht aus dem Faden, ohne einmal abzureifsen, einen länglichrunden Ball von halber Fingerlänge und weifslichgelber Farbe, Kokon genannt. Die Raupe ist zu einer Puppe geworden, liegt mitten darin wie im Sarge und harret nun ihrer Auferstehung als Schmetterling. Aber nur wenigen Puppen gestatten die Menschen die 14 Tage, die nötig sind, um als Schmetterling auszukriechen und das Licht des Tages zu begrüfsen. Die meisten Kokons bringt man in heifse Öfen und tötet dadurch die Puppen. Alsdann wickelt man den feinen, 300 Meter langen Faden ab, spinnt ihn mit mehreren zu einem stärkeren, färbt ihn mit mannigfachen Farben und webt dann daraus schöne Kleiderstoffe, Tücher und Bänder.

Das eigentliche Vaterland der Seidenraupe ist China, und Jahrhunderte hindurch konnte man Seide nur aus diesem Lande erhalten, weil es bei schwerer Strafe verboten war, die Raupe oder deren Eier auszuführen. Im 6. Jahrhunderte n. Chr. gelang es aber zwei Mönchen, in ihren hohlen Reisestäben Eier des Seidenschmetterlinges über die Grenze und ins Ausland zu bringen. Von dieser Zeit an befleifsigte man sich auch anderwärts eifrig der Seidenzucht, und jetzt bildet dieselbe nicht nur einen Haupterwerbszweig in China, Japan und Indien, sondern auch in Algier, Tunis, Ägypten, in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, sowie in der Türkei und in Griechenland. Nach Wagner.

408. Lebensgeschichte einer Stubenfliege. 134.

Von den Tausenden der Stubenfliegen, die den Sommer durchsummten, ist im Zimmer nur noch eine einzige übrig. Da sie zum Hausfreund und Stammgast geworden ist, interessiert es uns auch, ihr früheres Leben kennen zu lernen.

Die Mutter unserer Fliege hat den Pferdestall bewohnt und dort ihre Eier abgelegt. Es waren deren achtzig. Bereits nach 21 Stunden war unsere Fliege als winzige Made ausgeschlüpft. Sie

war weißgelb und glatt, ohne Beine und ohne allen Schmuck, glänzte aber dabei wie lackiert. Kaum, daß sie den Kopf aus der Eischale herausgesteckt hatte, war sie schon in ihrer Art fleißig und sorgte für ihr künftiges Wohl, d. h. sie speiste Tag und Nacht.

Ein Mensch braucht 20 und einige Jahre, ehe er seine volle Größe erreicht, die Fliegenlarve speiste aber so unverdrossen fort, daß sie bereits nach 14 Tagen ausgewachsen war. Freilich maß sie dann nur etwa 10 mm; sie war etwa so lang wie der Nagel am kleinen Finger.

Jetzt hörte sie auf zu fressen und saß unbeweglich still. Ihre weiche, weiße Haut ward hart und rotbraun. Die Augen hatten nichts mehr zu sehen, der Mund hatte nichts mehr zu fressen, sie verschwanden. Das ganze Tier schrumpfte zusammen, ward dicker und kürzer und sah aus wie eine kleine Tonne.

Äußerlich schien das Tönnchen tot, innerhalb desselben aber arbeitete es rastlos weiter, und bereits nach 14 Tagen hatte sich, von der braunen Hülle umschlossen, die Stubenfliege in ihrer vollendeten Gestalt ausgebildet. Jetzt sprengte sie den Deckel der Tonne ab. Zuerst kam der Kopf mit den beiden großen Augen hervor. Jedes Auge war aus Hunderten von kleinen Augen zusammengesetzt, alle aber waren unbeweglich und konnten nur geradeaus sehen. Durch ein fadendünnes Stielchen hing der Kopf mit der Brust zusammen, durch ein eben solches Stielchen diese mit dem Hinterleibe. Die Flügel waren bei der frisch ausgekrochenen Fliege wie bei einem ausgeschlüpften Schmetterlinge noch winzig klein und zusammengeknittert, erreichten aber in kurzer Zeit ihre volle Größe. — So saß das neugeborene Geschöpf zunächst ein wenig still im warmen Sonnenscheine. Dann versuchte es seine Flügel, — sie schwirrten, und mit Gesumme ging die Reise fort. Außer den Augen halfen ihr noch die beiden kleinen Fühlhörner, um sich durch die Welt finden zu können.

Ein gelehrter Mann hat behauptet, es sei möglich, daß die Tausende, welche im Spätsommer um Milchtöpfe und Suppenteller, in Stuben und Stallungen in einem Gehöfte schwärmen, alle von einem einzigen Fliegenpaare herstammen könnten, welches im Frühjahre ausgekrochen sei. Denn, sagte er, eine Fliege braucht nicht mehr als einen Monat Zeit, um vom Würmchen bis zum vollkommenen Insekt heranzuwachsen, das imstande ist, selbst wieder Eier zu legen. Hat also eine Fliege Ende April ihre 80 Eier gelegt, so können im Juni 80 lebendige Fliegen daraus erwachsen sein. Bis zum Herbste sind nun fünf Bruten möglich, und diese ergeben zum September bereits die runde Summe von 200 Millionen. Da können denn manche Millionen von Fliegen als Maden, Puppen oder als ausgewachsene Tiere von anderen Geschöpfen verspeist werden, und es bleiben gerade noch genug übrig, um wie eine Wolke über alles im Hause herzufallen, was irgendwie verzehrbar scheint.

Wir haben einige Zuckerkrümchen vor uns auf den Tisch gestreut, und schon ist unser kleiner Näscher da. Mit dem gebogenen Rüssel,

der vorn wie ein Schwamm aufgetrieben ist und innen die Saugöffnung hat, befeuchtet die Fliege zuerst den Zucker, und sobald er sich gelöst hat, saugt sie ihn auf. Nachdem sie mit ihrer süßen Mahlzeit zu Ende ist, putzt sie sich. Dabei hebt sie die Beine geschickt bis auf den Rücken und bürstet die Flügel rein, damit ja kein Stäubchen daran hafte. Durch ein Vergrößerungsglas angeschaut, zeigen sich die Beine mit Borstenhaaren besetzt, welche der Fliege als Kleiderbürste dienen; jedoch auch die Flügel, die dem bloßen Auge durchsichtig und kahl erscheinen, sind mit winzigen Haaren über und über bedeckt.

Da, während wir die Fliege noch genauer ansehen wollen, läuft sie hinweg und marschiert am Trinkglase hinauf, ebenso keck und sicher, als ginge der Weg auf ebener Erde fort. Wie ist dies möglich? Am vorderen Ende des Fußes sind zwei Krallen, gut geeignet, um an rauhen Gegenständen sich fest anzuhalten. Unter diesen liegen an jedem Fuße zwei weiche Ballen. Diese sind am Rande fein gewimpert und schwitzen einen klebrigen Saft aus. Da die Fliege sechs Beine, also zwölf solcher Ballen besitzt, so vermag sie sicher an der Zimmerdecke zu sitzen, ohne in die Gefahr zu kommen herabzufallen; denn dieselben haften so fest wie Schröpfköpfe.

Stundenlang könnten wir noch bei der kleinen Fliege verweilen, die uns bisher so unbedeutend erschien und doch ein Kunstwerk ist, wie es kein Künstler unter den Menschen herstellen kann.

Nach Wagner.

409. Die Biene.

335.

Es ist Johannistag. Im Bienenhause herrscht reges Leben. In dichten Haufen setzen sich die Tierchen außerhalb des Stockes um das Flugloch an. Da läßt die auswandernde Königin ein durchdringendes „Tüttüt“ erschallen, und jetzt geraten die Arbeitsbienen in die größte Aufregung. Massenhaft stürmen sie zum Fluchloche hinaus und schwärmen in der Luft umher. Die Königin fliegt nach dem Aste eines nahen Obstbaumes und setzt sich daran nieder. Alle folgen ihr in wilder Hast nach und hängen sich an sie an, so daß sie zuletzt eine große Traube bilden. Jetzt eilt der Bienenvater mit einem leeren Bienenkorbe herbei, schlägt den Schwarm hinein, und sein Bienenbestand ist um einen Bienenstaat reicher geworden.

In dem neuen Staate beginnt sofort die Arbeit, nämlich der Bau der Zellen. Das Baumaterial haben die Tierchen bei sich. Sie haben nämlich, um nicht zu hungern und um das unentbehrliche Wachs bereiten zu können, vor dem Verlassen des Mutterstockes eine dreifache Portion in ihren kleinen Magen aufgenommen.

Das Wachs lassen sie in kleinen Blättchen zwischen den Bauchringen hervortreten, durchkauen und vermischen es alsdann mit ihrem Speichel, und nachdem das Material auf diese Weise vorgerichtet ist, geht jede an die Baustelle und klebt es an. Zunächst entsteht eine Kante oder Leiste. Dann wird Zelle an Zelle gereiht, bis die senkrecht herabhängenden Waben fertig sind.

Wenige Tage nach dem Einzuge in die neue Behausung fliegt die Biene nach Nahrung aus und zwar mitunter bis auf zwei Stunden weit. Am fleißigsten sucht sie dabei Blumen, Klee- und Rübsenfelder und Heidekraut auf. Vielerlei bringt sie mit nach Hause: Honigseim, Wasser, Blütenstaub und Harzteilchen. Den ersteren leckt sie mit der Zunge auf, führt ihn zum Munde, verschluckt ihn und würgt ihn aus der Honigblase als wirklichen Honig wieder hervor. Den Blütenstaub und das Harz bürstet sie teils mit ihren behaarten Füßen ab, teils löst sie diese Stoffe mit ihrem Gebisse los, stapelt sie in den Sammelkörbchen der Hinterbeine auf und fliegt, mit gelben Höschen angetan, auf dem kürzesten Wege nach Hause. Hier angekommen, entledigt sie sich ihrer Schätze, und mit dem Honig wird entweder eine hungrige Schwester gefüttert, oder er wird in die Vorratszellen ausgeschüttet. Die Höschen strampelt sie ab und stampft den Inhalt fest in eine der Zellen. Die harzigen Bestandteile werden zur Befestigung der Waben und zum Verkitten der Lücken und Ritzen verwendet.

Etwas über sechs Wochen verlebt die Arbeitsbiene unter solcher angestrengten Tätigkeit, dann stirbt sie und wird von den gesunden Schwestern zum Flugloche hinaus gestoßen oder getragen. Allein schon ist für Ersatz gesorgt. Die Königin hat in die dazu bereiteten Zellen 50000—60000 Eier gelegt, aus denen sich eine zahlreiche Nachkommenschaft entwickelt. Da die männlichen Bienen, Drohnen genannt, keinen Honig einsammeln, vielmehr nur verzehren, so wollen die Arbeitsbienen sie jetzt nicht mehr im Stocke dulden. Es beginnt Ende Juli oder Anfang August ein mörderischer Kampf, die Drohnenschlacht. Die mit Stacheln versehenen Arbeitsbienen fallen über die plumpen, wehrlosen Männchen her, jagen sie im Stocke herum, sperren sie vom Futter ab und lassen sie elendiglich verhungern oder treiben sie aus dem Stocke und zerstören ihnen die Flügel. Die Drohnen fallen zu Boden und kommen um.

Wenn dann die Nächte immer kälter und die Winde heftiger werden, so ziehen sich die Bienen nach und nach in das Brutnest zurück, das sie schon vorher mit Futter versorgt haben. In einen dichten Knäuel zusammengeballt, genießen sie nur von Zeit zu Zeit ein wenig Nahrung. Wird aber die Kälte außergewöhnlich stark, so erstarren sie ganz.

Nach Taschenberg.

410. Die Trichine.

Die Trichinen verursachen die schreckliche Trichinenkrankheit, die von den Ärzten erst in neuerer Zeit erkannt worden ist. Das winzig kleine Würmchen lebt im Fleische mancher Tiere, namentlich der Schweine. Genießt der Mensch trichinenhaltiges Schweinefleisch, so erkrankt er mehr oder weniger schwer, ja nicht selten tritt der Tod ein. Die genossenen Trichinen setzen sich nämlich im Darme des Menschen fest und erzeugen hier lebendige Junge, Fadenwürmchen, wie man sie kleiner kaum kennt. Die alten Trichinen bleiben im Darme, bis sie untergehen; die junge

Brut aber wandert vom Darme aus in die übrigen Teile des Körpers. Sie durchbohrt die Darmhäute und gelangt mit dem Blutstrome oder durch selbständige Bewegung in das Muskelfleisch. Hier nährt sie sich von den Fleischfasern und wirkt dadurch reizend und störend auf den ganzen Körper ein. Schon 14 Tage nach der Einwanderung ist das Würmchen ausgewachsen. Nun rollt es sich spiralig zusammen wie eine Uhrfeder, und es bildet sich nach und nach um ein jedes Tierchen eine Kapsel aus Kalksalz, so daß es zuletzt in einer Kalkschale steckt wie in einem Vogelei. Sind die Trichinen eingekapselt, so können sie sich nicht weiter bewegen und weiter entwickeln. Die Kapsel ist für sie ein Gefängnis, aus welchem sie nur frei werden, wenn sie mit dem Fleische, in dem sie liegen, in den Magen eines neuen „Wirtes" gelangen.

Eine Trichine bringt gegen 1000 lebendige Junge zur Welt. Rechnen wir auch nur 200 Junge auf ein Muttertier, so genügen 5000 solcher Tiere, um eine Million Junge für die Einwanderung zu liefern. So viele Muttertiere können aber in wenigen Bissen Fleisch enthalten sein, und man würde dann ein solches Stückchen Fleisch noch gar nicht sehr trichinenhaltig nennen.

Die Erscheinungen bei der Trichinenkrankheit stellen sich sehr verschieden dar. Gewöhnlich sind es ruhrartige Zufälle oder Schwäche und Mattigkeit wie bei Gicht; oder es tritt Fieber ein wie bei Nervenfieber. Meist schwillt das Gesicht auf, namentlich die Augengegend. Zuweilen sterben die Menschen innerhalb weniger Wochen nach dem Fleischgenusse; nicht selten nimmt die Krankheit einen mehr schleichenden Verlauf, und es erfolgt entweder eine langsame Genesung oder statt deren ein langwieriges Siechtum. — Durch ein einziges Schwein sind im Oktober 1863 in Hettstedt bei Eisleben 150 Menschen schwer erkrankt und 25 gestorben. In dem Dorfe Hedersleben bei Quedlinburg erkrankten 1865 gegen 300 Personen an der Trichinenkrankheit; es starben über 80. Solche Beispiele sollten uns warnen vor dem Genusse des rohen Schweinefleisches, wie es im Schinken und in mancher Wurst uns dargeboten wird. Durch Kochen und Braten, sowie durch sehr starkes Pökeln und Räuchern des Fleisches werden die Trichinen getötet. Am besten sichert die mikroskopische Fleischbeschau, die der Staat jetzt gesetzlich angeordnet hat, gegen die Gefahren der Trichinose.

†

411. Die Obstbaumzucht.

Der Obstbaum ist die Zierde einer Gegend. Wo dieser König des Pflanzenreichs in einer Landschaft fehlt, da ist es kahl und öde. Wo er an Straßen und Wegen in Gärten und Feldern mangelt, da ist die Natur eines Schmuckes beraubt, der durch anderes nicht zu ersetzen ist. Im Frühlinge erfreut er uns durch die Pracht seiner Blüten, und im Sommer erquickt er uns mit seinem Schatten. Schon dieser Umstand sollte uns zur Zucht und Pflege der Obstbäume ermuntern.

Die Obstbaumzucht ist aber auch ein Gegenstand vielseitigen Nutzens

Das Obst ist eine höchst schätzbare und gesunde Zugabe zur Speise der Land- und Stadtbewohner. Wie erfrischt und erquickt es den Dürstenden und Arbeitsmüden in heißen Sommer- und Herbsttagen, und welches Labsal ist es dem Kranken in seiner Fieberglut! — Den Bienen ist das Blütenmeer der Obstbäume ein wahres Paradies. Wochenlang schwelgen sie darin und tragen die reiche Honigbeute ihren Stöcken zu. Aber indem sie naschen und rauben und Millionen Blüten durchkriechen, tragen sie unabsichtlich an ihrem haarigen Körper den Blütenstaub auf die Griffel über und machen dadurch die Befruchtung weit vollkommener. In bienenreichen Gegenden ist daher der Obstbau immer ertragreicher als in bienenarmen. Es gewinnt mithin der Landmann gleichzeitig mehr Honig und mehr Obst.

Unsere edlen Obstsorten stammen, wie unsere meisten Getreidearten und Gartengewächse, aus den wärmeren Gegenden Asiens, insbesondere aus den Ländern am südlichen Fuße des Kaukasus. Wir erhalten in unserem rauheren Klima gutes Obst nur dann, wenn wir die Obstbäume veredeln und mit Kunst und Sorgfalt ziehen. Dazu eignen sie sich ihrer Natur nach auch ganz vollkommen. Unter allen Kulturgewächsen sind sie nicht nur am meisten der Veredlung fähig, sondern sie lassen auch den allgemeinsten Anbau zu, da für jeden Boden und für jedes Klima angemessene Sorten gewählt werden können.

Bei dem Veredeln fügt man einem Wildlinge einen Zweig oder ein Auge von einem edlen, vorzügliche Früchte tragenden Stamme so ein, daß der eingesetzte Teil des Edelstammes vom Wildstamme Saft und Kraft erhält und sich zum edlen Baume entwickelt.

Die bekanntesten Veredelungsarten sind das Okulieren, das Pfropfen und das Kopulieren.

Das Okulieren ist die leichteste und wichtigste Veredlungsart. Sie verursacht dem Baume nur eine kleine Wunde, die durch einen Schnitt in die Rinde entsteht, und stört darum das Wachstum am wenigsten. Das Okulieren kann vorgenommen werden, wenn der Saft sich zwischen dem Holze und der Rinde sehr angehäuft hat, so daß sich die Rinde leicht ablöst. Man okuliert im Frühjahr, zehn Tage vor bis vierzehn Tage nach Johanni und außerdem im August. Das Okulieren in der ersten Zeit heißt das Okulieren auf das treibende Auge, weil das Auge noch in dem nämlichen Jahre einen Zweig treibt. Das Okulieren im August heißt das Okulieren auf das schlafende Auge, weil das eingesetzte Auge bis zum künftigen Frühjahr unentwickelt bleibt.

Das Pfropfen ist die älteste Veredlungsart; es ist auch jetzt noch unter den Landleuten vielfach in Gebrauch; aber es steht wegen der größern Verwundung des Stammes und der zusammengesetzten Arbeit dem Okulieren und Kopulieren weit nach. Dennoch ist es in manchen Fällen unentbehrlich, wenn nämlich der Wildling schon zu dick oder krumm gewachsen ist, oder wenn alte Obstbäume umgepfropft werden sollen. Es wird im Frühlinge, im März und April, bis zur Blütezeit vorgenommen, wenn die Bäume im Safte stehen. Die Pfropfreiser schneidet man, ehe die Bäume treiben, etwa im Februar, und

bewahrt sie in frischem Sande im Keller auf. Das Edelreis ist ein Zweig mit 3—4 Augen. Beim Pfropfen richtet man dasselbe zu, indem man das Messer nahe unter einem Auge ansetzt und beiderseits abwärts schneidet. Es muß ein 2 cm langer Keil entstehen, der an einer Seite scharf zuläuft wie eine Messerklinge, damit der dickere Teil, an welchem die Rinde bleibt, um so genauer und fester in den Spalt des Wildlings paßt.

Beim Kopulieren ist es wünschenswert, daß der Wildling und das Edelreis gleiche Dicke haben. In diesem Falle verfährt man also: Man schneidet das Edelreis von unten her mit einem scharfen Messer glatt in schiefer Richtung ab; hierauf schneidet man in gleich schiefer Richtung völlig glatt auch den Wildling so ab, daß das Edelreis auf die entstandene Schnittfläche am Wildlinge paßt. Sollten die beiden Schnittflächen nicht vollkommen passen, so müssen sie noch zugerichtet werden, bis Rinde, Holz und Mark des Wildlings und des Edelreises sich genau decken. Sind Edelreis und Wildling passend zusammengefügt, wovon das Gelingen vorzugsweise abhängt, so wird ein Verband aus Papierstreifen oder Bast angelegt, der mit Baumwachs getränkt ist. Es hat dies den Zweck, die verbundenen Teile in unverrückter Lage zu erhalten und auch den Zutritt der Luft zur Wunde zu verhindern. Ähnliche Umhüllungen sind auch beim Okulieren und Pfropfen von großem Vorteile. Nach Grünewald und Bodenmüller.

412. Der Weinstock.

Am Giebel unserer Häuser und an den sonnigen Bergabhängen vieler deutscher und außerdeutscher Flußtäler, nicht minder auch in den Gärten, auf ebener Erde, prangt im Herbste mitten im grünen, etwas rötlich gefärbten Laube die köstliche Weintraube. In der Glut der Augustsonne und unter sorgsamer und mühevoller Pflege des Weingärtners oder Winzers ist sie herangereift. Die runde oder längliche Beere enthält mehrere in saftiges Fleisch gebettete Kerne, aus denen man wieder junge Pflanzen ziehen kann. Man bedient sich aber dieser Fortpflanzungsweise seltener; am häufigsten findet die Vermehrung des Weinstocks durch Senker oder Ableger statt. Es gibt sehr verschiedene Arten von Weinstöcken; dieselben unterscheiden sich schon äußerlich durch die Farbe ihrer Beeren, die entweder grün oder blau oder auch braun aussehen, noch mehr aber durch den Geschmack derselben.

Die Weinernte oder Weinlese findet meist im September und Oktober statt. Der Oktober ist der eigentliche Weinmonat. Während desselben herrscht in allen Weinbau treibenden Gegenden fröhliches Leben. Winzer und Winzerinnen sammeln die reifen Trauben in Körbe oder Butten, bringen sie unter die Presse und gewinnen so den süßen Saft oder Most. Derselbe wird dann in große Fässer geschüttet und zur Gärung gebracht. Auf diese Weise entsteht das Getränk, das wir Wein nennen, der Genosse der Menschen bei frohen Festen, der sogenannte „Sorgenbrecher", das Labsal der Kranken und der Schwachen.

Die Heimat des Weinstockes sind die wärmeren Gegenden der Erde. Allen voran ist im Weinbau Frankreich, ihm folgen Spanien und Portugal, Italien, Griechenland und Österreich. Aber auch in Deutschland ist die edle Rebe schon seit Jahrhunderten eingeführt, obgleich sie hier gar oft von den Frühjahrsfrösten sehr zu leiden hat und die Traube bei den kurzen und kühlen Sommern zuweilen nicht recht ausreift.

Der beste deutsche Wein wächst im Rheingau, wie schon das Dichterwort sagt: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!" Aber der Rheinwein ist nicht der einzige gute Wein, den Deutschland erzeugt. Bekannt und berühmt sind auch die Mosel-, Main-, Markgräfler- und Pfälzerweine, und sogar an der mittleren Elbe, bei Meißen, wird in guten Jahren ein Getränk gewonnen, das nicht zu verachten ist.

†

413. Die Espe.

108.

1. Als den Herrn ans Kreuz geschlagen
nun des Feldes Bäume sah'n,
kam ein Zittern und ein Zagen
allen fernen, allen nah'n.
Nur der Espe Krone
ließ die Blätter ohne
Beben in die Lüfte ragen,
gleich als ging sie das nicht an.

2. Damals ward der Fluch gesprochen,
und ihn hörte Berg und Kluft:
„Daß dir sei dein Stolz gebrochen,
zittre künftig jeder Luft!
Andre Bäume zittern
nur in Ungewittern;
zitternd soll das Herz dir pochen,
wenn im Wald ein Vogel ruft!

3. Zittre, wo im Erdenkreise
künftig du entkeimst dem Staub!
Jedes Blatt soll zittern leise,
bis es wird des Herbstwinds Raub.
Und in allen Tagen
soll man hören sagen
dir zur Strafe sprichwortweise:
‚Zittern wie ein Espenlaub!'"

Rückert.

414. Das Getreide.

Unter den zahllosen Pflanzen, welche auf der Erde wachsen, gibt es keine, welche für die Menschen nützlicher und wichtiger wären als die Getreidepflanzen. Wann das Getreide in unser Vaterland eingewandert ist, wissen wir nicht; aber gewiß ist, daß auch bei uns diese Pflanzen Wälder gestürzt und Sümpfe getrocknet, Einöden bevölkert und das Klima gemildert haben. Daß der segnende Pflug Land und Menschen veredelt hat, mögen wohl wenige bedenken, wenn sie an einem Getreidefelde vorübergehen.

Wohl ist die Pflanze an sich einfach und alltäglich; dennoch ist ein wogendes Ährenfeld mit seinen schlanken Halmen ein schöner Anblick. Man betrachte den dünnen, biegsamen Stengel, wie er sich in die Höhe hebt und dem Winde trotzt, um an der Sonne die Körner zu reifen.

Er könnte sich nicht aufrecht erhalten, wären seine Knötchen ihm nicht eine Stütze, führten seine Wurzeln ihm nicht die Nahrung zu, die den Zellen Festigkeit verleiht. Gesellig steht Halm an Halm dicht gedrängt nebeneinander. Die unerforschliche Weisheit wollte, daß diese Pflanze den kleinsten Raum einnähme; daher gab sie ihr ein schmales, schmiegsames Blatt. Speise sollte sie liefern den Völkern des Erdkreises; daher nimmt sie fürlieb fast mit jedem Boden und gedeiht in den niedrigen Ebenen wie in den Hochländern. Außerordentlich ist ihre Fruchtbarkeit, so daß sie in manchen Gegenden zweihundertfältige Frucht bringt. Selbst der Winterkälte vermag das kleine Blatt unter der Schneedecke zu widerstehen, und unter den Fußtritten der Menschen wie der Tiere zerreißt es nicht, sondern es richtet sich, wenn es niedergetreten ist, wieder auf.

Unter allen Getreidearten hat die Gerste sich am weitesten ausgebreitet. Sie ist dem Menschen gefolgt nach dem kalten Norden, sie hat ihn nicht verlassen mögen in dem heißen Süden. In Lapplands winterlichen Fluren, wo man den Obstbaum und die Eiche vergebens sucht, harrt die Gerste treulich aus und bietet das tägliche Brot zu dem Fleische der Fische, wie zu der Milch des Renntieres. Bald gesellt sich der schmackhaftere Roggen zu ihr, noch südlicher der Weizen, und immer weißer wird das Brot auf dem Tische, immer edler die Frucht des Feldes. Jenseit der Alpen gibt es eine Getreideart, die nicht über dieses hohe Gebirge in unser Vaterland hat wandern mögen, das ist der Reis. In Indien, China und Japan hat derselbe die Alleinherrschaft erlangt. Gemahlen und ungemahlen, in den verschiedensten Formen, wird er in jenen Ländern morgens, mittags und abends genossen. Der Kaiser von China läßt in seinem großen, kanalreichen Lande jährlich 10000 Kähne, mit Reis beladen, auf und ab fahren; denn nicht nur sein Heer, auch seine Beamten bekommen einen Teil ihrer Besoldung in Reis ausgezahlt, und der erfinderische Chinese weiß aus Reisschleim sogar Fächer gegen die Strahlen der Sonne zu machen.

†

415. Die Giftpflanzen.

Giftige Erzeugnisse gibt es in allen drei Naturreichen. Wer hätte nicht schon von giftigen Schlangen gehört, z. B. von der Klapperschlange, deren Biß oft in wenigen Minuten tötet? Doch sind böse Gäste dieser Art in unserm Vaterlande gottlob! nicht häufig. Das Mineralreich liefert den schrecklichen Arsenik, aber der wird in der Regel in den Apotheken wohl verwahrt. Das Pflanzenreich dagegen hat sein Gift so offen ausgestellt, in Gärten, auf Wiesen und in Wäldern, daß eine Belehrung und Warnung den Unkundigen gar not tut, vor allem aber der Rat am Platze ist, nichts zu genießen, was man nicht kennt.

Der Wasserschierling ist eine der gefährlichsten Giftpflanzen. Seine Wurzel hat einige Ähnlichkeit mit Sellerie oder auch mit Pastinak, und unverständige und naschhafte Kinder haben ihn oft dafür

Herbstzeitlose.

Wasserschierling.

Zweig vom Stechapfel.

Schwarzes Bilsenkraut.

Zweig der Tollkirsche.

gegessen und sind, wenn nicht schleunige Hilfe kam, jämmerlich gestorben. Eigentlich ist es so schwer nicht, den Wasserschierling von anderen Gewächsen zu unterscheiden. Er wächst am häufigsten an Gräben und Teichen und auf bemoostem Sumpfboden, und schon dieser Standpunkt macht die Pflanze verdächtig. Aber das sicherste Kennzeichen ist der eigentümliche Bau der Wurzel. Sie ist zum Teil hohl und durch Querwände in mehrere Fächer geschieden, und vornehmlich in diesen Fächern befindet sich der schädliche, schnelltötende Saft der Pflanze. Wer die Wurzel der Länge nach durchschneidet, wird an diesen Fächern sogleich den Wasserschierling erkennen. — Den gefleckten Schierling erkennt man leicht an den rotbraunen Flecken auf dem Stengel und an den Ästen. Indes dieses Kennzeichen fehlt zuweilen, darum muß man auf andere achten. Die Blätter z. B. sind gezähnt, und die Zähne sehen an den Spitzen wie versengt aus. Wenn man die Blätter zwischen den Fingern zerreibt, so geben sie einen eigentümlichen, widrigen Geruch von sich. Wer darauf nicht achtet, verwechselt sie leicht mit denen des Kerbels oder der Petersilie. Die meiste Ähnlichkeit mit der Petersilie hat die Hundspetersilie. Daher sind Verwechslungen der beiden Pflanzen sehr häufig, und jede Hausfrau sollte sich darüber unterrichten, wie sich beide voneinander unterscheiden. Am sichersten erkennt man sie an den Blättern; denn diese sind bei der Hundspetersilie auf der untern Fläche glänzend, und wenn man sie zerreibt, geben sie einen unangenehmen Geruch, beinahe wie Knoblauch.

Eine andere gefährliche Giftpflanze ist die Tollkirsche, die auch den schön klingenden Namen Belladonna führt. Die Ärzte gebrauchen sie häufig als Arzneimittel. Die Pflanze wird $^1/_2$—1 m hoch. Den Unkundigen verlockt am leichtesten die Frucht, die bei völliger Reife einer schwarzen Kirsche sehr ähnlich sieht. Kleine Gaben der Belladonna bewirken schon Flimmern vor den Augen, Trockenheit und Spannung im Halse, größere verursachen heftigen Schwindel, Betäubung, Raserei, Krämpfe in der Luftröhre und im Schlunde, Zuckungen und zuletzt den Tod. — Das schwarze Bilsenkraut ist besonders kenntlich an den klebrigen Haaren, mit welchen Stengel und Blätter bedeckt sind, und an den schmutzig gelben Blüten, die mit einem purpurrötlichen Adernetze durchzogen und am Grunde purpurviolett sind. Man findet es vom Mai bis zum August auf Schutthaufen und an Wegen, an Hecken und Zäunen. Es verrät schon durch seinen widerlichen Geruch und die traurige, schmutziggelbe Farbe, daß man nicht viel Gutes von ihm zu erwarten hat. — Der Stechapfel ist noch viel schlimmer als das Bilsenkraut. Der häßliche Stechapfel hat eine so schöne weiße Blüte, daß man sie von fern für eine Lilie halten könnte. Die Fruchtkapsel ist mit Stacheln bedeckt, fast wie bei der Roßkastanie, und inwendig liegen die kleinen schwarzen Körner, deren Genuß Zuckungen, Zittern und Wahnsinn erzeugt. Der Stechapfel wächst an Wegen, auf Schutthaufen und auch auf angebautem Lande.

Manche Giftpflanzen sind etwas weniger gefährlich, gewähren

sogar manchen Nutzen, wollen aber doch mit Vorsicht behandelt sein. Der rote Fingerhut z. B., der auf sonnigen Hügeln und in gebirgigen Waldgegenden wild wächst und in den Gärten häufig als Zierpflanze gezogen wird, hat giftige Blätter. Dem blauen Eisenhute, der um seiner schönen Blumen willen als Zierpflanze in den Gärten angepflanzt wird, sagt man nach, daß von ihm in den Gegenden, wo er sehr häufig wächst und die Bienen ihm viel zufliegen, der Honig giftige Eigenschaften bekomme. Am giftigsten scheinen an ihm die Wurzel und der Same zu sein. Die Frucht des Pfaffenhütchens erregt nach dem Genusse Erbrechen. Der Seidelbast oder Kellerhals treibt im März oder April lieblich duftende, pfirsichrote Blüten; der Saft der Rinde aber ist so scharf, daß er auf der Haut starke Blasen zieht; ebenso scharf ist der Saft der Beeren. Die Blätter und der Saft des giftigen Hahnenfußes bringen äußerlich Jucken und Brennen, innerlich heftige Schmerzen, auch Krämpfe und Irrereden hervor. Die Herbstzeitlose blüht im Herbste, wenn alles Gras abgemähet ist, zu Tausenden auf den Wiesen. Die Samen, welche erst im folgenden Frühjahre aus der Erde herauskommen, haben eine sehr schädliche Wirkung, ebenso auch die Blumen, am meisten aber die Zwiebel. Bei dem schwarzen Nachtschatten, dessen Blüten große Ähnlichkeit mit den Kartoffelblüten haben, und bei dem kletternden Nachtschatten sind es hauptsächlich die Beeren, welche eine schädliche, ja sogar tödliche Wirkung hervorbringen.

Nach Ceemen.

416. Der Flachs.

Jedermann freut sich, wenn er im August an einem Flachsfelde vorübergeht, über die zierlichen, schön blau gefärbten Blüten des Flachses. Des Landmanns Freude ist aber eine noch viel größere, wenn der Stengel recht stark und hoch emporwächst, und in lockerem Boden wird er wohl einen Meter lang. Oben verzweigt er sich und trägt die lockeren Blütenrispen. Die Blätter stehen zerstreut und haben eine hellgrüne Farbe. Versuchen wir, einen Stengel zu zerbrechen! Es gelingt uns schwer; denn durch denselben ziehen sich lange, biegsame, zähe Bastfasern, und diese sind es, welche später zu Garn gesponnen und zu Leinwand gewebt werden. Sie aus dem Stengel zu gewinnen, erfordert mancherlei Arbeit. Die einfachste Art der Gewinnung ist folgende:

Wenn die runden Kapseln des Flachses der Reife entgegengehen, wird der Flachs aus dem Erdboden ausgerauft. Man breitet ihn auf dem Felde aus, damit er trockne, und reißt ihm dann mit großen eisernen Zähnen die Samenkapseln ab; man sagt, er wird „geriffelt.“ Nun legt man ihn ins Wasser, auf eine Wiese oder auf ein Stoppelfeld, damit Tau und Regen auf ihn fallen und er geröstet werde. Hierdurch werden die saftigen, fleischigen Teile, die Rinde und das Holz von den Bastfasern losgelöst und diese von einander getrennt. Um die Stengel aber recht zerbrechlich zu machen, dörrt man den Flachs noch in einem erhitzten Backofen. Nun läßt sich mit der

Flachsbreche das Holz der Stengel leicht zerquetschen, und die holzigen Teile lösen sich von den feinen Fäden, welche man Flachs nennt. Damit diese aber ganz gereinigt werden, zieht man sie noch durch die spitzen Hecheln hindurch, wobei sich die gröberen Fasern als Werg absondern. Nun kann der Flachs gesponnen werden. Er kommt deshalb auf den Rocken des Spinnrades. Als Garn wandert er von der Spule auf die Winde und auf den Webstuhl des Leinwebers, wo er zu Leinwand verarbeitet wird. Diese sieht zunächst noch grau aus und fühlt sich rauh an. Daher muß sie gebleicht werden; dann erst kann das schöne weiße Linnenzeug zu allerlei Wäschestücken Verwendung finden.

Aber auch die beste Leinwand wird endlich abgenutzt. In ihren alten Tagen geht es ihr noch schlimm. Sie muß als Waschlappen dienen und Fenster, Türen, Tische und alles im Zimmer rein erhalten helfen. Die besseren Stücke werden von einer sorgsamen Hausmutter gut ausgewaschen, an einem staubfreien Orte aufbewahrt und zu seiner Zeit zum Verbinden schlimmer Wunden benutzt. Die meiste alte Leinwand aber kommt in die Papierfabrik, wo aus ihr schönes, weißes Papier gefertigt wird.

Auch der Leinsame hat seine Schicksale. In seiner glänzenden, braunen Schale enthält er sehr viel Schleim. Man kocht ihn deswegen und braucht ihn zu Umschlägen bei entzündlichen Geschwüren u. s. w. Das in dem Samen enthaltene Öl wird ausgepreßt, zu Firnis verwendet oder auch zum Anrichten mancher Speisen benutzt. Die gestoßenen und ausgepreßten Samen aber werden zu Leinkuchen geformt, getrocknet und dienen als gutes Viehfutter. So ist das Pflänzchen „Klein wie Kümmel, blau wie der Himmel, grün wie Gras“ ein Schmuck unserer Spätsommerfelder, eine Erwerbsquelle für den Landmann und für viele Gewerbtreibende, ein Segen für Mensch und Tier. Nach Schurig.

417. Die Baumwolle.

Die Baumwolle kommt von einer Pflanze, die mit unseren Malven nahe verwandt ist. Die Größe dieser Pflanze ist sehr verschieden. Bald ist sie ein kleiner Strauch, bald ein 3—5 m hoher Baum. Wildwachsend findet man sie in Ost- und Westindien, sowie auch im Innern Afrikas. Die Wiege der Baumwollenkultur ist Indien, und noch jetzt erzeugen Indien, China und Japan viel Baumwolle. Am meisten aber wird sie jetzt an den Ufern des Mississippi angebaut. In Europa gedeiht die Baumwolle nur in Spanien, Süditalien und der Türkei.

Im Juni blüht der Strauch. Aus den ziemlich großen, gelben Blüten entwickeln sich im Juli runde Kapseln von der Größe einer Walnuß. In denselben sitzen fast erbsengroße Kerne mit einer langen, meist schneeweißen Wollperücke. Bei völliger Reife springen die Kapseln mit lautem Knalle auf, und aus den Spalten quillt die weiße Wolle hervor. In den Baumwollfeldern werden jedoch die

Kapseln gepflückt, ehe sie aufspringen. Hierauf zerdrückt man sie durch Maschinen, reinigt die Wolle von den Samenkernen und verpackt sie in gewaltige Ballen, um sie so in die grofsen Fabriken zum Spinnen und Weben zu bringen.



Die Baumwolle.

Die meiste Baumwolle wandert zu Schiffe nach England in die grofsen Fabrikstädte. Doch hat auch Deutschland in der Verarbeitung der Baumwolle grofse Fortschritte gemacht. In Sachsen ist die Chemnitzer Gegend durch ihre Spinnereien und Webereien bekannt. Als Fabrikstadt für Baumwolle steht aber Manchester obenan. Dort sind an 200 Fabriken, und in jeder derselben werden 6—800 Menschen beschäftigt. Die Baumwolle wird hier noch einmal gereinigt und dann gesponnen und gewebt. Ein Mädchen kann zwei Webstühle versorgen, und jeder Stuhl verfertigt täglich ein Stück Zeug, zu dem ein Weber mit der Hand mehrere Wochen gebrauchen würde. Nach der Verschiedenheit des Gewebes unterscheidet man Kattun, Nanking, Musselin, Jakonett, Tüll, Barchent, Pikee u. s. w.

418. Der Kaffee.

Vor 300 Jahren wufste in Europa kein Mensch etwas vom Kaffee, und jetzt braucht dieser Erdteil jährlich über 150 Millionen Kilogramm, mehr als alle übrigen Teile der Erde zusammengenommen.

Der beste Kaffee kommt jetzt immer noch aus dem südlichen Arabien, besonders aus der Umgegend von Mokka. Im Jahre 1690 brachten die Holländer den 2 bis 3 m hohen Baum nach ihren ostindischen Kolonien. Einige Jahre später wufste sich ein Franzose ein Bäumchen zu verschaffen, das er während einer langen Seereise mit gröfster Vorsicht pflegte und auf der Insel Martinique anpflanzte. Jetzt sind auch auf allen anderen westindischen Inseln Kaffeepflanzungen angelegt. Da stehen die Bäume nach der Schnur

in regelmäfsigen Vierecken. Die Blätter sind immergrün, länglichrund, glänzend, lederartig. Die aus den Blattwinkeln büschelweis entspringenden, wohlriechenden Blüten, den Holunderblüten ähnlich, haben eine trichterförmige Krone und gewähren einen sehr freundlichen Anblick, besonders da der Baum acht Monate hindurch blüht und stets Blumen und Früchte zugleich trägt. Letztere bilden eiförmige, 1 cm lange fleischige, innen mit einer pergamentartigen Haut ausgekleidete, zweifächerige Beeren, die in ihrer dunkeln scharlachroten Farbe unsern Kirschen gleichen. In jedem Fache liegt ein Samenkern; die flache, mit einer Mittelfurche versehene Seite ist nach innen, die gewölbte nach aufsen gekehrt. Die reifen Beeren werden abgepflückt und an der Sonne getrocknet; dann scheidet man die Kerne oder Bohnen auf besonders eingerichteten Mühlen von dem roten Fleische. Die Bohnen enthalten ein würziges Öl, welches dem Getränk, das wir Kaffee nennen, seinen Wohlgeschmack verleiht.



Der Kaffee.

Nach Oppermann.

419. Der Tee.

Der Tee gedeiht nur recht in seinem Vaterlande China und in Japan, wohin ihn chinesische Mönche verpflanzt haben. Der Strauch wird meist 1—2,50 m, unter günstigen Verhältnissen bis 8 m hoch. Durch Beschneiden hält man ihn aber so niedrig wie unsere Stachelbeersträucher, um die Blätter bequem pflücken zu können. Nur von drei- bis achtjährigen Sträuchern werden dieselben gesammelt; ältere Stämme haut man ab, damit aus den Stümpfen neue Pflanzen entstehen. Die Blätter, welche denen unserer Sauerkirsche ähnlich sehen, werden jährlich dreimal, in manchen Gegenden auch viermal geerntet. Die ersten und zartesten geben den besten, den Kaisertee. Man taucht die sorgfältig gepflückten Blätter eine Minute lang in kochendes Wasser und trocknet sie

auf heifsen eisernen Platten, wodurch sie erst den Wohlgeschmack erhalten. Geschieht das Trocknen rasch und in luftigen Räumen, so bleiben die Blätter grüner; läfst man sie vor dem Trocknen schwitzen, so werden sie schwarz.

In China und Japan ist der Tee seit mehr als 1000 Jahren Nationalgetränk. Es geniefst ihn der Kaiser und der Bettler; er wird jedem Gaste angeboten und auf allen Strafsen und in besonderen Schenken verkauft.

Der Tee, welcher nach Europa zur Versendung kommt, wird fest in Kisten verpackt, damit weder Feuchtigkeit hinzukommt, noch sein Geruch sich verlieren kann. Doch wird er häufig verfälscht, besonders der grüne, und man mufs sich sehr vorsehen, dafs man nicht statt der Teeblätter zugerichtete Weiden-, Pappel- oder Schlehdornblätter bekommt. Nach Oppermann.

420. Zwei Gewürzpflanzen der heifsen Länder.

Unsere Speisen würden uns vielfach nicht recht schmecken, wenn wir sie ohne Gewürze geniefsen müfsten. Das unentbehrlichste der Gewürze ist das Kochsalz; es ist zugleich ein Nahrungsmittel und entstammt dem Mineralreiche. Die pflanzlichen Gewürze sind uns angenehm, sowohl durch ihren Geruch, als auch durch ihren Geschmack; sie erhöhen den Wohlgeschmack unserer Speisen und regen die Efslust an. Da durch den Reiz, den sie ausüben, Mundspeichel und Magensaft in erhöhtem Mafse abgesondert werden, so befördern sie auch die Verdauung. Obschon auch bei uns Gewürzpflanzen, nämlich Petersilie, Majoran, Senf u. s. w., gebaut werden, so finden sich doch die feinsten und kräftigsten in der heifsen Zone.

Als das bekannteste nennen wir zuerst den Pfeffer. Er ist in Gebrauch in der Hütte, wie im Palaste. Auf dem Tische ist er des Salzes scharfer Nachbar. Er kommt von einer Kletterpflanze, von dem Pfefferstrauche. Gleich der Bohne und dem Hopfen, schlingt sich der fingerdicke Stengel an Bäumen und Pfählen hinan. Die fingerlangen Blätter sind eiförmig und glänzendgrün. Die Blüten hängen herab wie die Rispen der grofsen Brennessel und die Kätzchen des Walnufsbaumes. An den 8—10 cm langen Ähren entwickeln sich 20—30 erbsengrofse, rötliche Beeren. Im Innern der fleischigen Fruchthülle liegt der härtere Kern. Ein Teil der Früchte wird unreif geerntet. Alsdann werden sie getrocknet, und dabei schrumpft die fleischige Haut zusammen, und die Beeren werden schwarz. So gewinnt man den „schwarzen Pfeffer“. Andere Früchte läfst man völlig reif werden, weicht sie in Wasser ein und befreit dann den Kern von der Schale. So erhält man den „weifsen Pfeffer“.

Die Heimat des Pfeffers ist Indien. Hier wächst er noch heute an den Küsten wild. In grofsen Mengen wird er aber

in den dortigen Pfefferpflanzungen gewonnen. Aufserdem wird viel Pfeffer erbaut auf Sumatra und in Westindien. —

Den **Zimt** brauchen wir im Haushalte oft mit dem Zucker zusammen. „Zucker und Zimt“ sind die Lieblinge der Kinder. Der Zimt ist ein Rindengewürz und stammt von dem Zimtbaume, der auf der Insel Ceylon heimisch ist. Wächst die Pflanze wild, so erreicht sie eine Höhe von 8—10 m. In den Pflanzungen zieht man sie aber als Strauch etwa 3—5 m hoch. Die Blätter sind den Blättern unserer Kamelie ähnlich. Dieselben duften lieblich, und man gewinnt aus ihnen das Zimtöl. Das geschätzteste Erzeugnis des Strauches ist aber die Rinde der Zweige. Wenn letztere $1^1/_2$—2 Jahre alt sind, so werden sie abgeschnitten; die äufsere, bitterschmeckende Rindenhaut wird abgeschält und die innere Rinde sorgfältig erst im Schatten, später in der Sonne getrocknet. Beim Trocknen rollen sich die Rindenstückchen zusammen, werden bräunlich und nehmen nun ihren vollen Zimtgeruch an. Die echte Zimtrinde ist dünn wie Papier. — Dieses kostbare Gewürz wird jetzt auch auf Java und den westindischen Inseln erbaut.

†

421. Das Eisen.

339.

Das Eisen rollt in unserem Blute und gibt ihm die rote Farbe, das Eisen fertigt die Wiege des Säuglings und den Sarg des Toten; das Eisen baut uns die Häuser, wärmt uns die Zimmer, schließt uns die Türen, pflügt unsere Äcker, mäht unsere Wiesen und Felder und hilft das erworbene Gut uns schützen, wenn die Feinde den Herd und die Freiheit bedrohen. Mit dem Eisen stärken wir den Huf unserer Pferde und zügeln wir ihren wilden Mut; aus Eisen bereiten wir dem Dampfwagen, diesem geflügelten Rosse, eine Straße; durch Eisen endlich erzeugen wir jenen elektrisch-magnetischen Strom, der mit der Schnelligkeit des Blitzes auf dünnem Drahte unsere Gedanken forträgt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Unsere Zeit baut Schiffe aus Eisen und errichtet eiserne Häuser und Kirchen. Und selbst feine Schmucksachen werden jetzt aus Eisen hergestellt. Gold und Silber sind freilich glänzender und schöner; aber wir können die silbernen Pokale und goldenen Ringe entbehren, und wer nicht mit silbernen Löffeln und Gabeln speisen kann, läßt sich's auch mit eiserner Gabel und einem Blechlöffel wohlschmecken. Das Eisen ist das allerunscheinbarste, schmuckloseste Metall, und doch müssen wir erst durch seine Hilfe die übrigen Metalle gewinnen und können mit ihm sie alle ersetzen. Das Eisen ist wie das Getreide zur Notdurft und Nahrung des Leibes und Lebens erschaffen, es ist uns **nötig** wie das tägliche Brot.

Die Vorsehung hat aber auch Sorge getragen, daß dieses allernützlichste Metall in Hülle und Fülle auf Erden vorhanden sei, in viel größeren Massen als jedes andere Metall. Sie hat die **Fundorte** jedoch vorzugsweise in die gemäßigten und kälteren Länder gelegt, wo der

Mensch berufen ist, seine Kräfte aufzuraffen im Kampfe mit der rauhen Natur, wo starke Fäuste und sehnige Glieder, wo heller Verstand und kräftiger Wille zu Hause sind. Das Eisen drängt sich nach den Polen der Erde; unter dem Äquator ist wenig zu finden. In Europa hat bisher dasjenige Land das meiste Eisen erzeugt, welches die tatkräftigsten Menschen hat, nämlich England. Man rechnet, daß dort die jährliche Ausbeute über sechs Millionen Zentner beträgt. Auch Deutschland und Frankreich sind mit Eisen gesegnet, und nächst England gewinnt man in Preußen das meiste Eisen, nämlich zwei und eine halbe Million Zentner jährlich. Besonders eisenreich sind die nordischen Länder, Rußland, Schweden und Norwegen. Das vereinigte Königreich Schweden und Norwegen könnte noch mehr Eisen erzeugen als England, wenn es in seiner Bevölkerung und Gewerbstätigkeit günstiger gestellt wäre. In Schweden gibt es wirkliche Eisenberge, die fast nur aus Eisenstein bestehen. Das berühmte Bergwerk von Dannemora in Upland liefert jährlich allein 135 Millionen Kilo des besten Eisensteins.

Das Eisen, wie es das nützlichste und weitverbreitetste Metall ist, hat auch zugleich den geringsten **Preis**. Und doch bedarf es, damit aus dem Eisenerz das reine Metall gewonnen werde, viel größerer Mühe als bei andern Metallen. Um das Eisen zu schmelzen, ist die höchste Hitze erforderlich, welche unsere Öfen hervorzubringen vermögen. Es ist, als wollte es dem Menschen von vornherein zeigen, daß der Segen, welchen der Schöpfer in dieses Metall gelegt hat, nur durch den angestrengtesten Fleiß errungen wird. Da das Eisen, von der Hand des Menschen geschwungen, in allen Verhältnissen des Lebens ein bequemes Werkzeug sein soll, ist es einerseits viel **leichter als Gold**, auch leichter als Silber und Kupfer und Blei, andererseits wieder das **härteste Metall**, mit dem sich andere Metalle und Steine bearbeiten lassen. An **Zähigkeit** und **Dehnbarkeit** wetteifert es mit dem Golde, und wie **elastisch** es ist, kann man schon an einer Stahlfeder oder an einer Degenklinge oder an der Uhrfeder sehen, die das künstliche Werk einer Taschenuhr treibt. Den harten, elastischen Stahl können weder Gold, noch Silber, noch Kupfer ersetzen.

Ungleich dem edlen Golde und Silber **rostet** aber das Eisen gern; darum müssen Stahl und Eisen fleißig gebraucht werden, um blank und rein zu bleiben.

Grube.

422. Das Gold.

Das Gold ist der König der Metalle; denn viele seiner Eigenschaften stellen es über die anderen Metalle. In vornehmem Gewande tritt es einher. Starker **Glanz** und schöne gelbe **Farbe** zeichnen es aus. Es ist der „Abglanz der Sonne“, wie wir das Silber dem Monde vergleichen. Ebenso überragt es in seinem **Gewichte** die bekannteren Metalle. Goldene Gegenstände erkennt man schon an ihrer Schwere. Von großem Werte ist auch die **Dehnbarkeit** des Goldes; es übertrifft hierin noch das Silber. Aus einem Gramm Gold ver-

mag man einen Draht von über 2500 m zu ziehen. Dazu ist Gold überaus beständig. Mag man Gold in noch so große Hitze bringen, es schmilzt wohl, aber es verbrennt nicht. In der Luft und im Wasser verändert sich das Gold nicht. Auch keine von den scharfen Säuren, die wir kennen, z. B. Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure u. s. w. greift das Gold an. Man muß Salpetersäure und Salzsäure zusammengießen, wenn man das Gold lösen will. Die Mischung von 1 Teil Salpetersäure und 2—4 Teilen Salzsäure heißt deshalb auch „Königswasser“.

Wohl ist das Gold kein seltenes Metall. In ganz kleinen Mengen kommt es auch bei uns in Sachsen vor. In bedeutender Menge aber wird es nur an wenigen Orten der Erde gefunden. Da es vom Sauerstoff nicht angegriffen wird, mit anderen Stoffen überhaupt sich nur selten verbindet, tritt es fast nur gediegen auf. In den Bergen liegt es im festen Gestein in kleinen Blättchen, Körnchen, Fäden u. s. w. Wurden Berge, die Gold enthielten, durch Wasser u. s. w. zerstört, so führten die Fluten das Gold von seiner ursprünglichen Lagerstätte fort. An anderen Orten setzten sich die Trümmer des Berges mit dem Golde fest. Auch in den Flüssen, im Sande derselben, setzte sich das von den zerstörten Bergen weggeführte Gold in Körnchen, Blättchen u. dergl. ab. Dieses Gold heißt „Waschgold“, jenes „Berggold“.

Goldländer sind: der Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Australien, Rußland, Mexiko, Südamerika und Südafrika.

Seiner Weichheit wegen läßt sich das Gold nicht wie das Silber rein verarbeiten; die goldenen Gegenstände würden bald abgenutzt werden. Durch Mischung mit Silber und Kupfer wird es härter und widerstandsfähiger. Münzen, Schmuckgegenstände u. dergl. bestehen nicht aus „feinem“ Golde, sondern sind immer aus „legiertem“ hergestellt. Die Metallmischung, aus welcher die deutschen Goldmünzen gefertigt sind, besteht aus 9 Teilen Gold und 1 Teil Kupfer.

Das Gold ist von alters her bekannt. Von Abraham heißt es, er war sehr reich „an Vieh, Silber und Gold“. — Gold ist nicht nur der König der Metalle, es ist auch der „Hader der Menschen“. Es ist wahr, was der Dichter sagt: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles!“

Nach Schubert.

423. Die Steinkohle.

340.

Wie der Diamant in seinem Grund und Wesen nichts anderes ist als Kohle, nur in der geheimnisvollen Werkstatt der Natur zum hellen Kristall gebildet, so ist andrerseits die Steinkohle nicht minder ein Edelstein, noch viel kostbarer als der Diamant; denn wenn sie auch nicht die Kronen der Könige schmückt, so ist sie doch der Schatz des arbeitenden Volkes; an ihr hängt Wohl und Wehe ganzer Menschengeschlechter, an sie knüpft sich die Hoffnung der Armen, welche das teure Holz nicht kaufen, aber doch noch an einem Kohlenfeuer sich wärmen können. Jetzt, wo die Menschen so manche ihrer üppigsten

Wälder mit frevelndem Übermute vernichtet haben, wo der Bau von Eisenbahnen und Fabriken so viele Millionen von Bäumen verschlingt, die nicht so schnell wieder wachsen können, als die Hand des Menschen sie abhaut, da erscheint die Steinkohle als ein rettender Engel, der zu den über Holzmangel betroffenen Menschen spricht: „Seht, der gute Schöpfer hieß schon vor Jahrtausenden mich werden im dunkeln Schoß der Erde, auf daß ihr nun mit meinem Reichtume eure Armut bedecken möget."

Vor tausend und aber tausend Jahren, ehe noch ein menschlicher Fuß auf der Oberfläche der Erde wandelte, wurden die Schätze bereits versenkt, welche nun das Menschengeschlecht aus dem Schoße der Erde wühlt. In jener Urzeit, wo das feuchte Erdreich noch gleicherweise von der inneren Glut unseres Planeten, wie von den Sonnenstrahlen erhitzt wurde, ward eine Pflanzenwelt hervorgerufen, die in ihrer Üppigkeit und Größe bei weitem alles übertraf, was jetzt die Flora uns zeigt. Da wuchsen riesige Farnkräuter mit dicken, 15—16 m hohen Stämmen und zierlich zerteiltem Laubwerk. Da sproßten Bärlapparten und scharfe, rohrähnliche Kalmusstengel von der Höhe und Stärke unserer Obstbäume. Doch in den Revolutionen des Erdballes wurde jenes Riesengeschlecht von Pflanzen dem Untergange geweiht, und auch später mag noch mancher baumreiche Wald verschüttet worden sein. So entstanden mächtige *Pflanzenlager*; der Druck von oben und die Wärme von unten wirkten zusammen, diese Holzmassen zu *verkohlen*. An vielen Steinkohlen, welche dem bloßen Auge nur wie ein dichter, glänzender Stein erscheinen, hat das Mikroskop noch den zelligen Bau der Pflanzen entdeckt, und hier und da lagert in der schwarzen Masse noch ein deutlich zu erkennender Baumstamm; häufig finden sich auch Abdrücke von Farnkräutern.

Wieviel Reichtum ruht noch in der Erde, wie viele Wälder stecken schon in einem einzigen solcher Steinkohlenlager! Wie lange sind schon die englischen *Kohlenbergwerke* ausgebeutet worden! Aber je weiter man gräbt, desto unerschöpflicher scheint der Vorrat zu werden. Auch Deutschland hat reiche Kohlenlager, namentlich in Schlesien, Sachsen, besonders aber im Saarbrückenschen Gebiet, dessen Kohlen an Güte den englischen nahekommen. Denn die Beschaffenheit der Steinkohle ist sehr verschieden, je nachdem Schwefel und andere Mineralien ihr beigemischt sind oder der Kohlenstoff möglichst rein vorhanden ist.

Gegenwärtig können wir die Steinkohlen gar nicht mehr entbehren. Nicht allein zur *Heizung* unserer Zimmer bedürfen wir ihrer; auch nicht nur zur Unterhaltung des Schmiedefeuers sind sie nötig. Wenn es keine Steinkohlen gäbe, womit sollten dann die Dampfschiffe und Eisenbahnzüge in Bewegung gebracht werden! Wie sollten wir dann unsere Fabriken in Betrieb setzen und alle unsere Dampfmaschinen wirken lassen: Maschinen, die Eisen schneiden, Kattun spinnen und weben, Werkzeuge, die Holz sägen und Mehl mahlen? Woraus sollten wir das Gas bereiten, das in den Sälen, auf Flur und Treppen der Paläste, wie in den Straßenlaternen und in den Fabrikräumen erglänzt und die Nacht zum Tage macht?

424. Das Salz.

141

Als Nahrungsmittel ist das Salz ebenso wichtig wie das Brot. Ohne dasselbe würden viele Speisen unschmackhaft, einige sogar völlig unverdaulich sein. Hast du keine Butter zum Brote und sonst guten Appetit, so mundet auch ein Stück Brot mit Salz bestreut. Hast du in deiner Wassersuppe oder Fleischbrühe auch sonst kein Gewürz, du kannst dich zufrieden geben, sofern dir nur das Salz nicht mangelt. Darum darf auf der Tafel des Reichsten wie des Ärmsten der „gekörnte Schnee" nicht fehlen, und in der Küche hängt das Salzfäßlein ganz nahe bei dem Herde, damit die Hausfrau ein Gewürz immer zur Hand habe, das sie alle Tage braucht. Den Tieren, besonders den Wiederkäuern, ist das Salz ebenso nötig wie den Menschen. Gierig läuft das Wild unserer Wälder nach der Salzlecke. Dem Kamele der Wüste ist ein Stückchen Salz die liebste Leckerei, und die unbändigen Büffel kommen scharenweise viele Meilen weit her an die salzigen Ufer des Missouri.

Aber nicht bloß als Nahrungsmittel ist das Salz unersetzlich, sondern auch im Gewerbsleben ist seine Bedeutung ungemein groß. Bei dem Schmelzen der Metalle, bei der Reinigung der Gläser von fremden Farben, bei dem Glasieren der Tongeschirre, bei dem Kochen der Seife, bei der Bereitung des Leders, bei der Aufbewahrung von Fleischvorräten, überall wird Salz gebraucht, und ein Volk, dem von den Nachbarn das Salz vorenthalten würde, müßte sich dieses auf Tod und Leben erkämpfen.

Indes hat der gütige Schöpfer dafür gesorgt, daß es der Menschheit an diesem unschätzbaren Gute nicht gebricht. Ja, es findet sich in solcher Menge auf der Erde, daß auch der Ärmste im Volke sich mit geringen Kosten die Gottesgabe verschaffen kann. Ist in einem Lande wenig Salz vorhanden, so ist dafür in einem andern ein solcher Überfluß, daß zehn Länder davon zehren können. Es giebt Gebirge, die fast nur aus Steinsalz gebildet sind. In England, in Spanien und in Deutschland bei Staßfurt gehen mächtige Salzstöcke tief in die Erde hinein, und im bedeutendsten aller Salzbergwerke, in dem von Wieliczka am Fuße der Karpathen, arbeiten die Bergleute bereits 90 m tiefer als der Spiegel des Mittelmeeres ist. In Tirol und Salzburg und in den bayrischen Werken von Reichenhall und Berchtesgaden ist das Salz in das Tongebirge eingesprengt; um es zu gewinnen, hauet man hier Höhlen in den Salzton, leitet süßes Wasser zu und läßt dieses so lange stehen, bis es sich mit Salz gesättigt hat, worauf es durch Röhren als Sole wieder abgeführt wird. In den Siedehäusern wird alsdann das Wasser in großen Pfannen mittels des Feuers verdampft und das reine Salz abgeschieden.

Hier und da hat auch die Natur selber das Geschäft des Auslaugens übernommen. Entspringen nämlich Quellen in der Nähe von Steinsalzlagern, und haben sie Zeit, das Salz aufzulösen, so kommen sie als Solquellen zu Tage, und die Menschen brauchen nur das Ver-

dampfen des Wassers zu übernehmen. Selten jedoch ist die Sole so salzreich, daß man sie sofort in die Pfanne bringen kann, deshalb leitet man sie erst in die Gradierwerke, damit ihr auf diese Weise das überflüssige Wasser entzogen werde. Diese Gradierwerke bestehen aus hohen Dornenwänden, durch welche das emporgehobene Salzwasser langsam herabtröpfelt. Auf dem langen, dornenvollen Pfade entweicht mancher Wassertropfen in die Luft. Unten angelangt, ist die Sole bei weitem salzhaltiger und lohnt die Mühen und Kosten des Versiedens in den Pfannen. Ist das Salz noch durch die Trockenkammern hindurch gegangen, so tritt es dann seine weite Reise in die Küchen und Keller, in die Fabriken und Fleischfässer der Menschen an. Wären aber einmal alle Vorräte des Festlandes erschöpft, so fände der Mensch im Ozeane eine unerschöpfliche Quelle, denn im Weltmeere sind Millionen und aber Millionen Zentner unseres Kochsalzes aufgelöst.

Nach Grube.

425. Das Wasser.

341.

Ohne das Wasser würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres. Ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Tiere dahinsterben. Das Wasser ist einer sorgsamen Mutter gleich, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses umherwandelt und bald hinab zu dem Keller, bald zum Speicher des Oberbodens steigt, um alle die Ihrigen mit dem, was ihnen not tut, zu versehen. So strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die Luft, träufelt als Tau nieder, ergießt sich als Regen über das Land, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt dann von neuem hinab zur Tiefe. Wie die Luft allenthalben ins Wasser eindringt und mit diesem sich vermischt, so drängt sich das Wasser in luftiger Gestalt in die Atmosphäre ein und gibt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, wohin sich nur Luftschiffer und kühne Gebirgssteiger erheben, scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden zu sein. Dort ist die Luft wasserärmer als anderwärts.

Wasser gibt es viel auf Erden; denn fast drei Vierteile ihrer Oberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme wie Seen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Weltteilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohltätige Element den Landtieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen wie die Luft, die sie atmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und mühsam aufgesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des

Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel Flügel, das Landtier Füße empfangen, daß sie mit Hilfe derselben das aufsuchen können, was ihnen fehlt, und in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen des steinigen Arabiens nistet, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser verhalten hat. Die Herden der schnellfüßigen afrikanischen Gazellen ziehen von einem Landstriche zum andern, dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt.

Viel anders als bei den Tieren verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Standorte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen; sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegenkommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr als die Tiere. Denn diese finden zum Teil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen, der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Tiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht bloß eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie ein Hauptnahrungsmittel selber, wie für den Säugling die Milch. Wo viel Wald und reiches Grün ist, da gibt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin. Wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer seines Kulturtriebes oder aus Barbarei die Hügel und Täler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde. Schubert.

426. Das Petroleum.

Unter den verschiedenen Beleuchtungsstoffen, durch welche der Mensch in unserer Zeit der Nacht in das Regiment greift, ist das Petroleum oder Erdöl derjenige, welcher die weiteste Verbreitung und die größte Bedeutung gewonnen hat.

Wohl schüttelten einst die Leute die Köpfe bei der Nachricht, daß drüben in Amerika an manchen Orten das Öl aus der Erde gepumpt werde wie bei uns das Wasser zu Lande, und daß es dort Teiche und Flüsse gebe, von deren Oberfläche man das Öl abschöpfe, gerade wie wenn die Mutter eine Gans bratet und das Fett, das auf der Brühe schwimmt, mit dem Löffel wegnimmt. Die Händler verschenkten anfangs das Öl samt den zum Brennen desselben nötigen Lampen; dann erhielten die Kaufleute zu jedem Fasse Öl, das sie bestellten, eine oder etliche Lampen umsonst. Allmählich aber kam man dahinter, daß das neue Öl heller brenne als das bis dahin verwendete Rüböl und doch weit wohlfeiler und reinlicher sei.

Am reichsten fließen die Erdölquellen seit einiger Zeit bei Oil-Spring, einer Gegend von Pennsylvanien in Nordamerika. Die ersten Versuche, welche die Ölbohrer machten, fielen so glücklich aus, daß die meisten Bauern Pennsylvaniens die Hacke liegen und den Pflug

stehen ließen, um Öl zu bohren. Es entstanden in der erwähnten Gegend Tausende von Brunnen, aber die Unternehmungen waren wie ein Lotteriespiel. Unter hundert Männern, welche für schwere Summen von den Landeigentümern das Recht gekauft hatten, Bohrlöcher von 10 Centimeter im Durchmesser in die Tiefe zu führen, hatten achtzig bis neunzig das Geld weggeworfen und Arbeit und Mühe als Zugabe zum Verluste gelegt. Nur zehn bis fünfzehn fanden Öl, allerdings zuweilen in so ungeheurer Menge, daß mancher durch eine einzige Quelle binnen wenigen Monaten zu einem Millionär wurde. In das Riesenmäßige stieg der Ertrag, als im Jahre 1861 ein Unternehmer tiefer als bisher bohrte und dadurch einen immer fließenden Brunnen gewann, welcher täglich etwa 1000 Faß Öl gab. Gleiche Versuche an anderen Orten hatten gleichen Erfolg. Im Winter 1861 auf 1862 wurden täglich 1500 Faß gefördert. Es fehlte an Geräten, das fließende Öl aufzunehmen, und der Preis sank an Ort und Stelle auf ungefähr 50 Pfennige für ein Faß, das 110—120 Liter enthielt.

Das Petroleum ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß im Innern der Erde befindliche Steinkohlenlager sich in ihre Bestandteile zersetzt haben, und daß die öligen Stoffe durch Hitze herausgetrieben und in weitgehenden, festen Steinschichten gesammelt worden sind. Es ist eine bald helle, bald dunkelbraune, ziemlich dickflüssige Masse, die im Wasser sich nicht auflöst, sondern als besondere Schicht auf demselben schwimmt; es ist von durchdringendem, aber nicht gerade unangenehmem Geruche und sehr leicht entzündlich. Kaum hatte der erste fließende Brunnen bei Oil-Spring einige Tage seinen Reichtum ausgespieen, so wollte ein neuer Arbeiter, der die Natur des Petroleums nicht kannte, an einem Schwefelhölzchen seine Zigarre anbrennen. Sobald das helle Feuer das in der Luft befindliche Gas berührte, verwandelte sich die Gegend auf eine weite Fläche hin in ein Flammenmeer, in dem 22 Arbeiter auf die gräßlichste Weise umkamen; der Brunnen selbst aber wurde zum feurigen Strome, der nicht eher aufhörte zu brennen, als bis das Öl erschöpft war. Solche Unglücksfälle sind mehr als einmal vorgekommen. — Das Petroleum, das wir in unsern Lampen brennen, ist raffiniert und deshalb nicht so feuergefährlich. Weil jedoch Vorsicht zu allen Dingen nütze ist, so ist anzuraten, die Lampen am Tage und nicht bei Licht mit Petroleum zu füllen.

Auch die alten, längst bekannten Erdölquellen in den russischen Provinzen am Kaspischen Meere werden in neuerer Zeit stark ausgebeutet und versorgen das Morgenland mit diesem Leucht- und Heizstoffe.

Runkwitz.

427. Der Magnet.

Der Magnet hat seinen Namen von der Stadt Magnesia in Kleinasien erhalten. Dort fand man bereits im Altertume Eisensteine, welche die Eigenschaft zeigten, kleine Eisenstücke an sich zu ziehen und festzuhalten. Man nennt solche Eisensteine „natürliche" Magnete.

Später entdeckte man, daß sich auch „künstliche" Magnete herstellen lassen, indem man Stahlstäbe durch Bestreichen mit einem natürlichen Magneten magnetisch macht.

Legt man einen Magnetstab in Eisenfeilspäne, so haften diese vorzugsweise an den beiden Enden desselben, während nach der Mitte zu seine Anziehungskraft geringer wird. Die beiden Punkte eines Magnetes, an welchen seine Anziehungskraft am größten ist, werden Pole genannt. Hängt man einen Magnetstab an einem Faden wagerecht auf, so stellt sich der Stab stets so, daß der eine Pol ziemlich nach Norden, der andere ziemlich nach Süden gerichtet ist; ersterer heißt Nordpol, letzterer Südpol. Nähert man dem Nordpole dieses freischwebenden Magnets den Nordpol eines anderen Magnets, so flieht ersterer nach der entgegengesetzten Seite hin. Dasselbe geschieht auch, wenn man die beiden Südpole einander nähert. Dagegen wird der Nordpol von dem Südpole und der Südpol von dem Nordpole eines andern Magnetes angezogen. Daraus hat man das Gesetz abgeleitet: Gleichnamige Pole zweier Magnete stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an.

Ein an beiden Enden nadelförmig zugespitzter magnetischer Stahlstab, der wagerecht auf einer senkrechten Spitze so angebracht ist, daß er sich leicht nach allen Himmelsgegenden drehen kann, heißt eine Magnetnadel. Dieselbe zeigt stets mit dem einen Ende ziemlich nach Norden, mit dem andern ziemlich nach Süden. Lenkt man sie von dieser Richtung ab, so kehrt sie, sobald sie sich frei bewegen kann, sofort wieder in ihre alte Stellung zurück. — Ist die Magnetnadel in ein rundes Gehäuse eingeschlossen, das am Boden mit einer Windrose, oben aber mit einer Glasscheibe bedeckt ist, so hat man einen Kompaß. Ein solcher ist zum Reisen auf dem Meere unentbehrlich. Mag der Schiffer eine Richtung einschlagen, welche er will, die Magnetnadel läßt sich nicht irre führen und behält stets ihre durch das Naturgesetz bestimmte Richtung bei. †

428. Das Gewitter.

Was der elektrische Funke der Elektrisiermaschine mit allen Nebenerscheinungen im kleinen ist, das ist das Gewitter im großen. Die Gewitterwolken enthalten bedeutende Mengen Elektrizität. Das hat zuerst der Amerikaner Franklin nachgewiesen. Dieser ließ beim Herannahen eines Gewitters einen Drachen steigen, an welchem ein aufrechtstehender, spitzer Draht befestigt war. Von diesem Drahte führte eine leinene Schnur herab. An dem Ende derselben befand sich ein Schlüssel, aus welchem Franklin mit der Hand lange Funken zog. Die Elektrizität war aus den Wolken in den Draht übergegangen und dann durch die leinene Schnur fortgeleitet worden. Wie sie in den Wolken entsteht, weiß man noch nicht genau, wahrscheinlich durch Verdichtung des aufsteigenden Wasserdampfes.

Man unterscheidet zwei Arten von Elektrizitäten, positive und

negative, von denen die gleichartigen sich abstoßen, die ungleichartigen sich anziehen. Steht nun eine mit positiver Elektrizität geladene Wolke über der Erde, so stößt sie die positive Elektrizität der Erde zurück, und es häuft sich unter ihr die negative an. Alle Gegenstände unter der Gewitterwolke werden dadurch elektrisch. Aus hohen und spitzen Gegenständen, z. B. Türmen, Bäumen und Bergspitzen, strömt dann die negative Elektrizität der Wolke zu. Ist aber die Spannung zwischen den beiden Elektrizitäten zu stark geworden, so reicht die allmähliche Ausgleichung nicht hin, beide suchen sich vielmehr plötzlich und gewaltsam zu vereinigen. Ein mächtiger Funke springt nach der Erde über; das ist der Blitz, und wir sagen dann wohl: „Es hat eingeschlagen." Ein starker Gewitterregen schwächt die Gefahr ab; denn feuchte Luft ist ein guter Leiter der Elektrizität und verringert die elektrische Spannung. Bei trockener Luft treten die Blitze viel zahlreicher und heftiger auf. Auch zwischen den einzelnen Gewitterwolken finden elektrische Ausgleichungen statt; Blitze schießen herüber und hinüber, und bei weitem nicht jeder Blitz, den unser Auge beobachtet, ist nach der Erde gerichtet.

Der Blitz trifft meist hohe und einzelnstehende Gegenstände, welche gute Leiter der Elektrizität sind; denn in ihnen strömt die Elektrizität aus der Erde der Wolke vorzugsweise entgegen. Daher stelle man sich nicht unter Bäume, namentlich nicht unter einzelnstehende, auch nicht unmittelbar neben Türme und Schornsteine. Es ist gefährlich, beim Gewitter auf dem freien Felde der einzige hervorragende Gegenstand in größerem Umkreise zu sein. Man bücke sich in solchem Falle lieber nieder. Auch meide man die Nähe von Metallen, z. B. von eisernen Öfen, die Ausdünstungen der Pferde, das Beisammensein mit vielen Menschen. Auf dem Herde lösche man das Feuer aus; denn auch Rauch und Ruß, besonders aber die feuchte Luft im Schornsteine, sind gute Leiter.

Infolge der ungeheuren Schnelligkeit, mit welcher der Blitz die Luft durchschneidet, treibt er dieselbe vor sich her und preßt sie zusammen; hinter sich läßt er sie verdünnt zurück. Die getrennten Schichten schlagen mit heftigem Knall wieder zusammen, und wir sagen: „Es donnert." Als einen kurzen Schlag hören wir den Donner, wenn der Blitz nur einen kurzen Weg zurückzulegen hatte, als ein anhaltendes Rollen aber, wenn der Weg weit war oder der Schall durch Widerhall und Echo verstärkt ward.

Dadurch, daß es Franklin gelang, die Elektrizität der Gewitterwolke mit dem Draht am Drachen aufzufangen und durch eine leinene Schnur zu leiten, wurde er auf die Erfindung des Blitzableiters geführt. Derselbe besteht aus zwei Stücken, der Auffangestange und der Ableitung. Die Auffangestange ist ein mit einer vergoldeten Spitze versehener Eisenstab, der lotrecht auf der höchsten Spitze eines Gebändes angebracht ist. Die Ableitung besteht aus verzinkten Kupferdrähten. Sie ist an dem untern Ende der Auffangestange befestigt und wird vom Dache an dem Gebäude abwärts in den feuchten Erdboden geleitet. Die Wirkung des Blitzableiters ist eine doppelte. Er

entladet die über ihm stehende elektrische Wolke allmählich, indem er die aus seiner Spitze ausströmende Elektrizität mit der entgegengesetzten Elektrizität der Wolke langsam vereinigt und so eine Ausgleichung schafft; im Falle eines Blitzschlages aber schützt er das Haus, indem er den Blitz auf der vorgezeichneten Bahn in die Erde führt. †

429. Das Thermometer.

Das Thermometer ist eine enge, luftleere, überall gleichweite und unten sich zu einer Kugel erweiternde Glasröhre, welche zum Teil mit Quecksilber gefüllt und gewöhnlich auf einem schmalen Brettchen befestigt ist.

Jetzt halte einmal die innere Fläche deiner Hand an die Glaskugel, und siehe, sogleich steigt das Quecksilber langsam in der Röhre empor. Das geht so zu: Die Wärme deines Körpers teilt sich durch das Glas dem Quecksilber mit, dieses wird ausgedehnt, braucht einen gröfseren Raum, und da es nirgends anders hin kann, steigt es aufwärts, und zwar ganz ungehindert, da über der Quecksilbersäule nichts ist, nicht einmal Luft.

Auf dem Brettchen oder Blech oder Papier neben der Glasröhre siehst du viele Striche. Zwei davon bezeichnen Punkte, die besondere Namen erhalten haben. Der Punkt nämlich, bis zu welchem das Quecksilber sinkt, wenn du das Thermometer in fein zerstofsenes, schmelzendes Eis bringst, heifst Eis- oder Gefrierpunkt und wird durch „0“ bezeichnet, und der Punkt, bis zu welchem das Quecksilber aufsteigt, wenn du es in siedendes Wasser tauchst, wird Siedepunkt genannt. Den Abstand zwischen beiden Punkten teilte der Franzose Reaumur in 80, der schwedische Naturforscher Celsius aber in 100 gleiche Teile, welche sie Grade nannten. Da das Quecksilber bei gröfserer Kälte als der des schmelzenden Eises sich noch weiter zusammenzieht, so trägt man auch unterhalb des Eispunktes ebenso grofse Grade auf. Die Striche über 0 bezeichnen die Wärme- und die unter 0 die Kältegrade. Steht nun am Thermometer nach Celsius das Quecksilber bis zum 29. Striche über Null, so sagt man, es zeigt 29 Grad Wärme an, und man schreibt „$+ 29^{0}$ C“, reicht es aber nur bis zum 10. Striche unter Null, so haben wir 10 Grad Kälte, und wir schreiben „$- 10^{0}$ C“.

Das Thermometer ist ein höchst wichtiges Instrument. Der Arzt ermittelt durch dasselbe die Wärme des menschlichen Körpers, der Luft im Krankenzimmer und des Wassers zu den Bädern. Dem Gärtner zeigt es die Wärme in seinem Gewächshause an, dem Bierbrauer die Hitze des trocknenden Malzes, dem Seidenraupenzüchter die Temperatur der Zimmer für seine Seidenraupen, und auch dem Naturforscher ist es zu den mannigfaltigsten Untersuchungen ganz unentbehrlich geworden. †

430. Der Telegraph.

Schon in grauer Vorzeit empfanden die Menschen das Bedürfnis, wichtige Nachrichten schneller in die Ferne gelangen zu lassen, als es durch die ausdauerndsten Läufer und durch die kühnsten Reiter möglich war. Man telegraphierte z. B. den Ausgang einer glücklichen Schlacht, Rufe um Hilfe u. s. w. durch Anzünden von Signalfeuern auf den Gipfeln der Berge, durch Fackeln, Flaggen u. s. w. Erst im vorigen Jahrhunderte gelang es einem Franzosen, bessere Vorrichtungen zu erfinden. Man errichtete nämlich auf hervorragenden Stellen hohe Balken mit beweglichen Armen, deren verschiedene Stellung Buchstaben, Silben und Wörter bezeichnete.

Wie sehr treten aber alle diese Vorrichtungen in den Hintergrund gegen die elektrische Telegraphie, den flinkesten Ausrichter unserer Botschaften! Der elektrische Strom läuft im Nu von Land zu Land, von Weltteil zu Weltteil, und weder Ozeane, noch Wüsten halten ihn auf. Doch wie ist es möglich, mit der Schnelligkeit des Blitzes die Gedanken in die fernste Ferne zu tragen? Durch eine galvanische Batterie wird in A ein elektrischer Strom erzeugt. Dieser eilt mit einer Geschwindigkeit von 24000 Meilen in der Sekunde den an Stangen befestigten Draht entlang bis zum Bestimmungsorte B. Hier macht er einen Eisenstab magnetisch, so daſs dieser alsdann im stande ist, einen Anker anzuziehen, an dem sich ein Metallstift befindet. Dieser drückt gegen einen Papierstreifen, welcher sich von einem Rade in gleichmäſsiger Schnelligkeit abwickelt. Trifft jener Stift an das Papier nur einen Augenblick, so entsteht ein Punkt, verweilt er dagegen etwas länger auf dem Papierstreifen, so entsteht ein Strich. Aus Punkten und Strichen ist nun das telegraphische Alphabet zusammengesetzt. So ist z. B. . = e, . . = i, . . . = s, — = t, — — = m, — — — = o, . — = a, — . = n u. s. w.

Der Nutzen des elektrischen Telegraphen ist ein groſser. Er schafft Hilfe in Tausenden von Fällen. Er zeigt den Ausbruch eines Sturmes entfernten Häfen an, verhindert den Zusammenstoſs der Eisenbahnzüge, ruft den Sohn an das Sterbebett des Vaters, leitet die Heere, befördert den Handel und ist der beste Verfolger flüchtiger Diebe. †

431. Das Telephon oder der Fernsprecher.

Durch den Fernsprecher ist unsere an Erfindungen und neuen Einrichtungen so reiche Zeit um ein Verkehrsmittel bereichert worden, welches noch eine groſse Zukunft hat.

Ein vor einem Magnetstabe befestigtes dünnes Eisenplättchen wird durch einen gegen dasselbe gesprochenen Ton oder Laut in Schwingungen versetzt, die nach Höhe, Stärke und Klangfarbe des Tones verschieden sind. Durch diese Schwingungen

werden in einer Drahtspirale, welche den Magnetstab umgiebt, elektromagnetische Strömungen erzeugt. Diese pflanzen sich durch eine Drahtleitung, ähnlich derjenigen, die zu telegraphischen Zwecken benutzt wird, bis in die Drahtumwindung einer entfernten zweiten, gleichartigen Vorrichtung fort und versetzen dort das vor dem Magnetstabe befestigte Eisenplättchen in dieselben Schwingungen, wodurch im Ohre des Hörers auch dieselben Töne vernommen werden. Aber nicht nur einzelne Töne werden auf diese Weise übertragen, sondern auch Worte und Sätze, volle Akkorde und ganze Musikstücke. Die Töne erklingen zwar wie aus weiter Ferne, allein so klar und deutlich, dafs man die Stimme des Redenden und ihn selbst an denselben genau erkennt. Die Empfindlichkeit der Eisenplättchen ist so grofs, dafs sie auch schwächere Laute fortpflanzen, ja sogar in der Nähe geführte Gespräche mitteilen.

Der Erfinder des Telephons ist der deutsche Lehrer Philipp Reis. Grofse Verdienste um die Verbesserung des Fernsprechers erwarben sich der Amerikaner Bell und der Deutsche Siemens; doch bleibt für weitere Verbesserungen noch ein grofses Feld. Vorzüglich richtet sich das Bestreben darauf, die Entfernungen zu erweitern, auf welche telephoniert werden kann.

Alle grofsen Städte des Deutschen Reiches sind jetzt schon mit einem dichten Netze von Telephondrähten übersponnen, und die Reichspostverwaltung hat eine Verordnung erlassen, welche die Benutzung dieses neuen Verkehrsmittels regelt. Seine Brauchbarkeit hat sich bis jetzt geltend gemacht als Rufeinrichtung für Feuermeldungen, in Gasthöfen und grofsen Fabriken, bei Eisenbahnen und im Verkehr der Handelshäuser, Geschäftsstellen und selbst der Privatpersonen untereinander. †

432. Das elektrische Licht.

In alter Zeit waren der harzige Kienspan mit seinem armseligen, dürftigen Lichte und die rußige Oel- und Tranlampe fast die ausschließlichen Beleuchtungsmittel. Einen großartigen Umschwung sowohl in der Zimmer-, als auch in der Straßenbeleuchtung brachte die Erfindung des Leuchtgases hervor, mit welchem später das Petroleum in den Wettkampf trat. Beide Leuchtstoffe aber, Gas wie Petroleum, sind als leicht explodierende Körper oft schon Ursache zu unsäglichem Elende geworden.

Frei von den Gefahren dieser Leuchtstoffe ist dasjenige Licht, welches in allerneuester Zeit durch die Kraft der Elektrizität erzeugt wird. An das elektrische Licht, so jung auch seine Erfindung noch ist, knüpft man ganz außergewöhnlich große Hoffnungen. Von den bis jetzt bekannten Vorzügen dieses Lichtes seien hier nur folgende im voraus angeführt:

Das elektrische Licht entwickelt fast gar keine Wärme und entnimmt der umgebenden Luft keinen Sauerstoff zur Verbrennung, so daß es durch seine Anwendung der Gesundheit nicht nachteilig wird; es verändert die Farbe der beleuchteten Körper nicht im mindesten; es liefert für Werkstätten und große Räume eine sehr ausgiebige Lichtmenge; es kann Räume beleuchten, die von dem Orte, wo es erzeugt wird, sehr entfernt liegen; es vermindert die Feuersgefahr; der Preis ist im Vergleich zur gelieferten Lichtmenge ziemlich gering.

Zur Herstellung einer elektrischen Beleuchtung gehören drei Stücke: eine Maschine zur Erzeugung der Elektrizität, eine Leitung für die Elektrizität bis zu dem Orte, wo das Licht gebraucht wird, und eine geeignete Vorrichtung, um aus der Kraft der Elektrizität in dem erforderlichen Maße Licht zu erzeugen und zu erhalten.

Um das elektrische Licht im großen herzustellen, verwendet man die „dynamo-elektrischen" Maschinen. Solche Maschinen baute im Jahre 1867 zuerst Werner Siemens in Berlin. Sie sind seit jener Zeit vielfachen Verbesserungen unterzogen worden.

Besondere Aufmerksamkeit wendeten die Erfinder der Vorrichtung zu, die das elektrische Licht ausströmen läßt. Man unterscheidet gegenwärtig Bogenlichtlampen und Glühlichtlampen. Die ersteren erzeugen bläulichweißes, dem Mondscheine ähnliches Licht. Sie sind so eingerichtet, daß zwei einander gegenüberstehende Kohlenstäbchen an ihren Spitzen zum Glühen und so zum Leuchten gebracht werden. Für Kriegs- und Marinezwecke, für Leuchttürme, große Plätze und Hallen, ebenso für Straßen mit starkem Verkehr, sowie für nächtliche Arbeiten im Freien ist solches Licht vorzüglich. Für kleine Räume aber eignet es sich wegen seines stark blendenden Scheines nicht, auch dann nicht, wenn man es durch eine Glocke von Milchglas zu dämpfen versucht.

Die Glühlichtlampe ist eine Erfindung des hochbegabten Nordamerikaners Edison. Sie besteht aus einer luftleer gemachten Glasbirne von der Größe eines Gänseeies. Im Innern befindet sich eine verkohlte Faser von Bambusrohr in Form eines Bügels und von der Stärke eines Pferdehaares. Wird eine so eingerichtete Lampe, die jetzt schon für eine Mark zu kaufen ist, mit einem elektrischen Strome in Verbindung gesetzt, so gelangt die Faser zum Glühen.

Die Bewohner von Paris, London, Berlin, München und New-York und vielen anderen, auch kleineren Städten wissen schon länger den Wert des elektrischen Lichtes zu schätzen. In Theatern, Konzertsälen und Gasthäusern, ebenso auf größeren Plätzen und verkehrsreichen Straßen dieser Orte haben die elektrischen Bogen- und Glühlichtlampen bereits die Gasflammen verdrängt. Neuerdings ist man der Meinung, daß die Einführung dieses Lichtes nicht nur in den Wohnungen der Großstädter, sondern selbst auch auf dem Lande nur noch eine Frage der Zeit sein wird. Bereits jetzt werden hier und da große Zentralanstalten für Erzeugung der nötigen Elektrizität eingerichtet, von denen aus der elektrische Strom auf weite Entfernungen

fortgeleitet werden kann. Wird nun, was nicht zu bezweifeln ist, über lang oder kurz dieser elektrische Strom zu noch billigerem Preise erzeugt werden, so kann auch jede Haushaltung ihre Leitung erhalten; und wie jetzt die Gasleitungen von einem großen Gasbehälter aus das Gas den einzelnen Räumen des Hauses zuführen, so wird in späterer Zeit elektrisches Licht aus einer gemeinsamen großen Lichtquelle fließen und unsere Wohnungen erhellen. †

433. Eisenbahn und Dampfschiff.

Wie würden unsere Vorfahren erstaunen, wenn sie jetzt einen langen Eisenbahnzug sähen, wie er in vollem Lauf zischend und brüllend sich durch die Ebene und zwischen Berg und Tal dahinwindet, kühn über die breitesten Ströme geht und sich durch die gröfsten und festesten Berge hindurchbohrt. Wie würden sie staunen, wenn man ihnen sagte, dafs dieses Ungeheuer mit seinem glühenden Rachen, durch Feuer genährt und mit Eisen beschuht, in wenigen Minuten Meilen zurücklege und nichts geniefse als Wasser, das es tonnenweise verschluckt und in Dampfgestalt wieder von sich gibt. Und noch gröfser würde die Verwunderung sein, wenn man ihnen sagte, dafs sie auf den Fittichen dieses Ungeheuers Reisen, welche zu ihrer Zeit Wochen in Anspruch nahmen, jetzt in Stunden zurücklegen könnten. Im Fluge können wir von einem Ende Deutschlands zum andern gelangen, und eine Reise von hier nach London, welche sonst ein Ereignis im Leben eines Mannes bildete, und vor der man auf Leben und Tod Abschied nahm, ist jetzt nur eine Spazierfahrt geworden, die man in ein paar Tagen vollendet.

Den ersten zweckmäfsigen Dampfwagen, mit welchem auch Personen befördert werden konnten, baute der Engländer Stephenson im Jahre 1814. Dennoch schwankte man noch lange hin und her, ob man nicht statt der beweglichen Dampfmaschinen lieber feststehende anwenden solle, welche die Güter- und Personenzüge an Seilen fortzögen. Als aber im Jahre 1829 eine von Stephenson gebaute Lokomotive in allen Wettfahrten siegte, war das Schicksal der Lokomotiven und mit ihnen das der Eisenbahnen entschieden. In Deutschland schnaubte die Lokomotive zuerst auf der kleinen Strecke zwischen Nürnberg und Fürth, bis ihr mit dem Eisenwege Leipzig-Dresden eine längere Siegeslaufbahn eröffnet wurde.

Die Lokomotive hat vier oder sechs Räder, von denen die zwei gröfseren die eigentlichen Treibräder, die anderen, kleineren dagegen nur Laufräder sind. Der eigentliche Körper der Maschine besteht aus drei Teilen, dem Feuerraum, dem Kessel und dem Rauchkasten mit dem Schornsteine. Das Feuer wird durch 60 bis 120 kupferne Röhren mitten durch den Kessel und das darin befindliche Wasser geleitet, der Rauch gelangt dann in den Rauchkasten und von da aus durch den Schornstein ins Freie. Die aus

dem siedenden Wasser sich bildenden Dämpfe sammeln sich in der Dampfhaube und gehen von da aus in die zu beiden Seiten der Lokomotive befindlichen Cylinder, und hier bewegt der Dampf luftdicht schliefsende Kolben vor- und rückwärts. Gleichzeitig mit dem Kolben bewegt sich auch eine wagerecht liegende und mit ihm verbundene starke Eisenstange hin und her, und diese dreht das mittlere grofse Rad der Lokomotive in ähnlicher Weise herum, wie der auf- und abwärts gehende Knecht des Spinnrades dieses in kreisende Bewegung versetzt. Die Schnelligkeit des Kolbens kann durch stärkeres Heizen und vermehrte Dampfbildung aufserordentlich gesteigert werden, und bekannt ist, dafs Eilzüge auf ebenen Bahnen in einer Stunde 50 bis 70 km zurücklegen. —

Das erste gröfsere Dampfschiff, mit dem eine weitere Reise unternommen werden konnte, erbaute der Amerikaner Fulton 1802. Doch die ungläubigen Zeitgenossen nannten sein Schiff spottend „Fultons Torheit“, und Napoleon I. hatte ihn trocken abgewiesen, als er sich erbot, eine Dampfflotte und damit eine Brücke von Frankreich nach England zu bauen. Um so gröfser war der Triumph des Erfinders und das Erstaunen der Menge, als die erste Fahrt des Dampfers auf dem Hudson von Newyork nach Albany so wohl gelang. Wie von innerem Instinkt getrieben, bewegte sich das Dampfschiff ganz nach dem Willen des Steuermannes den Strom hinauf. Die Neuheit des Anblicks hatte etwas Schreckenerregendes. Infolge des als Brennmaterial verwendeten trockenen Kiefernholzes zeigte sich eine mehrere Meter hohe Feuersäule über dem Schornsteine, und beim Schüren des Feuers sprühte stets ein Funkenmeer hervor. Die andern Schiffe fuhren zur Seite, und die Mannschaft derselben flehte zu Gott, sie vor dem Ungeheuer zu behüten, welches gegen den Strom schwamm und seinen Pfad mit dem Feuer beleuchtete, das es ausspie. Der Versuch war vollständig gelungen, und wenige Wochen später durchfurchte bereits ein Dampfschiff die Wellen des offenen Meeres. Von da ab mehrte sich die Zahl der Dampfschiffe so ungeheuer, dafs jetzt jeder bedeutende Flufs der civilisierten Welt seine Dampfboote hat, und dafs alle Meere in allen Richtungen von Dampfschiffen durchschnitten werden.

So führt uns die Dampfkraft durch die ungeheure Wasserwüste der Weltmeere, durch Stürme und widrige Winde, sowie durch nicht weniger gefährliche Windstillen rasch und mit kräftigem Arme hindurch, und immer leichter werden die Verbindungen der verschiedensten Völker der Erde untereinander. Die trennenden Meere erscheinen den Menschen nicht mehr als schauerliche Wüsten, sondern nur als mehr oder minder gefährlich zu befahrende Strafsen. Während die Wogen des Meeres den Kahn des Fischers wie der Wind ein dürres Blatt hin und her schleudern, brechen sie sich ohnmächtig an dem schwimmenden Berge von Eisen, den man ihnen zu tragen gibt. †

434. Das Streichzündhölzchen.

Du siehst es dem dünnen, hölzernen Männchen mit seinem glänzenden braunen Hütchen und seinem gelben Kragen nicht an, daß der Holzhauer auf luftiger Waldeshöhe und der Bergmann in der Tiefe der Erde, der Beduine in Arabiens Wüste und der Handelsherr in der Stadt, der arme Knabe in der Hütte und der Scheidekünstler im feuerfesten Gewölbe an ihm gearbeitet haben, ehe es auf den Sims in des Vaters Stube gekommen ist. Die leichteste Arbeit unter ihnen haben Holzhauer und Knabe gehabt, wenngleich jener beim Fällen der Fichten und Tannen manchen Schweißtropfen vergossen hat und es bei diesem nicht ohne Blasen an den Fingern abgegangen ist, während er das Holz in Stäbchen zerteilte. Gefährlichere Arbeit hatte schon der Araber, als er von den Akazien seiner Heimat das Gummi einsammelte, jene grauen Perlenschnüre, zu denen sich der ausgeschwitzte Saft dieser Bäume bei dem glühendheißen Wüstenwinde verdickt. Im Samum und im Löwen, im Durste und im Verluste seines Kameles ist ihm der Tod in vierfacher Gestalt entgegengetreten, in der einen aber immer schrecklicher als in der andern. Die gefährlichste Arbeit aber hatten dabei der Scheidekünstler und die Fabrikarbeiter, jener bei der Bereitung, diese bei der Verarbeitung des Phosphors. Das fortwährende Einatmen des stets zum Verdampfen geneigten Phosphors zieht einen, wenn auch langsamen, so doch frühen Tod nach sich. Ich glaube kaum, daß der Bergmann mit ihnen tauschen würde, wenn schon auch ihm von einstürzenden Stollen und bösen Wettern manche Gefahren drohen.

Die einträglichste Arbeit hat der Kaufmann; denn wenn auch das Hundert kaum zwei Pfennige kostet, die Menge hat am Ende des Jahres doch einen hübschen Gewinn in seine Tasche gebracht. Der Scheidekünstler aber hat die Kopfarbeit, und die ist wenigstens bei dem, welcher das erste Streichhölzchen zu stande gebracht hat, nicht so leicht gewesen, wie wenn du ausrechnest, wie viel dreimal drei ist. Da hat es eine Menge Fragen gegeben, deren Antwort nicht ohne weiteres auf jeder Straße aufgehoben werden konnte. Die erste Frage war: „Wie bringe ich es dahin, daß das Hölzchen in Brand kommt?" Der Mann sagte sich: „Ich nehme Schwefel, setze ihn in einem Töpfchen von braunem Steingute an das Feuer, verwandle ihn bei einer Hitze, bei welcher das Wasser kocht, in eine bräunliche, dünne Flüssigkeit und tauche in diese das Hölzchen ein. Aber," fragte er sich weiter, „was mache ich, daß der Schwefel und durch den Schwefel das Holz anbrennt? Ich nehme den Bruder des Schwefels zu Hilfe, den Phosphor, jenen sonderbaren Stoff, den auch wir in den Knochen unseres Leibes wie in einer Apotheke mit uns herumtragen. Aber der Phosphor ist ja so feuriger Natur, daß er sich in der Sommerwärme oder zwischen den Fingern von selber entzündet! Ganz recht, aber nur, wenn er seinen Gesellen hat, den Sauerstoff. Ohne diesen ist er ein toter Mann, und diesem wehre ich den Zutritt zu ihm, indem ich den Phosphor in Gummischleim einwickle. Nun ist die Sache wieder beim alten. Der Phosphor brennt nicht und ohne den Phosphor

der Schwefel nicht und ohne den Schwefel das Hölzchen nicht. Wie helfe ich mir da? Ich muß dafür sorgen, daß der Phosphor im Innern einen Körper mit vielem Sauerstoffe vorfindet, von welchem er sich so viel borgen kann, als er braucht, um anzubrennen. Diesen Körper habe ich im Braunsteine, einem Mineral, das sich häufig, unter anderm auch in Thüringens Bergen findet, und durch welches die Töpfer ihren Gefäßen die braune oder schwarze Glasur geben."

Der Scheidekünstler ist nun so weit, daß er vom Studieren zum Probieren gehen kann. Um sich nicht eine sehr gefährliche Brandwunde beizubringen, nimmt er nun mit einer Zange aus einem Wassergefäß ein fingerlanges Ding heraus, das fast wie ein Stück von einem dicken Wachsstocke aussieht. Das ist der Phosphor, der nur unter Wasser an der Selbstentzündung verhindert werden kann. Mit einer Schere schneidet er vorsichtig, aber rasch ein kleines Stück ab, wirft es in warmes Wasser und rührt es in diesem mit einem Glasstäbchen um, bis es zergangen ist. Nun schüttet er Braunsteinpulver hinzu und verwandelt das ganze Gemenge durch Gummi in einen Brei. In diesen taucht er die Spitze des Hölzchens ein, das er schon vorher mit Schwefel überzogen hatte. Das Streichzündhölzchen ist fertig. Er braucht nur zu warten, bis die Mischung trocken geworden ist. Dann reibt er das Hölzchen an einem rauhen und harten Gegenstande, um die Wärme hervorzubringen, welche der Phosphor zum Anbrennen braucht. Dabei zerplatzt und verbrennt die Gummirinde, und durch den Sauerstoff, welchen die Flamme sich aus der Luft holt, erfolgt das Fortbrennen des Hölzchens. Runkwitz.

435. Die Papierbereitung.

In alten Zeiten, wo man die Schriften in Stein und Erz, in Blei, Elfenbein, Holz und mit Wachs überzogene Tafeln eingrub, oder mit Farben auf Pergament malte oder auf Palmenblätter, wie die Araber, und auf Baumrinde, wie die Römer, kritzelte, oder auf Kattun, wie die Chinesen, oder, wie die Ägypter, auf die aneinander geleimten Schalen der Papyrusstaude schrieb — in jener Zeit wurden bloſs Staatsverträge und Urkunden in Erz und Stein gegraben oder auf kostspielige Rollen niedergeschrieben. Und jetzt ist es fast unmöglich, sich eine Vorstellung zu machen von der ungeheuren Menge Papier, welche jeden Tag verbraucht wird.

Das bessere Papier wird bekanntlich aus Lumpen, Hadern genannt, hergestellt. Die erste Arbeit ist, die Hadern zu sortieren. Weiſse und farbige, wollene, baumwollene und leinene, gröbere und feinere, gebleichte und ungebleichte werden von einander geschieden. Mittelst einer Maschine, dem Lumpenschneider, werden die Hadern in Streifen zerschnitten. Dann werden sie in einer mit Stöcken versehenen Trommel vom Staube gereinigt und durch Kochen mit Lauge in einem Kessel von andern Unreinigkeiten gesäubert. Im Halbzeugholländer, einem groſsen Eisenkasten, in dem sich mit Messern besetzte Walzen drehen, werden sie in feine Fäserchen

zerrissen. Der entstandene Brei (Halbzeug) wird nun gebleicht und zwar durch Chlorkalk. Im Ganzzeugholländer werden dann die noch nicht ganz zermahlenen Fasern vollständig zerkleinert und in eine dünne, breiartige Masse (Ganzzeug) verwandelt. Diese wird durch eine Maschine in einen viereckigen Kasten gehoben, aus welchem sie durch eine Querspalte auf die Papiermaschine fliefst. Weiter gelangt die Masse auf ein Messingdrahtgewebe, wo das Wasser abläuft, dann zwischen mit Filz bekleidete Walzenpaare, welche dem Papiere noch mehr Feuchtigkeit entziehen, und endlich gibt ihm die Trockenpresse die nötige Glätte. Die ganze Arbeit der Verwandlung des Ganzzeuges in fertiges Papier ist das Werk weniger Minuten. Ununterbrochen arbeiten Pumpwerk und Pressen, ununterbrochen rollt das Papier auf den sich drehenden Haspel. Wenn dieser hinlänglich beladen ist, so wird er abgenommen, und ein neuer wird aufgesteckt. Das Papier wird nun in Bogen ausgeschnitten und in den Handel gebracht. — Zu den geringeren Papiersorten wird Holzstoff, in neuerer Zeit auch Strohstoff mit verwendet.

Nach Gnerling.

436. Die Glasfabrikation.

Wenn wir in unseren hellerleuchteten Stuben sitzen und durch die klaren Fensterscheiben Gottes Sonne freundlich hereinscheint, wenn wir hineinschauen in die Welt, ohne dafs Regen und Kälte und Wind mit dem freundlichen Lichte in unsere Wohnungen dringen, dann sollten wir nie vergessen, dafs es nicht immer so war. Man erinnert sich aber kaum mehr jener kleinen, runden Fensterscheiben mit Bleieinfassung, die hier und da noch in alten Gebäuden zu finden sind. Vor hundert Jahren vertraten sie überall die Stelle unserer Glasfenster. Und vorher? Noch ums Jahr 1458 nennt ein Kardinal als eine der gröfsten Herrlichkeiten der Stadt Wien, dafs die meisten Häuser Glasfenster hätten. Selbst die Kirchen haben in Deutschland erst im 10. Jahrhunderte Glasfenster erhalten.

Aber womit schlofs man die Lichtöffnung ehedem? — Man brachte in gewöhnlichen Wohnhäusern so wenig als möglich Fenster an und verschlofs die Lichtluken im Winter oder bei schlechtem Wetter mit Fensterladen, oder es mufsten ausgespannte Tierhäute, dünnes Horn und Marienglas die Stelle der Glasfenster vertreten. Die Türe war in den Häusern der Landleute zugleich das Lichtloch, sowie der Rauchfang.

Nun sind mir meine hellen Glasfenster, hinter denen es sich so traulich sitzt, noch einmal so lieb! — Aber warum hatten die Vorfahren keine Glasfenster? — Die Kunst der Glasbereitung war freilich schon lange erfunden, nämlich von den Phöniziern. Aber im ganzen Altertume blieb das Glas kostbar, dem Golde ziemlich gleich, an Glasfenster dachte niemand. Die Stelle der Glasspiegel

vertrat poliertes Metall, und Reiche und Arme tranken aus hölzernen, tönernen und metallenen Gefäſsen. Jetzt trinkt selbst der Arme sein Wasser aus einem Glase.

Und nun erst die roten, blauen, grünen, vielfarbigen, vergoldeten und versilberten, geschliffenen Gläser, Vasen, Teller u. s. w., mit welchen böhmische Glasfabriken die Tafeln der Reichen versorgen; welche Pracht, welche Mannigfaltigkeit! Ich glaube, wenn jene Phönizier heute wiederkämen, sie würden unser Glas gar nicht als ihr Glas wiedererkennen. — Aber noch immer sind Kieselerde, Quarz oder Quarzsand die Hauptbestandteile des Glases. Die Kieselerde wird mit Glaubersalz, Pottasche, Kochsalz, Kalk und Salpeter gemischt, als gepulverte Masse in groſse Schmelztiegel getan und dann in runden, fast ganz verschlossenen Öfen bis zur Weiſsglühhitze geschmolzen. In diese dickflüssige rotglühende Masse wird dann die sogenannte Pfeife, eine Art Blasrohr mit einem eisernen Ende und einem gleichen Mundstücke, eingetaucht, gerade wie Kinder die Tonpfeifen in Seifenschaum eintauchen, wenn sie Seifenblasen machen wollen. Auf gleiche Weise bläst nun auch der Glasarbeiter in sein Blasrohr, wodurch der an dem Rohre klebende Klumpen glühender Glasmasse zu einer hohlen Glaskugel ausgedehnt wird. Bald gibt man mit eisernen Werkzeugen dieser Kugel eine bestimmte Form, bald bläst man sie in tönerne oder metallene hohle Formen hinein. Dabei kann der Glasarbeiter, wenn das Glas zu erkalten anfängt, die verglühende Masse augenblicklich in dem glühenden Schmelzofen wieder weich machen. Auf gleiche Weise wird auch das Fensterglas geblasen. Der Arbeiter gibt der Kugel eine längliche Gestalt wie eine Gurke, zerschneidet hierauf mit einer Schere den Zylinder auf seiner langen Seite und läſst dann durch eine eiserne Walze die Glastafel vollends ebenen und glätten. Ebenso macht man die gewöhnlichen Spiegel; die teuern werden gegossen und dann geschliffen. Sind die Glastafeln, Gläser und Gefäſse fest genug, daſs sie sich nicht mehr verbiegen, so kommen sie in den Kühlofen, wo sie langsam sich abkühlen. In freier Luft würden sie zu schnell erkalten und springen.

So ist denn jedes Stück Fensterglas dem Denkenden ein Beweis für die Fortschritte des Menschenverstandes, der uns mit unzähligen Bequemlichkeiten umgeben hat, die unsere Vorfahren nicht hatten, und deren wir uns oft nur deshalb nicht erfreuen, weil wir nicht wissen, wie es ehedem war. Kell.

437. Vom Essen und Trinken. 843.

„Essen und Trinken erhält den Leib“ ist eine alte und sehr wahre Redensart. Mit dem Baue unseres Körpers verhält es sich ziemlich ebenso wie mit dem Baue eines Hauses. Man braucht zu einem Hausbaue sehr verschiedenes Baumaterial: Holz, Steine, Eisen, Glas,

Lehm u. dergl. m., und diese Stoffe müssen ihrer Bestimmung gemäß verarbeitet werden. Auch zum Aufbau des menschlichen Körpers ist eine nicht geringe Zahl ganz verschiedener Stoffe nötig, wie Wasser, Eiweiß, Fette, Salze, Kalke, Eisen u. s. w. Diese Stoffe müssen nun aber erst innerhalb unseres Körpers für den Aufbau vorbereitet und zu den kleinsten Körperteilchen, wie zu Bläschen (Zellen), Fäserchen, Röhrchen, Plättchen und Häutchen verarbeitet werden. Erst dann können sie zur Zusammensetzung der Knochen, Knorpel, Muskeln oder des Fleisches und der Nerven dienen.

Wie bekannt, gibt es an jedem Gebäude fortwährend auszubessern, da es ja durch die Zeit und den Gebrauch außen und innen Schaden leidet. Ebenso verhält es sich mit unserem Körper. Solange wir leben, nutzt sich derselbe fortwährend in allen seinen Teilen ab, und er kann nur dann ordentlich ausgebessert, dadurch aber gesund erhalten werden, wenn das Abgenutzte immerfort wieder aufgebaut wird: das Fleisch durch Fleischstoffe, die Knochen durch Leim und Kalk, die Nerven durch Eiweiß und Fett. Das fortwährende Abnutzen (Absterben) unserer Körperteile und das immerwährende Wiederersetzen (Erneuern) nennt man den Stoffwechsel. Solange dieser vor sich geht, leben wir; hat er aufgehört, so sind wir tot; geht er schlecht und falsch von statten, dann sind wir krank.

Der Stoffwechsel wird mit Hilfe des Blutes im Gange erhalten. Die Stoffe, aus denen sich das Blut bildet, werden demselben durch die Nahrung mit Hilfe der Verdauung übergeben; aus dem Blute aber bauen sich alle Teile unseres Körpers auf. Deshalb wird das Blut als Quelle des Lebens bezeichnet.

Innerhalb unseres Körpers ist stets ein gewisser Grad von Wärme (+ 30° R.) nötig, wenn der Stoffwechsel ordentlich vor sich gehen soll. Um die Wärme zu erzeugen, heizen wir auch ein, und zwar mit Stoffen, die dem Verbrennungsmaterial unserer Öfen (Holz, Stein- und Braunkohle) in ihren Grundbestandteilen ähnlich sind. Zu ihnen gehören fettige, stärkemehlhaltige, zuckerhaltige und spirituöse Sachen. Wir genießen dieselben mit unsern Nahrungsmitteln und zum Teil gleichzeitig als ernährende Stoffe.

Wir bedürfen also sehr verschiedener Nahrungsmittel. Nur die Milch und die Eier enthalten alle jene Stoffe, die unseren Körper aufbauen, und deshalb könnte der Mensch auch von Milch oder Eiern allein leben. Alle übrigen Nahrungsmittel dagegen enthalten nur den einen oder den anderen von den Stoffen, die wir dem Blute zuführen müssen. Deshalb ist es am zweckmäßigsten, wenn die Nahrung eine gemischte, nämlich aus tierischen und pflanzlichen Nahrungsmitteln zusammengesetzte ist. Zur Erhaltung eines gesunden, kräftigen Körpers bedürfen wir der Abwechselung in den Speisen. Würden wir bloß von magerem Fleische, von Käse oder vom Weißen der Eier leben wollen, so müßten wir ebenso verhungern, als wenn unsere Nahrung bloß in Fett, Butter oder Eidotter bestände. Desgleichen können alle Mehlsachen, besonders das Brot, nur dann als nahrhaft gelten, wenn

in ihnen außer dem Mehle auch noch Kleber (d. i. der mit dem Weißen im Ei zu vergleichende Eiweißstoff, der dicht unter der Schale der Getreidesamen lagert) vorhanden ist.

Die Getränke sollen die wässerigen Bestandteile unseres Blutes und Körpers ersetzen, die derselbe fortwährend durch Lungen, Haut und Nieren verliert. Außerdem enthalten aber auch noch alle Getränke, selbst das Trinkwasser, solche Nahrungsstoffe, die zum Ersatze der festen Körperbestandteile dienen können. Unter allen Getränken können nur zwei für den Menschen als wirkliches Bedürfnis gelten, das Wasser und im Kindesalter die Milch.

Wenn wir nun wissen, was wir essen sollen, so ist es ferner von großer Bedeutung, zu wissen, wie wir die Speisen genießen müssen. Viele Menschen essen so, daß ihnen das Genossene den Nutzen nicht bringt, den es bringen könnte. Alles Feste, was wir genießen, ganz besonders das Fleisch, muß so zubereitet und im Munde mit den Zähnen so lange gekaut werden, daß es im Magen und Darmkanale von den Verdauungssäften, vorzugsweise vom sauren Magensafte, leicht durchdrungen und aufgelöst werden kann. Je flüssiger und breiiger ein Nahrungsmittel ist, oder je schneller es im Magen in eine solche Form verwandelt werden kann, desto verdaulicher ist es, und desto besser können seine Nahrungsstoffe ausgezogen und in das Blut geschafft werden. Deshalb kommt auf die Zubereitung und das Kauen der Speisen sehr viel an. Ein gut gekochtes oder gebratenes, weiches Stück Fleisch muß, wie ein tüchtig zu Brei gekautes Stück, weit verdaulicher sein als hartes, wenig zerkautes Fleisch. Hartes Ei ist sehr schwer, weiches dagegen sehr leicht verdaulich. Feste, unlösliche, also unverdauliche Stoffe in unseren Speisen, wie Hülsen, Schalen, Körnchen, Blätter u. dergl. erschweren, indem sie im Magen die löslichen, verdaulichen Nahrungsstoffe einhüllen, das Eindringen des Magensaftes in dieselben und hindern dadurch die Lösung dieser Stoffe. Sehr fette Speisen werden ebenfalls unverdaulicher, sobald das flüssige Fett, welches vom wässerigen Magensafte nicht durchdrungen werden kann, eine Art Hülle rings um die löslichen Nahrungsstoffe bildet.

Bock.

438. Die Milch.

Die Milch ist dasjenige Nahrungsmittel, das für sich allein vollständig zur Ernährung des Menschen ausreichend ist. Das beweisen nicht nur die Säuglinge, sondern auch gewisse Volksstämme, die sich fast nur von Milch nähren, wie die Beduinen in Arabien u. a. Bei uns genießt man fast nur Kuhmilch, daneben allenfalls noch Ziegenmilch. Man sollte streng darauf halten, daß dieselbe auch von bester Beschaffenheit sei. Hierauf hat schon die Nahrung der Tiere großen Einfluß. Das beste Futter ist Heu, Weizen- und Roggenkleie; bei Grünfutter wird die Milch wässerig; am dünnsten ist sie bei Rübenfutter. Morgenmilch ist nahrhafter als Abendmilch, und die Milch der Weidekühe ist gehaltvoller als die der Zugkühe und solcher, die viel im Stalle stehen.

Um die Milch einige Zeit brauchbar zu erhalten, muß man sie kochen, wobei zugleich etwaige Krankheitskeime vernichtet werden; doch darf sie dabei nicht aufschäumen, weil sonst die Kohlensäure ausgetrieben wird, die sie leichter verdaulich macht. Obgleich nämlich die Milch das nahrhafteste Nahrungsmittel ist, so ist sie doch nicht das am leichtesten verdauliche. Durch die Einwirkung des sauren Magensaftes gerinnt sie im Magen und bildet dabei größere oder kleinere Quarkstücke. Sind dieselben groß, fest und mit viel Butter umhüllt, so kann der Magensaft nicht leicht eindringen, und sie brauchen dann längere Zeit zur Auflösung und Verdauung. Man genieße die Milch darum nur in kleinen Mengen und esse etwas Semmel oder Brot dazu, so daß sie beim Gerinnen im Magen nur kleine Klümpchen bildet, die sich leicht auflösen.

Leider wird die Milch durch gewissenlose Händler vielfach gefälscht. Gute Milch ist dick und weiß, nicht dünn und bläulich, und fühlt sich fettig an, wenn man sie zwischen den Fingern reibt; ein Tropfen sinkt im Wasser nicht unter; auf dem Fingernagel zerfließt er nicht, sondern bleibt kugelig.

Nach dem „Ärztl. Ratgeber".

439. Die Zubereitung des Fleisches.

Eine sehr wichtige Verwendung, welche das Feuer seit den ältesten Zeiten gefunden hat, ist die bei der Zubereitung der Nahrungsmittel. Mit wenigen Ausnahmen ist alles, was wir genießen, der Einwirkung des Feuers ausgesetzt gewesen. Nur Wasser, Milch, Eier, Honig, Obst und etliche Pflanzenteile werden meist roh genossen.

Was wollen wir denn mit dem Kochen der Nahrungsmittel erreichen? Dreierlei; sie sollen erstlich leichter verdaulich, zweitens nahrhafter, drittens schmackhafter werden. Unter Umständen brauchen wir die Einwirkung des Feuers auch dazu, um eine Speise länger aufbewahren zu können.

Die wichtigste und schwerste Aufgabe der Kochkunst ist die richtige Zubereitung des Fleisches, welches das wertvollste aller Nahrungsmittel ist. Es ist ein großer Unterschied, ob man das Fleisch mit kaltem Wasser ans Feuer bringt, oder ob man es ins kochende Wasser hineinlegt. Ein Stück Fleisch besteht, äußerlich angesehen, aus Fleischfasern, aus Fleischsaft, aus Fett, aus Knorpeln oder Sehnen und aus Knochen. Auch in diesen letzteren Bestandteilen ist Nahrungsstoff enthalten, z. B. Leim, dessen Vorhandensein die steife Gallerte nach dem Erkalten mancher Fleischbrühe beweist. Hauptsächlich steckt aber die Nährkraft des Fleisches in den Fasern, im Saft und im Fett. Wenn man nun ein Stück Fleisch fein hackt und kaltes Wasser darauf gießt, so gehen allmählich alle seine nährenden Bestandteile in das Wasser über. Das so ausgelaugte und schließlich ausgepreßte Fleisch ist dann ganz wertlos geworden.

Will man von einem Stück Fleisch nicht den Saft oder die Brühe

haben, sondern es als Fleisch genießen, so kommt es darauf an, den Nährsaft darin festzuhalten. Man setzt es dann sogleich einer starken Hitze aus. Die Folge ist, daß sich an der Oberfläche durch das in der Hitze gerinnende Eiweiß im Fleische die Poren verstopfen. In dem Maße, wie nun das Innere des Fleischstückes heißer wird, verwandelt sich die darin enthaltene Flüssigkeit in Dampf, und in diesem Dampfe erweicht die Muskelfaser des Fleisches. Das gar gewordene Stück ist dann im Innern saftig. Um das zu erreichen, kann man auf doppelte Weise verfahren. Entweder legt man das Fleisch in so viel kochendes Wasser, daß es ganz davon bedeckt ist, macht den Topf fest zu und lüftet den Deckel nur, um nachzusehen, ob noch Brühe genug vorhanden ist. Das ist das Kochen. Oder man läßt Fett heiß werden, gießt etwas Wasser zu, tut das Fleisch hinein und läßt es in dem möglichst gut verschlossenen Gefäße so lange liegen, bis es genießbar ist. Das ist das Schmoren.

Das eine muß sich jede Hausfrau merken: Von demselben Stück Fleisch läßt sich nicht zugleich eine kräftige Brühe und ein gutes Stück Kochfleisch oder Braten bereiten. Will man gute Brühe gewinnen, so ist nachher die Fleischfaser ausgelaugt und unschmackhaft, und will man ein Stück saftiges Fleisch auf den Tisch bringen, so muß man auf die Brühe verzichten. †

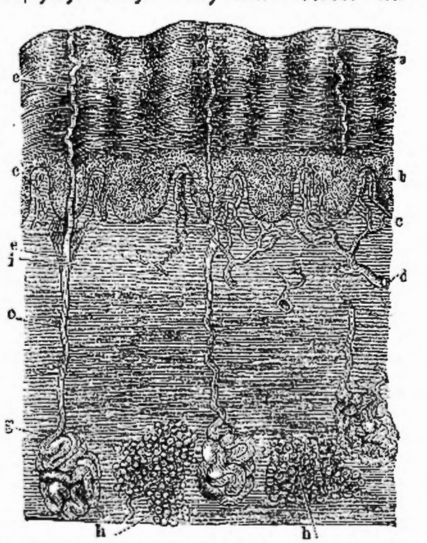
440. Vom Waschen und Baden. 345.

„Reinlichkeit ist das halbe Leben." Dieser Satz wird von allen gesitteten Menschen anerkannt und deshalb das tägliche Waschen des Gesichtes, der Hände, auch des Halses und der Brust als notwendig und unentbehrlich angesehen.

Die Haut des Menschen besteht aus drei verschiedenen Lagen, die zusammen ein gar nicht schwaches Leder liefern. Die obere Schicht heißt die Hornhaut. In ihr fließt weder Blut, noch sind in derselben Nerven vorhanden. Sie ist blut= und gefühllos, reibt oder nutzt sich fortwährend ab, erneuert sich aber außerordentlich schnell. Sie hat eine große Anzahl Löcher, die sogenannten Schweißlöcher oder Poren. Unter der Hornhaut befindet sich die Lederhaut, welche von Nerven und Blutäderchen vielfach durchwebt ist. In dieser liegen die Wurzeln der Haare eingebettet. Auch diese zweite Haut ist durchlöchert; denn die Schweißkanäle führen noch tiefer, durch dieselbe hindurch. In der Tat ist es erst die dritte Schicht der Haut, in welcher alle Schweiß= kanäle ihren Ursprung haben. Die Naturforscher haben die Zahl der Schweißlöcher des ganzen Körpers mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt. Auf einem Stück Haut von der Größe eines Markstückes am Nacken und am Rücken finden sich an 400 Schweißlöcher; auf einem ebenso großen Stück Haut von den Wangen sind 540, ein gleich großes Stück Haut von Bauch und Brust hat 1130, von der Stirn 1258, vom Halse 1300, von der Fußsohle sogar 2685 solcher Schweißlöcher. Alles in allem gerechnet, ergibt für den ganzen Körper eines er-

wachsenen Menschen an 2380000 offene Kanäle der Verdunstung. Könnte man dieselben aneinander legen, so erhielte man ungefähr ein so großes Loch, daß man es mit einem gewöhnlichen Teller zudecken könnte. Es ist nun sehr wichtig, die Haut in einem Zustande zu erhalten, welcher die Absonderung derjenigen Stoffe, deren Verbleiben dem Körper durchaus schädlich ist, gestattet. Wenn man zwei Drittel der Haut durch irgend einen Lacküberzug undurchdringlich macht und so die Tätigkeit derselben stört, so erfolgt nach kurzer Zeit der Tod.

Die Haut ist also ein äußerst wichtiges Organ, und man darf über dieser bereits dreifachen Hautschicht nicht noch eine vierte anwachsen lassen, eine Schmutzschicht, welche die Grenzsperre zwischen innen und außen in gefahrvoller Weise verstärken würde. Der wässerige Schweiß, der sich aus den Schweißporen drängt, und der unseren Körper mehr oder weniger befeuchtet, ist kein reines Wasser. Es befinden sich in diesem gar viele Stoffe aufgelöst, die man schwerlich sonst hier suchen würde. Es ist eine Portion Salz, einiges von Schwefelverbindungen, es sind ferner Säuren in dem Schweiße enthalten. Die Natur lagert demnach mit dem Strome von Schweiß, den sie vom Innern des Körpers nach außen hin sendet, auf der Haut eine ganze Masse ihr nicht mehr nützlicher Stoffe ab. Nun führt zwar die Luft das Wasser in Form von feinem Dunste fort, und mit diesem Dunste verbindet sich eine Menge flüchtiger Säuren des Schweißes, die ihm seinen eigentümlichen Geruch verleihen; aber die anderen Stoffe bleiben als feste Kruste auf der Haut zurück und bilden einen Überzug über dieselbe. Dieser verleiht der Haut jene Klebrigkeit und das sogenannte ungewaschene Aussehen, das wir an recht gehörig verschlafenen Gesichtern bemerken, bevor frisches Wasser und gute Seife die Reinigung vollzogen. Kommt nun zu dieser klebrigen Naturschminke noch von außen her der Staub aller Art, den kein Mensch ganz von sich abwehren kann, so vollendet sich ein Überzug, der nicht nur unserer Schönheit, sondern hauptsächlich unserer Gesundheit schweren Abbruch tut.



Die Haut des Menschen in senkrechtem Durchschnitt. a Hornschicht, b Schleimschicht der Oberhaut. Darunter die Lederhaut, nach oben bei c Hautwärzchen oder Papillen bildend, d Blutgefäße, e Ausführungsgang der Schweißdrüse g. h Fettzellen, Übergang zur Fetthaut, i Nerv, welcher zu einem in einer Nervenpapille gelegenen Tastkörperchen führt.

Die Oberhaut wird von der Natur selber in kleinen Schüppchen abgestoßen, während sich die neue Oberhaut unter derselben bildet.

Wir stecken nicht gar lange Zeit in unserer Haut, sondern werfen sie in feinen Stückchen von uns ab. Wir häuten uns nicht wie die Schlangen und dergleichen Kreaturen mit einem Male, sondern fahren äußerst langsam und stückweise aus der Haut. Das ist nun freilich eine Naturreinigung, aber eine, auf die man nicht warten kann; denn wenn sich Fettigkeit auf der Oberhaut befindet, so werden die Schüppchen der Hornhaut von derselben festgehalten, und sie helfen so den Leib noch mehr verkleistern. Wer seine Gesundheit erhalten will, muß daher für gründliche Hautreinigung sorgen. Es ist Tatsache, daß die meisten der gewöhnlichen Krankheiten ihren Grund in unterdrückter Hauttätigkeit haben, und daß die Tätigkeit der Haut durch nichts so sehr gefördert wird als durch fleißiges Baden, Waschen und Abreiben derselben.

Nach Bernstein.

441. Von der Kleidung.

In den heifsen Gegenden der Erde, z. B. im gröfsten Teile von Afrika, in Mittel- und Südamerika und auf den Inseln der Südsee gehen die Eingeborenen nackt einher; Klima und Witterungsverhältnisse gestatten ihnen das; aufserdem haben sie einen ganz anderen Begriff von Anstand und Sitte wie wir, so dafs sie durchaus nichts Unschickliches darin finden. Bei uns aber ist die Kleidung eine Notwendigkeit. Sie ist nicht nur eine Forderung der Wohlanständigkeit, sondern auch der klimatischen Zustände in unsern gemäfsigten Himmelsstrichen. Und wir brauchen die Kleidung nicht nur im Winter, sondern sogar auch während der wärmeren Zeit des Jahres, denn selbst im Sommer ist die uns umgebende Luft kühler als das Blut unseres Körpers, und sie würde dem Körper nach und nach einen Teil seiner Wärme entziehen; zum Leben ist aber ein gewisser Grad von Körperwärme nötig. Sinkt die Körperwärme erheblich herab, so erkälten wir uns, und Erkältung ist nicht nur die Ursache von Unbehagen, sondern sogar von mancherlei ernsten Krankheiten. Unsere Kleidung hat nun den Zweck, die Körperwärme auf der richtigen Höhe zu erhalten und uns zugleich gegen schädliche Einflüsse der Witterung zu schützen.

Die Stoffe, aus denen dieselbe hergestellt wird, sind sehr verschieden. Das Pflanzen- und Tierreich mufs sie uns liefern; wir verwenden Pelz und Wolle, Seide, Baumwolle und Leinwand, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Einige dieser Stoffe sind sehr schlechte Wärmeleiter, wie z. B. Pelz und Wolle; sie lassen die Wärme des Körpers, den wir mit ihnen bedecken, nicht leicht hindurch, wir nennen deshalb die aus ihnen gefertigten Kleidungsstücke warm. Die Stoffe aus dem Pflanzenreiche haben diese Eigenschaft nicht in demselben Mafse, wir benutzen sie daher zu den leichteren Kleidungsstücken. Lockere Stoffe halten

wärmer als dicht gearbeitete. Ein lockerer Stoff enthält in seinen Maschen viel Luft, ein dichter wenig. Wir wissen aber schon aus der Erfahrung, die wir mit unsern Doppelfenstern machen, dafs Luft ein schlechter Wärmeleiter ist. Auf ähnlichen Ursachen beruht die Wahrnehmung, dafs neue Kleidungsstücke besser wärmen als abgetragene.

Die Wahl der Kleidung richtet sich nach gar verschiedenen Umständen, vornehmlich nach den Himmelsstrichen, welche die Menschen bewohnen, und nach der Temperatur der Tages- und Jahreszeiten, weiter aber auch nach Alter, Beschäftigung und Gesundheitszustand. Der Grofsvater, das kleine Brüderchen und blutarme, überhaupt kränkliche Leute müssen sich wärmer kleiden als gesunde und kräftige Personen. Der Kutscher, der lange auf dem Wagen stillsitzen mufs, braucht bei kühler Temperatur oder bei regnerischem Wetter notwendig einen Pelz oder einen dichten Mantel, während der Holzhauer oder der Packträger leichtere Kleider trägt und der Schmied am liebsten in Hemdsärmeln arbeitet. Im Zimmer braucht man andere Bekleidung als im Freien. Es wäre falsch, in der warmen Stube denselben dicken Rock zu tragen, den man auf der Strafse trägt, und es empfiehlt sich daher für solche Personen, welche bald im Zimmer, bald im Freien zu tun haben, sehr der Gebrauch von Umhängen und Überkleidern, die sie bequem an und ab legen können.

Auch die Farbe hat Einflufs auf die Wärme der Kleidungsstücke. Dunkle Farben halten die Wärme, die sie eingesogen haben, fest, helle hingegen geben sie schnell wieder ab. Darum tragen wir im Winter gern dunkle Stoffe, im Sommer aber am liebsten hellfarbige.

Zumeist kleiden sich die Menschen zu warm, und auf diese Weise verweichlichen sie sich und machen sich zu sehr von dem Einflusse der Witterung abhängig. Abhärtung in der Jugend ist sehr zu empfehlen. Wieviel man in dieser Beziehung erreichen kann, das beweist uns unser Gesicht, das wir selbst bei der stärksten Kälte nicht schützen, und unsere Hände, die wir auch allen Einflüssen der Witterung aussetzen können, ohne dabei Schaden zu nehmen. Den schon durch den Haarwuchs geschützten Kopf sollten wir immer nur leicht bedecken. Wollene Hauben oder Pelzmützen sind vom Übel. Der Oberkörper, in dem grofse Blutmassen zusammenströmen, kann kühler gehalten werden; dagegen bedürfen Unterleib und Füfse kräftigeren Schutzes durch die Kleidung. Besondere Aufmerksamkeit verwende man auf die Leibwäsche. Feuchte Leibwäsche vertausche man so bald als möglich mit trockener; überhaupt ist fleifsiger Wechsel derselben der Gesundheit sehr förderlich.

Die Kleidung soll den Körper schützen, aber nicht beengen, daher schnüre man den Hals nicht ein durch zu eng anliegende Kragen und Binden; dem Brustkasten erschwere man seine Tätig-

keit nicht durch zu fest zusammengezogene Schnürleiber und Gürtel; die Füfse quäle man nicht durch zu enges Schuhwerk. Jede derartige, nur aus Eitelkeit und Modesucht hervorgegangene Mifshandlung des Körpers rächt sich, und oft sind schwere Erkrankungen, langes Siechtum und sogar früher Tod die Folgen solcher Torheit. Nach Bock.

442. Von der Luft, die wir atmen. 346.

Das Atmen besteht darin, dafs unsere Lungen blasebalgartig Luft ausstofsen und einziehen. Die Luft, welche wir einziehen, ist gute, frische Luft, die ausgeatmete ist schlechte, unreine. Einen Teil der Luft haben die Lungen zurückbehalten und mit dem Blute vermischt. Wo nun viele Menschen in engem Raume beieinander schlafen, reicht die frische Luft für die Dauer der Nacht nicht aus; sie sind also genötigt, gebrauchte Luft immer und immer wieder einzuatmen, so dafs diese bis zum Morgen ganz untauglich für die Lungen ist. Die Erwachenden erheben sich dann von ihrem Lager müde und angegriffen, anstatt erfrischt und gestärkt.

Gott hat die frische, reine Luft, ohne welche wir nicht leben können, zur „Alltagsluft“ gemacht, zu dem allergewöhnlichsten und erreichbarsten Gute, zu welchem Reiche und Arme Zugang haben, wenn sie es nur wollen. Es erfordert nur sehr wenig Nachdenken, um jeden Raum, den wir bewohnen, der Luft zugänglich zu machen. Um die Luft in einem Zimmer rein und gesund zu erhalten, ist es durchaus nötig, dasselbe fleifsig zu lüften. Durch Räucherungen läfst sich die Erneuerung der Luft niemals ersetzen; wohl aber ist das Aufstellen von Blattpflanzen für das Atmen von Vorteil. Am besten wirkt die Herstellung von Luftzug. In der Nacht, bei der Ruhe im Schlafe, nimmt das Blut mehr Sauerstoff auf als am Tage bei Bewegung und Tätigkeit. Es ist also ganz besonders in den Schlafzimmern auf gute, reine Luft zu halten. Deshalb sollten des Morgens beim Aufstehen die Fenster des Schlafraumes sofort geöffnet werden, auch den ganzen Tag über offen bleiben. Weiter sollte man die Decken und Bettücher einem gründlichen Luftdurchzuge unterwerfen, ehe man das Bett macht. Solche kleine Gesundheitsregeln dienen mehr zur Erhaltung des Wohlbefindens und des Lebens als manche vielgepriesene Heilmittel. Mit Teilnahme und Entsetzen zugleich lesen wir von Tausenden, die der Krieg dahinmäht; allein unbeachtet fallen uns zur Rechten und zur Linken die Opfer der vielen unerklärlichen Krankheiten, deren Ursprung man in zahllosen Fällen auf die mangelhafte Speisung der Lungen zurückführen kann, auf die schlechte Luft, die wir atmen.

Nach dem „Daheim“.

443. Sorge für deine Gesundheit!

„Es ist besser, einer sei arm und dabei frisch und gesund, denn reich und ungesund. Gesund und frisch sein ist besser als Gold, und ein gesunder Leib ist besser, denn großes Gut. — — Darum prüfe, was deinem Leibe gesund ist, und siehe, was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht!" So rief vor vielen tausend Jahren der weise Sirach Kindern und Erwachsenen zu. Leider werden seine wohlgemeinten Worte wenig beachtet und befolgt. Die Pflicht, die eigene Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, wird von vielen fast ganz versäumt. Solange die Glieder des Leibes nicht schmerzen oder seine Werkzeuge ihren Dienst nicht versagen, denkt man meist nicht daran, streng nach den Regeln der Gesundheit zu leben.

Darum ist auch die Zahl der Kranken und Siechen, die an ihrem Elend selbst schuld sind, viel größer, als man vermutet.

Die Ursachen aller Krankheiten hier aufzuzählen, ist nicht die Absicht, wohl aber soll das Erwähnung finden, was namentlich im jugendlichen Alter Schaden und Gefahr bringen kann, und was darum von Kindern zu beachten ist. Das krumme Sitzen beim Schreiben und Zeichnen, beim Nähen und Sticken, das Lesen und Arbeiten bei ungenügender Beleuchtung, der Aufenthalt in schlechtgelüfteten oder zu warmen Schul- und Wohnstuben, der Mangel an der nötigen Bewegung in frischer und guter Luft, das fehlerhafte Atmen durch den geöffneten Mund anstatt durch die Nase, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Unvorsichtigkeit beim Turnen, Baden und Schlittschuhlaufen — das sind einige der Ursachen, die nach und nach selbst ein gesundes und kräftiges Kind elend und siech machen können. Darum Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist, damit du nicht in späteren Jahren dir Vorwürfe machen mußt wegen der Verletzung der Pflichten gegen deinen Körper. Vergiß auch nicht, daß nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnen kann, und daß Lern- und Arbeitslust, überhaupt ein frisches und frohes geistiges Leben eng mit dem Wohlbefinden des Körpers zusammenhängt!

Präge dir besonders nachfolgende Regeln ein:

1. Im Essen und Trinken sei mäßig und gewöhne dich an einfache Kost. Leckereien genieße nur ausnahmsweise und dann nur in kleinen Portionen.

Iß und trink weder zu warm, noch zu kalt; kaue die Speisen gut.

Meide starke Reizmittel, z. B. scharfe Gewürze, starken Kaffee und Tee, schweres Bier, Wein und vor allem Branntwein.

2. Deine Kleidung sei nicht zu warm; bedecke den Kopf nur leicht; den Hals trage frei.

Feuchte Kleidung und Leibwäsche vertausche baldmöglichst

mit trockener. Kannst du das nicht, so ziehe ein schützendes Keidungsstück über das feuchte Gewand.

Die Füfse schütze vor Kälte und Nässe; trage nicht zu leichtes und nicht zu knappes Schuhwerk.

Zwänge den Oberkörper nicht in enge Schnürleiber und ziehe Leib- und Strumpfgürtel nicht zu fest an. Härte dich dadurch ab, dafs du den Körper täglich mit kaltem Wasser wäschst oder kalt abreibst.

3. Halte auf gröfste Reinlichkeit; nimm daher öfter ein Bad, im Sommer ein Flufsbad, im Winter ein Wannenbad von 30—32° C.

Dehne das Bad nicht länger als 10 Minuten aus; bade weder mit zu vollem, noch mit ganz leerem Magen und mache dir nach dem Bade Bewegung.

Halte den Mund reinlich. Früh nach dem Aufstehen und womöglich nach jeder Mahlzeit spüle ihn mit lauwarmem Wasser aus und putze die Zähne fleifsig.

4. Bewege dich fleifsig in frischer Luft und im Sonnenschein und atme tief ein und aus. Bei rauhem Winde ziehe die Luft nicht durch den Mund ein, sondern atme durch die Nase. Hüte dich vor Zugluft, zumal wenn du erhitzt bist.

Halte darauf, dafs in deinen Wohn-, Arbeits- und Schlafräumen stets gute Luft vorhanden ist. Staub und alle starkriechenden Stoffe entferne sorgfältig aus denselben.

Beim Sitzen drücke den Brustkasten nicht zusammen, damit das ausgiebige Atmen nicht gehindert wird.

5. Übe und stärke deine Glieder durch Arbeit und Turnen, doch hüte dich vor Überanstrengung. Geistige Arbeit lafs mit körperlicher Arbeit abwechseln.

Gönne dir die nötige Erholung und den erforderlichen Schlaf. Gehe früh zu Bett und stehe zeitig auf. Rege dich vor dem Schlafengehen nicht durch Lesen spannender Geschichten oder durch Nervenreiz anderer Art auf. Schlafe in gesunden Tagen nicht über 10 Stunden. Dein Lager sei nicht zu weich, die Decke nicht zu dicht.

6. Die Augen sind ein edles Werkzeug; erhalte sie dir gesund. Schütze sie vor Staub und vor der Einwirkung anderer schädlicher Stoffe.

Strenge sie nicht zu sehr an durch anhaltendes Lesen kleiner Schrift, besonders bei schlechter Beleuchtung. Blicke nicht in das grelle Sonnenlicht oder auf andere blendende Gegenstände.

Vermeide plötzlichen Wechsel von Licht und Finsternis.

Bücke dich nicht tief auf deine Arbeit herab.

7. Wo ansteckende Krankheiten herrschen, da halte dich fern, falls nicht Pflicht und Gewissen dich ans Krankenbett rufen.

Volkswirtschaftliches*).

444. Die Arbeitsteilung.

In Naumburg an der Saale kannte ich einen alten Bürstenmacher. Er hatte immer nur eine sehr kleine Auswahl auf Lager, und die meisten Leute, wenn sie auch früher zu seiner Kundschaft gehört hatten, zogen ihm deshalb schon lange den in der Nähe belegenen reich ausgestatteten Laden einer größeren Bürsten- und Kammfabrik vor. Ich aber blieb noch immer dem Alten treu und bin oftmals auch in seine Werkstatt, die er gleich hinter dem ärmlichen Verkaufsraume hatte, eingetreten. Er machte seine Bürsten von Anfang bis Ende mit eigener Hand fertig. Das rohe Holz kaufte er im Walde, er zersägte die Kloben, schnitt, hobelte und polierte die Stücke, bis die Bürstenform allmählich erkennbar wurde. Das war die reine Tischlerarbeit. Dann stand er wieder tagelang an seiner Bohrmaschine, deren Rad er mit dem linken Fuß in Bewegung setzte, um die Löcher für die Borsten zu bohren — eine feine und mühsame Arbeit —; denn wenn die Löcher nicht sauber aneinander stehen, verliert die Bürste ihr Ansehen. Danach kam das Einsetzen der Borsten. Diese selbst kaufte er von den Bauern und Schlächtern als Rohware; auch sie bedurften noch mancherlei Behandlung, ehe sie zum Verbrauch fertig waren.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, mir auch einmal die schon genannte große Bürstenfabrik anzusehen. Der Geschäftsherr war zwar nicht zu Hause, aber der Werkführer hatte die Freundlichkeit, mir den Betrieb zu zeigen. Zuerst führte er mich in die Tischlerei, da wurde die ganze Holzarbeit besorgt. Die Leute, die dort beschäftigt wurden, waren gelernte Tischler, die mit der Bearbeitung des Holzes gründlich vertraut waren, und die nun, nachdem sie sich jahrelang der Bürstenfabrikation allein zugewandt hatten, einen ganz besonderen Grad der Fertigkeit in diesem Arbeitszweige erreicht hatten. Aus der Tischlerei wanderte die Ware zur Bohrmaschine, die mit Dampf getrieben und immer von denselben Arbeitern bedient wurde. Auch diese Leute hatten eine unübertreffliche Sicherheit in ihrer Arbeit erreicht. — Danach wurde ich in einen großen Arbeitsraum geführt, in dem Frauen und Mädchen die Borsten sortierten; aus großen Haufen Rohware suchten sie die feinen und groben, die weißen und schwarzen Haare heraus und legten die gleichartigen in Häufchen vor sich auf die Tische. Von da wanderten die Haare weiter, um in noch genauere Unterabteilungen, im ganzen wohl 20 an der Zahl, zerlegt zu werden. Die letztere Arbeit wurde ebenfalls von weiblichen Arbeitern ausgeführt; denn be-

*) Die Artikel 444—448 sind entnommen aus: „Volkswirtschaftliches Lesebuch von H. Mahraun“.

sondere Kräfte gehören ja nicht dazu, wohl aber flinke Hände und scharfe Augen, und die haben die Frauen. Der nächste Raum, in den ich geführt ward, war die eigentliche Bürstenbinderei; hier wurden die Borsten eingesetzt. Aber auch hier machte nicht jeder Arbeiter alle vorkommenden Bürstensorten, sondern es waren Abteilungen gebildet für die groben, mittleren, feinen und feinsten Sorten, und jeder Abteilung waren die dafür besonders geschickten Arbeiter zugewiesen. Diese blieben meistens dauernd in ihrer Abteilung, und nur, wenn man merkte, daß ein Arbeiter an Geschicklichkeit gewann oder verlor, versetzte man ihn klug in eine andere. Aber auch in der Binderei wurden die meisten Bürsten noch nicht ganz fertig; ein großer Teil ging noch einmal zurück in die Tischlerei, damit dort das Oberblatt aufgeleimt und verschraubt und die Politur vervollständigt werde.

Als ich meinen nächsten Besuch bei dem alten Bürstenbinder machte, schilderte ich ihm das Gesehene. „Es ist kein Wunder,“ sagte er nachdenklich, „daß ich mit denen nicht mehr fortkommen kann; denn eine solch geschickte Arbeitsteilung ist in der Handwerkerwerkstatt gar nicht ausführbar, weil der Handwerker so viel Auswahl unter der kleinen Zahl seiner Gehilfen nicht treffen kann. Wir müssen eben alle Arbeit machen, die vorkommt, und deshalb geht sie nicht so schnell von statten. Ich glaube wohl nicht, daß meine Bürsten schlechter sind als die von der Fabrik; aber sie kommen mich selbst teurer, und da ich sie zu gleichem Preise verkaufen muß, verdiene ich weniger daran als der große Fabrikant. Das ist der Grund, weshalb so viele Handwerker heute nicht mehr vorwärts kommen.“

445. Das Geld.

Reisen kostet Geld, das weiß jeder; aber was für Geld man in den einzelnen Ländern mit sich führen muß, das ist öfters nicht so leicht zu wissen. Bei uns in Deutschland haben wir Mark in Silber, Gold und Papier. Aber wenn man die französische Grenze überschreitet, muß man das Markgeld in Franken umwechseln. Damit kommt man dann durch die Schweiz, Italien und Belgien, auch durch Rumänien und Griechenland. Aber in Rußland muß man sich wieder mit Rubeln versehen, in Oesterreich mit Gulden oder mit Kronen, und in England rechnen sie mit Pfund Sterling. Nun ist es mir zuweilen schon vorgekommen, daß mir das richtige Geld ausgegangen war, so daß ich in fremdem Lande zu meinem deutschen Markvorrat greifen mußte; aber da stößt man denn bei jedem Kellner, bei jedem Schaffner und überall an. Die Leute kennen das fremde Geld nicht; erst besehen sie es lange, dann rechnen sie es viel zu niedrig oder weisen es ganz zurück. Da ist man dann froh, wenn man an irgend einer Straßenecke das Schild einer Bank oder eines Geldwechslers sieht, wo man sich von diesen Unannehmlichkeiten wieder befreien kann.

Aber es gibt noch viel schlimmere Länder. Die berühmten Afrikareisenden Rohlfs, Stanley, Nachtigal, Wißmann und Peters mußten

noch ganz andere Geldsorten mitschleppen. Rohlfs verkaufte einmal drei Pferde für 190000 Kaurimuscheln, das war ein Berg, an dem 5 Sklaven einen halben Tag zu zählen hatten. Die Kaurimuschel, die zu deutsch Porzellanmuschel heißt, ist übrigens auch außerhalb Afrikas noch in einem bedeutenden Teile der Welt richtiges Zahlungsmittel. In anderen Gegenden Afrikas aber wollen sie wieder von Kaurimuscheln nichts wissen, da verkaufen sie nur für Glasperlen von bestimmter, auch nicht immer gleicher Farbe. In noch anderen Gebieten bedient sich der Verkehr des alten österreichischen Mariatheresientalers, in anderen der Baumwollenstreifen, die genau vier Finger breit sein müssen. Dies alles müssen die Afrikareisenden mitführen; denn das Mitnehmen der Lebensmittel, die sie für jene merkwürdigen Geldsorten unterwegs kaufen können, wäre doch noch viel schwerer.

Das landesübliche Geld ist der Maßstab, nach dem alle Werte berechnet werden. Die Währung ist sehr wichtig für die Preisbildung; namentlich ist die Schwere der Münzeinheit, der Mark und des Pfennigs von großem Einfluß darauf. In unserer Währung gehen 1392 Mark auf ein Pfund feinen Goldes und 100 Pfennige auf die Mark.

446. Der Handel.

Zwei Herren trafen sich auf dem Bahnhofe in Darmstadt. Der eine sagte zu dem Schaffner: „Ich will nach Hamburg." Der andere rief: „Ich fahre nach Bremen." Sie kamen also beide in denselben Zug, der über Frankfurt und Kassel durch das Wesertal nach Norden fährt. „Sie wollen wohl nach Bremen zum Tabakmarkt?" fragte der nach Hamburg Reisende den andern.

„Ja wohl," erwiderte dieser, „ich habe in Mannheim eine Zigarrenfabrik und muß meine Bestände an Rohtabaken ergänzen."

„Verarbeiten Sie keinen Pfälzer Tabak?" fragte der erste, „der wächst doch in Ihrer Gegend."

„Wir brauchen ihn wohl," sagte der andere, „ebenso wie auch andere inländische Sorten, namentlich auch Brandenburger aus der Königsberger Gegend, aber jeder Tabak hat seinen eigenen Geschmack. Man hat süßliche, säuerliche, herbe, weichliche, auch scharfe oder rohe Tabake mit sogenanntem fuselnden Geschmacke, und es gibt überall Raucher, die den einen Geschmack dem anderen vorziehen. Wir Fabrikanten müssen die Sorten zu mischen verstehen, um den verschiedenen Geschmacksrichtungen gerecht zu werden."

„Über den Geschmack ist freilich nicht zu streiten, da muß der Fabrikant sich fügen," erwiderte jener.

„Es bleibt nichts anderes übrig, wenn man seine Waren verkaufen will," sagte der Zigarrenfabrikant; „und man muß gestehen, daß der Handel uns das auch sehr wohl ermöglicht. In Bremen versammelt der Großkaufmann heutzutage alle Tabaksorten der ganzen Welt in seinem Lager. Man kann besehen und vergleichen und wählen, was man will, und was man braucht. Wie wäre eine solche Auswahl mög-

lich ohne den Handel, der aus dem Güterumlauf ein eigenes Geschäft macht! Was wollen Sie in Hamburg?"

„Ich habe ein Kolonialwaren-Geschäft in Stuttgart und will in Hamburg Kaffee einkaufen. Ich erhalte zwar meine regelmäßigen Nachrichten und Besuche der Geschäftsreisenden seitens des Hamburger Hauses, mit dem ich arbeite. Aber von Zeit zu Zeit ist es immer gut, auch wieder einmal persönlich mit den Geschäftsinhabern zu verkehren. Für Kaffee ist jetzt kein Platz in Deutschland so groß wie Hamburg."

„Die Zahl der Sorten in den Kolonialwaren vermehrt sich jetzt auch von Jahr zu Jahr," warf der Zigarrenfabrikant ein.

„Immer neue kommen auf den Markt," sagte der andere, „aber wir müssen auch genau darauf achten, was die Kundschaft verlangt, mit der man arbeitet, gerade wie in Ihrem Geschäft. In Norddeutschland wird zum Beispiel fast allgemein der weiße, großkörnige Reis bevorzugt. Im eigentlichen Heimatlande des Reis, in Indien, hält man den kleinkörnigen für den besten. So muß der Handel die Ware dahin führen, wo sie verlangt wird; nur hier erhält sie den besten Preis."

447. Die Verteilung des Volkseinkommens.

Früher glaubte ich wohl, es komme nur darauf an, daß möglichst viel Geld im Lande sei, seine Verteilung wäre gleichgültig oder fände sich schon von selbst. Da hat mich einst mein Schneider von meinem Irrtum geheilt. „Ich sehe nicht ein," sagte er mir, „warum mein Nachbar, der Fleischer, so viel mehr verdient als ich. Ich arbeite ebenso schwer wie er, und Kleider sind zum Leben nicht weniger nötig als Fleisch."

„Ich sehe es auch nicht ein," erwiderte ich, „aber ich finde auch keinen Grund, es ihm zu mißgönnen."

„Ich weiß aber doch einen," entgegnete er; „denn wenn die Lebensmittel zu teuer werden, so sparen die Leute an ihren Kleidern, und ich verliere die Arbeit."

Seitdem denke ich über die Wichtigkeit einer gerechten Verteilung des Volkseinkommens anders. Es kommt nicht bloß darauf an, daß ein Volk so und so viel Milliarden jährlich einnimmt, sondern es ist auch wichtig, wie die Einnahme sich verteilt. 100 Familien mit je 1000 Mark Jahreseinkommen sind mir doch lieber als eine Familie mit 100 000 Mark Jahreseinkommen; denn jene bilden ja schon eine kleine Welt für sich. Sie können der einen reichen Familie entraten, wie uns das Beispiel so manchen kleinen Dorfes, dessen Bevölkerung die Jahrhunderte überdauerte, ohne jemals mit dem Reichtum der großen Welt in Berührung gekommen zu sein, beweist.

Lebt aber die reiche Familie mit den 100 Familien zusammen, dann freilich kann sie das wirtschaftliche Leben dieser mit zahllosen fruchtbaren Keimen bereichern. „Reichtum schändet nicht", pflegen manche Leute scherzhaft zu sagen. Er schadet auch nie. Was uns schadet, ist die Armut, das Elend. Diese gilt es zu beseitigen, nicht etwa den Reichtum; denn ohne ihn kann die Arbeit eines Kulturvolkes nicht

weiter getan werden. Die Frage nach einer gerechteren Verteilung des Volkseinkommens, die alle Völker der Weltgeschichte schon so oft bis in ihre tiefsten Grundfesten erregt und erschüttert hat, darf deshalb immer nur für die Zukunft, niemals für die Vergangenheit aufgestellt werden. Denn die Reichtümer, die bis hierher mit so vieler Not und Pein vergangener Geschlechter aufgehäuft sind, wieder durch Verteilung zu zerstören, wäre eine Torheit, die mit dem Niedergange der ganzen Volkswirtschaft teuer bezahlt würde. Was jener Fleischer neben meinem Schneider unter den bisherigen Verhältnissen verdient hat, ist sein und darf ihm nicht mehr entrissen werden; wohl aber muß in Zukunft dafür gesorgt werden, daß auch der Schneider leben könne; denn hierauf hat er ein Recht.

448. Die Grundrente.

Im landwirtschaftlichen Kreisverein zu Preußisch Stargard sprachen die Landwirte von den Erfahrungen, die sie mit dem künstlichen Dünger gemacht hatten. „Ich werde von jetzt ab auf alle meine Wiesen jedes Jahr Phosphor bringen," sagte der Gutsbesitzer Freund. „Ich habe es auf mehreren Stücken versucht und gefunden, daß ich dadurch den doppelten Heuertrag erziele."

„Ich kann diese Erfahrung aus meiner Wirtschaft nur bestätigen," nahm der Domänenpächter Stark das Wort. „Ich bin überzeugt, daß die künstlichen Düngemittel wohl im stande sind, unsere Erträge bedeutend zu steigern, ja sogar an vielen Orten zu verdoppeln."

„Ich freue mich," sagte der Professor an der landwirtschaftlichen Versuchsstation München, der im Verein soeben einen Vortrag über diesen Gegenstand gehalten hatte, „ich freue mich, daß Sie zu dieser Erkenntnis gekommen sind. Wir müssen auch die Erträge steigern; denn unsere Bevölkerung wächst fortwährend, und es muß mehr Brot geschafft werden als früher auskömmlich war. Warum sollten wir das nicht im eigenen Lande, wo wir es soviel näher haben, erzeugen, wenn uns die Wissenschaft das Mittel dazu gibt! Aber meine Herren, das ist noch nicht der alleinige Erfolg des Kunstdüngers. Sie werden sehen, daß die Ausgabe für den Kunstdünger auch sehr reichlichen Gewinn bringt, weil die größeren Ernteerträge viel mehr wert sind, als jene Ausgabe betragen hat. Der Kunstdünger steigert also nicht bloß den Fruchtertrag, sondern auch den Überschuß Ihrer Einnahmen über die Ausgaben: die Reinerträge oder die Grundrente. Ja, bei vielen Grundstücken erzeugt diese neue Wirtschaftsweise auch noch in unseren Zeiten überhaupt erst eine Grundrente. Ich weiß aus meiner früheren Tätigkeit an der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt zu Marburg, daß in Hessen manche Grundstücke wegen ihrer die Arbeit nicht lohnenden schlechten Ernten seit Menschengedenken immer wieder brach liegen blieben und gar keine Erträge abwarfen. Seit sie aber mit Phosphor gedüngt werden, lohnen sie nicht nur die Auslagen sehr gut, sie geben auch noch darüber hinaus eine Rente und haben einen Wert erreicht, den früher niemand für möglich gehalten hätte."

449. Aus dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetze.

Die Invaliditäts- und Altersversicherung will allen deutschen Arbeitern — über zwölf Millionen —, wenn sie arbeitsunfähig geworden sind, eine Invalidenrente, und wenn sie das 70. Lebensjahr vollendet haben, eine Altersrente gewähren. Dieser Versicherung beizutreten, sind vom vollendeten 16. Jahre ab verpflichtet:

1) Personen, welche als Arbeiter, Gehilfen, Gesellen, Lehrlinge oder Dienstboten gegen Lohn oder Gehalt beschäftigt werden;
2) Betriebsbeamte, sowie Handlungsgehilfen oder Handlungslehrlinge (ausschließlich der in Apotheken beschäftigten Gehilfen und Lehrlinge), deren Lohn oder Gehalt 2000 Mark nicht übersteigt;
3) die gegen Lohn oder Gehalt beschäftigten Personen der Schiffsbesatzung deutscher See-Fahrzeuge und von Fahrzeugen der Binnenschiffahrt.

Lehrlinge, die außer freiem Unterhalt keinen Lohn beziehen, sind nicht versicherungspflichtig, auch dann nicht, wenn sie „Taschengeld" erhalten.

Zu den Kosten tragen ein Drittel der Versicherte, ein Drittel der Staat und ein Drittel der Arbeitgeber bei.

Nach dem Jahresverdienst unterscheidet man fünf Lohnklassen: I. bis zu 350 ℳ, II. bis 550 ℳ, III. bis zu 850 ℳ, IV. bis zu 1150 ℳ, V. von mehr als 1150 ℳ.

Die Wochenbeiträge stellen sich für diese Lohnklassen auf 14, 20, 24, 30, 36 Pfennig. Die Quittungskarte, die von der Versicherungsanstalt unentgeltlich geliefert wird, hat der Arbeitnehmer zu besorgen. Der Arbeitgeber kauft die Marken und klebt sie ein; die Hälfte des Beitrags aber zieht er dem Arbeitnehmer vom Lohn ab.

Die Quittungskarte bleibt in den Händen des Versicherten. Steht ein Arbeitnehmer im Laufe einer Woche bei verschiedenen Arbeitgebern in Arbeit, so muß der erste Arbeitgeber die Marke einkleben. Die gefüllte Karte wird gegen eine neue an der Versicherungsstelle umgetauscht. Wer 30 Karten (30 mal 47 = 1410 Wochen) abgeliefert hat, tritt mit dem 71. Lebensjahre in den Genuß der Altersrente. Er erhält dann jährlich in Lohnklasse I 110 ℳ, in II 140 ℳ, in III 170 ℳ, in IV 200 ℳ, in V 230 ℳ.

Diese Invaliditäts- und Altersversicherung ist eine große Wohltat. Kein Land der Welt hat in gleicher Weise für die Arbeiter gesorgt wie Deutschland. Möchte darum doch auch jeder Versicherte gern den kleinen Beitrag zahlen, den der Staat von ihm fordert. Er erwirbt sich dadurch das Recht auf eine Unterstützung, die zwar nur mäßig ist, aber für einen ehrlichen Menschen mehr Wert hat als ein viel größeres — Almosen.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Anhang.

Volkslieder.

1. Das Vaterland. 1. Kennt ihr das Land, so wunderschön in seiner Eichen grünem Kranz? das Land, wo auf den sanften Höh'n die Traube reift im Sonnenglanz? Das schöne Land ist uns bekannt, es ist das deutsche Vaterland.

2. Kennt ihr das Land, vom Truge frei, wo noch das Wort des Mannes gilt? das gute Land, wo Lieb' und Treu' den Schmerz des Erdenlebens stillt? Das gute Land ist uns bekannt, es ist das deutsche Vaterland.

3. Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit im Kreise froher Menschen wohnt? das heil'ge Land, wo unentweiht der Glaube an Vergeltung thront? Das heil'ge Land ist uns bekannt, es ist ja unser Vaterland!

4. Heil dir, du Land, so hehr und groß vor allen auf dem Erdenrund! Wie schön gedeiht in deinem Schoß der edlen Freiheit schöner Bund! Drum wollen wir dir Liebe weihn und deines Ruhmes würdig sein! Wächter.

2. Gelübde. 1. Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir, Land voll Lieb' und Leben, mein deutsches Vaterland!

2. Mein Herz ist entglommen, dir treu zugewandt, du Land der Frei'n und Frommen, du herrlich Hermannsland!

3. Ach Gott, tu erheben mein jung Herzensblut zu frischem, freud'gem Leben, zu freiem, frommem Mut!

4. Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand, zu leben und zu sterben fürs heil'ge Vaterland! Maßmann.

3. Dem Könige. 1. Den König segne Gott, den er zum Heil uns gab, ihn segne Gott! Ihn schmücke Ruhm und Ehr', ihn flieh' der Schmeichler Heer; Weisheit steh' um ihn her. Ihn segne Gott!

2. Gib ihm gut Regiment, dem Lande Fried' und Ruh', den Waffen Sieg. Er ist gerecht und gut in allem, was er tut, schont seiner Sachsen Blut. Ihn segne Gott!

3. Wie Kinder liebt er uns als Vater seines Volks, er unsre Lust. Wir sollen glücklich sein. Von uns geliebt zu sein, kann nur sein Herz erfreun. Ihn segne Gott!

4. Auf, biedre Sachsen, schwört, dem König treu und fromm und gut zu sein! Eintracht sei unser Band; dies schwöret Hand in Hand! Dann singt das ganze Land: Ihn segne Gott! Mahlmann.

4. Sachsenlied. 1. Gott sei mit dir, mein Sachsenland, blüh frei und fröhlich fort! Ein frommes Herz und fleiß'ge Hand, das sei dein Losungswort! Hell leuchte deiner Tugend Glanz, du edle Perl' im deutschen Kranz! Glück auf, mein Sachsenland!

2. Wohl bist an Schätzen reich du nicht, bist klein und eng umgrenzt; doch deine Kraft, das ist dein Licht, das Hütt' und Thron umglänzt. Laut töne deiner Weisheit Ruhm, du Säul' im deutschen Heiligtum! Glück auf, mein Sachsenland!

3. In Sturm und Not auch lockre nicht das alte, heil'ge Band, das deutscher Sinn für Recht und Pflicht um Volk und Fürsten wand. Gesund sei Stamm und Krone dein, du starker Baum im deutschen Hain! Glück auf, mein Sachsenland! Hallbauer.

5. Reiters Morgengesang. 1. Morgenrot! Morgenrot! leuchtest mir zum frühen Tod! Bald wird die Trompete blasen, dann muß ich mein Leben lassen, ich und mancher Kamerad!

2. Kaum gedacht, kaum gedacht, war der Lust ein End' gemacht! Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab!

3. Ach, wie bald, ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt! Prahlst du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen. Ach, die Rosen welken all'!

4. Darum still, darum still, füg' ich mich, wie Gott es will. Nun, so will ich wacker streiten, und sollt' ich den Tod erleiden, stirbt ein braver Reitersmann.

Hauff.

6. Mantellied. 1. Schier dreißig Jahre bist du alt, hast manchen Sturm erlebt; hast mich wie ein Bruder beschützet, und wenn die Kanonen geblitzet, wir beid' haben niemals gebebt.

2. Wir lagen manche liebe Nacht durchnäßt bis auf die Haut. Du Alter, du hast mich erwärmet, und was mein Herz hat gehärmet, das hab' ich dir, Mantel, vertraut.

3. Geplaudert hast du nimmermehr, du warst mir still und treu. Du warst mir treu in allen Stücken, drum laß ich dich auch nicht mehr flicken, du Alter, du würdest sonst neu.

4. Und mögen sie dich verspotten, du bleibst mir teuer doch. Denn wo die Fetzen 'runter hangen, sind die Kugeln hindurch gegangen; jede Kugel, die macht ein Loch.

5. Und wenn die letzte Kugel kommt ins deutsche Herz hinein, lieber Mantel, laß dich mit mir begraben, weiter will ich von dir nichts haben, in dich, da hüllen sie mich ein.

Holtei.

7. Der alte Feldmarschall. 1. Was blasen die Trompeten? Husaren heraus! Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus; er reitet so freudig sein mutiges Pferd, er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert. Juchheirassasa! und die Deutschen sind da, und die Deutschen sind lustig, sie rufen: Hurra!

2. O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar! O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar! So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein, drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein. Juchheirassasa 2c.

3. Der Mann ist er gewesen, als alles versank, der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang; da schwur er beim Eisen gar zornig und hart, den Franzosen zu weisen die deutsche Art. Juchheirassasa 2c.

4. Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang, hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang! Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht, mit eisernem Besen das Land rein gemacht. Juchheirassasa 2c.

5. Bei Lützen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß, daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus: viel tausende liefen dort hastigen Lauf, zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf! Juchheirassasa 2c.

6. Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt, da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt. Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab! Juchheirassasa 2c.

7. Bei Wartenburg an der Elbe, wie fuhr er da hindurch! Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg; sie mußten wieder springen wie Hasen übers Feld, und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held. Juchheirassasa 2c.

8. Bei Leipzig auf dem Plane — o herrliche Schlacht! Da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht. Da lagen sie sicher nach blutigem Fall, da ward der alte Blücher ein Feldmarschall. Juchheirassasa 2c.

9. Drum blaset, ihr Trompeten: „Husaren heraus!" Du, reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus dem Siege entgegen zum Rhein und übern Rhein, du tapferer Degen, in Frankreich hinein! Juchheirassasa 2c.

Arndt.

8. Der Schweizer. 1. Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an; das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen, ins Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen: das ging nicht an!

2. Ein Stund' wohl in der Nacht sie haben mich gebracht; sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus, ach Gott, sie fischten mich im Strome auf: mit mir ist's aus!

3. Früh morgens um zehn Uhr stellt man mich vor das Regiment; ich soll da bitten um Pardon, und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn! Das weiß ich schon!

4. Ihr Brüder allzumal, heut seht ihr mich zum letztenmal; der Hirtenbub ist doch nur schuld daran, das Alphorn hat mir solches angetan: das klag' ich an!

Chamisso.

9. O Straßburg. 1. O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt! Darinnen liegt begraben so mancher Soldat.

2. So mancher, so schöner, auch tapferer Soldat, der Vater und lieb Mutter böslich verlassen hat.

3. Verlassen, verlassen, es kann nicht anders sein! Zu Straßburg, ja, zu Straßburg Soldaten müssen sein.

4. Der Vater, die Mutter, sie gingen vors Hauptmanns Haus: „Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann, gebt uns den Sohn heraus!"

5. „Euren Sohn kann ich nicht geben für noch so vieles Geld; euer Sohn und der muß sterben im weit und breiten Feld." Volkslied.

10. Des Müllers Lust. 1. Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern! Das muß ein schlechter Müller sein, dem niemals fiel das Wandern ein, das Wandern!

2. Vom Wasser haben wir's gelernt, vom Wasser! Das hat nicht Ruh' bei Tag und Nacht, ist stets auf Wanderschaft bedacht, das Wasser!

3. Das sehn wir auch den Rädern ab, den Rädern! Die gar nicht gerne stille stehn und sich mein Tag nicht müde drehn, die Räder!

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind, die Steine! Sie tanzen mit den muntern Reihn und wollen gar noch schneller sein, die Steine!

5. O Wandern, Wandern, meine Lust, o Wandern! Herr Meister und Frau Meisterin, laßt mich in Frieden weiterziehn und wandern! Müller.

11. Reisesegen. 1. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen in Berg und Tal und Strom und Feld.

2. Die Bächlein von den Bergen springen, die Lerchen jubeln hoch vor Lust; wie sollt ich nicht mit ihnen singen aus voller Kehl und frischer Brust?

3. Den lieben Gott nur laß ich walten; der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld und Erd' und Himmel will erhalten, hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt. Eichendorff.

12. Wanderlust. 1. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus, da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus! Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt, so steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

2. Frisch auf drum, frisch auf, im hellen Sonnenstrahl, wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Tal! Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all; mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmet ein mit Schall.

3. O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust! Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust. Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt; wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt. Geibel.

13. Wanderlied. 1. Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein! Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein! Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus! Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus. Juvivallera, juvivallera, juvivalleralleralera. Juvivallera, juvivallera, juvivalleralleralera.

2. Die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht stehn, es treibt sie durch Länder und Meere zu gehn. Die Woge nicht haftet am einsamen Strand. Die Stürme, sie brausen mit Macht durch das Land. Juvivallera 2c.

3. Mit eilenden Wolken der Vogel dort zieht und singt in der Ferne ein heimatlich Lied. So treibt es den Burschen durch Wälder und Feld, zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt. Juvivallera 2c.

4. Da grüßen ihn Vögel, bekannt überm Meer, sie flogen von Fluren der Heimat hierher. Da duften die Blumen vertraulich um ihn; sie trieben vom Lande die Lüfte dahin. Juvivallera 2c.

5. Die Vögel, die kennen sein väterlich Haus; die Blumen einst pflanzt' er der Liebe zum Strauß; und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand: so wird ihm zur Heimat das ferneste Land. Juvivallera 2c. Kerner.

14. Marschlied. 1. Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang! Die Stimme erhebet zu freudigem Gesang! Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt, ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt!

2. Wir halten zusammen, wie treue Brüder tun, wenn Tod uns umtobet, und wenn die Waffen ruhn. Uns alle treibt ein reiner, froher Sinn, nach einem Ziele streben wir alle hin!

3. Wer wollte wohl zittern vor Tod und vor Gefahr? Vor Feigheit und Schande erbleichet unsre Schar! Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand, ruht auch in fremder Erde im Vaterland. Methfessel.

15. Lebewohl. 1. Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen. O, du allerschönste Zier, Scheiden das bringt Grämen. Da ich dich so treu geliebt, über alle Maßen, soll ich dich verlassen, soll ich dich verlassen!

2. Wenn zwei gute Freunde sind, die einander kennen, Sonn' und Mond bewegen sich, ehe sie sich trennen. Noch viel größer ist der Schmerz, wenn ein treugeliebtes Herz in die Fremde ziehet.

3. Dort auf jener grünen Au' steht mein jung, frisch Leben. Soll ich denn mein Leben lang in der Fremde schweben? Hab' ich dir was Leids getan, bitt' dich, denk nicht mehr daran, denn es geht zu Ende.

4. Küsset dir ein Lüftelein Wangen, Mund und Hände, denke, daß es Seufzer sei'n, die ich zu dir sende. Tausend schick ich täglich aus, die da wehen um dein Haus, weil ich dein gedenke. Wunderhorn.

16. Abschied. 1. So leb denn wohl, du stilles Haus, wir ziehn betrübt von dir hinaus; wir ziehn betrübt und traurig fort, noch unbestimmt an, welchen Ort!

2. So leb denn wohl, du schönes Land, in dem ich hohe Freude fand; du zogst mich groß, du pflegtest mein, und nimmermehr vergeß ich dein!

3. Auch du leb wohl, mein trauter Freund! Wenn auch die Sonne nicht mehr scheint, denk ich doch oft an dich zurück; denn du warst ja mein größtes Glück.

4. Und kehr' ich einst zurück zu dir, so wahre deine Liebe mir; denn deine Liebe macht mich reich — sonst gilt mir alles, alles gleich. Alpenkönig.

17. Sehnsucht nach dem Unterland. 1. Drunten im Unterland, da ist's halt fein. Schlehen im Oberland, Trauben im Unterland; drunten im Unterland möcht i wohl sein!

2. Drunten im Neckartal, da ist's halt gut. Ist mer's da oben 'rum manchmal au no so dumm, han i doch alleweil drunten gut's Blut.

3. Kalt ist's im Oberland, unten ist's warm. Oben sind d'Leut so reich, d'Herzen sind gar net weich, b'sehnt mi net freundlich an, werden net warm.

4. Aber da unten 'rum, da sind d'Leut arm, aber so froh und frei und in der Liebe treu: drum sind im Unterland d'Herzen so warm.

18. Lied der Freude. 1. Vom hohen Himmel her ward uns die Freude, ward uns der Jugendtraum gesandt; drum lasset mit Gesang und Festgeschmeide zu ihr uns ziehen, Hand in Hand. Feierlich schalle der Jubelgesang, freut euch der Jugend, sie blühet nicht lang'!

2. Versenkt ins Meer der jugendlichen Wonne, lacht uns der Freuden hohe Zahl, bis einst am Lebensabend uns die Sonne nicht mehr entzückt mit ihrem Strahl. Feierlich schalle 2c.

3. Solang es Gott gefällt, ihr Schwestern, Brüder, woll'n wir uns dieses Lebens freun und, fällt der Vorhang einst vor uns hernieder, vergnügt uns zu den Vätern reih'n. Feierlich schalle 2c.

19. Freut euch des Lebens. 1. Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht; pflücket die Rose, eh' sie verblüht! Man schafft so gern sich Sorg und Müh, sucht Dornen auf und findet sie und läßt das Veilchen unbemerkt, das uns am Wege blüht.

2. Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt und laut der Donner ob uns brüllt, so lacht am Abend nach dem Sturm die Sonne, ach, so schön! Freut euch 2c.

3. Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht, Genügsamkeit im Gärtchen zieht, dem schießt sie bald zum Bäumchen auf, das goldne Früchte trägt. Freut euch 2c.

4. Wer Redlichkeit und Treue übt und gern dem ärmern Bruder gibt, da siedelt sich Zufriedenheit so gerne bei ihm an. Freut euch 2c.

5. Und wenn der Pfad sich furchtbar engt und Mißgeschick uns plagt und drängt, so reicht die holde Freundschaft stets dem Redlichen die Hand. Freut euch 2c.

6. Sie trocknet ihm die Tränen ab und streut ihm Blumen bis ins Grab, sie wandelt Nacht in Dämmerung und Dämmerung in Licht. Freut euch 2c.

7. Sie ist des Lebens schönstes Band. Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand! So wallt man froh, so wallt man leicht ins bess're Vaterland! Freut euch 2c.

Usteri.

20. Aufforderung zur Fröhlichkeit. 1. Laßt uns alle fröhlich sein, weil der Frühling währet; bricht der Jahre Winter ein, ist die Kraft verzehret; Tag und Stunde warten nicht; dem, der keine Rose bricht, ist kein Kranz bescheret.

2. Unser junges Leben eilt mit verhängtem Zügel; Krankheit, Schmerz und Gram verweilt, nur die Lust hat Flügel. Daß ein langes Lebensziel uns noch schenkt der Freuden viel, wer gibt Brief und Siegel?

3. Wer nach unsern Vätern forscht, mag den Kirchhof fragen; ihr Gebein, das längst vermorscht, wird die Lehr' ihm sagen: Nützt das Leben, braucht es bald; eh' die Morgenglocke schallt, kann die Stunde schlagen. Günther.

21. Gesellschaftslied. 1. Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond; es blüht eine Zeit und verwelket, was mit uns die Erde bewohnt.

2. Es haben viel fröhliche Menschen lang vor uns gelebt und gelacht; den Ruhenden unter dem Grase sei fröhlich ein Becher gebracht.

3. Es werden viel fröhliche Menschen lang nach uns des Lebens sich freun, uns Ruhenden unter dem Grase den Becher der Fröhlichkeit weihn.

4. Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb, erheitern einander das Leben, ach, wenn es doch immer so blieb'!

5. Doch, weil es nicht immer kann bleiben, so haltet die Freude recht fest. Wer weiß denn, wie bald uns zerstreuet das Schicksal nach Ost und nach West!

6. Doch sind wir auch fern voneinander, so bleiben die Herzen sich nah, und alle, ja alle wird's freuen, wenn einem was Gutes geschah.

7. Und kommen wir wieder zusammen auf wechselnder Lebensbahn, so knüpfen ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wir an! Kotzebue.

22. Gottes Rat und Scheiden. 1. Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden; wiewohl doch nichts im Lauf der Welt dem Herzen, ach, so sauer fällt, als Scheiden, ja Scheiden!

2. So dir geschenkt ein Knösplein was, so tu es in ein Wasserglas, doch wisse: Blüht morgen dir ein Röslein auf, es welkt wohl schon die Nacht darauf, das wisse, ja wisse!

3. Und hat Gott dir ein Lieb beschert, und hältst du es recht innig wert, das Deine, es wird nur wenig Zeit wohl sein, da läßt es dich so ganz allein, dann weine, ja weine!

4. Nun mußt du mich auch recht verstehn, ja recht verstehn, wenn Menschen auseinander gehn, so sagen sie: Auf Wiedersehn! Feuchtersleben.

23. Der Morgen im Lenze. 1. Wie reizend, wie wonnig ist alles umher, am Hügel wie sonnig, wie schattig am Wehr! Dort spiegeln sich Erlen im blauen Kristall, hier wiegen sich Schmerlen im tosenden Fall.

2. Wie grünet die Aue so lieblich, so mild; wie pranget im Taue das Blumengefild! Schon kleidet die Beere sich würzig in Rot, schon schwillet die Ähre des Segens zu Brot.

3. Der Birkenbusch schwanket am flüsternden Hain, die Brombeer' umranket das Felsengestein. Die Bienen besummen die Matten entlang, die Frösche verstummen den Lerchengesang.

4. Noch können wir singen im schattigen Hain, noch können wir springen in fröhlichen Reihn. O, Frühling, o eile so schnell nicht dahin! O, Frühling, verweile, mußt noch nicht entfliehn! Becker.

24. Waldlust. 1. Wie herrlich ist's im Wald, im grünen, grünen Wald! Wenn fröhliche Hörner erklingen, wie regt sich die Lust hier zu singen, zu singen im grünen Wald, im grünen, grünen Wald. Hallo!

2. Der Jäger Aufenthalt, der grüne, grüne Wald, er rauscht mit gewaltigen

Zweigen, die alle zum Gruße sich neigen im grünen, grünen Wald, im grünen, grünen Wald. Hallo!

3. Wie ringsum alles hallt im grünen, grünen Wald! Das Echo gibt alle die Lieder der fröhlichen Jäger dann wieder im grünen, grünen Wald, im grünen, grünen Wald. Hallo, hallo! Marsano.

25. Die traute Heimat. 1. Traute Heimat meiner Lieben, denk' ich still an dich zurück, wird mir wohl', und dennoch trüben Sehnsuchtstränen meinen Blick.

2. Stiller Weiler, grün umfangen von beschirmendem Gesträuch, kleine Hütte, voll Verlangen denk ich immer noch an euch.

3. An die Fenster, die mit Reben einst mein Vater selbst umzog, an den Birnbaum, der daneben auf das niedre Dach sich bog.

4. Was mich dort als Kind erfreute, kommt mir wieder lebhaft vor, das bekannte Dorfgeläute widerhallt in meinem Ohr.

5. Selbst des Nachts in meinen Träumen schiff' ich auf der Heimat See, schüttle Äpfel von den Bäumen, wäss're ihrer Wiesen Klee.

6. Lösch aus ihres Brunnen Röhren meinen Durst am schwülen Tag, pflück im Walde Heidelbeeren, wo ich einst im Schatten lag.

7. Dann erblick' ich selbst die Linde, auf den Kirchenplatz gepflanzt, wo, gekühlt im Abendwinde, unsre frohe Jugend tanzt.

8. Traute Heimat meiner Väter, wird bei deines Friedhofs Tür nur einst, früher oder später, auch ein Ruheplätzchen mir! Salis.

26. Lorelei. 1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin; ein Märchen aus alten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn. Die Luft ist kühl, und es dunkelt, und ruhig fließt der Rhein; — der Gipfel des Berges funkelt im Abendsonenschein.

2. Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar, ihr goldnes Geschmeide blitzet, sie kämmt sich ihr goldenes Haar. Sie kämmt es mit goldenem Kamme und singt ein Lied dabei, das hat eine wundersame, gewaltige Melodei.

3. Den Schiffer im kleinen Schiffe ergreift es mit wildem Weh; er schaut nicht die Felsenriffe, er schaut nur hinauf in die Höh'. Ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende Schiffer und Kahn; und das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan. Heine.

27. Abendlied im Freien. 1. Komm, stiller Abend, nieder auf unsre kleine Flur! Dir tönen unsre Lieder, wie schön bist du, Natur!

2. Die Abendröte neiget sich allgemach ins Tal; am Horizont erbleichet der Sonne letzter Strahl.

3. Allüberall herrscht Schweigen, ein einsam Lied nur tönt aus dunkler Bäume Zweigen, vom Dämm'rungsstrahl verschönt.

4. Komm, lieber Abend, nieder auf unsre kleine Flur. Dir tönen unsre Lieder, wie schön bist du, Natur! Claudius.

28. Die Abendsonne. 1. Goldne Abendsonne, wie bist du so schön! Nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn.

2. Schon in zarter Jugend sah ich gern nach dir, und der Trieb zur Tugend glühte mehr in mir.

3. Wenn ich so am Abend staunend vor dir stand und an dir mich labend Gottes Huld empfand.

4. Doch von dir, o Sonne, wend' ich meinen Blick mit noch größ'rer Wonne auf mich selbst zurück.

5. Schuf uns doch ja beide eines Schöpfers Hand, dich im Strahlenkleide, mich im Staubgewand. Urner geb. Walti.

29. Abendlied. 1. Abend wird es wieder, über Wald und Feld säuselt Frieden nieder, und es ruht die Welt.

2. Nur der Bach ergießet sich am Felsen dort, und er braust und fließet immer, immer fort.

3. Und kein Abend bringet Frieden ihm und Ruh, keine Glocke klinget ihm kein Rastlied zu.

4. So in deinem Streben bist, mein Herz, auch du; Gott nur kann dir geben wahre Abendruh. Hoffmann v. Fallersleben.

30. Wiegenlied. 1. Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du! tue die blauen Guckäugelein zu! Alles ist ruhig und still wie im Grab; schlaf nur! ich wehre die Fliegen dir ab.

2. Engel vom Himmel, so lieblich wie du, schweben ums Bettchen und lächeln dir zu. Später zwar steigen sie auch noch herab; aber sie trocknen nur Tränen dir ab.

3. Jetzt noch, mein Söhnchen, ist's goldene Zeit; später, ach später ist's nimmer wie heut; stellen erst Sorgen ums Lager sich her, Söhnchen, dann schläft sich's so ruhig nicht mehr.

4. Schlaf, Herzenssöhnchen, und kommt gleich die Nacht, sitzt doch die Mutter am Bettchen und wacht. Sei es so spät auch, und sei es so früh, Mutterlieb', Herzchen, entschlummert doch nie. Hiemer.

31. An den Mond. 1. Guter Mond, du gehst so stille durch die Abendwolken hin, deines Schöpfers weiser Wille hieß auf jener Bahn dich ziehn. Leuchte freundlich jedem Müden in das stille Kämmerlein, und dein Schimmer gieße Frieden ins bedrängte Herz hinein!

2. Guter Mond, du wandelst leise an dem blauen Himmelszelt, wo dich Gott zu seinem Preise hat als Leuchte hingestellt. Blicke traulich zu uns nieder durch die Nacht aufs Erdenrund! Als ein treuer Menschenhüter tust du Gottes Liebe kund.

3. Guter Mond, so sanft und milde glänzest du im Sternenmeer, wallest in dem Lichtgefilde hehr und feierlich einher. Menschentröster, Gottesbote, der auf Friedenswolken thront, zu dem schönsten Morgenrote führst du uns, o guter Mond. Enslin.

32. Gute Nacht! 1. Gute Nacht! Gute Nacht! Allen Müden sei's gebracht! Neigt der Tag sich still zu Ende, ruhen alle fleiß'gen Hände, bis der Morgen neu erwacht. Gute Nacht! Gute Nacht!

2. Geht zur Ruh! Geht zur Ruh! Schließt die müden Augen zu! Stiller wird es in den Straßen, und den Wächter hört man blasen, und die Nacht ruft allen zu: Geht zur Ruh!

3. Gute Nacht! Gute Nacht! Schlummert, bis der Tag erwacht! Schlummert, bis der neue Morgen kommt mit seinen neuen Sorgen, ohne Furcht! Der Vater wacht. Gute Nacht!

33. Lobt froh den Herrn. 1. Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre! Er höret gern ein Lied zu seiner Ehre. Lobt froh den Herrn, lobt froh den Herrn!

2. Es schallt empor zu deinem Heiligtume aus unserm Chor ein Lied zu deinem Ruhme, du, der sich Kinder auserkor.

3. Vom Preise voll, laß unser Herz dir singen! Das Loblied soll zu deinem Throne dringen, das Lob, das unsrer Seel' entquoll.

4. Einst kommt die Zeit, wo wir auf tausend Weisen — o Seligkeit! dich, unsern Vater, preisen von Ewigkeit zu Ewigkeit! Geßner.

Geographisches Merkbuch.

Das Königreich Sachsen.

Allgemeines.

1. Sachsen liegt an der Südgrenze des Deutschen Reichs. **Grenzen:** Im Norden preußische Provinz Sachsen, im Osten preußische Provinz Schlesien, im Süden Königreich Böhmen, im Westen Königreich Bayern, Fürstentümer Reuß, Großherzogtum Sachsen-Weimar, Herzogtum Sachsen-Altenburg, preußische Provinz Sachsen.

2. **Größe, Bevölkerung, Einteilung.** 14993 qkm (272 Quadratmeilen). 4202000 Einwohner in 143 Stadt- und 3118 Landgemeinden. 5 Kreishauptmannschaften: die Zwickauer, Chemnitzer, Leipziger, Dresdner, Bautzner.

3. **Gebirge und Berge.** 4 Teile Gebirgs- und Hügelland, 1 Teil Tiefland.

a. Elstergebirge: Kapellenberg.

b. Erzgebirge: Fichtelberg 1213 m, Auersberg, Pöhlberg, Geising. Täler: Mulden-, Zschopau-, Flöha-, Schwarzwassertal.

c. Elbsandsteingebirge (Sächsische Schweiz): Gr. Zschirnstein 561 m, Großer Winterberg, König-, Lilien-, Papst-, Pfaffenstein, Bastei, Kuhstall. Täler: Kirnitzsch-, Polenz- und Sebnitzgrund, Uttewalder und Liebetaler Grund, Biela- und Gottleubatal.

d. Lausitzer Gebirge: Lausche, Hochwald, Oybin.

Der nördliche Teil (Leipzig, Dahlen, Großenhain) ist Tiefland; rechts der Elbe wenig fruchtbarer Sandboden, links „Lommatzscher Pflege". Der am niedrigsten gelegene Ort ist Strehla 87 m über dem Meeresspiegel, der am höchsten gelegene Oberwiesenthal mit 913 m Höhenlage am Fuße des Fichtelberges.

4. **Gewässer.** Sachsen gehört zum Nord- und Ostseegebiete. Hauptstrom die Elbe (12 Brücken). Nebenflüsse rechts: Kirnitzsch, Sebnitz mit Polenz, Wesenitz, Prießnitz. Nebenflüsse links: Biela, Gottleuba, Müglitz, Weißeritz (rote und wilde), Triebisch, Jahna, Döllnitz.

Die vereinigte Mulde: Freiberger Mulde (Zschopau mit Flöha); Zwickauer Mulde (Schwarzwasser und Chemnitz); Weiße Elster (Göltzsch, Pleiße, Parthe).

Im östlichen Teile Sachsens noch: Schwarze Elster mit Pulsnitz und Röder; Spree; Görlitzer Neiße (Stromgebiet der Oder). Große Teiche bei Hubertusburg, Moritzburg, Kamenz.

5. **Klima.** Rauh und kalt im hohen Erzgebirge (Oberwiesenthal, Altenberg), am mildesten im Elbtale (Dresden).

6. **Bevölkerung.** Die Bewohner sind ihrer Abstammung nach Deutsche, nur im NO. wohnen Wenden mit eigner Sprache; ihrem Glauben nach über-

wiegend Evangelisch-Lutherische, doch wohnen in den größeren Städten auch Evangelisch-Reformierte und hier, sowie in den östlichen Landesteilen auch Katholiken. Außerdem gibt es in den Städten auch Juden.

7. **Produkte.** a. Rohprodukte. $^{3}/_{5}$ der Bodenfläche dient der Landwirtschaft. Pflegen: Lommatzsch, Meißen, Döbeln, Borna, Bautzen, Zittau. Obstbau (Vater August) in der Dresdner und Leipziger Kreishauptmannschaft. Weinbau zwischen Pillnitz und Meißen. Viehzucht im Vogtlande. Bienenzucht in den Heidegegenden des rechten Elbufers. Bergbau im Erzgebirge: Silber (Freiberg), Zinn (Altenberg), Eisen, Arsenik, Kobalt, — Steinkohlen (Zwickau, Ölsnitz-Stollberg, Plauenscher Grund), Braunkohlen (Grimma, Zittau).

b. Kunstprodukte. Sachsen ist eines der ersten Industrieländer der Erde. Baumwollenspinnerei (Chemnitz), Weberei (Vogtland [Plauen] und die Lausitz), Strumpfwirkerei (Limbach, Chemnitz), Wollenweberei (Chemnitz, Glauchau, Meerane, Reichenbach), Leinwand- und Damastweberei (Zittau und Umgegend), Tuchfabrikation (Kamenz, Großenhain, Bischofswerda), Posamentenfabrikation und Spitzenklöppelei (oberes Erzgebirge, Annaberg, Schneeberg), Maschinenbau (Chemnitz), Holzindustrie: Spielwaren (Olbernhau, Seiffen); Musikinstrumente, Saiten (Klingenthal, Markneukirchen, Adorf).

Handel: 3 Leipziger Messen, Elbschiffahrt, Eisenbahnen. Wichtigste Eisenbahnen: 1. Leipzig-Wurzen-Oschatz-Riesa-Dresden. 2. Leipzig-Grimma-Leisnig-Döbeln-Roßwein-Nossen-Meißen-Dresden. 3. Dresden-Pirna-Königstein-Schandau-Bodenbach. 4. Schandau-Neustadt-Bautzen. 5. Pirna-(Stolpen-)Arnsdorf-Pulsnitz-Kamenz. 6. Dresden-Tharandt-Freiberg-Öderan-Flöha-Chemnitz-Glauchau-Zwickau-Reichenbach. 7. Dresden-Radeberg-Bischofswerda-Bautzen-Löbau-Görlitz. 8. Löbau-Zittau-Reichenberg. 9. Zittau-Ostritz-Görlitz. 10. Dresden-Großenhain-Berlin. 11. Riesa-Döbeln-Waldheim-Mittweida-Chemnitz. 12. Chemnitz-Flöha-Zschopau-Annaberg-Weipert. 13. Chemnitz-Aue-Adorf. 14. Leipzig-Altenburg-Werdau-Reichenbach-Plauen-Hof. 15. Leipzig-Borna-Geithain-Burgstädt-Chemnitz. 16. Plauen-Eger. 17. Glauchau-Wurzen. 18. Riesa-Nossen-Freiberg-Moldau. 19. Schwarzenberg-Zwickau. Außerdem zahlreiche kürzere Strecken, meist schmalspurig; zusammen über 3250 km Länge.

8. **Verfassung.** Sachsen ist ein erbliches Königreich und hat seit dem 4. September 1831 eine konstitutionelle Verfassung. Der König ist das souveräne (unabhängige) Oberhaupt des Staates, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den durch die Verfassung festgesetzten Bedingungen aus. Seine Person ist heilig und unverletzlich. Kein Gesetz darf ohne Zustimmung der Ständeversammlung (Landtag, 1. und 2. Kammer) erlassen werden. Die Landtagsabgeordneten werden auf 6 Jahre gewählt. Wahlberechtigt ist jeder Sachse, der 25 Jahre alt ist und mindestens 3 Mark Staatssteuer zahlt, wählbar aber nur, wer 30 Jahre alt und 3 Jahre sächsischer Staatsbürger ist und wenigstens 30 Mark Staatssteuer zahlt. Die oberste Verwaltung geschieht durch 6 Ministerien:

a. Justizministerium (Pflege des Rechts);

b. Finanzministerium (Verwaltung des Staatsvermögens);

c. Ministerium des Innern (Polizei, Wohltätigkeitsanstalten, Gewerbe, Handel, Kunst);

d. Kriegsministerium (Militär);

e. Kultusministerium (Religion und Unterricht);

f. Ministerium des Äußeren (Wahrung der sächsischen Angelegenheiten im Auslande).

Über Post-, Telegraphen-, Münz- und Heerwesen beschließt der deutsche Reichstag. Sachsen wählt (aller 5 Jahre) 23 Reichstagsabgeordnete (auf je 100000 Einwohner einen). Die Landesfarben sind grün und weiß. Das Landeswappen ist ein von 2 Löwen gehaltener Schild mit 5 schwarzen Balken im goldenen Felde, mit einem Rautenkranze und einer Königskrone darüber.

I. Kreishauptmannschaft Zwickau.

2548 qkm und 727500 Einw.

1. **An der weißen Elster:** Bad Elster. Adorf, Instrumentenfabrikation. Ölsnitz 13600 Einw., Perlenfischerei. Plauen 74000 Einw., Haupthandelsplatz des Vogtlandes, Hauptort der Weißbaumwollenweberei, Gardinenfabrikation, bedeutende Viehmärkte. Elsterberg.

Östlich von der Elster: Markneukirchen, Hauptort für Verfertigung von Musikinstrumenten und Darmsaiten. Schöneck, Ruß- und Pechfabrikation. Treuen, Fabrikation wollener und baumwollener Tücher.

Westlich von der Elster: Pausa, Mühltroff.

2. **An der Göltzsch:** Falkenstein, Gardinenweberei. Auerbach, Weißwarenfabrikation, in der Umgegend viel Wald. Rodewisch, das größte sächsische Messingwerk. Lengenfeld. Mylau. Netzschkau, die Göltzschtalbrücke, 90 m hoch und 663 m lang, das berühmteste Brückenbauwerk Sachsens.

Östlich von der Göltzsch: Reichenbach 24500 Einw., die zweitgrößte Stadt des Vogtlandes, Hauptort der vogtländischen Wollspinnerei und Wollweberei.

3. **An der Pleiße:** Die Fabrikstädte Werdau 19400 Einw., Crimmitschau 23000 Einw.

4. **An der Zwickauer Mulde:** Zwickau 62500 Einw., Kreishauptstadt, Hauptort des sächsischen Steinkohlenbergbaues, Porzellan- und Steingutfabrikation, in der Nähe die Königin-Marienhütte.

Westlich von der Zwickauer Mulde: Schneeberg und Neustädtel, Silberbergbau, Fabrikation von Spitzen und Weißwaren, Blaufarbenwerk Oberschlema. Kirchberg, Tuchfabrikation, Kalkwerke.

Östlich von der Zwickauer Mulde: Eibenstock, Tambourieren (Tüllstickereien), Klara Angermann.

5. **Am Schwarzwasser:** Johanngeorgenstadt, 1654 von vertriebenen Böhmen gegründet, Bergbau, Handschuhfabrikation. Schwarzenberg, Eisenerze. Aue 15000 Einw., Hauptort der Blechwarenfabrikation. Grünhain, Denkmal zur Errettung der Prinzen. In den Städten Lößnitz, Hartenstein, Wildenfels, Weberei und Strumpfwirkerei.

II. Kreishauptmannschaft Chemnitz.

2071 qkm und 792000 Einw.

1. **An der Chemnitz:** Chemnitz 207000 Einw., erste Fabrikstadt Sachsens, großartige Spinnereien, Webereien und Maschinenbauwerkstätten, Gewerbeschule, Webschule. In der Umgegend viele und große Fabrikdörfer.

2. **An der Zwickauer Mulde:** Glauchau 25700 Einw., Hauptort für Weben, Bleichen, Färben, Drucken wollener und baumwollener Kleiderstoffe. Waldenburg, Schloß der Fürsten von Schönburg.

Östlich von der Zwickauer Mulde: die Städte Callnberg, Lichtenstein, Hohenstein-Ernstthal 13400 Einw., sowie der Müllsengrund, bedeutende Fabrikorte für Weberei und Strumpfwirkerei. — Limbach 12250 Einw., Hauptort der Strumpf- und Handschuhwirkerei.

Westlich von der Zwickauer Mulde: Meerane 23800 Einw., Weberei von Kleiderstoffen.

3. **An der Zschopau:** Schlettau, Posamentierwaren. Wolkenstein, Bad. Zschopau, Woll- und Baumwollspinnerei, Tuchfabriken. Schloß Lichtenwalde, „Harrassprung". Frankenberg 12700 Einw., Kattundruckerei.

Östlich von der Zschopau: Oberwiesenthal, die am höchsten gelegene sächsische Stadt. Jöhstadt. Buchholz. Annaberg 16000 Einw., Hauptort der Spitzenklöppelei und Posamentenfabrikation. Barbara Uttmann. Marienberg, Silberbergbau. Zöblitz, Serpentinsteindrechselei. Olbernhau, Holzindustrie, Spielwaren. In Lengefeld, Oederan und Augustusburg (früher Schellenberg genannt), Weberei. Schloß Augustusburg.

Westlich von der Zschopau: Geyer, Ehrenfriedersdorf, Thum, Zwönitz, Stollberg, Schloß Hoheneck, Weiberzuchthaus.

III. Kreishauptmannschaft Leipzig.

3567,35 qkm und 1060000 Einw.

1. **An der Elster:** Pegau und Zwenkau, Marktschuhmacherei. Leipzig 455000 Einw. (mit den Vorstädten Reudnitz, Lindenau, Gohlis, Volkmarsdorf, Plagwitz u. s. w.), Kreishauptstadt, 3 große Messen, Haupthandelsplatz Sachsens, Hauptort für den deutschen Buchhandel, Sitz des Reichsoberhandelsgerichts und des Reichsgerichts, Universität, Museum, Theater, Augustusplatz, Rosental. Völkerschlacht 1813.

Östlich von der Elster: Groitzsch, Hauptschuhmacherort Sachsens.

Westlich von der Elster: Markranstädt.

2. **An der Pleiße:** Regis und Rötha, kleine Landstädte.

Östlich von der Pleiße: Kohren. Frohburg. Borna, Feldgärtnerei, in der Umgegend Braunkohlen- und Torflager. Geithain und Lausigk, Weberstädtchen. Naunhof, Brandis und Taucha, Landbaustädtchen.

3. **An der Zwickauer Mulde:** Penig, Papierfabrik, Kattundruckerei. Die Schlösser Wolkenburg und Rochsburg. Lunzenau, Fabrikstadt. Wechselburg, Schloß. Rochlitz, berühmte Porphyrbrüche. Colditz, Versorganstalt für unheilbare Geisteskranke.

Östlich von der Zwickauer Mulde: Burgstädt. Geringswalde, in der Nähe große Schieferbrüche. Hartha.

4. **An der Zschopau:** Mittweida 16100 Einw. Schloß Kriebstein. Waldheim 10600 Einw., Zuchthaus für Männer. Zigarrenfabriken.

Östlich von der Zschopau: Hainichen, Tuch- und Flanellweberei, Gellerts Geburtsort (1715).

5. **An der Freiberger Mulde:** Roßwein, Zigarrenfabrikation. Döbeln 17700 Einw., viel Zigarrenfabriken, die größte sächsische Faßfabrik, bedeutende Getreide- und Viehmärkte. Leisnig, Tuchmacherei, Landbau, Getreidemärkte.

6. **An der vereinigten Mulde:** Grimma 10900 Einw., schön gelegen, Fürstenschule, in der Nähe Kloster Nimbschen, Schloß Döben. Nerchau und Trebsen, Landbaustädtchen. Wurzen 16600 Einw., 2 Muldenbrücken, Marterwoche.

Östlich von der vereinigten Mulde: Mutzschen, Landbaustädtchen. Schloß Hubertusburg, verschiedene Landesversorgungsanstalten, Friedensschluß 1763, große Teiche.

7. **An der Elbe:** Strehla, Elbhandel.

Westlich von der Elbe: Mügeln, die älteste sächsische Stadt, Ackerbau. Oschatz 10700 Einw., Tuchmacherei, in der Nähe der Kolmberg. Dahlen, Ackerbau.

IV. Kreishauptmannschaft Dresden.

4336,86 qkm, 1216000 Einw.

1. **An der Elbe:** Schandau, sehr schön gelegen, Mittelpunkt für Besucher der Sächsischen Schweiz. Stadt Königstein, Elbhandel. Festung Königstein. Wehlen, Uttewalder Grund und Bastei. Pirna 18300 Einw., der 2. Haupthandelsplatz an der Elbe, Sandsteinhandel, auf dem Sonnenstein Heilanstalt für Geisteskranke. Schloß Pillnitz. Die Dörfer Laubegast, Loschwitz, Blasewitz. Dresden 491000 Einw., 10 Stadtteile: Alt-, Johann-, Friedrichstadt, Pirnaische, See, Süd-, Wilsdruffer Vorstadt, Neu-, Antonstadt, Leipziger Vorstadt, außerdem die einverleibten Vororte: Striesen, Seidnitz, Gruna, Strehlen, Zschertnitz, Räcknitz, Plauen, Löbtau, Naußlitz, Wölfnitz, Cotta, Kaditz, Übigau, Mickten, Trachau, Pieschen und Trachenberge; 5 Brücken, königliches Schloß, Zwinger, katholische Hofkirche, Hoftheater, Bildergalerie, Grünes Gewölbe, Technische Hochschule, Brühlsche Terrasse, Großer Garten. Belagerung 1760, Schlacht 1813. Meißen (Meißen-Cölln seit 1. Januar 1901 vereinigt), 31400 Einw., 2 Elbbrücken, Fürstenschule, Albrechtsburg, Dom. Porzellanfabrik. Riesa 13500 Einw., Elbhandel.

Östlich von der Elbe: Sebnitz, Anfertigung künstlicher Blumen. Hohnstein, im Schloß Besserungsanstalt für Männer. Neustadt. Stolpen. Lohmen, Schäferei. Radeberg 12900 Einw., Augustusbad. Radeburg. Jagdschloß Moritzburg. Großenhain 12000 Einw., Tuchfabrikation, Bienenzucht.

Westlich von der Elbe: An der Gottleuba die Bergstädtchen Gottleuba und Berggießhübel. An der Müglitz die Städtchen Lauenstein, Bärenstein, Glashütte (Taschenuhrenfabrikation), Schloß Wesenstein und Dohna. An der roten Weißeritz Dippoldiswalde und Rabenau, Stuhlfabrikation. An der wilden Weißeritz Tharandt, Forstakademie. Die vereinigte Weißeritz fließt durch den „Plauenschen Grund", das dichtbevölkertste Tal Sachsens, Steinkohlenbergbau, viele Fabriken. Zwischen Gottleuba und Müglitz Liebstadt. Zwischen Müglitz und Weißeritz die Zinnbergbaustädtchen Altenberg und Geising. Bad Kreischa, Hauptort der Strohflechterei. Weiter nördlich: Wilsdruff, Ackerbaustädtchen. Kesselsdorf, Schlacht 1745. Lommatzsch, in der fruchtbarsten Gegend Sachsens, Ackerbau.

2. **An der Freiberger Mulde:** Freiberg 30200 Einw., Hauptort des sächsischen Silberbergbaues, Bergakademie, Dom, in der Nähe die „Muldner Hütten". Siebenlehn. Nossen, Klosterruine Altzella.

Östlich von der Freiberger Mulde: Frauenstein.

Westlich von der Freiberger Mulde: Seiffen, Hauptort der sächsischen Spielwarenindustrie. Sayda. Brand, Bergstädtchen.

V. Kreishauptmannschaft Bautzen.

2469,73 kqm, 405100 Einw., davon 52000 Wenden, meist Ackerbauer.

1. **An der Pulsnitz:** Pulsnitz, Pfefferkuchen, Geburtsort Rietschels. Königsbrück.

2. **An der schwarzen Elster:** Elstra, Töpferei. Kamenz, Tuchfabrikation, Geburtsort Lessings, in der Nähe Kloster Marienstern.

3. **An der Spree:** Ebersbach, großes Weberdorf. Neusalza, Spremberg, Schirgiswalde. Bautzen 26000 Einw., Kreishauptstadt, altertümlich gebaut, die älteste Stadt der Lausitz, Getreidemärkte, Schlacht 1813.

4. **Am Löbauer Wasser:** Löbau. Weißenberg.

5. **An der Neiße:** Zittau 31000 Einw., die größte und reichste Stadt der Lausitz, Hauptort des Leinwand- und Damasthandels. In der Umgegend der Oybin und die großen Industriedörfer Großschönau (Damast), Alteibau, Ober- und Niederoderwitz. Ostritz, Landbaustädtchen.

6. **Zwischen Neiße und Löbauer Wasser:** Herrnhut, Stammort der Brüdergemeinde. Graf Zinzendorf. Hochkirch, Überfall 1758. Nonnenkloster Marienthal. Bernstadt.

Das Deutsche Reich.

540743 qkm (9883 Q.-M.), 56,5 Mill. Einw. 4 Königreiche: Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg; 6 Großherzogtümer: Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz; 5 Herzogtümer: Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Braunschweig; 7 Fürstentümer: Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß ältere und jüngere Linie, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Waldeck; 3 freie Städte: Hamburg, Bremen, Lübeck; das Reichsland Elsaß-Lothringen.

a. Grenzen: Rußland, Österreich, Schweiz, Frankreich, Luxemburg, Belgien, Niederlande, Nordsee, Dänemark, Ostsee.

b. Gebirge: Allgäuer, Bayrische (Zugspitze 2968 m), Salzburger Alpen (Watzmann), Sudeten, Riesen- (Schneekoppe 1600 m), Lausitzer- (Lausche), Erz- (Fichtelberg 1213 m), Fichtelgebirge, Böhmerwald (Arber 1457 m), Bayrische Wald, Fränkischer, Schwäbischer Jura, Thüringer Wald (Beerberg 983 m), Harz (Brocken 1140 m), Rhön, Spessart; am Rheine: Schwarzwald (Feldberg 1500 m), Odenwald, Wasgenwald; niederrheinisches Schiefergebirge: Taunus, Westerwald, Hunsrück, Eifel. Im N. die norddeutsche Tiefebene, durchzogen von uralisch-karpathischen (Lüneburger Heide, Fläming) und uralisch-baltischen Höhen (mecklenburgische, pommersche, preußische Seenplatte).

c. Flüsse: Donau mit Iller, Lech, Isar, Inn, Altmühl, Nab, Regen; Rhein mit Neckar, Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Lippe, Ill, Nahe, Mosel; Weser (Werra und Fulda); Elbe mit Mulde, Saale, Schwarze Elster, Havel mit Spree; Oder mit Glatzer Neiße, Katzbach, Bober, Görlitzer Neiße, Malapana, Bartsch, Warthe mit Netze; Weichsel. Seen: Boden-, Königs-, Schwerinersee.

d. Klima: gemäßigt, am mildesten in der oberrheinischen Tiefebene bis Koblenz.

e. Produkte: Kohlen (Schlesien, Sachsen, Westfalen), Salz (Prov. Sachsen und Reichenhall. Eisen (Schlesien, Westfalen); Getreide (Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Nordseemarschen), Gemüsesamen (Erfurt), Obst (Baden, Pfalz, Württemberg), Flachs (Schlesien), Hopfen (Bayern, Elsaß), Wein (am Rhein, Neckar, Main, Mosel), ¼ des Bodens mit Wald bedeckt; Schafe (Sachsen, Schlesien, Mecklenburg), Pferde (Oldenburg, Mecklenburg, Ostpreußen), Rindvieh (Oldenburg, Holstein).

f. Bevölkerung: Am dichtesten bevölkert Sachsen (280 Einw. 1 qkm), am schwächsten Mecklenburg-Strelitz (35 Einw. 1 qkm).

5 Mill. Slaven (Polen, Masuren, Wenden), Franzosen (Lothringen), Dänen (nördlich von Flensburg). 34 Mill. Evangelische, 21 Mill. Katholiken, ½ Mill. Juden (Elsaß, Baden, Hessen). 33 Städte mit mehr als 100000 Einw.: Berlin, Hamburg, München, Leipzig, Breslau, Dresden, Cöln, Frankfurt a. M., Nürnberg, Hannover, Magdeburg, Düsseldorf, Stettin, Chemnitz, Charlottenburg, Königsberg, Stuttgart, Bremen, Altona, Elberfeld, Halle, Straßburg, Dortmund, Barmen, Danzig, Mannheim, Aachen, Braunschweig, Essen, Posen, Kiel, Crefeld, Kassel.

Seit 18. Januar 1871 erbliches Kaiserreich. Die Reichsgewalt wird ausgeübt vom Bundesrate (Abgeordnete der Regierungen) und Reichstage (Abgeordnete des Volkes). Die Reichsgewalt hat das Recht der Gesetzgebung über Militärwesen, Kriegsmarine, Post- und Telegraphenwesen, Maß- Münz-, und Gewichtssystem. Das Reichsheer besteht aus 22 Armeekorps. Die Volksbildung steht höher als in andern Ländern.

Die deutsche Handelsflotte zählt über 4500 Schiffe. Seeplätze: Hamburg, Bremen, Emden, Stettin, Danzig, Lübeck; Plätze für den Landhandel: Berlin, Leipzig, Cöln, Breslau, Frankfurt a. M., Nürnberg.

I. 1. Königreich Preußen.

348607 qkm (6326 Q.-M.), 34½ Mill. Einw. Konstitutionelle Monarchie, 2 Kammern: Herrenhaus und Abgeordnetenhaus. Steinkohlen (Saarbrücken, Glatz-Waldenburg), Salz (Staßfurt, Halle), Getreide (Posen, Prov. Sachsen), Ölgewächse (Schlesien), Cichorien (Magdeburg), Runkelrüben (Prov. Sachsen), Pferde (Ostpreußen), Schafe (Schlesien), Schweine (Westfalen), Bienen (Hannover), Austern (Holstein), Tuch (Aachen), Baumwollenwaren (Elberfeld und Barmen), Seidenwaren (Crefeld), Eisen-, Blech- und Drahtwaren in der Rheinprovinz und Westfalen, Rübenzucker (Magdeburg).

12 Provinzen.

a. **Brandenburg.** Berlin, fast 2 Mill. Einw., Straße „Unter den Linden", Brandenburger Tor, Denkmal Friedrichs d. Gr., der Tiergarten. Universität. Charlottenburg 200000 Einw. Mausoleum, Technische Hochschule. Großbeeren. Potsdam. Sommerresidenz des Kaisers. Sanssouci. Spandau. Festung. Frankfurt a. d. O. Handel. (Kunersdorf.) Küstrin. Festung. (Zorndorf.) Spreewald.

b. **Pommern** (Vor-, Hinterpommern, Insel Rügen). Pommersche Gänsebrüste. Stettin 210000 Einw. Werft. Seebad Swinemünde. Stralsund. (Wallenstein, Schill.)

c. **Ostpreußen.** Bernstein. Königsberg 190000 Einw., Seehandel. Festung mit 12 Forts. Tilsit. 1807.

d. **Westpreußen.** Danzig 140000 Einw., Seehandel, Festung. Marienburg (Deutschritter).

e. **Posen.** Posen 117000 Einw., Handel mit Landerzeugnissen, Festung. Bromberg, Kanal.

f. **Schlesien** (Ober-, Niederschlesien). Breslau 423000 Einw., Fabrik- und Handelsstadt. Liegnitz. Gärtnerei, Zuckerrübenbau. Warmbrunn, Badeort. Hirschberg, Leinenweberei. Görlitz, Tuchweberei. Königshütte, Steinkohlen, Eisen, Hüttenindustrie. Schlachten: Leuthen 1757, a. d. Katzbach 1813.

g. **Sachsen.** Magdeburg 230000 Einw., Festung, Handel. Lützen, 1632, 1813. Halle, Franckesche Stiftungen. Solquellen. Universität. Eisleben. Luther 1483. Torgau, Festung. 1760. Wittenberg. Luther 1517. Erfurt. Blumenzucht, Samenhandel. Suhl. Stahlwaren

h. **Hannover.** Im östl. Teile: Hannover 236000 Einw., Fabrikstadt. Lüneburg, Heide. Göttingen, Univ. Goslar, Bergbau. Im westl. Teile: Osnabrück, Friede 1648. Aurich, Pferdemärkte. Emden, Heringsfang. Inseln Borkum, Norderney, Seebäder.

i. **Hessen-Nassau.** Kassel. Schloß Wilhelmshöhe. Fulda, Grab des Bonifacius. Wiesbaden, heiße Quellen. Selters, Selterswasser. Ems, Bad. Johannisberg und Rüdesheim, Wein. Germania-Denkmal. Frankfurt a. M. 289000 Einw. Krönungsstadt der deutschen Kaiser, Goethe 1749 geb., Messen.

k. **Westfalen** (Schauplatz der Römerkämpfe, Sachsenkriege und des Femgerichtes). Münster, Friede 1648. Minden, Festung. Denkmal Kaiser Wilhelms I. Bielefeld, Leinwand. Dortmund 142000 Einw., Kohlenbergbau.

l. **Rheinprovinz.** (Hauptsitz des Fabrikwesens.) Am Rheine: Koblenz mit Festung Ehrenbreitenstein. Bonn, Univ. Cöln 372000 Einw., Dom. Düsseldorf 214000 Einw., Malerschule. Rechts vom Rheine: Elberfeld 157000 Einw., Barmen 142000 Einw., Fabrikstädte, Band- und Seidenweberei. Solingen, Waffen. Essen, Gußstahlfabrik von Krupp im Wuppertale. Links vom Rheine: Saarbrücken, Steinkohlen. Aachen 135000 Einw., Tuch, warme Quellen. Crefeld, Sammet und Seide.

m. **Schleswig-Holstein.** In Holstein: Altona 162000 Einw., Freihafen. Kiel 108000 Einw., Universität, Kriegshafen in der Kieler Bucht. Kaiser Wilhelm-Kanal, 98 km lang, 8 m tief, Fahrzeit 18 bis 24 Stunden, im Juni 1895 eröffnet. Schiffahrt nach Kopenhagen und Christiania. Bücklinge, Sprotten. Insel Helgoland. In Schleswig: Flensburg, Schleswig, Fischfang. Insel Alsen.

Herzogtum Lauenburg. Schloß Friedrichsruhe Bismarcks Grab.

Fürstentum Hohenzollern: Sigmaringen. Burg Hohenzollern.

II. Die kleineren norddeutschen Küstenstaaten.

2. und 3. Großherzogtum **Mecklenburg-Schwerin:** (13127 qkm) Schwerin, Residenz, am Schweriner See. Rostock, Schiffahrt nach Dänemark, Schweden, Rußland. Großherzogtum **Mecklenburg-Strelitz:** (2930 qkm) Neustrelitz.

4—6. **Die freien Städte:** a. Lübeck 83000 Einw., Handel mit Rußland und Schweden.

b. Hamburg 706000 Einw., erster Handelsplatz Deutschlands, Freihafen, Seewarte, die Vierlande. Kuxhaven, Vorhafen.

c. Bremen 163000 Einw., Hauptplatz für die Auswanderung. Bremerhaven.

7. Großherzogtum **Oldenburg,** (6427 qkm) besteht aus 3 Teilen. Oldenburg, Residenz, große Pferdemärkte. Birkenfeld Achatschleifereien. — (Wilhelmshaven, preuß. Kriegshafen.)

III. Die kleineren norddeutschen Binnenstaaten.

8. Fürstentum **Schaumburg-Lippe.** Bückeburg. Residenz.

9. Fürstentum **Lippe-Detmold.** Detmold. Teutoburgerwald. Hermannsdenkmal.

10. Fürstentum **Waldeck.** Arolsen. Residenz.

11. Herzogtum **Braunschweig,** aus mehreren Teilen bestehend. Braunschweig, Hauptstadt, 128000 Einw. Messen. Wolfenbüttel, Lessing.

12. Herzogtum **Anhalt.** Dessau, Hauptstadt, „Der alte Dessauer".

13. Königreich **Sachsen.** Siehe Seite 8—12.

IV. Die thüringischen Staaten.

Thüringen = eine Anzahl Staaten zwischen Bayern, Preußen und Königreich Sachsen.

14. und 15. Fürstentümer **Reuß.** a. Ältere Linie. Residenz Greiz. b. Jüngere Linie. Gera 46000 Einw. Hauptstadt Schleiz, Residenz.

16. Herzogtum **Sachsen-Altenburg.** (1323 qkm.) Altenburg, Hauptstadt, Prinzenraub 1455.

17. Herzogtum **Sachsen-Koburg-Gotha.** (1977 qkm.) Gotha, Hauptstadt. Koburg, Residenz.

18. Großherzogtum **Sachsen-Weimar-Eisenach.** (3617 qkm.) Im östlichen Teile: Weimar, Hauptstadt, Goethe und Schiller. Jena, Universität. Im westlichen Teile: Eisenach, Wartburg.

19. Herzogtum **Sachsen-Meiningen.** (2468 qkm.) Meiningen, Hauptstadt. Sonneberg, Holz- und Spielwaren.

20. und 21. Fürstentümer a. **Schwarzburg-Rudolstadt.** Rudolstadt, Hauptstadt. Ruine Kyffhäuser. b. **Schwarzburg-Sondershausen.** Sondershausen, Hauptstadt.

V. Die süddeutschen Staaten.

22. Großherzogtum **Hessen.** 7681 qkm. 1,1 Mill. Einw., $^1/_3$ katholisch. Am Rhein und Main sehr fruchtbar (Wetterau). Im südlichen Teile (Starkenburg): Darmstadt, Residenz. Bergstraße nach Heidelberg. Offenbach, Fabrikstadt. In Rheinhessen: Mainz 84000 Einw., starke Festung, Gutenberg. Bingen. Worms, Lutherdenkmal, Reichstag 1521. Im nördlichen Teile (Oberhessen): Gießen, Universität.

23. Das Großherzogtum **Baden.** 15081 qkm. (274 Q.-M.), 1,9 Mill. Einw., $^2/_3$ der Bevölkerung katholisch, $^1/_3$ evangelisch. Im Schwarzwalde Uhren, Spieldosen. — Karlsruhe 97000 Einw., Residenz. Pforzheim, Hauptort in Deutschland für Fabrikation von Gold- und Silberwaren. Heidelberg, Ruine des Schlosses. Mannheim 140000 Einw., Handelsstadt. Freiburg, Universität. Konstanz, Handel auf dem Bodensee. 1415 Huß verbrannt.

24. Königreich **Württemberg.** 19517 qkm. (354 Q.-M.), $2^1/_4$ Mill. Einw., $^2/_3$ der Bevölkerung evangelisch, $^1/_3$ katholisch. Eisen im Schwarzwalde. Wein und Obst im Neckartale. — Stuttgart 176000 Einw., Hauptstadt, schön gelegen, Buchhandel bedeutend. Tübingen, Universität, Uhland geboren. Eßlingen, Fabrikstadt. Ludwigsburg, zweite Residenz. Ulm, Festung, Dom, höchste Turm der Erde, 161 m. Friedrichshafen, Handel nach der Schweiz. Burg Hohenstaufen.

25. Königreich **Bayern.** 75865 qkm (1378 Q.-M.), 6,2 Mill. Einw., $^2/_3$ katholisch, $^1/_3$ evangelisch. Eisen im Fichtelgebirge. Wein in der Pfalz und am Main. Im bayerischen Walde und in den Alpen Rindviehzucht. Hauptfabrikstädte Nürnberg, Augsburg, Fürth. Bierbrauereien in München, Erlangen, Kulmbach. Glasfabrikation im bayrischen Walde.

a. **Oberbayern:** München 500000 Einw., Universität, viele Kunstbauten, berühmte Malerschule. Reichenhall, Salz. Berchtesgaden, Holzschnitzwaren. Ingolstadt, Festung.

b. **Niederbayern:** Passau, Festung, Vertrag 1552.

c. **Schwaben:** Lindau am Bodensee, Handel. Augsburg, Reichstag 1530, Religionsfriede 1555.

d. **Oberpfalz:** Regensburg, Walhalla.

e. **Oberfranken:** Hof, Kulmbach, Brauereien. Bayreuth, Richard Wagner. Bamberg, blühender Gartenbau.

f. **Unterfranken:** Schweinfurt (Schweinfurter Grün). Würzburg, Universität. Kissingen, Bad.

g. **Mittelfranken:** Nürnberg 261000 Einw., altertümlich gebaut, erste Fabrikstadt Bayerns, Bleistiftfabrikation, Hans Sachs. Albrecht Dürer.

h. **Rheinpfalz:** Speier, Dom.

26. Das Reichsland **Elsaß-Lothringen.** 14510 qkm (264 Q.-M.), 1,7 Mill. Einw., $^5/_6$ katholisch. Gebirge: Vogesen. Flüsse: Rhein, Ill, Mosel. Industrie bedeutend.

a. **Elsaß:** Mülhausen, Fabrikstadt. Straßburg 150000 Einw., Festung ersten Ranges, Münster, Universität. Bei Wörth und Weißenburg 1870 Schlachten.

b. **Lothringen:** Metz. Festung ersten Ranges, Schlachten am 14., 16., 18. August 1870 bei Mars-la-Tour, Gravelotte, St. Privat.

Deutsche **Schutzgebiete** siehe unter Asien, Afrika und Australien 2646400 qkm, 7,3 Mill. Einw.

Die übrigen Länder Europas.

1. **Die österreichisch-ungarische Monarchie,** über 676000 qkm, 47 Mill. Einw. Grenzen: Rußland, Rumänien, Serbien, Türkei Montenegro, adriatisches Meer, Italien, Schweiz, Deutsches Reich.

a. Gebirge: Alpen (Steiermärker, Salzburger, Tiroler Alpen), Böhmerwald, das böhmische Mittelgebirge, Karpathen. — Die ober- und niederungarische Tiefebene.

b. Flüsse: Donau mit Inn, Enns, Raab, Drau, Sau; March, Waag, Theiß. Elbe mit Moldau und Eger; Etsch. Seen: Neusiedler See, Plattensee, Seen im Salzkammergut.

c. Produkte: Braunkohlen (Böhmen, Steiermark), Salz (in den Karpathen und Alpen), Eisen (Steiermark), Weizen (Ungarn), Lein und Hanf (Galizien), Obst und Hopfen (Böhmen), Wein (Ungarn), Pferde (Ungarn, Galizien), ausgezeichnetes Rindvieh (Alpen), Schafe und Schweine (Ungarn, Mähren), Geflügel (Böhmen), Honig (Siebenbürgen), Fische (in der Theiß). — Glasfabrikation in Böhmen, Tuchweberei in Mähren, Eisen- und Stahlwaren in Oberösterreich. Handel auf der Donau hinab ins Schwarze Meer, auf der Elbe nach Sachsen, Seehandel vom adriatischen Meere aus. Wichtigste Binnenhandelsstadt Wien, Seehandelsstadt Triest.

Großes Völkergemisch: Deutsche (10 Mill.) in Österreich, Salzburg, Tirol, Böhmen; Magyaren in Ungarn; Rumänen oder Walachen in Siebenbürgen und in der Bukowina; Slaven sind: die Tschechen in Böhmen, die Mähren, Slowaken, Polen in Galizien, Dalmatiner; Italiener in Südtirol; Juden im ganzen Reiche zerstreut. Nur die Deutschen haben bedeutende Industrie. Slaven, Magyaren und Rumänen treiben Ackerbau und Viehzucht. Rein katholisch sind Tirol, Salzburg, Niederösterreich. Griechische Katholiken in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen. Am besten ist die Schulbildung in Niederösterreich, am schlechtesten in Dalmatien.

I. **Die zisleithanischen Länder.**

1. Erzherzogtum Österreich unter der Enns (Niederösterreich). Wien über $1^1/_2$ Mill. Einw., Hauptstadt der gesamten öster.-ungar. Monarchie, bedeutende Fabrik- und Handelsstadt, Stephansturm, Hofburg, Prater, Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg. Bei Aspern und Wagram Schlachten 1809.

2. Erzherzogtum ob der Enns (Oberösterreich). Linz, Hauptplatz der Donauschiffahrt. Steier, Gewehrfabriken. Ischl, Bad im Salzkammergute.

3. Herzogtum Salzburg. Salzburg, Geburtsort Mozarts. Hallein, Salz, Gastein, Bad.

4. Gefürstete Grafschaft Tirol. Innsbruck, Denkmal Andreas Hofers. Meran, Erholungsort für Brustkranke. Trient an der Etsch. Riva am Gardasee. Bregenz am Bodensee.

5. Herzogtum Steiermark. Graz. 140000 Einw.

6. Herzogtum Kärnthen. Klagenfurt. Heiligenblut am Fuße des Großglockners.

7. Herzogtum Krain. Laibach. Idria, Quecksilberbergwerke.

8. Küstenland. Triest, 180000 Einw., Hauptseehafen Österreichs.
9. Königreich Dalmatien. Zara. Ragusa.
10. Königreich Böhmen. An der Elbe: Königgrätz, Schlacht 1866. Leitmeritz. Obstbau. Aussig. Elbhandel. Bodenbach. Rechts von der Elbe: Reichenberg, bedeutende Fabrikstadt. Schloß Friedland. An der Moldau: Prag 225000 Einw., der Hradschin, Schlachten 1620 und 1757. An der Eger: Eger, Wallenstein 1634 ermordet. Franzensbad. Karlsbad, warme Quellen, 74° C. Saatz, Hopfen. Andere Städte: Pilsen, Bierbrauereien. Teplitz, Bad.
11. Markgrafschaft Mähren. Brünn, Tuchfabrikation. Austerlitz, Schlacht 1805. Olmütz, Festung.
12. Herzogtum Schlesien. Troppau. Tuchfabrikation.
13. Königreich Galizien. In Westgalizien: Krakau, einstige Hauptstadt Polens. Wieliczka, großes Steinsalzbergwerk. In Ostgalizien: Lemberg 160000 Einw.
14. Herzogtum Bukowina. Czernowitz.

II. **Transleithanische Länder oder die Länder der ungarischen Krone.**

15. Königreich Ungarn. Großes Völkergemisch. Reichtum an edlen Metallen. Die Pußten. An der Donau: Preßburg, Handel. Budapest 700000 Einw., Hauptstadt Ungarns, erste Industrie- und Handelsstadt des Landes. Peterwardein, Festung. An der Theiß: Szegedin, Überschwemmung 1879. Viehmärkte. Andere Städte: Kremnitz und Schemnitz, Gold- und Silberbergwerke. Ödenburg. Wein. Temesvar, Hauptstadt des Banats.
16. Großherzogtum Siebenbürgen. Hermannstadt. Kronstadt.
17. Kroatien und Slavonien. Agram. Esseg.
18. Bosnien.
Fürstentum **Liechtenstein** zwischen Schweiz und Tirol. Vaduz, Hauptort.

2. Republik **Schweiz.** 41500 qkm, 3,3 Mill. Einw. Die Alpen mit St. Bernhard, Monte Rosa, Jungfrau, Finsteraarhorn. Rhone, Rhein mit Aar und Reuß, Inn. Der Bodensee, Genfer, Vierwaldstätter, Züricher See. 3/4 der Bewohner sind Deutsche, im Westen Franzosen, im Süden Italiener. Viehzucht und Industrie sind die Hauptbeschäftigungen. Ein Bundesstaat (Republik), bestehend aus 25 Kantonen. Kein stehendes Heer. Bern 64000 Einw., Bundeshauptstadt. Interlaken. Lausanne. Genf 60000 Einw., Uhren- und Goldwarenfabrikation. Freiburg. Univ. Luzern am Vierwaldstättersee. Das Rütli. Küßnacht. Zürich 150000 Einw. Seide- u. Baumwollenindustrie. Schaffhausen, Rheinfall. Basel 109000 Einw.

3. Republik **Frankreich.** 536500 qkm, 39 Mill. Einw. Gebirge: Pyrenäen, Alpen (Montblanc [spr.: Mongblang], Mont Cenis [Mong ßeni]), Sevennen, Ardennen. Flüsse: Rhone, Garonne, Loire (Loar), Seine (ßän), Schelde, Maas und sehr viele Kanäle.
Seidenraupenzucht im Rhonetal. Fischfang in Bordeaux (Bordo) und Dünkirchen. Frankreich das erste Weinland auf der Erde (Champagner, Burgunder, Medoc). Industrie und Handel sehr bedeutend. Paris 2½ Mill. Einw., erste Kunst-, Handels- und Industriestadt des Landes. Versailles (Wärßaj), Schloß, Ludwig XIV. In der Champagne (Schangpanj): Rheims (Rängs) und Sedan [ßödang] (Schlacht 1870). In Lothringen Nancy (Nangßi) und Verdun (Wärdöng). An der belgischen Grenze Lille (Lil) und Calais [Kalä] (Überfahrtsort nach England). In der Normandie (Normangdie) Rouen (Ruäng), Handelshafen Le Havre (Lö awr) und Kriegshafen Cherbourg (Schärbur). An der Loire Orleans [Orleang] (Jungfrau von Orleans). Bordeaux, sehr bedeutender Weinhandel. Toulouse (Tulus), Landhandel. Lyon (Liong) 420000 Einw., erste Industriestadt des Landes, Samt, Seide. Am Mittelmeer: Marseille (Marßaj), erster Handelshafen Frankreichs. Toulon (Tulong), Kriegshafen. Nizza. Erholungsort. (Riviera.)
Insel Korsika: Ajaccio.

4. Großherzogtum **Luxemburg.** 2586 qkm, ¼ Mill. Einw., meist deutscher Abstammung. Blühende Landwirtschaft. Hauptstadt Luxemburg.

5. **Königreich Belgien.** 30000 qkm, 7 Mill. Einw. Schelde, Maas. Die Ardennen. Sehr dichte Bevölkerung. Steinkohlen, Eisen; Pferde, Kaninchen, Bienen, Heringe und Stockfische. Vorherrschend Industriestaat. Damast, Spitzen, Teppiche (Brüssel), Handschuhe (Gent), Waffen (Lüttich). Belgien ist unter allen Ländern der Erde am meisten mit Eisenbahnen, Kanälen, Straßen durchzogen. Sprache französisch oder vlämisch, Religion katholisch. — Brüssel 495000 Einw. Waterloo, Schlacht 1815. Lüttich, Stahlwaren. Gent, berühmte Blumenzucht. Ostende, Seebad. Antwerpen, Seehandelsplatz.

6. **Königreich der Niederlande** (Holland). 33000 qkm, $5^1/_4$ Mill. Einw. Durchaus Tiefebene mit schönen Weiden, kein Wald. Schelde, Maas, Rhein. Fast gar keine Mineralien. Tulpenzucht in Harlem und Amsterdam. Viehzucht in Friesland (Edamer Käse). Heringsfischerei. Sehr bedeutender Schiffbau und Handel. — Hauptstadt Amsterdam 510000 Einw., auf Pfählen, von vielen Kanälen durchschnitten. Zaandam, Schiffbau, Peter d. Gr. Haag 200000 Einw. Residenzstadt. Rotterdam 320000 Einw. Seehandel.

7. **Königreich Großbritannien und Irland** (England, Schottland, Irland). 315000 qkm, über 42 Mill. Einw. England vorherrschend Flach- und Hügelland, Gebirge von Cornwall und Wales. Schottland ganz Gebirgsland. Flüsse: Themse, Humber, Severn; viele Kanäle. Klima verhältnismäßig mild; viel Regen. Steinkohlen, Eisen, Graphit; wenig Holz; Pferde und Rinder in England, Schafe und Schweine in Irland; Heringsfischerei in England und Schottland; Austern. England das erste Industrieland der Erde: Baumwollen-, Leinen-, Metallwaren. Die erste Handelsmacht der Erde (36000 Schiffe). Parlament: Ober- und Unterhaus.

a. **England.** London $6^1/_2$ Mill. Einw., erste Handelsstadt der Welt, jährlich laufen 30000 Schiffe ein, 19 Brücken. Tower (spr. Tauer). Schloß Windsor. Greenwich (Grihnitsch), Sternwarte. Dover, Überfahrt nach Frankreich. Portsmouth (Portsmöß), Kriegshafen. Plymouth (Plimöß), Leuchtturm. Bristol (Bristl), Handelshafen. Birmingham (Börming'äm), Stahlwaren. Manchester (Mantschestr), Baumwollwaren. Liverpool (Liwerpuhl), Seehandel. Newcastle, (Njukaßl), die größten Steinkohlenwerke der Erde.

b. **Schottland.** Edinburg, 340000 Einw., Hauptstadt. Glasgow (Glasgo), über $^3/_4$ Mill. Einw., Baumwollwaren.

c. **Irland.** Dublin, 362000 Einw., Hptstdt. Belfast. Leinenwaren.

Insel Malta. Festung Gibraltar. Die außereuropäischen Besitzungen und Kolonien 312 Mill. Einw.

8. **Königreich Dänemark.** 38500 qkm, $2^1/_2$ Mill. Einw. Halbinsel Jütland, Inseln Seeland, Fünen, Bornholm. Durch den Sund jährlich 15000—20000 Schiffe. Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau und Viehzucht. Industrie wenig, mehr Handel. — Kopenhagen auf Seeland 475000 Einw. Hptstdt., Seehandel. Helsingör am Sund, Seebad. Aarhus auf Jütland. Island: Geiser, Hekla. Eidergänse. Faröer.

9. **Königreiche Schweden und Norwegen** (Skandinavien). 770000 qkm, $7^1/_2$ Mill. Einw. Skandinavisches Gebirge. Göta-, Dalelf. Wener-, Wetter-, Mälarsee. Klima gemildert durch den Golfstrom. Im Norden Norwegens die Lappen. Reich an Eisen. Wegen der Bergweiden viel Viehzucht. Fischerei (Hering, Kabeljau).

a. **Norwegen:** Christiana 225000 Einw. Hptstdt. Bergen 72000 Einw. Handel mit Heringen und Stockfischen. Hammerfest, nördlichste Stadt.

b. **Schweden:** Stockholm 270000 Einw., erste Handels- und Fabrikstadt. Dannemora, Eisengruben. Falun, Kupfergruben. Upsala, Univ.

10. **Kaisertum Rußland.** 5390000 qkm, 106 Mill. Einw. Eine große Tiefebene, begrenzt vom Ural, Kaukasus Karpathen. Flüsse: Dwina; Newa, Düna, Weichsel; Dnjestr, Dnjeper, Don; Wolga, Ural. Ladogasee. Herrschende Religion: griechisch-katholisch. Unbeschränkte Monarchie. 1 Mill. Deutsche. Schulbildung sehr gering. Bergbau im Ural (Gold, Platin, Eisen, Salz); viel Ackerbau und Viehzucht. Fischerei (Wolga, Kaspisches und Schwarzes Meer). Industrie und Handel im Aufblühen.

a. **Ostseeprovinzen:** Petersburg $1^1/_2$ Mill. Einw., 1703 gegründet. Kronstadt. Kriegshafen. Riga. Handelsstadt.

b. **Großrußland:** Moskau 1 Mill. Einw., Kreml. Archangel.

c. **Ostrußland:** Kasan. Astrachan, Kaviar.

d. **Kaukasien:** Tiflis. Baku, Naphthaquellen.

e. **Südrußland:** Odessa. Getreideausfuhr. Sewastopol, Festung.

f. **Kleinrußland:** Kiew. (Kiëf), Handel.

g. **Polen:** Warschau 525000 Einw. Landhandel.

Die außereuropäischen Besitzungen 17 Mill. qkm, 25 Mill. Einw.

11. **Königreich Rumänien.** 131000 qkm, 6 Mill. Einwohner. In der Moldau Jassy; in der Walachei Bukarest 221000 Einw.

12. **Königreich Serbien.** 48500 qkm, 2,5 Mill. Einw. Belgrad.

13. **Fürstentum Montenegro.** 9000 qkm, 250000 Einw. Gebirgsland.

14. **Türkisches Reich.** 170000 qkm, $6^1/_4$ Mill. Einwohner Balkangebirge Maritza. Berg-, Ackerbau. Industrie sehr unbedeutend. Handel in Händen der Fremden, besonders der Griechen. — Sultan, Großvezier, Paschas. — Konstantinopel 1110000 Einw., Serail, Sophienmoschee. Vorstädte: Pera, Skutari. Adrianopel, Opium, Rosenöl. — Insel Kreta.

Außereuropäische Besitzungen: Kleinasien, Armenien, Ägypten, Nubien, Tripolis. Das gesamte türk. Reich 3 Mill. qkm, 24 Mill. Einw.

Fürstentum **Bulgarien,** türk. Tributstaat, 96000 qkm, 3,7 Mill. Einw. Sofia. Mit Bulg. vereinigt **Ostrumelien:** Philippopel.

15. **Königreich Griechenland.** 65000 qkm; 2,4 Mill. Einw.

a. Festland. Athen, 110000 Einw.

b. Halbinsel Morea: Korinth, Rosinen.

c. Inseln: Euböa, Naxos, Paros.

d. Die ionischen Inseln: Korfu u. s. w.

16. **Königreich Italien.** 287000 qkm, 32,5 Mill. Einw. Gebirge: Alpen, Apenninen; Vesuv, Ätna. Lombardische Tiefebene. Flüsse: Etsch, Po, Arno, Tiber. Seen: Lago maggiore, (madschore) Comer-, Gardasee. Ackerbau; Seidenraupen-, Pferde-, Bienenzucht. Fischfang, Handel.

a. **Oberitalien:** Turin 330000 Einw. Alessandria. Genua 234000 Einw., Handel. Mailand 500000 Einw., Dom. Venedig 150000 Einw., Lagunen, Markusplatz. Verona. Arena, Festg. Mantua, Hofer.

b. **Mittelitalien:** Canossa, 1077. Carrara, Marmor. Florenz 200000 Einw., Kunstsammlungen. Pisa, schiefer Turm. Rom 463000 Einw., Residenz des Königs und des Papstes, alte Kunstwerke, Vatikan, Peterskirche.

c. **Unteritalien:** Neapel 563000 Einw., schöne Lage, „Lazzaroni." Palermo 310000 Einw. und Messina, Apfelsinen, auf der Insel Sizilien, Schwefel. Insel Sardinien. (Erythräische Kolonie: Küstenland am Roten Meere in Nordostafrika.)

17. und 18. Die Königreiche **Spanien** und **Portugal** (Pyrenäische Halbinsel). Pyrenäen, Sierra Nevada; Hochebene von Alt- und Neucastilien. Flüsse: Minho, Duero, Tajo, Guadiana, Guadalquivir, Ebro. Silber, Quecksilber, Blei; Wein, Südfrüchte; Pferde (Andalusien), Maultiere, Esel, Schafe, Seidenraupen.

a. **Spanien,** 505000 qkm, 19 Mill. Einw. Madrid 500000 Einw., Schloß Escurial. Barcelona. Webereien. Valencia, Seidenraupenzucht. Malaga, Wein. Granada. Alhambra. Sevilla (Sewilja), Hafenort. Xeres, Wein (Sherri). Cadix, Kriegshafen. Gibraltar, englisch.

b. **Portugal,** 93000 qkm, 5,4 Mill. Einw. Lissabon 300000 Einw., Erdbeben 1755. Oporto, Portwein.

Ganz Europa 9900000 qkm, 394 Mill. Einw.

Die übrigen Erdteile.

1. Asien. 44 Mill. qkm, 821 Mill. Einw.

Grenzen: Nördliches Eismeer, Stiller Ozean (Meer von Kamtschatka, von Japan, Gelbes, Chinesisches Meer), Indischer Ozean (Persisches Meer, Persischer und Arabischer Meerbusen), Landenge von Suez, Mittelmeer, Archipel, Marmarameer, Schwarzes Meer, Europa.

Gebirge: Altai, Himalaja, (Gaurisankar 8840 m) Libanon, Kaukasus, Ural.

Tiefländer: Das sibirische Tiefland, Mesopotamien, Bengalen.

Flüsse: Ob, Jenissei, Lena, Amur, Gelber und Blauer Fluß, Ganges und Indus, Euphrat und Tigris, Jordan.

Seen: Das kaspische Meer, Aralsee, Totes Meer.

Länder: 1. **Das asiatische Rußland.** a. Sibirien. Bevölkerung: Russen, Kirgisen, Kalmüken, Kosaken, Samojeden, Ostjaken, Tungusen. Bergbau im Ural und Altai (Gold). Jagd auf Pelztiere (Hermelin, Zobel, Eisfuchs, Eichhörnchen).

Städte: Tobolsk, Irkutsk, Pelzwerk. Halbinsel Kamtschatka. b. Das Amurland. c. Turkestan. Samarkand.

2. **Die asiatische Türkei.** a. Kleinasien. Smyrna. Handelsstadt. Insel Cypern (englisch). b. Syrien mit Palästina. Damaskus, Säbelklingen. Jerusalem. c. Armenien. d. Mesopotamien. Bagdad. Ruinen von Ninive und Babylon.

3. **Arabien** unter türk. Oberherrschaft. Berge: Sinai, Horeb. Wüstenwind Samum. Produkte: Datteln, Kaffee; Pferde. Häupter der Beduinen: Emirs, Scheiks. Städte: Mekka. Mohammed. Medina. Mokka, Kaffee.

4. **Persien.** Herrscher: Schah. Städte: Teheran. Ispahan. Schiras. Rosengärten. Ruinen Persepolis.

5. **Afghanistan.** Kabul.

6. **Beludschistan.**

7. **Turan.** Bochara. Chiwa (unter russischer Botmäßigkeit).

8. **Das chinesische Reich.** Bedeutender Ackerbau, Reis, Tee, Baumwolle, Seidenraupenzucht. Kaiserkanal. Chinesische Mauer. a. Eigentliches China. Peking, 1,6 Mill. Einw. Nanking. Kanton. b. Mandschurei. c. Mongolei. d. Tibet.

9. Halbinsel **Korea.**

10. **Japan.** Die Japaner sind das gebildetste Volk Asiens. Tokio (früher Yeddo). Hptstdt.

11. **Ostindien.** Elefanten, Tiger, Affen, Papageien, Pfauen, Riesen- und Brillenschlangen, Reis, Palmen, Gold und Edelsteine. Hindus. a. Vorderindien (englisch). Kalkutta. Madras. Bombay. Insel Ceylon. (Zimmet). b. Hinterindien. Königreiche: Birma, Siam. Tongking (französisch). Halbinsel Malakka. c. Inseln: Die großen Sundainseln (Sumatra, Java, Borneo, Celebes), Kaffee, die kleinen Sundainseln, Molukken (Gewürznelken, Muskatnüsse) niederländisch. Philippinen amerikanische Besitzung.

Deutsche Kolonie: Kiautschou in der chines. Provinz Schantung.

2. Afrika. 30 Mill. qkm, über 180 Mill. Einw.

Grenzen: Indisches Meer, Kapmeer, Atlantischer Ozean, Straße von Gibraltar, Mittelmeer, Landenge von Suez.

Gebirge: Atlas, abessinische Alpen, Kap der guten Hoffnung, Grünes Vorgebirge.

Flüsse: Nil, Senegal, Kongo, Niger. Tsadsee, Albert- und Viktoriasee.

Pflanzenwuchs des Nordrandes dem Südeuropas fast gleich, in der Wüste nur Sand- und Salzpflanzen, in den Oasen Dattelpalmen, weiter südlich der Affenbrotbaum. Prachtvolle Wälder in Guinea. Im Kaplande Weizen, Wein, Kaffee, Zuckerrohr. Löwe, Hyäne in ganz Afrika, Ichneumon (Ägypten), Stachelschwein (Berberei), Antilopen, Gazellen, Zebras, Strauße, Elefanten, Flußpferde, Rhinozerosse, Giraffen, Affen, Krokodile. Ausgeführt werden: Straußenfedern, Elfenbein, Häute (von allen Küsten); Getreide, Datteln, Kokosnüsse, Mandeln (Berberei); Goldstaub (Guineaküste); Diamanten, Gold, Wein (Kapland).

Länder: 1. **Abessinien** Gebirgsland. Christliches Kaiserreich.

2. **Nubien.** (Oberes Niltal).
3. **Ägypten** (Niltal). **Kairo**, Pyramiden. **Alexandrien**, Handel. **Suez**, Kanal.
4. **Die Berberei:** a. Kaisertum Marokko, Karawanenhandel. Städte: **Marokko**, **Fes** b. Algier und c. Tunis (französisch). Kabylen, Beduinen. Städte: **Algier**. d. Tripolis (unter türkischer Oberhoheit).
5. Die **Sahara.** Oasen, Karawanen.
6. **Sudan** (viele Negerreiche).
7. **Senegambien** (Gummiwälder).
8. **Ober- und Niederguinea** (Sklaven-, Gold-, Zahn-, Pfefferküste). Palmöl, Palmkerne, Gummi, Elfenbein, Kaffee, Kakao, Nutzholz, Viehhäute, Straußenfedern, Guano.
9. **Kongostaat** (vom König von Belgien gegründet und verwaltet).
10. **Kapland** (englisch). Hottentotten, Kaffern, Buschmänner. **Kapstadt**, Station der Ostindienfahrer, Wein.
11. **Transvaal und Oranje-Kolonie** (englisch). Holländ. Buren.
12. **Inseln:** Madeira, kanarische Inseln, St. Helena (Napoleon I.), Madagaskar.

Deutsche Schutzkolonien: Togoland, Kamerun und Deutsch-Südwest-Afrika an der Westküste und Deutsch-Ostafrika a. d. Ostküste, östlich vom Tanganjika-See. — (Sansibar, englisch).

3. **Amerika.** 40 Mill. qkm, gegen 146 Mill. Einw.

Grenzen: Nördliches Eismeer, atlantischer Ozean mit Meerbusen von Mexiko. Magellanstraße, Großer Ozean, Behringstraße.

Gebirge: Cordilleren [spr. Kordiljêren] (Sorata, Chimborazo), [spr. Tschimborasso], Anden. Felsengebirge.

Flüsse: Lorenzstrom, Mississippi mit Ohio [Oheio] und Missouri, Orinoco Amazonenstrom, Rio de la Plata.

Seen: Die 5 kanadischen Seen (Niagarafall).

Ebenen: Am Orinoco (Llanos), am Amazonenstrome (Silvas), am La Plata (Pampas), am Mississippi (Savannen und Prairien).

A. **Nordamerika.** 1. **Grönland.** Füchse, Eidergänse, Wale, Seehunde. Eskimos. Insel Spitzbergen. Franz-Josephsland.

2. **Das britische Nordamerika.** a. Die **Hudsonsbailänder** [Hödßns—] Indianer. Jagd auf Biber, Füchse, Marder, Wölfe, Bären. b. **Kanada.** Bergbau auf Kupfer-Eisen. Erdöl. Getreide. Sehr bedeutender Holzhandel. Quebec [Quibeck] am Lorenzstrome. **Halifax** auf Neuschottland. Insel Neufundland (Seehund-, Robben-, Kabeljau-, Stockfisch-, Heringsfang).

3. **Die Vereinigten Staaten** (46 Staaten, 4 Territorien). Ungef. 10 Mill. qkm, 85 Mill. Einw. Republik. Präsident auf 4 Jahre gewählt. Kongreß, bestehend aus Senat und Haus der Abgeordneten. Es gibt Weiße, Farbige, Neger, Indianer. Großer Reichtum an Gold (Kalifornien), Steinkohlen, Petroleum (Pennsylvanien); Mais, Weizen, Reis, Tabak, Baumwolle, Rohrzucker; alle europäischen Haustiere, Walfisch- und Austernfang; Handel sehr bedeutend. — **Boston**, [spr. Bostn] Geburtsort Franklins. **New-York**, [spr. Nju-jork] über $1^1/_2$ Mill. Einw., wichtigste Handelsstadt Amerikas. **Philadelphia**, 1,1 Mill. Einw., zweitgrößte Stadt der Union. **Baltimore** [Boltimor], Austernhandel. **Washington** [Uoschingtn], Hauptstadt der Union. **Cincinnati** [Sinßinnêti], „die Königin des Westens", und **Chicago** [Schikahgo], viele Deutsche, große Schweineschlächtereien. **St. Louis** [Sent Luis], Getreidehandel. **Neu-Orleans**, [Nju-orlins], Baumwollenmarkt. **San Franzisko.** Seehandelsplatz der Westküste.

4. **Mexiko.** [Mechiko] Silber, Gold; Mais, Kakao, Vanille, Zuckerrohr, Mahagoniholz; Cochenille. Indianer, Abkömmlinge der Spanier. Religion katholisch. **Mexiko**, Hauptstadt. **Verakruz** [Werakruß], Hafenort.

5. **Central- oder Mittelamerika**, bestehend aus den 5 Republiken: Guatemala [Gwatemala], San Salvador, Honduras, Nicaragua, Costa Rica. Indigo, Kakao, Kaffee, Mahagoniholz, alle europäischen Haustiere, Cochenille. Hauptnahrung: der Mais.

B. **Westindien.** a. Bahamainseln, San Salvador, Kolumbus 1492. b. Die großen Antillen: Cuba (Havanna, Zigarren); Jamaika (Rum); Haiti (St. Domingo, Hauptst.); Portorico (= reicher Hafen). c. Die kleinen Antillen: Tabago.

C. **Südamerika.** 1. **Guyana.** [Gwajana] Plantagen von Kaffee, Reis, Zucker, Baumwolle. Das französische (Cayenne, Verbannungsort), niederländische und britische Guayana.

2. **Venezuela** (Llanos, Urwälder). Caracas, Hauptstadt. Barinas, Tabak.

3. **Columbia.** Bogota, Hauptstadt. Panama an der Landenge.

4. **Ecuador** [Ekwador] (Chinarinde). Quito, sehr hoch gelegen.

5. **Peru** (Gold, Guano, Chinarinde). Lima, Hauptstadt.

6. **Bolivia.** (Silber). Potosi, Hauptstadt.

7. **Chile.** (Salpeter). Santiago, Hauptstadt. Valparaiso, [Walpareiso = Paradiestal] Handelsstadt.

8. **Brasilien** (Diamanten, Kaffee, Farbhölzer, Moskitos, Vampyrs, große Rinder- und Pferdeherden. Die Botokuden). Rio de Janeiro, [Riu de Schaneru] Hauptstadt. Bahia.

9. **Paraguay** [Paragwai] und 10. **Uruguay** (ausgeführt werden Häute, Wolle, Fleischextrakt, Talg).

10. **Argentinische Republik** mit Patagonien, den Feuerlands- und Falklandsinseln. Buenos Ayres (= gute Lüfte), Hauptstadt.

4. Australien. 9 Mill. qkm, 6,5 Mill. Einw. Umgeben vom Indischen und Großen Ozean.

a. Festland: Die vereinigten Staaten von Australien (engl. Kolonien). Tiere, Känguruh, Schnabeltier, Beutelratte, Emu, Kakadu, schwarzer Schwan. Im Innern Schafzucht. Gold. Städte: Sydney, [Sidne] Melbourne, [Melbörn] Adelaide [Edeled].

b. Inseln: Neuguinea, Neuseeland, Sandwichsinseln, Freundschaftsinseln u. s. w. Deutsche Schutzkolonien: Nordküste von Neuguinea (Kaiser-Wilhelmsland), Bismarck-Archipel, Salomon-, Marschallinseln und Karolinen. Samoa. Bewohner: Malayen oder Papuas. Muschelgeld. Kokosnüsse (Kopra), Tabak, Baumwolle.

Mathematische Geographie.

1. Die unzählbaren Welt- und Himmelskörper teilt man ein in Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten (Trabanten, Monde) und Kometen. Zu den Planeten (Merkur, Venus, Erde, Mars, die sogenannten kleinen Planeten, weit über 200 an Zahl, z. B. Ceres, Pallas, Juno, Vesta, Hebe, Iris, Flora u. s. w., Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun) gehört auch unsere Erde. Sie hat eine fast kugelrunde Gestalt. Beweise: Mondfinsternisse; entfernte Türme, Schiffe werden allmählich von der Spitze an sichtbar. Umfang: 40000 km (= 5400 Mln). Durchmesser von Pol zu Pol (Erdachse): 12713 km. Äquatordurchmesser: 12756 km. Die Drehung (Rotation) der Erde um ihre Achse (in 24 Stunden eine Umdrehung) veranlaßt den Wechsel von Tag und Nacht. Die Breitenkreise laufen mit dem Äquator parallel; die Längenkreise (Mittagslinien, Meridiane) schneiden sie rechtwinklig In 365 T. 5 St. 48 Min. 45 Sek. bewegt sich die Erde einmal um die Sonne, in einer Sekunde legt sie 30 km zurück. Ein Schaltjahr hat 366 T. — Die Erdachse ist gegen die Erdbahn $23^1/_2$ Grad geneigt und bleibt stets in derselben Richtung, weshalb jährlich einmal die nördliche, einmal die südliche Erdhalbkugel der Sonne mehr zugewendet ist und die Sonne jährlich zweimal senkrecht über dem Äquator steht (Frühlings- und Herbstpunkt). Wendekreise des Krebses und des Steinbocks, Sommer- und Winterwende. Polarkreise. Heiße Zone, nördliche und südliche gemäßigte, nördliche und südliche kalte Zone. Hieraus erklärt sich die Verschiedenheit der Jahreszeiten und Tageslängen.

2. Die Sonne ist $1^1/_2$ Mill. mal so groß als die Erde, 560 mal so groß als alle Planeten zusammen, über 20 Mill. Meilen von der Erde entfernt und bewegt sich in $25^1/_2$ Tag um ihre Achse. — Der Mond, der Begleiter unserer Erde, 50 mal kleiner als sie, 51000 Meilen von ihr entfernt, bewegt sich um sie in 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten. Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel. Mond- und Sonnenfinsternisse.

3. Die Oberfläche der Erde ist etwa 1/4 Festland und 3/4 Wasser. Das Weltmeer, der Ozean oder die See, zeigt auf dem Grunde Erhöhungen und Vertiefungen wie das Festland. Meerwasser ist spezifisch schwerer als Flußwasser, schmeckt bitter und salzig und sieht gewöhnlich grünlich, ins Blaue spielend aus. Das Leuchten des Meeres rührt von leuchtenden Seetierchen her. Bewegungen desselben durch Winde, den Umschwung der Erde und die Anziehungskraft des Mondes (Ebbe und Flut). Einteilung in 5 Hauptmeere: Nördliches und südliches Eismeer. Atlantischer Ozean (Nord-, Ostsee, Kanal, Mittelmeer, karaibisches Meer). Großer Ozean (stilles Meer, Südsee, chinesisches und japanisches Meer). Indischer Ozean (indisches, persisches und arabisches Meer).

4. Fünf Erdteile: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien. Hinsichtlich ihrer Oberfläche stellen sie teils Ebenen, teils Erhöhungen (Berge, Gebirge, Gebirgszüge), teils Vertiefungen (Täler, Schluchten, Abgründe ꝛc.) dar. Im Innern der Erde gibt es Weitungen, Gänge und Höhlen.

5. Das Klima ist, je nachdem ein Land näher dem Äquator oder den Polen zu liegt, verschieden. Länder der heißen Zone haben nur eine trockene und eine nasse Jahreszeit, Länder der kalten Zone dagegen lange, trockene Winter und kurze trockene Sommer, während in den gemäßigten Zonen die 4 Jahreszeiten regelmäßig miteinander abwechseln. Von dem Klima sind die Erzeugnisse des Erdbodens abhängig. In den kalten Zonen nur Flechten, Mose und zwergartige Bäume; in der heißen saft- und gewürzreiche Früchte, Zuckerrohr, Kaffee, Palmen ꝛc.

6. Auf der Erde wohnen über 1500 Mill. Menschen. Einteilung nach ihrer Farbe und Gesichtsbildung: Kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische Rasse; nach ihrer Religion: Heiden (Götzendiener, oder Bilderanbeter, Stern- und Feueranbeter, Fetischverehrer) und Verehrer eines Gottes (Juden, Christen, Muhamedaner); nach ihrer Beschäftigung: Fischerei-, Jagd-, Viehzucht- und Ackerbautreibende. — Völker unter einer Regierung bilden einen Staat: Monarchie (Despotie, unbeschränkte Monarchie, beschränkte Monarchie), Republik (Aristokratie, Demokratie).

Weltgeschichte.

Alte Geschichte. Von der Schöpfung der Welt bis zum Ende der Völkerwanderung, 4000 v. Chr. — 476 n. Chr.

Das erste Menschengeschlecht hatte seinen Wohnsitz wahrscheinlich im mittleren Asien. Es entstanden verschiedene Sprachen, Sitten und Völkerschaften. Hirten, Jäger, ackerbautreibende und handeltreibende Völker.

1. Älteste Völker: Ägypter. Nil. Bauwerke: Pyramiden, Obelisken, Kanäle. Kastenwesen: Priester, Krieger, Handwerker, Kaufleute ꝛc. Sternen- und Tierdienst. Seelenwanderung. Einbalsamierung der Toten (Mumien). Erfindung der Schrift (Papyrusstaude). Hieroglyphen.

Inder. Bauwerke. 4 Kasten. Götter: Brahma, Wischnu, Schiwa. Seelenwanderung.

Chinesen (Porzellan, Schießpulver).

Phönizier am Mittelmeer. Handelsvolk. Erfindungen: Glas (?), Purpurfarbe. (Tyrus und Sidon.) Gründung Karthagos.

Assyrier und Babylonier am Euphrat und Tigris. Ninus und Semiramis. Ninive und Babylon. Salmanassar, 722 Wegführung des Volkes Israel. Nebukadnezar, 588 Wegführung des Volkes Juda.

Perser. Cyrus erobert Medien (Astyages), Lydien (Krösus), Babylonien, Palästina. 536 Rückkehr der Juden. Darius. Xerxes. Persien 331 von Alexander erobert.

2. Griechen. Götter: Zeus, Hera ꝛc. Herkules. Orakel zu Delphi. Olympische Spiele. Die mächtigsten Staaten: Sparta (Lykurg) und Athen (Solon). Die 7 Weisen. Bildhauer- und Malerkunst. Krieg mit den Persern (Leonidas). Der weise Sokrates stirbt 399. Alexander der Große, 356—322 gründet das große griechisch-mazedonische Reich. Nach seinem Tode entstehen die Reiche Syrien (Antiochius, Verfolgung der Juden, Makkabäer 166) und Ägypten (Ptolemäus).

3. Römer. Gründung Roms 753 durch Romulus und Remus. Rom unter Königen bis 510. Republik bis 31 v. Chr. Horatius Cocles, Mucius Scävola,

Fabricius. Die Römer erobern ganz Italien. 3 Kriege mit Karthago (Punische Kriege). Hannibal siegt 216 v. Chr. bei Cannä. Ausbreitung der römischen Herrschaft über Süd- und Westeuropa, Nordafrika und Westasien. Julius Cäsar macht sich zum Diktator, wird 44 v. Chr. ermordet (Julianischer Kalender). Augustus 30 römischer Kaiser.

Christus wird geboren, stirbt unter Tiberius. Nero, grausamer Kaiser, erste Christenverfolgung 66 n. Chr. Paulus enthauptet, Petrus gekreuziget (?). Jerusalem zerstört 70 n. Chr. durch Titus. Ausbruch des Vesuvs 79 n. Chr. Verschüttung von Herkulanum und Pompeji. Bis gegen das Jahr 300 zehn Christenverfolgungen. Konstantin der Große erhebt das Christentum zur Staatsreligion 323, residiert in Konstantinopel. — Entstehung des Mönchswesens. — Theodosius der Große teilt 395 das Reich. 476 wird das weströmische Reich durch Deutsche (Odoaker) zerstört, 1453 das oströmische durch die Türken.

4. Die alten Deutschen. Wohnungen: einzeln, roh gezimmert. Kleidung: Felle. Beschäftigung: Jagd und Krieg, nur Frauen und Sklaven trieben Feldbau und Viehzucht. Religion: Götzendienst: Wodan, Hertha, Donar 2c. Einfälle der Deutschen ins römische Reich (Cimbern und Teutonen). Unterwerfung der westlichen Stämme durch Cäsar, Drusus 2c. Sieg der Deutschen unter Hermann 9 n. Chr. im Teutoburger Walde über Varus.

5. Die Völkerwanderung 375—476. Die Hunnen kommen aus Asien. (Attila: 451 Schlacht auf den catalaunischen Feldern), deutsche Stämme verlassen die Heimat. Die Goten (Alarich) gehen bis Spanien, die Franken nach Gallien 2c. und gründen dort neue Reiche. Slavische Völker (Sorben, Wenden) breiten sich im Osten Europas aus, bis an die Elbe und Saale. Die Sachsen werden 449 nach Britannien gerufen.

Mittlere Geschichte. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation, 476—1517.

6. In Arabien gründet Mohammed eine neue Religion. 622 Hedschra. Die Araber erobern Westasien, Nordafrika, Spanien, werden aber 732 bei Poitiers [spr.: Poatjeh] in Frankreich von Karl Martell geschlagen.

7. Die deutschen Stämme werden zum Christentume bekehrt. Bonifazius predigt den Friesen, dann den Hessen, wird Bischof von Mainz und 755 von den heidnischen Friesen erschlagen.

8. Gründung des Frankenreichs durch Chlodwig 486. Pipin der Kleine König 752. Sein Sohn Karl der Große 768—814. 32jähriger Krieg mit den Sachsen (Wittekind). 800 Krönung zum römischen Kaiser. Verbesserung des Kirchengesanges, des Schulwesens, der deutschen Sprache, des Acker- und Weinbaues, Ordnung des Staatswesens.

9. Teilung des Frankenreiches 843 durch den Vertrag zu Verdun in die 3 Reiche Italien, Deutschland und Frankreich. Ludwig der Deutsche. Die Karolinger regieren bis 911. Die sächsischen Kaiser 919—1024. Heinrich I. 919—936. Kampf mit den Sorben. Gründung von Markgrafschaften und Städten: Thüringen (Merseburg), Meißen 928, Brandenburg, Lausitz. Anfang des Ritterwesens. Kampf mit den Ungarn. Schlacht bei Merseburg 933. — Otto I. 936 bis 973. Ungarnschlacht auf dem Lechfelde 955. Krönung zum römischen Kaiser 962. Harzer Bergwerke.

10. Fränkische Kaiser 1024—1125. Heinrich IV. 1056—1106. Kampf mit den Sachsen. Streit mit Papst Gregor VII. Heinrich in Canossa 1077. — 1. Kreuzzug 1096. Peter von Amiens. Gottfried von Bouillon. Eroberung Jerusalems 1099.

Lothar der Sachse 1125—37. Konrad von Wettin, erster erblicher Markgraf von Meißen 1123.

11. Die Hohenstaufen 1138—1254. Konrad III. Kampf der Welfen und Hohenstaufen. Weiber von Weinsberg. Friedrich I. Barbarossa 1152—1190. Kampf mit dem Papste und den lombardischen Städten. 1176 Schlacht bei Legnano. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern. 3. Kreuzzug 1189—92. Friedrich II. 1215—50. Blütezeit des Rittertums. Minnesänger. Konradin, der letzte Hohenstaufe, wird 1268 in Neapel hingerichtet.

Interregnum 1254—73. Faustrecht. Raubritter. Femgericht. Hansa.

12. Kaiser aus verschiedenen Häusern. Rudolf von Habsburg, Stammvater des österreichischen Kaiserhauses, beschränkt das Faustrecht. Albrecht I., Frei-

heitskämpfe der Schweiz. Karl IV. Goldene Bulle: Bestimmung der 7 Kurfürsten, welche die Kaiserwahl vollziehen. — Johann Huß, 1373—1415, wird von der Kirchenversammlung zu Kostnitz zum Feuertode verurteilt. Hussitenkrieg 1419—36. Ziska. Friedrich der Streitbare von Meißen erhält das Kurfürstentum Sachsen 1423. Maximilian I. († 1519), ewiger Landfriede, Verbesserung des Postwesens. — Meistersänger: Hans Sachs in Nürnberg. Maler: Albrecht Dürer, Lukas Kranach.

13. **Erfindungen und Entdeckungen:** Windmühlen, Glasmalerei, Gewichtuhren und Taschenuhren (Peter Hele), Schießpulver, Buchdruckerkunst, Orgeln. — Kolumbus entdeckt Amerika 1492, Vasco de Gama den Seeweg nach Ostindien 1498.

Neuere Geschichte. Von der Reformation bis zur franz. Revolution, 1517—1789.

14. **Reformation.** Martin Luther, geb. 10. Nov. 1483, gest. 18. Febr. 1546 in Eisleben. Anfang der Reformation 31. Okt. 1517 (95 Streitsätze). Ablaßkrämer Joh. Tetzel. Unterredung mit Kajetan 1518, mit Miltitz 1519, Streit mit Dr. Eck 1519. Luther im Bann, Verbrennung der Bannbulle in Wittenberg 1520.

Karl V. 1519—56. Reichstag zu Worms 1521. Luther in die Acht erklärt, auf der Wartburg. Bibelübersetzung. Zwickauer „Propheten“, Bilderstürmer, Bauernkrieg 1524—25. (Thomas Münzer.) 1525 Tod Friedrich des Weisen. Johann der Beständige 1525—32. Philipp Melanchthon 1497—1560. Aufhebung der Klöster. Luthers Verheiratung mit Katharina von Bora. 1527—28 Kirchen- und Schulvisitation, großer und kleiner Katechismus 1529.

15. **Reichstag zu Speier 1529.** Protestation. Übergabe des Augsburger Glaubensbekenntnisses 1530. Schmalkaldischer Bund 1531. Einführung der Reformation im Herzogtume Sachsen 1539 durch Heinrich den Frommen. Schmalkaldischer Krieg 1546—47. Schlacht bei Mühlberg. Johann Friedrich der Großmütige. —Moritz. — Passauer Vertrag 1552, Augsburger Religionsfriede 1555.

16. **Reformation in außerdeutschen Ländern:** a. **Schweiz:** Ulrich Zwingli, † 1531, in Zürich. Joh. Calvin † 1564 in Genf. b. **Frankreich:** Hugenotten, Anhänger Calvins. Pariser Bluthochzeit 1572. Heinrich IV., Edikt von Nantes (spr. Nangt.) c. **Niederlande:** Herzog Alba, Prinz Wilhelm von Oranien. Abfall der Niederlande von Spanien. d. **England:** Heinrich VIII. sagt sich 1534 vom Papste los. Bischöfliche Kirche unter Elisabeth.

Ignaz Loyola gründet 1534 den Jesuitenorden.

17. **Der Dreißigjährige Krieg 1618—48.** Aufstand der evangelischen Böhmen. Kaiser Matthias. Sein Nachfolger Ferdinand II. schlägt 1620 den neuen Böhmenkönig Friedrich V. von der Pfalz. Auf katholischer Seite: Herzog Maximilian von Bayern, Tilly, Wallenstein. Auf evangel. Seite: Graf Mansfeld, Markgraf Friedrich von Baden, König Christian von Dänemark. Sieg des Kaisers. Restitutionsedikt 1629.

Gustav Adolf, König von Schweden, erscheint 1630. Tilly zerstört Magdeburg 1631. Bund zwischen Schweden und Sachsen. Tilly wird von Gustav Adolf bei Breitenfeld 1631 besiegt. Schlacht bei Lützen, 6. Nov. 1632, Wallenstein besiegt, Gustav Adolf fällt. Wallenstein 1634 zu Eger ermordet. Der Krieg zieht sich unter Verwüstungen und Plünderungen hin. Frankreich beteiligt sich.

Johann Georg I. von Sachsen schließt mit dem Kaiser den Frieden zu Prag 1635 und erhält die Ober- und Niederlausitz. Der Westfälische Friede 1648 zu Osnabrück und Münster. Deutschland verarmt, verödet, verwildert. Hunger und Pest.

18. Unheilvoller Einfluß Frankreichs auf Deutschland unter Ludwig XIV. und XV. Straßburgs Verlust 1681. Türkenkriege. Belagerung Wiens 1683. König Johann Sobiesky von Polen, Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen. Prinz Eugen, „der edle Ritter“.

Peter der Große von Rußland 1689—1725 und August der Starke von Polen und Sachsen 1694—1733. Krieg mit Karl XII. von Schweden (Nordischer Krieg).

19. Friedrich der Große von Preußen 1740—86 und Maria Theresia von Österreich 1740—80. **Die 3 schlesischen Kriege.** Friedrich gewinnt Schlesien im 1., behauptet es im 2. (Schlacht bei Kesselsdorf) und 3., dem 7jährigen Kriege,

Österreich, Sachsen, Frankreich, Rußland im Bunde gegen Preußen. Verrat Menzels. Friedrich siegt bei Lobositz und Prag über Österreich, wird geschlagen bei Kollin 1757, siegt über die Franzosen bei Roßbach 1757, über die Österreicher bei Leuthen 1757, über die Russen bei Zorndorf 1758, wird geschlagen bei Hochkirch 1758, bei Kunnersdorf 1759. Hubertusburger Friede 1763.

20. Freiheitskampf der nordamerikanischen Freistaaten 1776—83. Georg Washington (spr. Uoschingtn), Benj. Franklin. — Entdeckungen und Erfindungen: Guericke erfindet 1650 die Luftpumpe. Astronomen: Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton. Watt, Erfinder der Dampfmaschine. — Cook (spr. Kuck), Entdecker vieler australischer Inseln und Erforscher des Festlandes.

Neueste Geschichte. Von der französischen Revolution bis jetzt, 1789—1890.

21. 1789 Ausbruch der französischen Revolution. Aufhebung der Vorrechte der Adligen und Geistlichen. Frankreich Republik. Hinrichtung des Königs und der Königin 1793. Robespierre (spr. Robbespjähr), Schreckensherrschaft. Bündnis Österreichs, Preußens, Sachsens, später auch Rußlands und Schwedens gegen Frankreich. Die Franzosen siegen.

22. Napoleon Bonaparte, geb. 1769 auf Korsika, Sohn eines Advokaten, 1796 Oberbefehlshaber der Armee in Italien. Zug nach Ägypten 1798, 1799 Konsul, 1802 lebenslänglicher Konsul, 1804 erblicher Kaiser der Franzosen.

N. schlägt 1805 die Österreicher und Russen bei Austerlitz. Bayern und Württemberg Königreiche. 1806 Gründung des Rheinbundes. Auflösung des röm.-deutschen Reiches. Am 14. Okt. 1806 Preußen und Sachsen bei Jena geschlagen, Sachsen schließt Frieden und wird zum Königreiche erhoben; 1807 Preußen und Russen bei Friedland geschlagen. 1807 Frieden zu Tilsit, Preußen verliert alle Länder links der Elbe. — Königin Luise von Preußen. — Das neue Königreich Westfalen erhält Hieronymus, Napoleons Bruder; das neue Großherzogtum Warschau der König von Sachsen. — 1809 Österreicher bei Wagram geschlagen. Bayern erhält Tirol. Andreas Hofer. — Major Schill.

23. Napoleon auf der Höhe seiner Macht. Kontinentalsperre gegen England. 1812 Zug gegen Rußland. Brand von Moskau. Rückzug und Untergang der großen Armee. — 1813 Befreiungskrieg: Rußland, Preußen, dann Österreich, England, Schweden gegen Napoleon. Der Sieg Napoleons bei Dresden wird überwogen durch die Niederlagen an der Katzbach, bei Kulm, bei Großbeeren und Dennewitz. Den 16.—19. Okt. 1813 Völkerschlacht bei Leipzig. Held Blücher. — König von Sachsen gefangen. (Dichter und Freiheitskämpfer Th. Körner.)

24. 1814 die Verbündeten in Frankreich. Einzug in Paris. Napoleon auf die Insel Elba verbannt. Ludwig XVIII. König von Frankreich. — Rückkehr Napoleons 1815. Herrschaft der 100 Tage. Schlacht bei Waterloo (Blücher und Wellington). Napoleon als Gefangener auf die Insel St. Helena verbannt, † 5. Mai 1821.

25. Wiener Kongreß. Sachsen muß über die Hälfte des Landes an Preußen abtreten. Deutschland wird ein Bundesstaat. Bundestag zu Frankfurt a. M. — Freiheitskampf in Griechenland. 1830 Unabhängigkeit von der Türkei. 1830 Belgien trennt sich von Holland. 1830 Julirevolution in Frankreich. 1831 den 4. Sept. erhält Sachsen die Konstitution.

26. 1848 Februarrevolution in Frankreich. Louis Napoleon Präsident der Republik. 1852 als Napoleon III. Kaiser der Franzosen. 1854 russisch-türkischer Krieg. Die Türkei von Frankreich und England unterstützt, Rußland besiegt. 1856 Friede zu Paris. Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.

1859 Krieg zwischen Österreich und Sardinien. Letzteres von Napoleon unterstützt. Österreich verliert die Lombardei. Neues Königreich Italien. Garibaldi.

27. Deutschland 1848—1870. Nationalversammlung in Frankfurt. Bestrebungen um die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung. Friedrich Wilhelm IV. lehnt die deutsche Kaiserwürde ab. Aufstand in vielen deutschen Staaten (Dresden vom 3.—9. Mai 1849).

1848—49 Freiheitskampf in Schleswig-Holstein. 1861 Wilhelm I. besteigt den preuß. Thron. 1862 Bismarck wird zum preuß. Minister des Auswärtigen ernannt. 1863—64 deutsch-dänischer Krieg. Preußen und Österreich erobern Schleswig-Holstein. —

Deutscher Krieg 1866. Preußen im Bunde mit Italien gegen Österreich und die meisten Bundesstaaten. Feldherr Moltke. Die österreichisch-sächsische Armee wird den 3. Juli 1866 bei Königgrätz geschlagen. Im Prager Frieden tritt Österreich Venetien an Italien ab, erkennt die Auflösung des Deutschen Bundes an und verspricht, sich an der Neugestaltung Deutschlands nicht zu beteiligen. Preußen vereinigt Schleswig-Holstein, Hannover, Kurf. Hessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt a. M. mit seinem Reiche und gründet den Norddeutschen Bund.

28. Deutsch-französischer Krieg 1870—71. Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Spicheren, die drei Schlachten um Metz, den 14., 16., 18. August, Schlacht bei Sedan den 1. September (Napoleon gefangen den 2. Sept.), Belagerung von Paris, Wilhelm I. am 18. Januar 1871 zu Versailles [spr. Wärßaj] zum erblichen Kaiser des Deutschen Reiches ausgerufen, Friede zu Frankfurt a. M. (Frankreich tritt Elsaß-Lothringen an Deutschland ab, zahlt 5000 Millionen Franken Kriegskosten. Bismarck Reichskanzler.)

Erfindungen. 1816 erstes Dampfschiff auf dem Rhein. 1835 erste Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, 1839 Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden. — Gasbeleuchtung, Telegraphie, Photographie, Telephon, elektrische Beleuchtung, elektrische Eisenbahnen. — Einführung des Dezimalmaßes und -gewichtes und der Goldwährung.

Volkswirtschaftliche Gesetze: Krankenkassen, Unfall- und Altersversicherung.

29. Kaiser Wilhelm I. stirbt am 9. März 1888. Friedrich III., Kaiser von Deutschland und König von Preußen stirbt am 15. Juni 1888. —

Wilhelm II. Kaiser. Rücktritt des Fürsten Bismarck 1890. Tod des Fürsten Bismarck am 30. Juli 1898. Erwerbung von Kolonien. Chinafeldzug. „Allweg gut Zollern!“

Naturbeschreibung.

Die Naturbeschreibung lehrt die Naturkörper kennen, voneinander unterscheiden und nach ihren gemeinsamen Merkmalen in bestimmte Abteilungen (Klassen, Ordnungen ꝛc.) vereinigen. Einteilung aller Naturkörper: Organische (Tier- u. Pflanzenreich) und unorganische (Mineralreich).

Menschenkunde.

Es gibt 5 Menschenrassen: kaukasische (weiße), mongolische (gelbe), amerikanische (rote), äthiopische (schwarze), malayische (braune).

1. Die **Knochen** bilden die Grundlage des Körpers. (Gerippe, Skelett.) Sie sind a. beweglich durch Gelenke (Zwischen Oberarm u. Schulter: Kugelgelenk; zwischen Halswirbel und Schädel: Drehgelenk; zwischen Ober- u. Unterschenkel: Winkelgelenk), b. unbeweglich durch Nähte verbunden (Schädelknochen). Die durch Knorpel verbundenen sind weniger beweglich. Bänder, Sehnen, Gelenkkapseln, Zwischenknorpel dienen zur Verbindung. Die Knochen bestehen aus Kalk und Leim und sind mit einer gefäßreichen Haut überzogen. (Mangel an Kalk = englische Krankheit, Mangel an Leim = Knochenbrüchigkeit.) Kleinen Kindern gib Milch, nicht Mehlspeise!

Knochen des Kopfes: Schädelknochen, Ober- und Unterkiefer mit 32 Zähnen: 8 Schneide-, 4 Eck-, 20 Backenzähne. Teile des Zahnes: Wurzel, Hals, Krone. — Schmelz — Milchzähne. Halte die Zähne rein! Vermeide zuviel Süßigkeiten! Hüte dich vor plötzlichem Wechsel von kalten und heißen Speisen!

Knochen des Rumpfes: Die Wirbelsäule oder das Rückgrat besteht aus 24 Wirbeln (7 Hals-, 12 Brust- und 5 Lendenwirbel). Von ihnen gehen 12 Paar Rippen (7 wahre und 5 falsche) nach dem Brustbeine. Halte dich gerad (bes. beim Schreiben)!

Knochen der Glieder: Obere: Schulterblatt, Schlüsselbein, Ober- und Unterarm (Elle und Speiche), Handwurzel, Mittelhand, Finger. Untere: Becken, Oberschenkel (Hüftgelenk, Kugel, Pfanne), Unterschenkel (Schien- und Wadenbein), Kniescheibe, Fußwurzel, Mittelfuß, Zehen. 213 Knochen (ohne Zähne) bilden das menschliche Skelett.

2. Die **Muskeln** sind Fleischbündel, die mit den Enden an den Knochen oder Eingeweiden angeheftet sind und sich zusammenziehen können. Beuge-, Streck-, Dreh- und Schließmuskeln. Quergestreifte (willkürliche) und glatte (unwillkürliche) Muskeln. Fleißige Übung kräftigt die Muskeln (Turnen, Schwimmen, Eislaufen, Gartenarbeiten). Überanstrengung schwächt.

3. Die **Nerven** gehen vom Gehirne oder dem Rückenmarke aus. Es gibt Nerven, welche den Reiz nach den Nervenmittelpunkten leiten (Empfindungsnerven), und solche, die, durch unsern Willen beeinflußt, Körperbewegungen veranlassen (Bewegungsnerven). Die unwillkürliche Bewegung wird durch die Nerven des Rückenmarks vermittelt. — Das Gehirn ist eine weiche, käseartige, teils weiße, teils graue Masse. Das große, das kleine Gehirn und das verlängerte Mark. Angestrengte geistige Tätigkeit, schlechte Ernährung und widernatürliche Reize erzeugen Nervenschwäche. Schlaf und Bewegung in frischer Luft stärken, alkoholische Getränke schwächen die Nerven.

4. Die **Haut.** Die äußere Haut besteht aus Oberhaut, Lederhaut, Fetthaut. In der Lederhaut liegen die Tastwärzchen, mit welchen wir fühlen, die Schweißporen, welche den Schweiß und alle Hautausdünstung absondern (täglich 2 Pfund), die Talgdrüsen, deren Talg die Haut geschmeidig erhält, die Haare und Nägel. Kühle dich beim Schwitzen nicht zu schnell ab durch Luftzug, kalte Wäsche, kaltes Wasser (Reumatismus rc.)! Reinige die Haut fleißig durch Baden und Waschen! Reinige die Kopfhaut und kämme die Haare, binde sie nicht straff!

Die Oberhaut ist nerven- und gefäßlos und besteht aus einer Schleimschicht, welche die Hautfarbe bestimmt (weiß, gelb, rot, braun, schwarz), und der Hornschicht, deren trockene Plättchen sich stets ablösen.

5. **Blutumlauf.** Das Herz, ein Hohlmuskel, der sich zusammenzieht und erweitert, enthält 4 Höhlen. Das Blut geht aus der linken Hauptkammer durch die Pulsadern (Arterien) nach den Haargefäßen des Körpers, aus dem Körper durch die Blutadern (Venen) nach der rechten Vorkammer (großer Kreislauf), aus der rechten Hauptkammer durch die Lunge in die linke Vorkammer (kleiner Kreislauf). In der Lunge wird das Blut gereinigt, das dunkelrote Blut wird hellrot. Die Blutadern liegen zum Teil dicht unter der Haut, die Pulsadern geschützt im Innern des Körpers.

Die Lymphgefäße, Saugadern, führen aus dem Darmkanale den Speisesaft, aus dem Körper die Lymphe in das Blut. Lymphdrüsen. — In der Leber wird das Blut des Unterleibes gereinigt und Galle bereitet.

Tüchtige Bewegung (Turnen) bewirkt gute Blutzirkulation, anhaltendes Sitzen Blutstockungen, besonders im Unterleibe. Gut verdauliche Speisen und reine Luft fördern die Blutbildung. Überanstrengung, heftige Gemütsbewegungen und geistige Getränke schaden dem Blutkreislauf. Hüte dich vor Blutvergiftung!

6. **Atmung.** Zweck der Atmung ist, das Blut mit dem Sauerstoffe der Luft in Berührung zu bringen, um es zu reinigen. Erweiterung der Brusthöhle, Zusammenziehung des Zwerchfells. Durch Mund, Nase, Luftröhre gelangt die Luft in die Lunge. Dieselbe ist eine lockere, fast ganz aus Lungenbläschen bestehende Masse, welche von den Haargefäßen der Lungenpulsader durchzogen ist. Rechter und linker Lungenflügel. Gute Luft (Sauerstoff) wird eingeatmet, schlechte Luft (Kohlensäure) ausgeatmet. — Sorge stets für reine, staubfreie Luft im Zimmer, gehe oft ins Freie! Atme tief, trage deinen Körper gerade, schnüre oder gürte dich nicht zu eng! Meide die zu plötzliche Abwechslung von Kälte und Hitze. Singen und lautes Sprechen sind empfehlenswerte Lungenübungen. Sonst beachte: Geschlossener Mund erhält gesund.

7. **Ernährung.** Unser Körper nutzt sich stets ab und bedarf fortwährend Ersatz (Stoffwechsel). Die Nahrung geht durch Schlund, Speiseröhre, Magen, Darmkanal (Dünn- und Dickdarm). „Gut gekaut ist halb verdaut." Verdauungssäfte zur Auflösung der Speisen: Mundspeichel, Magensaft, Galle, Bauchspeichel, Darmsaft. Wurmförmige Bewegung des Magens und Darmes. Saugadern.

Rechts vom Magen liegt die Leber, links die Milz. Die beiden Nieren sondern den Harn ab. Nahrungsmittel: Milch und Ei sind am nahrhaftesten, auch Fleisch, Käse, Brot (Schwarzbrot), Hülsenfrüchte, Pilze, weniger Kartoffeln. Mäßig im Essen und Trinken, weder zu warm noch zu kalt!

8. **Sinne.** a. Auge. Inneres: Der Augapfel besteht aus 3 Häuten: Hornhaut mit weißer Augenhaut, Aderhaut mit Regenbogenhaut, welche in der Mitte die Pupille hat, die Netzhaut mit Sehnerv. Linse, vordere Augenkammer mit Augenwasser, hintere mit Glaskörper. Tränendrüsen. Kurzsichtigkeit, grauer und schwarzer Star. — Äußere Teile: Augenlider, Augenwimper, Augenbrauen. — Zu grelle (direktes Sonnen-

licht) od. ungenügende (Dämmerung) Beleuchtung, raucherfüllte, heiße Luft und eingedrungene Fremdkörper (Mücken, Staubteile) schaden der Sehkraft, angemessene Belichtung der Arbeit von links her u. die rechte Entfernung derselben vom Auge fördern das Sehvermögen. — b. Ohr. Äußeres: Ohrmuschel, Gehörgang, Trommelfell. Mittleres: Paukenhöhle, Ohrtrompete, Gehörknöchelchen. Inneres: Labyrinth, Gehörwasser, Gehörnerv, Ohrenschmalz. — Heftige Erschütterungen, Zugluft u. Überanstrengung im Hören feiner Tonunterschiede schwächen dieses Sinnesorgan. Halte den äußeren Gehörgang durch Waschen rein! Bringe nicht Bohnen, Erbsen od. harte, spitze Gegenstände in denselben! — c. Nase, teils knöchern, teils knorpelig, besteht aus Nasenwurzel, -rücken, -spitze, -muscheln, -löchern. Geruchsnerven in der Schleimhaut. — Bei Schnupfen atme reine, aber nicht zu kalte Luft ein! d. Zunge, Geschmackswärzchen in der Zungenhaut. — Scharfe Gewürze vermeide! — e. Haut als Tastorgan. Tastwärzchen.

9. **Sprachorgan.** Kehlkopf aus knorpeligen Ringen und Platten bestehend. Die unteren Stimmbänder erzeugen die Stimme. Obere Stimmbänder. Stimmritze. Kehldeckel. — Mund, Zähne, Lippen, Zunge, Gaumen. — Katarrh, Husten, Bräune, Diphtheritis.

Wir pflegen unser Sprachorgan, wenn wir anhaltendes, zu lautes Sprechen, staubige u. raucherfüllte Luft, sowie kalte Getränke nach Anstrengungen der Sprechwerkzeuge meiden.

10. **Kleidung.** Die Kleider bilden die Wärmeleiter zwischen Haut und äußerer Luft; deshalb tragen wir im Sommer Leinen (gute Wärmeleiter) und im Winter Wolle (schlechte Wärmeleiter). „Den Kopf halt kühl, die Füße warm, das macht den besten Doktor arm." Sorge im allgemeinen für leichte, nötige, bequeme, der Jahreszeit angemessene Kleidung und enge den Körper nicht (durch Kragen, Schnürleib, Stiefel) um der Eitelkeit willen ein! Durchnäßte Kleidungsstücke sind möglichst rasch durch trockene zu ersetzen.

11. **Wohnung.** Sie soll uns gegen die Witterungswechsel schützen, luftig aber nicht zugig, lichtvoll und freundlich, trocken und auf 17 bis 20° C. erwärmt sein. Lüfte oft! Halte Staub, Feuchtigkeit und üblen Geruch fern! Große Schlafzimmer und kleine „Gute Stuben"!

Das Tierreich.

Die Tiere haben Empfindung und willkürliche Bewegung. Die Wirbeltiere sind entweder warmblütig (Säugetiere und Vögel), oder kaltblütig (Amphibien und Fische). Die wirbellosen Tiere sind ohne inneres Skelett und weißblütig.

Die Säugetiere

haben rotes, warmes Blut, atmen durch Lungen und bringen lebendige Junge zur Welt. Bedeckung: Haare, Wolle, Borsten, Stacheln, Schuppen, gürtelartige Schilde. — Waffen: Zähne, Klauen, Schweif, Hufe, Hörner, Stacheln, Rüssel, besondere übelriechende Feuchtigkeit. — Aufenthalt: Auf und in der Erde, auf Bäumen, im Wasser. Nahrung: Pflanzen, Fleisch oder beides. — Nutzen: Nahrung, Kleidung, Arznei, Düngemitttel, Brennmittel, Stoff zu vielen Gerätschaften, zu Seifen, Lichten 2c., Lasttragen, Reiten 2c.,

I. Vierhänder (Affen) Gorilla, Orang-Utang, Schimpanse, Paviane; Brüllaffen, Klammeraffen.

II. Fledermäuse. Großohr, Zwergfledermaus, Flatterhund, Vampyr.

III. Raubtiere. a. Insektenfresser: Igel, Maulwurf, Spitzmaus; — b. Fleischfresser: Brauner Bär, Eis-, Waschbär, Dachs; Iltis, Frettchen, Wiesel, Hermelin, Marder, Zobel, Fischotter, Ichneumon; Hund, Wolf, Fuchs; Hyäne, Katze, Löwe, Tiger, Panther, (Parder), Leopard, Luchs.

IV. Beuteltiere: Beutelratte und Känguruh.

V. Nagetiere: Eichhörnchen, Siebenschläfer, Murmeltier; Ratte, Wasserratte, Maus, Feldmaus, Hamster; Biber, Stachelschwein, Hase, Kaninchen, Seidenhase, Meerschweinchen.

VI. Zahnarme Säugetiere: Faultiere, Ameisenfresser, Gürtel-, Schnabeltiere.

VII. Vielhufer (Dickhäuter): Elefant, Fluß- oder Nilpferd, Schwein, Rhinozeros (Nashorn), Tapir (Wasserschwein).

VIII. Einhufer: Pferd, Esel, Zebra.

IX. Zweihufer (Wiederkäuer): Kamel, Lama (Schafkamel), Moschus- und Bisamtier; Giraffe, Gazelle, Gemse, Ziege, Schaf, Rind, Auerochse, Büffel; Hirsch, Reh, Damhirsch, Elentier, Renntier.

X. Ruderfüßler: Seehund, Seebär, Seelöwe, Seeelefant, Walroß.

XI. Wale (Fischsäugetiere): Delphine, Narwal, Pottfisch, Walfisch.

Die Vögel

haben rotes, warmes Blut, atmen durch Lungen, legen hartschalige Eier, haben 2 Füße, 2 Flügel, hornartigen Schnabel, Federn, ziemlich kleinen, meist eirunden Kopf, scharfe Augen mit Nickhaut. Ihr innerer Bau ist dem der Säugetiere ähnlich, das Gehirn verhältnismäßig größer, das Rückgrat nicht aus Wirbeln bestehend, Brust breit, Lunge sehr groß, Luftröhre ohne Kehldeckel, Knochen meist hohl. — Sie leben meist paarweise bauen Nester aus Reisern, Stroh, Schilf, Moos, Haaren, Wolle, Federn, Schlamm 2c., verbergen sich auf Felsenspitzen, Bäumen, in Mauerlöchern, Hecken, auf platter Erde, an Ufern, zwischen Schilf 2c. und legen manche 1, manche 40—60 Eier jährlich. Ihre meist nackten Jungen bewachen und füttern sie sorgfältig. (Nesthocker; die Nestflüchter bewegen sich nach dem Ausschlüpfen frei umher.) Stand-, Zug-, Strichvögel. Sie verzehren Aas, Frösche, Eidechsen, Schlangen, lästige Insekten, Würmer, befördern die Verbreitung des Pflanzensamens, geben Fleisch, Eier, Federn, ergötzen durch Gesang.

I. Raubvögel: Greif-, Lämmergeier, Stein-, Gold-, Seeadler, Edelfalke, Habicht, Sperber, Würger, Eulen (Ohr-, Schleier-, Waldeulen.)

II. Leichtschnäbler: Papageien, Kakadu, Pfefferfresser.

III. Spechtartige Vögel: Schwarz-, Blau-, Grün-, Bunt-, Mauerspecht, Eisvogel, Wiedehopf, Baumläufer, Kolibri.

IV. Krähen oder rabenartige Vögel: Gemeiner Rabe, Raben-, Saat-, Nebel-, Mandelkrähe, Dohle, Elster, Kuckuck, Pirol, Paradiesvogel.

V. Singvögel: Lerche, Star, Drossel, Seidenschwanz, Kreuzschnabel, Dompfaff (Gimpel), Goldammer, Finke, Sperling, Stieglitz, Grasmücke, Nachtigall, Bachstelze, Rot-, Weiß-, Blaukehlchen, Rotschwanz, Zaun- oder Schneekönig, Kohl-, Blau-, Haubenmeise, Haus-, Ufer-, Mauer-, Feuerschwalbe,

VI. Tauben- und Hühnerarten: Haus-, Ringel-, Turtel-, Lach-, Wandertaube, Haushuhn, Fasan, Perl-, Reb-, Schneehuhn, Haselhuhn, Truthahn, Pfau, Trappe, Wachtel.

VII. Straußartige Vögel: Strauß, Kasuar.

VIII. Sumpfvögel: Storch, Kranich, Fischreiher, Schnepfe, Kiebitz, Wasserhuhn, Wachtelkönig, Flamingo, Löffelgans, Ibis, Trompetenvogel.

IX. Wasservögel: Ente, Gans, Eidergans, Schwan, Fettgans, Kropfgans, Möwe, Seeschwalbe.

Die Amphibien (Reptilien)

haben rotes, mäßig warmes Blut, einkammeriges Herz, unvollkommenen Blutumlauf Lungen, die einem häutigen Sacke gleichen, nur zum Festhalten bestimmte Zähne und wenig ausgebildete Sinne. Bedeckung Schleimhaut oder Schuppen, Schilde und Platten. Sie haben ein sehr zähes Leben, Wiedererzeugungskraft und große Reizbarkeit der Muskeln. Sie vermehren sich meist durch häutige Eier, und die meisten können im Wasser und auf dem Lande leben. Winterschlaf. Nahrung meist Tiere. Sie vertilgen lästige Tiere, viele geben gesundes Fleisch, eßbare Eier, Haut und Schildpatt. Einige sind durch ihr Gift gefährlich. Giftzahn.

I. Nackthäuter. Das aus den Eiern (Froschlaich) kriechende Junge (Kaulquappe) nimmt nach und nach Froschgestalt an. Brauner Gras-, grüner Wasser-, Laubfrosch, gemeine Kröte, Hausunke.

II. Schildkröten. Sie sind in 2 knochige Schalen eingeschlossen, haben 4 Füße, kleinen Kopf und Schwanz. Meer-, Fluß-, Landschildkröten. Die Riesenschildkröte, gegen 800 Pfund schwer, kann 8—10 Menschen tragen.

III. Eidechsen: Gemeine, grüne Eidechse, Salamander, Wassermolch, Krokodil, 5—6 m lang (Kaiman, Alligator), Chamäleon, Blindschleiche.

IV. Schlangen: Hausnatter, Kreuzotter, Brillen-, Klapper-, Riesenschlange.

Die Fische

atmen durch Kiemen, haben rotes, mäßig warmes Blut, ein aus Gräten oder Knorpeln bestehendes Gerippe und ein kleines Gehirn. Die Kiemen, gewöhnlich aus blutroten Fasern bestehend, haben Kiemendeckel und Kiemenhaut, das Herz hat bloß eine Haupt- und eine Nebenkammer. Der Blutumlauf ist langsam und schwach, die Zähne stehen in Kiefern, am Gaumen oder auf der fast unbeweglichen Zunge. Rachen und Mundhöhle sind ungetrennt. Mit Hilfe der Schwimmblase kann sich der Fisch leichter oder schwerer machen. Die Augen sind ohne Lider, die äußeren Gehörwerkzeuge fehlen. Die gewöhnliche Bedeckung sind Schuppen. Die Fische legen Eier (Rogen), und manche unternehmen zum Laichen weite Züge. Nahrung: Fische, Insekten, Würmer, Eier, Pflanzen, Unrat ꝛc. Viele dienen Menschen und Tieren zur Nahrung.

I. Stachelflosser: Flußbarsch, Sander, Makrele, Schwertfisch.

II. Weichflosser: Schmerle, Wels, Zitterwels, Lachs, Forelle, Hecht, Karpfen, Schleie, Barbe, Zärthe, Gründling, Gold- und Silberfisch, Hering, Sardelle, Schellfisch, Sprotte, Stockfisch, Schollen.

III. Freikiemer: Stör, Hausen, Igel-, Klumpfisch.

IV. Haftkiemer: Haifisch (Riesenhai), Sägefisch, Lamprete, Zitterroche, Neunauge.

Ringel- oder Gliedertiere.

I. Die Insekten haben kaltes, weißliches Blut, Luftlöcher zum Atmen, wenigstens 6 Füße, einfache oder zusammengesetzte, unbewegliche Augen und Fühlhörner, aus mehreren Gelenken bestehend. Die Freßwerkzeuge sind zum Kauen oder Saugen, und der Hinterleib ist mit Stacheln, Zangen, Scheren oder Borsten bewaffnet. An der Brust sind 2 oder 4 Flügel, mit oder ohne Flügeldecken. Längs des Bauches läuft ein knotiger Faden wie Rückenmark und längs des Rückens eine feine Röhre, welche die Stelle des Herzens oder einer großen Pulsader vertritt. — Nahrung: Pflanzen, Tiere oder faulende Körper. Aufenthalt: Im Wasser, in oder auf der Erde, auf Pflanzen oder tierischen Körpern. Verwandlung vieler Insekten. Aus den Eiern kommen Larven (Engerlinge, Raupen, Maden); aus diesen entstehen Puppen, endlich vollkommenene Insekten. Sie geben Nahrung für Tiere und Menschen, befördern die Befruchtung der Gewächse, verzehren Unrat ꝛc. a. Käfer (Hartflügler): Lauf-, Aas-, Speck-, Haus-, Mehl-, Mist-, Nashorn-, Herkules-, Rüssel-, Samen-, Borken-, Spring-, Leucht-, Pflaster-, Marien-, Hirsch-, Mai-, Junikäfer, Totengräber, Maiwurm; — b. Hautflügler: Wespe-, Gall-, Schlupf-, Plattwespe, Biene, Hummel, Ameise; — c. Schuppenflügler (Schmetterlinge): Baum-, Kohlweißling, Pappel-, Fichten-, Eichen-, Weinschwärmer, Seidenspinner, Spanner, Motte; — d. Netzflügler: Wasserjungfer, Eintagsfliege, Ameisenjungfer, Termite; — e. Gradflügler: Schabe-, Fang-, Säbelheuschrecke, Heuschrecke, Maulwurfs-, Hausgrille, Ohrwurm; — f. Zweiflügler Viehbremse, Stuben-, Schmeiß-, Stech-, Biesfliege, Mücke, Floh; — g. Halbflügler: Wanzen, Zirpen, Blatt-, Schildläuse ꝛc.

II. Spinnenartige Insekten: Kreuz-, Fenster-, Sommerspinne, Skorpion, Milbe.

III. Krebsartige Insekten: Krebs, Hummer, Assel.

IV. Die Würmer haben einen länglichen, weichen Körper, keine oder wenigstens nicht gegliederte Füße, ein undeutliches Nervensystem und atmen durch Kiemen oder durch die ganze Körperfläche. — Ringelwürmer: Regenwurm, Blutegel; — Eingeweidewürmer: Spul-, Band-, Blasenwurm, Trichine.

Bauch- oder Schleimtiere.

I. Die Weichtiere haben wenig entwickelte Organe der Verdauung, des Atmens und des Blutumlaufs. Der Körper ist weich, gallertartig und zusammenziehbar. Äußere Gliedmaßen fehlen; viele haben aber eine hautähnliche, die meisten auch eine harte Hülle, teils aus einer, teils aus zwei Schalen bestehend. Kopfweichtiere: Tintenfisch, Garten-, Acker-, Weinbergs-, Purpurschnecke; — kopflose: Riesenmuschel, Perlmuschel, Auster.

II. Die Strahltiere haben einen kugel-, scheiben- oder walzenförmigen Körper, sind nackt oder mit kalkiger Hülle bedeckt, mit Fangarmen besetzt: Seesterne, Quallen.

III. Polypen sind meist zu Gesellschaften zusammengewachsene Tiere ohne Ortsbewegung. Atmung und Säfte-Umlauf fehlen. Korallenbänke.

IV. Aufgußtierchen sind meist mikroskopische, in Aufgüssen auf pflanzlichen und tierischen Stoffen befindliche Tierchen.

Das Pflanzenreich.

Pflanzen sind organische Körper ohne Gefühl und willkürliche Bewegung. Teile: Wurzel (Pfahl-, Faserwurzel, 1- oder 2jährig oder ausdauernd), Stamm (unterirdisch: Wurzelstock, Zwiebel, — oberirdisch: Holzstamm, Stengel, Halm, Schaft), Blätter (Spreite, Stiel, Nerven, Scheide), Blüte (Kelch, Krone, Staubgefäße, Pistill — vollständige und unvollständige — Zwitter-, männliche, weibliche), Frucht (Schalfrucht, Schließfrucht, Nuß, Hülse, Schote, Kapsel, Steinfrucht, Apfelfrucht, Beere, Kürbisfrucht). — Nebenorgane: Stacheln, Dornen, Haare, Drüsen, Ranken.

Einteilung: A. Pflanzen mit undeutlichen Blüten, Nacktkeimer (ohne Samenlappen). I. Kl. **Pilze**, ohne Pflanzengrün, ohne Blätter, Blüten und eigentliche Früchte — Strunk und Hut: Rußbrand, Hefenpilz, Mutterkorn, Schimmel, Bovist, Trüffel, Champignon, Fliegenpilz, Steinpilz, Baumschwamm. II. Kl. **Flechten**, aus Fäden oder häutigem Gewebe bestehend: Schwefelmoos, Bartflechte, Renntierflechte, isländisches Moos und eigentliche Flechte. III. Kl. **Grünpflanzen** mit Pflanzengrün: Algen (im Wasser), Moose, Farne, Bärlappe, Schachtelhalme.

B. Pflanzen mit deutlichen Blüten. a. Spitzkeimer (mit einem Samenlappen). IV. Kl. **Scheidenpflanzen**, Gräser, mit Knoten versehene Halme, parallelnervige Blätter: Hirse, Rohr, Hafer, Gerste, Weizen, Roggen, Reis, Mais. — Zwiebel- und Liliengewächse, z. B. Schneeglöckchen, Narzisse, Hyazinthe, Knoblauch, Herbstzeitlose. — Palmen. — Knabenkraut. b. Blattkeimer (mit 2 Samenlappen). V. Kl. **Zweifelblumige**, Blumen fehlend, oder doch zweifelhaft, ob Kelch oder Krone: Nadelhölzer, Blüten in Kätzchen, Frucht in Zapfen, Holzstamm (Kiefer, Lärche, Fichte, Tanne), Kätzchenblütler (Erle, Birke, Buche, Winde, Haselnuß 2c.), Hopfen, Brennessel, Hanf, Pfeffer, Zimmet. VI. Kl. **Ganzblumige**, vollständige Blüte, Krone einblättrig: Krapp, Kaffeebaum, Holunder, Karde, Korbblütler (Blüten in einem Blütenkörbchen, z. B. Gänseblümchen, Aster, Kamille, Distel, Kornblume, Löwenzahn, Lattich), Nachtschattengew. (Kartoffel, Nachtschatten, Tabak, Stechapfel, Bilsenkraut), Winden, Lippenblütler (Taubnessel, Gundermann), Löwenmaul, Himmelschlüssel, Heidekraut, Heidelbeere. VII. Kl. **Kelchblütler**, Krone mehrblättrig. Krone und Staubgefäße auf dem Kelche festgewachsen: Doldengewächse, alle Blütenstiele aus einem Punkte (Schierling, Petersilie, Möhre, Kümmel, Kälberkropf), Schmetterlingsblütler — Fahne, Segel (Flügel), Schiffchen, Hülsenfrüchte — (Bohne, Erbse, Wicke, Klee, Akazie), Johannes- und Stachelbeere, Rosengewächse (Rose, Erd-, Brom-, Himbeere, Apfel-, Birn-, Mandel-, Kirsch- und Pflaumenbaum). VIII. Kl. **Stielblütler**, alle Blütenteile voneinander unabhängig, Krone mehrblättrig: Kreuzblütler, Fruchtschote oder Schötchen (Kohl, Raps, Lack, Levkoie, Brunnenkresse, Hirtentäschel), Mohn, Schöllkraut, Veilchen, Hahnenfuß, Wolfsmilch, Malven, Baumwolle, Storchschnabel, Nelken, Theestrauch, Linde, Johanniskraut, Lein, Orangenbaum.

Alle Pflanzen bestehen aus Zellen. Die Nahrungsstoffe, die die Pflanze nur in gelöstem Zustande aufnimmt, dringen von der Wurzel aus durch die Zellenhaut von Zelle zu Zelle. Der Zellensaft enthält Pflanzengrün, Farbstoff (Waid, Indigo), Stärke (Kartoffel), Öl (Kümmel), Milchsaft (Löwenzahn, Schöllkraut), Harz (Nadelhölzer), Gerbstoff (Eiche) 2c.

Die grünen Pflanzenteile atmen Sauerstoff aus und nehmen Kohlensäure auf.

Die Fortpflanzung der Pflanzen geschieht durch Samen, durch Knollen, Knospenzwiebeln, Ableger, Stecklinge. Pfropfen, Okulieren dient zur Veredelung.

Das Mineralreich.

Die Mineralien unterscheiden sich voneinander durch Kristallisation, Bruch, Schwere, Härte, Farbe, Glanz und chemische Beschaffenheit. Einteilung: Metalle, Erden und Steine, Salze, brennbare Mineralien.

Die **Metalle**, einfache Körper, sind durch Schmelz- und Dehnbarkeit, meist auch durch große Schwere und schönen Metallglanz ausgezeichnet. **Platina**, **Gold** und **Silber** werden zu Münzen und kostbaren Gerätschaften benutzt. Das **Quecksilber** dient zum Scheiden der Metalle, zum Vergolden und Versilbern, Belegen der Spiegelgläser, als Füllung der Barometer und Thermometer, als Medizin. Das **Kupfer** wird zu Münzen und Küchengerätschaften verarbeitet und gibt, mit anderen Metallen verbunden, Bronze, Messing, Neusilber. Das **Eisen**, in den Hochöfen aus Eisenerzen gewonnen und auf den Eisenhämmern zu Stabeisen oder zu Stahl verarbeitet, ist das nützlichste aller Metalle. Das **Blei** wird zu Flintenkugeln und Schrot, das **Zinn** zu Gefäßen und zum Verzinnen, das **Zink** zu Metallkompositionen, **Nickel** zu Münzen, der **Kobalt** zur blauen Farbe, der **Arsenik** beim Färben und Schmelzen benutzt.

Die **Erden und Steine** sind für sich schwer schmelzbar, im Wasser schwer löslich und nicht brenn- und dehnbar. **Kieselerdhaltig**: Gemeiner Kieselstein, Bergkristall, Quarz, Feuerstein, Chalcedon, Jaspis, Opal ꝛc.; **ton- und alaunhaltig**: Lehm, Töpferton, Pfeifenton, Porzellanerde, Tonschiefer, Gelberde, Tripel, Bolus, Walkerde, Rötel, Schmirgel, Saphir, Rubin, Topas, Granat ꝛc.; **kalkerdhaltig**: Gemeiner Kalkstein, Marmor, Kreide, Gips, Alabaster ꝛc.; **talk- oder bittererdhaltig**: Gemeiner Talk, Meerschaum, Serpentinstein ꝛc.; **beryllerdhaltig**: Smaragd. — Mechanisch zusammengesetzte Steinarten: Granit, Porphyr, Gneis, Syenit, Basalt, Sandstein.

Die **Salze** sind im Wasser auflöslich. **Kochsalz** findet sich als Stein-, Quell- und Seesalz und dient als Würze, Schmelz- und Arzneimittel. **Salpeter** wird zum Schießpulver und Einpöckeln gebraucht, **Alaun** zum Leimen und Färben, **Salmiak** und **Glaubersalz** als Heilmittel, **Pottasche** bei Bereitung des Glases und der Seife.

Brennbare Mineralien: **Schwefel**, zum Reinigen der Federn und der Wolle, als Bestandteil des Schießpulvers ꝛc. benutzt; **Diamant**, **Reißblei**, **Steinkohle** (Schiefer-, Schwefel-, Glanzkohle), aus versunkenen Wäldern entstanden, **Braunkohle**, **Torf**, **Bernstein** (Elektron). **Asphalt**, **Naphtha**, **Petroleum**.

Naturlehre.

In der Natur gehen fortwährend Veränderungen vor, welche man Naturerscheinungen oder Naturbegebenheiten nennt, und die, durch Ursachen (Kräfte) hervorgebracht, nach bestimmten Gesetzen sich richten. Naturgesetze.

An den Körpern befinden sich folgende allgemeine Eigenschaften: 1. **Räumlichkeit** oder Ausdehnung, auf welche Größe und Gestalt der Körper sich gründen; 2. **Undurchdringlichkeit**, welcher aber keineswegs die Porosität der Körper widerspricht; 3. **Teilbarkeit**, bei welcher man eine mechanische und eine chemische Teilung unterscheidet; 4. **Trägheit** oder Beharrungsvermögen, nach welchem der ruhende Körper in Ruhe und der bewegte in Bewegung bleiben will. Bei der Bewegung eines Körpers ist auf Raum, Zeit und Richtung zu achten. Die Zeit, in welcher ein Körper einen gewissen Raum durchläuft, bestimmt seine Geschwindigkeit. Man unterscheidet geradlinige, krummlinige, Zentral- und Achsenbewegung, ferner gleichförmige und ungleichförmige Bewegung.

Die Kraft, von welcher die Teilchen eines Körpers zusammengehalten werden, nennt man die **Anziehungskraft**, von der auch die Festigkeit eines Körpers abhängig ist. Ebenso äußern auch die Teilchen eines Körpers bald mehr, bald weniger Anziehung auf die Teilchen eines andern Körpers, worauf sich der Gebrauch von Bindemitteln gründet (Leim, Lehm, Kalk). Naßwerden der Gegenstände. Aufsteigen der Flüssigkeiten in Löschpapier, Lampendochten, Pflanzen ꝛc. Sprengung von Steinen durch Befeuchtung der Keile. — Die Weltkörper äußern ihre Anziehungskraft auch in weiter Entfernung. Alle auf der Erde befindlichen Körper werden von dieser angezogen und fallen, wenn sie nicht gehindert werden, ihrem Mittelpunkte zu. Schwere. Senkblei. Druck (absolutes Gewicht).

1. Von den festen Körpern.

Die größere oder geringere **Festigkeit** dieser Körper nach Länge und Breite ist abhängig von der anziehenden Kraft der einzelnen Teilchen und kann z. B. bei

Metallen durch Hämmern, schnelles oder langsames Abkühlen vermehrt oder vermindert werden. — Soll ein Körper nicht fallen, so muß sein Unterstützungspunkt mit dem Schwerpunkte und dem Mittelpunkte der Erde in gerader Linie sein, und ein Körper steht um so fester, je mehr Umfang die Unterstützung hat und je weniger der Unterstützungspunkt tiefer liegt als der Schwerpunkt. Gleichgewicht, Hebel. — Am Hebel sind der Unterstützungspunkt, der Angriffspunkt der Last und derjenige der Kraft (Gewicht) zu unterscheiden. Einarmiger Hebel (Brechstange, Hebebaum), ungleicharmiger (Schnellwage, Schlüssel, Sensen, Schaufeln) und gleicharmiger (Krämerwage). ;Anwendungen des Hebels sind die feste Rolle, die bewegliche Rolle, der Flaschenzug und das Rad an der Welle (Haspel, Erdwinde oder Göpel, Treträder). Wie diese Vorrichtungen, so dient auch die schiefe Ebene zur Ersparung von Kraft. Schrotleiter, Treiblade, Keil (Äxte, Meisel, Nägel 2c.) Eine Art der schiefen Ebene ist die Schraube. — Was an Kraft gewonnen wird, geht an Zeit verloren.

2. Von den tropfbar flüssigen Körpern.

Sie stellen stets eine horizontale Oberfläche dar, bilden Tropfen und üben einen Druck nach allen Seiten aus. Das Wasser, eine Verbindung von Wasser und Sauerstoff, findet sich in der Natur fast immer mit fremdartigen Beimischungen (meist etwas Kohlensäure, Härte des Wassers)., Salzwasser, Sauerbrunnen eisenhaltige Wasser 2c. — Kalkteilchen enthaltendes Wasser kocht die Speisen nicht weich, macht die Seife gerinnend und ist daher zum Waschen unbrauchbar. — Entfernung der Luft aus dem Wasser beim Kochen. Erzeugung der Fäulnis des Wassers durch darin befindliche Stoffe.

Ein ins Wasser getauchter Körper drängt so viel Wasser aus seiner Stelle, als er selbst Raum einnimmt, und wird daher so viel leichter, als eine an Größe ihm gleiche Wassermasse wiegt. Schwimmen, Schiffe Pontons, Schwimmblasen. Schwere Flüssigkeiten tragen größere Lasten. Auf obiges Gesetz gründet sich die Ermittelung des spezifischen Gewichts der Körper. So vielmal ein Körper schwerer ist, als Wasser, so viel beträgt sein spezifisches Gewicht. — Flüssigkeitsmesser: Laugen-, Branntwein-, Bier-, Milchwage 2c.

3. Von den luftförmigen Körpern.

Der bekannteste derselben ist die gemeine oder atmosphärische Luft, aus Sauerstoff und Stickstoff zusammengesetzt, welche die ganze Erde in einer Höhe von vielleicht 75 km umgibt. Sie ist undurchdringlich, woraus sich die Wirkungen stark bewegter Luft, das Schwimmen der Wolken in derselben und der Vorgang bei der Taucherglocke erklären. Sie ist auch elastisch, weshalb die in der Feuerspritze zusammengepreßte Luft das Wasser mit großer Gewalt heraustreibt. Windbüchse. Knallbüchse. — Mittels ihrer Schwere (sie ist gegen 800mal leichter als Wasser) übt die Luftmasse einen gewaltigen Druck aus, der auf einen erwachsenen Menschen an 30 000 Pfd. beträgt. Dieser Druck ist auch die Ursache vom Steigen des Wassers im luftleeren Raume. Saugen. Handspritze, Wasser- oder Saugpumpe. — Stech-, Saugheber, Spundloch am Fasse, Loch im Deckel an der Kaffeekanne, Schröpfköpfe, Blasebalg 2c. — Zur Messung des Luftdrucks dient das Barometer (Luftdruck-, Luftdichtigkeitsmesser), in dessen Röhre durch den gewöhnlichen Luftdruck das Quecksilber 76 cm hoch erhalten wird und das man zu Höhemessungen und als Wetterglas gebraucht. — Mit Hilfe der Luftpumpe (Luftverdünnungsmaschine) kann man einen fast ganz luftleeren Raum hervorbringen. In einem solchen Raume sterben Tiere, welken Pflanzen, Bier und Wein verlieren ihre Kraft, Lichter verlöschen, schlagende Uhren geben keinen Schall, alle Körper fallen gleich schnell, Wasser fängt bald an zu sieden, das Quecksilber im Barometer sinkt, Handspritzen ziehen kein Wasser, eine Blase schwillt auf und durch ein Löchelchen eines Eies wird das ganze Dotter herausgetrieben.

Andere ausdehnsame Flüssigkeiten. Der Sauerstoff macht $^1/_5$ der Atmosphäre und $^1/_2$ der ganzen Erdmasse aus, veranlaßt das Sauerwerden und Faulen vieler Stoffe und vereinigt sich beim Verbrennen unter Licht- und Wärmeentwicklung mit dem brennbaren Körper, weshalb ohne Luft kein Feuer brennen, wie auch kein Tier leben kann. Dämpfen des Feuers durch Entziehung, Beförderung desselben durch Zuführung von Sauerstoff. — Der Stickstoff macht fast $^4/_5$ der gemeinen Luft aus

und gibt, mit Sauerstoff chemisch verbunden, die Salpetersäure. — Die Kohlensäure eine Verbindung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff, entwickelt sich aus brennenden Kohlen, in Gärung übergehenden Pflanzenstoffen 2c. Sie gibt dem Wasser die Härte, dem Biere und Weine die Schärfe, ist aber beim Einatmen tödlich. Gesundbrunnen. — Das Wasserstoffgas (brennbare Luft), ein Bestandteil des Wassers und vieler anderer Körper, läßt sich entzünden und gibt mit die Veranlassung zu Irrlichtern und anderen feurigen Lufterscheinungen. Es ist 14 ½ mal leichter als die gemeine Luft. Luftballon. Bereitung des Kohlenwasserstoffgases in Gasbereitungsanstalten. Gasbeleuchtung.

Die Luft ist auch das Hauptmittel der Schallfortpflanzung. Ein in zitternde Bewegung gesetzter Körper teilt diese Bewegung der ihn umgebenden Luft mit, welche sie wellenartig an unser Ohr fortpflanzt. Hörrohr, Sprachrohr, Fortpflanzung des Schalles in 1 Sekunde 340 m bei + 16° C. Berechnung der Entfernung des schallenden Körpers. Zurückwerfung des Schalles von festen Körpern. Widerhall. Echo.

4. Von der Wärme.

Sie wird erregt durch Reibung (Hände, Säge, Bohrer, schnellbewegte Räder, Feueranschlagen, Feuermachen der Wilden), durch Mischung verschiedener Materialien (ungelöschter Kalk und Wasser. Selbstentzündungen: Düngerhaufen, feuchtes Heu und Getreide, geröstete Kleie, Malz, Mehl, mit Öl angefeuchtete Zeuge 2c.), durch die Sonnenstrahlen (Brenngläser und Brennspiegel. Sommer und Winter, Morgen, Mittag und Abend) und durch Elektrizität.

Die Wärme dehnt alle Körper aus. Der Plattstahl muß kleiner sein als der Raum in der Plattglocke. Reifen werden glühend ums Wagenrad gelegt. Zerspringen verschlossener Gefäße in der Wärme. Gefahren plötzlicher Abkühlung oder Erhitzung. Erfrorene Menschen, erfrorenes Obst 2c. — Thermometer. Einteilung der Entfernung des Siedepunktes vom Eispunkte in 80 Grade (Réaumur) oder in 100 (Celsius) oder in 180 Grade (Fahrenheit). Kälte- und Wärmegrade. — Die Wärme ist Hauptursache der Luftbewegungen. —

Die Wärme verwandelt feste Körper in tropfbar flüssige und diese in luftförmige (Eis, Wasser, Wasserdampf), wobei eine bestimmte Temperatur und Wärmemenge notwendig ist. Kochen des Wassers in Papiertiegeln. Kälte bei Tauwetter, in der Stube, wenn nasse Wäsche aufgehangen ist oder gesprengt wird. — Bei 0° R. wird Wasser zu Eis. Feuchtigkeit auf Wegen, an Fenstern und Wänden, Tau, Regen, Dünste in der Luft gefrieren. Es nimmt einen größeren Raum ein als Wasser. — Bei 80° R. verwandelt sich Wasser in Dampf, der einen 1700 mal größeren Raum einnimmt. Dampfmaschinen. (Dampfheizung, Dampfkochen.) — Schon bei gewöhnlicher Temperatur verdunsten Flüssigkeiten. Trocknen nasser Gegenstände, Abnehmen des Wassers in offenen Gefäßen, Ausdünstung von Menschen, Tieren, Pflanzen 2c. — An kalten Körpern schlagen sich die Dünste wieder nieder. Feuchtwerden der Wände, Anlaufen der Fenster, Schwitzen der Gläser, Schiefertafeln. Morgen- und Abendtau. — Dampfen der Flüsse und Wiesen, Rauchen der Berge, Nebel, Wolken. — Verwandlung der Dünste in Wasser. Land-, Strich-, Platz-, Staubregen, Wolkenbrüche. Früh- und Spätregen.

Die Wärme wird vermindert a. durch Mitteilung an andere Körper (gute [Metalle] und schlechte [Stroh, Pelze, Wolle, Holz, Federn, Luft] Wärmeleiter; diese nehmen die Wärme langsam auf, bewahren sie aber auch länger als jene. Ziegel- und Strohdächer, steinerne und hölzerne Wände, leinene und wollene Kleider 2c.) und b. durch Ausstrahlung. Die Wärmestrahlen pflanzen sich allseitig und geradlinig fort.

5. Vom Lichte.

Man denkt sich einen im ganzen Weltraume verbreiteten höchst feinen Stoff (Lichtäther), der, in eine wellenartige Bewegung versetzt, im Auge den Eindruck des Lichts erzeugt. Leuchtende, erleuchtete, durchsichtige, durchscheinende, undurchsichtige Körper. Schatten. Kern- und Halbschatten. — Kleiner-Erscheinen entfernter Gegenstände. Gesichtstäuschungen. Alle Körper werfen mehr oder weniger die auf sie fallenden Lichtstrahlen zurück. Sichtbarwerden dunkler Körper. Glatte Flächen mit dunklem

Untergrund (Spiegel) geben ein Bild. Wasser-, Glas-, Metallspiegel. Nebensonnen und Nebenmonde. — Bei dem Hohlspiegel werden die parallel einfallenden Strahlen auf einen Punkt zurückgeworfen. Brennpunkt. Erhabene Spiegel geben ein verkleinertes Bild.

Gehen die Lichtstrahlen aus einem dichteren Mittel (Wasser) in ein dünneres (Luft) über, oder umgekehrt, so werden sie gebrochen. Stock im Wasser, Fische, Steine &c. erscheinen der Oberfläche des Wassers näher. Morgen- und Abenddämmerung. — Erhabene Gläser (Brenngläser, konvexe Linsen) vereinigen die Lichtstrahlen (Brennpunkt), Hohlgläser (konkave, Zerstreuungslinsen) zerstreuen sie. Kristallinse. Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit. Brillen. Vergrößerungsgläser (Mikroskope) und Fernrohre (Teleskope).

Jeder Lichtstrahl besteht aus 7 verschiedenen Farben, und je nachdem ein Körper nur den roten oder grünen &c. Strahl zurückwirft, erscheint er rot oder grün &c. Abend- und Morgenrot, Farben der Wolken, Blau des Himmels, Regenbogen (Brechung und Zurückwerfung in herabfallenden Regentropfen), Höfe um Sonne und Mond; Nebenregenbogen, Wassergalle.

6. Vom Magnetismus.

Gewisse Eisenerze (Magneteisenstein) ziehen Eisen an. Diese Eigenschaft zeigt sich am Magnet besonders an zwei einander entgegengesetzten Punkten: Nord- und Südpol. Gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an. Auch gewöhnliches Eisen (Stahl dauernd) kann magnetisch gemacht werden. Künstliche Magnete. — Die Erde selbst ist ein großer Magnet. Magnetische Pole der Erde. Daher richtet sich der frei aufgehangene Magnet mit seinem einen Pole nach Norden, mit dem andern nach Süden. Kompaß. Windrose. Die Abweichung der Magnetnadel von der Nordsüdlinie heißt „Deklination".

7. Von der Elektrizität.

Den Zustand eines Körpers, in welchem er leichte Körper anzieht und wieder abstößt, Licht ausströmt, einen phosphorartigen Geruch um sich verbreitet, nennt man einen elektrischen. Positive (Glas-) und negative (Harz-) Elektrizität. Trennung dieser beiden Elektrizitäten und Streben nach Wiedervereinigung. Gute und schlechte Leiter. Isolieren. Gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an.

Die Elektrizität wird erregt durch Reibung (Elektrisiermaschine, Elektrophor) und durch Berührung (Galvanismus, galvanische Kette, Voltaische Säule, Batterie.)

Sie wirkt auf die Nerven, zersetzt die Körper (Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff) in ihre Bestandteile und dient als Licht- und Wärmequelle. Beim Gewitter findet eine große Anhäufung positiver oder negativer Elektrizität in einer Wolke statt. Blitz, Donner. Es reinigt und kühlt die Luft ab, erschüttert die Erde, befeuchtet dieselbe durch fruchtbaren Regen und vertilgt lästige Insekten. Neigung des Blitzes zu hohen Gegenständen, Metallen, Dünsten, Rauch &c. Blitzableiter. Wetterleuchten. — Nordlicht.

8. Elektromagnetismus.

Durch elektrische Ströme, die um Eisen geleitet werden, wird in diesem Magnetismus (= Elektromagnetismus) erregt. Ein solcher Magnet heißt Elektromagnet. Er wird beim Schreibtelegraphen (1. Elektrizitätsquelle = Batterie, 2. Leitung, 3. Taster, 4. Schreibapparat) und bei der elektrischen Klingel (Druckknopf = Stromschließer) angewendet. — Der elektrische Strom lenkt die Magnetnadel von ihrer gewöhnlichen Richtung ab.

9. Magnetelektrizität.

In guten Leitern wird durch Annäherung eines Magneten Elektrizität (= Magnetelektrizität) erregt. Seine größere oder geringere Nähe stärkt, bezüglich schwächt den erregten Strom (= Induktionsstrom). Ähnlich ist es bei dem Telephon. In einem Elektromagneten wird durch ein vor dem Polende schwingendes Eisenblech der Magnetismus und durch diesen der elektrische Strom gestärkt oder geschwächt. In umgekehrter Reihenfolge treten diese Erscheinungen im Hörapparate auf.

Die Induktionsströme werden durch die Dynamomaschinen in großer Menge und Kraft zur Verwendung im praktischen Leben (Bogen- und Glühlicht, Motore [Straßenbahn]) erzeugt.

Deutsche Sprache.

I. Wortlehre.

A. Allgemeines.

Sprechen heißt, seine Gedanken und Empfindungen durch Worte ausdrücken.

Ein **Wort** ist der kleinste zusammengehörige und für sich selbständig bestehende Teil der menschlichen Rede.

Das gesprochene Wort besteht aus **Lauten**. Es gibt Hellaute oder Selbstlaute und Dumpf- oder Mitlaute.

Man unterscheidet a) einfache Selbstlaute: a, e, i, o, u; b) Umlaute: ä, ö, ü; c) Doppellaute; ei, ai, au, äu, eu.

Die Mitlaute zerfallen a) in einfache: b, c, d, f, g, h, j, k, l, m, n, p, r, s, s, t, v, w, z; b) in zusammengesetzte: ch, ck, ng, ph, pf, qu, ß, sch, st, sp, tz.

Die Zeichen für die Laute heißen **Buchstaben**, es gibt deren 25, sie bilden das Alphabet.

Ein Wort besteht aus einer oder mehreren **Silben**, eine Silbe aus einem oder mehreren Lauten, die mit einem Absatze der Stimme ausgesprochen werden.

Ein Wort drückt entweder einen Begriff aus (Begriffswort), oder dient nur zur Formung der Rede (Formenwort).

B. Wortklassen.

Es gibt 10 Wortklassen: Hauptw., Geschlechtsw., Eigenschaftsw., Zeitw., Fürw., Zahlw., Umstandsw., Verhältnisw., Bindew. und Empfindungswörter.

1. **Das Hauptwort** ist der Name eines Dinges (eines wirklichen, sinnlich wahrnehmbaren oder eines Gedankendinges). Es gehört einem der 3 Geschlechter an und kann (meist) in der Einzahl und Mehrzahl ausgedrückt werden. Es läßt sich biegen (starke und schwache Biegung) nach den 4 Fällen.

Beispiel.

Einzahl.

	Stark.		Schwach.	
1. Fall (wer? oder was?):	der Baum	das Lamm	der Mensch	die Blume
2. Fall (wessen?):	des Baumes	des Lammes	des Menschen	der Blume
3. Fall (wem?):	dem Baume	dem Lamme	dem Menschen	der Blume
4. Fall (wen? oder was?):	den Baum	das Lamm	den Menschen	die Blume

Mehrzahl.

1. Fall (wer? oder was?):	die Bäume	die Lämmer	die Menschen	die Blumen
2. Fall (wessen?):	der Bäume	der Lämmer	der Menschen	der Blumen
3. Fall (wem?):	den Bäumen	den Lämmern	den Menschen	den Blumen
4. Fall (wen? oder was?):	die Bäume	die Lämmer	die Menschen	die Blumen.

2. **Das Geschlechtswort** bestimmt das Geschlecht des Hauptwortes (männlich, weiblich oder sächlich); der, die, das, Mehrzahl die, ist das bestimmte, ein, eine, ein, das unbestimmte Geschlechtswort.

3. **Das Eigenschaftswort** sagt, wie eine Sache beschaffen ist (Geschlecht und Biegung wie beim Hauptworte), und läßt sich steigern, z. B.:

1. Grad: schön	regelmäßig,	gut	unregelmäßig.
2. Grad: schöner		besser	
3. Grad: schönste		beste	

4. **Das Zahlwort** bezeichnet die Anzahl der Gegenstände; man unterscheidet bestimmte Zahlwörter (Grund-, Ordnungszahlw.) und unbestimmte Zahlwörter. (Biegung der Ordnungs- und unbestimmten Zahlwörter siehe die der Eigenschaftswörter.)

5. **Das Fürwort** vertritt die Stelle des Hauptwortes. Es gibt persönliche, besitzanzeigende, rückbezügliche, hinweisende, fragende und unbestimmte Fürwörter.

Biegung des persönlichen Fürwortes.

Einzahl.

Sprechende Person:	Angesprochene Person:		Besprochene Person:		
1. Fall: ich	du	(Sie)	er	sie	es
2. Fall: meiner (mein)	deiner (dein)	(Ihrer)	seiner (sein)	ihrer	seiner (sein)
3. Fall: mir	dir	(Ihnen)	ihm	ihr	ihm (sich)
4. Fall: mich	dich	(Sie)	ihn	sie	es (sich)

Mehrzahl.

1. Fall: wir	ihr (Sie)	sie
2. Fall: unser	euer (Ihrer)	ihrer
3. Fall: uns	euch (Ihnen)	ihnen (sich)
4. Fall: uns	euch (Sie)	sie (sich)

Biegung des fragenden und bezüglichen Fürwortes.

	Einzahl.			Mehrzahl.
1. Fall (wer? was?):	der	die	das	die
2. Fall (wessen?):	dessen	deren	dessen	deren
3. Fall (wem?):	dem	der	dem	denen
4. Fall (wen? was?):	den	die	das	die

(die Biegung der übrigen ist gleich der Biegung der Eigenschaftswörter.)

6. Das **Zeitwort** zeigt an, was ein Gegenstand tut oder erleidet (Tätigkeit, Zustand). Es gibt bezügliche (hinbezügliche, rückbezügliche, wechselbezügliche) und unbezügliche. Die Abwandlung des Zeitwortes ist die Abänderung nach Person, Zahl, Zeit, Aussageform und Geschlecht. (Bei der Abwandlung braucht man die Hilfszeitwörter sein, haben, werden.)

Personen- und Zahlformen.

Einzahl.	Mehrzahl.
1. Person: ich bitte	1. Person: wir bitten
2. „ : du bittest	2. „ : ihr bittet
3. „ : er, sie, es bittet	3. „ : sie bitten

Zeitformen.

Gegenwart: er bittet	Vorvergangenheit: er hatte gebeten
Mitvergangenheit: er bat	Zukunft: er wird bitten
Vergangenheit: er hat gebeten	Vorzukunft: er wird gebeten haben

Aussageformen.

Bestimmte: er bittet	Befehlende: bitte! bittet!
Abhängige: er bitte	Nennform: bitten
Bedingte: er würde bitten	Mittelform: bittend, gebeten

Geschlecht.

Tätigkeitsform: er bittet
Leideform: er wird gebeten.

Arten der Abwandlung.

Starke Form (wenn der Selbstlaut in der 1. Vergangenheit in einen andern Selbstlaut übergeht (ablautet) und eine Silbe abgeworfen wird), z. B. ich bitte, ich bat.
Schwache Form (wenn der Selbstlaut durchgängig derselbe bleibt und die Silbenzahl des Wortes sich in der 1. Vergangenheit nicht vermindert), z. B. ich bete, ich betete.

7. Das **Umstandswort** bestimmt eine Tätigkeit oder eine Eigenschaft näher nach a. dem Orte (Frage wo? wohin? woher?), b. der Zeit (wann? wie lange? seit wann? wie oft?), c. der Art und Weise (wie?), d. der Bejahung und Verneinung und e. dem Grunde oder Zwecke (warum? wozu?). Die Umstandswörter der Art und Weise lassen sich steigern wie Eigenschafts- und unbestimmte Zahlwörter.

8. Das **Verhältniswort** wird zur Bezeichnung des Verhältnisses zweier Gegenstände zueinander gebraucht. Das Verhältniswort steht stets in engster Verbindung mit dem Hauptworte oder Fürworte und regiert einen bestimmten Fall. Daher entstehen folgende Gruppen:

Fred Kuhn 1910


GLORIA IN EX



